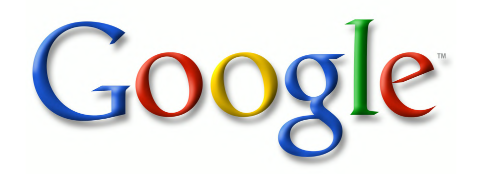


Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

R. Haym.



Elfter Band.

Berlin, 1863.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Am Vorabend des Jahres 1863.

Wer am Schlusse dieses scheidenden Jahres politische Gespräche sucht oder meidet, der wird allenthalben einem und demselben unerquicklichen Thema begegnen. Nicht die großen Welterschütterungen in der Ferne, die ungelösten Räthsel in Italien, Hellas und jenseits des Weltmeeres, fesseln das allgemeine Interesse in erster Linie; vielmehr hören wir auf allen Seiten, von den ehrlichen Freunden, wie von den versteckten Gegnern, bald mit sorgenvoller Theilnahme, bald mit kaum zu bemeisternder Schadenfreude die Frage aufwerfen: Was soll aus den Dingen in Preußen werden?

Nach Außen ohne feste Verbindung, und so lange die Lähmung durch den inneren Conflict dauert, auch schwerlich in der Lage, eine solche zu finden, sieht sich Preußen in Deutschland selbst in eine Defensive von zweifelhaftem Werth gedrängt, von Wien und Würzburg mit der kecken Zuversicht angefaßt, daß man es mit einem Gegner zu thun hat, der sich nicht rühren kann, heute mit der Auflösung des Zollvereins bedroht, morgen mit Hohn auf den Austritt aus dem Bunde verwiesen. Ueber den Parteiempfindungen, die sich an dieser Wendung triumphirend erbauen oder sich doch die peinliche Genugthuung nicht versagen mögen, die inneren Gegner auch auswärts scheitern zu sehen, sollte doch immer Eines nicht vergessen werden: die Gefahren für Deutschland wie für die gesammte europäische Politik, die aus einer im besten Falle gründlich verschobenen, vielleicht völlig paralysirten Stellung Preußens entspringen können. Sind doch Fälle denkbar, wo die bitteren Wirkungen davon in Wien und Würzburg gerade so fühlbar werden können, als in Berlin oder Gotha.

Vorerst läßt sich durchaus nicht absehen, wann und woher die Lösung kommen soll. Möglich, daß wir erst im Anfang des Conflictes stehen und daß sich eine chronische Reibung von Jahren vorbereitet. Wenigstens liegen schon jetzt die Dinge nicht mehr so, daß sich kurzer Hand und mit leichter Mühe die volle Ausgleichung herstellen läßt. Auf beiden Seiten stehen zähe und ehrliche Ueberzeugungen: dort der Glaube, daß das Recht

der Krone bedroht, hier die Gewißheit, daß das Wesen der Verfassung schon nicht mehr intact sei, auf beiden Seiten das Bewußtsein, daß die richtige und unbefangene Ansicht auf unheilvolle Weise getrübt sei. So lautet die Klage vom Throne, so lautet sie auch im Lande.

Neben dem großen Conflict ist der kleinere, der Anlaß neben der Wirkung, fast ganz in den Hintergrund getreten. Zum größten Theil ohne Absicht, wenn auch hie und da unverkennbar mit Plan dahin gearbeitet ward, ist der Kampf über die Heeresreform zu einem Kampf um die Verfassung geworden. Die Umwandlung des Provisoriums in eine definitive Ordnung war der erste Schritt auf dieser Bahn, die Verwaltung ohne verfassungsmäßiges Budget ist der jüngste, wenn auch vielleicht noch nicht der letzte.

So ist denn auch die Frage — ob Heeresreform oder nicht? — vorerst zu einer secundären geworden; denn es ist eine wichtigere erst auszutragen. Eine spätere Zeit, welche die Leidenschaften des Kampfes hinter sich und fertige Ergebnisse vor sich hat, wird vielleicht das Urtheil abgeben, daß in Behandlung jener technischen Angelegenheit auf allen Seiten gefehlt worden ist, — an der Stelle, wo man die Organisation um jeden Preis, auch um den der verfassungsmäßigen Continuität und des Friedens im Lande glaubte durchsetzen zu müssen, wie an der anderen, wo man zur unglücklichen Stunde bald zu nachgiebig, bald zu spröde war. Wenn dann dereinst in dieser ruhigeren Zeit die Bilanz gezogen wird, mag man sich vielleicht allseitig überzeugen, daß keine von den Erwägungen, weder die der Techniker, die von der Unfehlbarkeit ihrer Sätze überzeugt waren, noch der Manchestermänner, denen schon die alte Kriegslast wirthschaftlich nicht zu verantworten schien, noch der Politiker, die vor Allem nur der Reaction und dem Standesprivilegium neue Nahrung und neue Opfer gebracht sahen, daß keine dieser Erwägungen schwer genug in die Wagschale fiel, um das Ganze so zu gefährden, wie es nun unverkennbar geschehen ist. Denn was immer auch in Zukunft das Schicksal der Heeresreform sein möge, vorerst hat sie in Allem das Gegentheil von dem bewirkt, was sie konnte und sollte. Sie hat zur Stärkung und größeren Beweglichkeit des Staates beitragen sollen — und ihre nächsten Folgen haben die Lähmung bewirkt. Sie konnte die Ueberlieferung des absoluten Königthums und des Militärstaats mit der Verfassung aussöhnen — und statt dessen ist die Entzweiung größer geworden als zuvor.

Es liegt nahe, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Ausgang des Jahres 1858 und dem von 1862. „In Deutschland," so lautete das Programm der Regentschaft, „muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen

Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie es der Zollverband ist, der indessen einer Reform wird unterworfen werden müssen. Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, consequentes, und wenn es sein muß energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehn und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im Stande ist." Diese Worte haben damals weithin durch Deutschland einen freudigen Widerhall gefunden, vielleicht da und dort kühnere Hoffnungen geweckt, als sie in dem Gedanken und Ausdruck des Sprechers lagen, aber in jedem Falle das durch die vorangegangenen Jahre gebeugte Vertrauen auf Preußen wieder aufgerichtet. Daß weder Oesterreich noch die Mittelstaaten der Nation ein Aehnliches zu bieten vermochten, dies Gefühl war frisch zur Geltung gelangt, selbst dort, wo man grollend der Politik seit 1850 gedachte. Es ist nach vier Jahren anders geworden; Preußen hat keine moralischen Eroberungen gemacht, der Zollverein, dessen Reform es verkündete, ist in seiner Existenz bedroht, die Initiative in den deutschen Dingen ist Preußen vorerst durch Staaten entwunden, die zu Ende 1858 entweder am Vorabend einer gewaltigen Katastrophe standen, oder deren Politik, durch die Herren von der Pfordten, Beust, Borries und Dalwigk geleitet, vor jeder Gefahr moralischer Eroberungen gesichert war.

Das erste größere Probestück wurde dem Ministerium vom November 1858 und mit ihm auch dem preußischen Volke durch die Erschütterung des denkwürdigen Jahres, das folgte, auferlegt. Beide haben die Probe, gelind ausgedrückt, nicht glücklich bestanden; denn es ist Preußen damals nirgends gelungen, den rechten Moment rasch entschlossen zu ergreifen. Als es noch auf friedliche Lösung sann, war plötzlich der Krieg entbrannt; als es sich zum Kriege bereit machte, war der Friede geschlossen. So hat es denn auch nur Mißstimmung auf den verschiedensten Seiten geerntet. Während die Franzosen in ihm schon den nächsten, bald zu bekämpfenden Feind erblickten, wurde in süddeutschen Blättern und selbst in süddeutschen Kammern ihm kein Vorwurf und kein Schimpf erspart; während Napoleon III. den überraschenden Frieden vor seiner Nation damit entschuldigte, daß er auf Preußens drohende Haltung hinwies, rechtfertigte Kaiser Franz Joseph denselben Frieden mit Preußens Unthätigkeit. Sah es doch eine Zeit lang so aus, als müsse selbst ein unbedeutender Anlaß zum Bruche Preußens mit Frankreich führen, während zugleich die preußische Politik in einem nichts weniger als innigen Verhältniß zu Oesterreich und seinem Anhang stand. Ja, es ist wohl kaum zu zweifeln: was von der letzten Seite Unfreundliches kam, ließ in Preußen einen tieferen

Stachel zurück, als das Gebahren der Franzosen. Das Laxenburger Manifest, die berüchtigten Vermittelungsvorschläge, welche die von Wien aus inspirirte Presse Preußen fälschlich unterschob, das Treiben in Frankfurt, in Würzburg und Aehnliches war denn freilich sehr dazu angethan, die bittere Erinnerung an 1850 neu zu schärfen, zumal die Antipathie gegen diese Stunde der Demüthigung in der neuen Regierung mindestens ebenso lebendig war, als in den weiten Kreisen des preußischen Volkes, die nicht zur feudalen und nicht zur ultramontanen Partei gehören.

Es ist das dem lauernden Scharfblick des Nachbarn im Westen damals nicht entgangen; wenigstens ist es nie widersprochen worden, daß er unter dem Eindruck dieser sich erweiternden Spaltung die Tage von Villafranca vergaß und eine Annäherung an Preußen suchte. Auch in Deutschland mochte man sich besinnen, daß man unüberlegt gehandelt hatte. Oesterreich lag in einer furchtbaren Krisis; es war zweifelhaft, was näher bevorstand: ein neuer Krieg oder eine innere Erschütterung der Monarchie? Noch lag es im Dunkeln, ob sich ein friedfertiger Ausgang finden würde aus dem Labyrinth, in welches finanzielle Noth, eine unglückliche innere Politik und äußere Niederlagen den Staat geworfen hatten. Preußen dagegen stand aufrecht; seit Decennien war seine innere Lage nicht geordneter und fester gewesen, als damals. Die zehnjährige Reactionszeit mit allen ihren bitteren Erinnerungen schien ohne gewaltsamen Uebergang und friedlich überwunden, ein leidlich liberales Regiment stand an der Spitze, die Wahlen hatten ohne künstlichen Druck eine starke ministerielle Majorität ergeben. Preußen erschien damals in der Position, welche die unerläßliche Voraussetzung seines Einflusses in den deutschen Dingen ist: es war nicht nur der mächtigste deutsche Staat, sondern es gab auch keinen, wo ehrlicher und freisinniger regiert worden wäre. Was man darum heute in Wien, in Würzburg oder Frankfurt der preußischen Politik ohne Gefahr glaubt bieten zu dürfen, das konnte damals zu einem Conflict führen, in welchem ein zerrüttetes Oesterreich und reactionär regierte Mittelstaaten schwerlich viel Triumphe errangen.

Preußen selbst reichte damals die Hand zur Annäherung, indem es bei der Badener Zusammenkunft im Sommer 1860 jeden Schatten eines zweifelhaften Spiels zwischen Bonaparte und Oesterreich oder dem übrigen Deutschland beseitigte. Ist es freilich wahr, daß bereits dort selbst der indiscrete Wunsch laut ward, der Regent möge mit der liberalen Praxis im Innern brechen und so auf eine Concurrenz verzichten, die täglich unbequemer ward, so würde das allerdings beweisen, daß der Badener Schritt der Annäherung schon im Moment, wo er gethan ward, insofern als verfehlt erschien, als auf ein offnes Entgegenkommen von dieser Seite nie

zu rechnen war. Wie dem auch sein mag, die preußische Politik blieb vorerst auf dem gewählten Wege; der Regent begab sich nach Töplitz, um so durch eine persönliche Begegnung mit dem österreichischen Monarchen die letzten peinlichen Nachempfindungen auszulöschen, die vom Herbste des Jahres 1859 geblieben waren. Die Verabredung gemeinsamen Handelns in Hessen wie gegen Dänemark ist bekanntlich die Frucht dieser Zusammenkunft gewesen. Was folgte, blieb freilich weit hinter dem herzlichen Einverständniß zurück, das manche sanguinische Hoffnung an die Tage von Töplitz und Baden knüpfen mochte. Die dänische Angelegenheit ging ihren ermüdenden und fruchtlosen Weg bis in die Sackgasse, in der sie jetzt unbeweglich stillsteht, in der hessischen Sache hat das angekündigte Concert nur dazu gedient, das Schwanken des preußischen Cabinets, die zweifelhafte Unterstützung Oesterreichs und den wenig verhüllten Gegensatz der Mittelstaaten zur Ermüdung der Welt und schließlich auch Preußens soweit abzuspielen, daß, nachdem alle Stadien der Geduld durchgemacht waren, schließlich doch mit etwas tumultuarischem Druck ein Ende hat gesucht werden müssen. Viel Eintracht und viel Cordialität war dabei nicht zu Tag gekommen; wohl aber verlor sich nachgerade die Besorgniß, Preußen möchte mit allzuraschem Tempo die Initiative in den deutschen Dingen ergreifen. Ihm schienen die ersten Schritte in dem Irrgarten deutscher Politik die Lust zur Fortsetzung ziemlich verleidet, der hessische und dänische Anlauf die Energie seiner Action fast erschöpft zu haben. Es sah den Bemühungen Oesterreichs, sich aus der Hülflosigkeit von 1859 allmählich aufzurichten, mit Theilnahme zu, es ließ die Mittelstaaten ihren Würzburger Sonderbund ungestört in Gang bringen, tiefer schon sank die Wagschale der inneren Verwicklungen und versprach den Andern ein heilsamer Ableiter zu werden für die Politik moralischer Eroberungen. Aber nicht allein die Regierung traf der Vorwurf, kostbare Augenblicke beschaulich verscherzt zu haben; wir suchen auch in den Annalen der Volksvertretung vergebens nach Zeichen eines frischen und einsichtsvollen Ergreifens dieser Lage. Wir finden höchstens hie und da verdrießliche und gereizte Reden, die nur als Echo zu der Musik, welche in einzelnen süddeutschen Ständesälen angeschlagen war, eine Bedeutung haben konnten.

Etwa zwei Jahre waren so vergangen, als Freiherr von Schleinitz im Herbst 1861 sein Portefeuille an den Grafen Bernstorff übergab. Daß dies nicht ein reiner Personenwechsel war, ließe sich an großen und kleinen Zügen nachweisen, — hier mag die Erinnerung genügen, daß der neue Chef des auswärtigen Amtes zuerst mit einem positiven Programm in der deutschen Verfassungsfrage hervortrat, einem Programm, dessen Inhalt an die, zehn Jahre zuvor aufgegebene Unionspolitik wieder angeknüpft

hat. Der Moment dafür war jedenfalls nicht der günstigste, der sich seit November 1858 auffinden ließ. Schon war die Macht des liberalen Regiments im Innern erschüttert, das Einvernehmen mit dem Lande getrübt, immer dichter lagerte sich der Schatten der Militärfrage zwischen Krone und Landesvertretung, und der Gesammteindruck der Vorgänge, welche die Krönung in Königsberg umgaben, war nicht dazu angethan, der wachsenden Verstimmung in Preußen und außerhalb zu begegnen.

Diese Ungunst des Moments waren die Gegner rasch entschlossen auszubeuten, indem sie vor nun eilf Monaten die identischen Noten nach Berlin warfen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir von da einen Wendepunkt in der deutschen Verfassungspolitik datiren. Die Wirkung eines Schreckschusses zwar hat jene diplomatische Mobilmachung auf Preußen nicht geübt, aber sie hatte doch immerhin den Werth, einen Höhenmesser zu geben für den Grad von Preußens Energie. Die identischen Noten waren ein Fechterstreich, dessen Eindruck wesentlich durch seine Raschheit bedingt war: nur mit einem gleich raschen Gegencoup konnte die Wirkung auf die Welt paralysirt werden. Dieser Coup ist nicht erfolgt, dafür wuchs aber die Verwicklung im Innern; Wien und Würzburg konnten es getrost wagen, die Offensive zu ergreifen. Sie haben es gethan einmal in der Ablehnung des Handelsvertrags und der wilden Agitation dagegen, deren Tonart und Taktik ein bleibendes Zeugniß ablegen wird, sowohl für die wahre Gesinnung, die dort gegen Preußen lebt, als für den gefahrlosen Uebermuth, zu dem man sich berechtigt glaubte. Der zweite Angriff waren die österreichischen Vorschläge vom Juli, die, wie wenig sie auch im Detail ernstlich gemeint sein mochten, doch ihren strategischen Zweck vorerst erreicht haben. Daran schloß sich als dritter Act wenige Wochen später der Vorschlag der Delegirtenversammlung. Noch ein Jahr vorher hätte man kaum wagen dürfen damit hervorzutreten, am allerwenigsten als Schachzug gegen bundesstaatliche Unionsentwürfe: jetzt, gegenüber einer Position, die sich in unübersehbare Verlegenheiten gestürzt und dadurch nach Außen die freie Kraft des Handelns gelähmt hatte, jetzt war auch dies bleiche Schattenbild gut genug und immerhin so werthvoll, wie der Entwurf der Vierkönigsverfassung vom Februar 1850, dem die Tage von Bregenz und Ollmütz gefolgt sind. Das Angebot besser in Scene zu setzen, ward der großdeutsche Convent in Frankfurt benutzt, der denn auch seine Schuldigkeit vollkommen gethan hat. Er beschränkte sich auf die Vorlage der acht Regierungen, schnitt alle stillen oder lauten Wünsche von radicaler und ultramontaner Seite vorerst ab und votirte „la mort sans phrase“ für den Handelsvertrag und mittelbar für den Zollverein.

So ständen wir also wieder an einem Kreuzweg, dessen eine Linie auf Bregenz und Ollmütz weist? Es wird, scheint uns, vorzugsweise von **Preußen** abhängen, ob es noch einmal in diese Bahn gedrängt werden will. Das Delegirtenproject zwar wird so wenig zu den caudinischen Gabeln werden, wie einst die Vierkönigsverfassung, aber sehr möglich, daß sich wieder Anlaß findet zu einer kühnen Action, wie die hessische von 1850 war. Daß es den „bundestreuen" Staaten — so lautete ja die officielle Signatur, als sie den Greuel in Kurhessen in's Werk setzten — theilweise an Lust dazu nicht fehlt, scheint unzweifelhaft.

Das Delegirtenproject ist freilich zu solch' einer Action nicht angethan. Sein Auftauchen ist zunächst ein unfreiwilliges Zugeständniß an die Macht der einheitlichen Bewegung. Von den acht conföderirten Regierungen ist wenigstens die Hälfte einigermaaßen im Gedränge, sei es durch die Agitation des Nationalvereins, sei es durch den allerwärts lauter gewordenen Wunsch nach Bundesreform. Auch die bunt zusammengesetzte Partei, die sich „großdeutsch" nennt, befindet sich in einem ähnlichen Nothstand. Wenn auch die Oesterreicher fort und fort sich mit dem naiven Trost begnügen, doch in Geduld abzuwarten, bis sie mit Allem fertig seien, oder wenn die reactionären und ultramontanen Elemente der Partei eine Reform nicht wollen, theilweise das Bedürfniß einer solchen bestreiten, so ist doch der liberalisirende Particularismus in einer andern Lage. Wohl ist auch ihm eine Reform, welche Opfer auferlegte, oder die selbständige Macht der „ältesten constitutionellen Staaten" Deutschlands durch eine Centralgewalt beschränken und durch ein großes Parlament verdunkeln könnte, so unwillkommen wie den Dynastien; aber ihn nöthigt theils der eigene Anhang, theils der Vorwurf der Gegner, aus der Negation herauszutreten. Ein Programm, wenn auch ein schlechtes, ist in solcher Lage immer besser als keines; es muß dann doch die Einrede verstummen, daß man über gewisse abgegriffene Schlagwörter und Declamationen nicht hinauszukommen vermöge.

Dies Programm mit dem nöthigen Eclat zu produciren, war der Zweck der Frankfurter Versammlung. Alles Andere, selbst der Bannspruch über den Handelsvertrag, war Nebensache; aus dem Verein wird nirgends viel werden. Dagegen war es von einem selbstverständlichen Werth für die acht Regierungen, sich auf die Unterstützung einer Partei in der Nation berufen zu können, und diese Partei konnte ihrerseits darauf pochen, daß sie der Mitwirkung von acht Regierungen versichert sei, also nichts Unmögliches verlange. Darum wurden alle andern Wünsche und Bedenken kurz beseitigt: die demokratischen Besorgnisse Moriz Mohl's so gut wie Gagern's Zweifel, ob überhaupt aus den Delegirtenversammlungen etwas

zu machen sei, ja selbst der ungeduldige Wunsch nach der österreichischen Spitze wurde als unzeitig abgethan.

Und wer wollte behaupten, daß eine solche Delegation, wenn sie wirklich zu Stande käme, den acht Regierungen unbequem oder gar bedrohlich werden könnte! Liegt doch überhaupt die große Schwierigkeit nicht in der parlamentarischen Vertretung, sondern vielmehr in der Centralgewalt. Mit den unschuldigen Politikern, die nach einem Parlamente rufen, ohne sich zugleich über die Form der Executive klar zu sein, könnte Würzburg sich zur Noth auseinandersetzen. Vollends eine Versammlung ohne selbständige Competenz, zur einen Hälfte zusammengesetzt aus unsern deutschen Herrenhäusern, zur andern aus Anhängern der Herren von Beust, von Borries und aus mecklenburgischen Junkern wirksam ergänzt — es ist in der That nicht abzusehen, welche Gefahr für die acht Regierungen, selbst für die allerbedenklichsten von ihnen, daraus erwachsen könnte.

Aber die Rechnungen gehen wohl kaum so weit. Vielleicht macht man sich im andern Lager so wenig wie hier eine Illusion darüber, daß das Project beerdigt sein wird, bevor es recht zum Leben gekommen ist. Denn selbst zugegeben, der Antrag fände in Frankfurt einstimmige Annahme, oder Preußen bestritte wenigstens die Befugniß nicht, diese „gemeinnützige Anordnung" mit Mehrheit zu beschließen, so wären wir noch um wenig weiter. Der hohe Bundestag hat vier Monate zum ersten Ausschußbericht gebraucht, es sind weiter fast zwei Monate bis zur Abstimmung über die Vorfrage angesetzt; bis die Detailfrage zur Berathung kommt, wird wieder eine Anzahl Monate vergehen, und bis die Sache beschlußreif wird, können, wenn der Bundestag nicht seine ganze Natur ablegt, Jahre verstreichen. Dann haben noch 30 bis 40 Ständeversammlungen sich darüber zu äußern und schließlich, wenn das Alles glücklich überwunden ist, die Wahlen dazu vorzunehmen. Wer mag errathen, wie die Welt dann gestaltet ist und welche neue Wandlung der Verhältnisse vielleicht dann das, was jetzt wenigstens die Zeitungen beschäftigt, als ein durchaus komisches hors d'oeuvre erscheinen läßt!

Doch Würzburg wird, wie uns scheint, in diesem Falle die Dinge nicht auf die Spitze treiben. Die Delegirten haben ihre Schuldigkeit dann schon gethan. Sie haben eine Zeitlang einem Theil der Nation eine nicht aufregende Zerstreuung gewährt, gemäß dem Napoleonischen Grundsatze: on mène les hommes par des hochets; sie haben der Partei eine Art von Programm verschafft, womit man den Vorwurf des Nihilismus abwehren kann. Und wie erwünscht zugleich, daß man das Scheitern dieses Programms dem Gegner aufbürden kann! Schon hat im

Frankfurter Saalbau Freiherr von Lerchenfeld unter dem Beifall der Versammlung die bestehende Bundesverfassung in Schutz genommen mit der Anklage gegen Preußen: „an Vielem, was uns bedrückt, ist nicht der Bundestag und die Bundesverfassung Schuld, sondern der, welcher sie absichtlich lahm legt.“ Wie viel lauter wird die Anklage erst dann ertönen, wenn uns Preußens Veto um alle die unberechenbaren Segnungen gebracht hat, die sich aus dem fruchtbringenden „Keim“ der Delegirtenversammlungen hätten entwickeln können! Dem Vorwurf, daß es eine taube Frucht geworden wäre, hat dann Preußen vorweg die Spitze abgebrochen: durch seine Schuld ist ja der Keim schon erstickt worden!

Etwas Verdientes liegt allerdings in dieser Beschuldigung. Preußen ist sich selber wie dem übrigen Deutschland mehr schuldig, als die bloße Negation lebensunfähiger Vorschläge der Gegner. Es ist für eine Großmacht eine geradezu beschämende Rolle, den sogenannten Reformvorschlägen, womit Würzburg seit drei Jahren Preußen neckt, nichts entgegenzusetzen als den Hader um die Competenz und die Klage, daß man es majorisiren wolle. Schon dreimal in diesem Jahrhundert hat Preußen die gebotenen Anlässe versäumt, die Leitung der deutschen Dinge im großen Stil zu ergreifen: nach 1815, in der Krisis von 1848—49 und zuletzt 1859. Es braucht sich dies kaum noch einmal zu wiederholen, um das Wort, das Montgelas über Bayern in den Mund gelegt wird, in eminenterem Sinne auf die letzten Menschenalter Preußens anzuwenden: seine Geschichte ist die Geschichte der verfehlten Gelegenheiten. Es bildet sich nachgerade eine Tradition des Mißgeschicks oder Ungeschicks der preußischen Politik, die zu überwinden vielleicht mehr Anstrengung kosten wird, als die Lösung der Aufgabe gefordert hätte. Wie wenig Positives auch die Gegner im Bund und in der Zollfrage zu Stande bringen mögen, — es ist für sie Erfolg genug, wenn der innere Conflict Preußen Jahre lang lähmt und ihnen mittlerweile der Spielraum allein bleibt.

Die Lage wird dadurch nicht besser, daß man dem Leiter des gegenwärtigen Ministeriums die Bonapartische Maxime zutraut: mit äußern Händeln sich der innern Verlegenheiten zu entledigen. Auch officiöse Stimmen geben uns zu verstehen, daß Freiherr von Bismarck die Politik seines Vorgängers, also die bundesstaatliche adoptirt habe. Es wird freilich auch hier der Spruch gelten: duo cum faciunt idem, non est idem. Als vor bald vierzehn Jahren die gleichen Fragen auf der Tagesordnung standen, da hat sich der gegenwärtige Premier im preußischen Abgeordnetenhause bündig über seine deutsche Politik ausgelassen. Nach seiner Ansicht gab es für eine „nationale preußische Politik“ nur zwei Wege: „entweder mit demselben Rechte, mit dem Preußen Schlesien eroberte, nach Ableh-

nung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein soll," oder „sich an den alten Kampfgenossen, an Oesterreich anzuschließen und dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Oesterreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten." Von dem Nessusgewand einer Verfassung wollte der Redner damals nichts wissen; er fertigte die Berufung auf Belgiens Constitution mit der spöttischen Bemerkung ab: „sie sei erst achtzehn Jahre alt, ein sehr empfehlendes Alter für Damen, aber nicht für Constitutionen." Er sah überhaupt in der parlamentarischen Form nichts als „ein System, dessen höchste politische Weisheit sich darin documentirt, daß die Entscheidung unserer Lebensfragen davon abhängig gemacht wird, ob von 153 Menschen, die aus den Zufällen der Wahl hervorgegangen sind, Einer an dem bestimmten Tage am Rheumatismus leidet oder einen Termin abhalten muß." Er schwärmte damals auch für das Zunftwesen und beklagte die „auflösende Gesetzgebung aus der Stein-Hardenbergischen Zeit." *)

So sprach der Premier von heute vor vierzehn Jahren. Wir haben vorerst noch keinen Beweis, daß er sich gründlich geändert hat; denn die Bonapartische Lasur, die man ihm nachredet, verträgt sich im Ganzen mit jenen Herzensergießungen der Junkerpolitik. Wenn es den Junkern nach gegangen wäre, so hätte man schon 1807—1811, statt „auflösende Gesetzgebung" zu treiben, in der Freundschaft mit Napoleon den Weg zur Wiederherstellung des Staates gesucht. Aber ob die Bonapartischen Beglückungsrecepte, wie sie aus der nouvelle Babylone importirt werden, auf uns anwendbar sind, bleibt immerhin die Frage. Wir Deutsche sind anders angelegt, als unsere Nachbarn im Westen; es fehlt uns Temperament und Tradition, um, wie die Franzosen es lieben, die Blößen innerer Zustände mit den Lappen äußerer gloire zu bedecken. Auch hat Preußen die dankbaren Anlässe nicht, in der Krim oder jenseits der Alpen sich zerstreuende Lorbeeren zu holen; seine äußere Politik ist in gewissem Sinne auch eine innere, insofern seine äußeren Erfolge vor Allem innerhalb der deutschen Grenzen zu erringen sind. Drum ist uns für Preußen und Deutschland eher bange bei einer Action des Ministeriums Bismarck. Mit ihr läßt sich im allerglücklichsten Falle ein Großmecklenburg machen, aber nimmer „den Deutschen befehlen, welches ihre Verfassung sein soll." Dieser glücklichere Fall ist indessen nicht einmal der wahrscheinlichere; viel natürlicher, daß eine solche Action in solcher Lage zu einem andern Ol-

---

*) Stenogr. Berichte des Abgeordnetenhauses vom 6., 24. Sept., 18. Oct., 15. Nov. 1849.

müth führt: eine Chance, vor der wir Preußen wie Deutschland bewahrt sehen möchten.

Noch einmal — wie trivial es auch den Einen und wie unbequem den Andern klingen mag: mit der Reaction lassen sich in Deutschland keine moralischen Eroberungen machen. Das haben zuerst einzelne Mittelstaaten begriffen, indem sie unter dem Druck der preußischen Regentschaft Frieden „mit ihrem Volke" schlossen; das ist in Oesterreich unter unendlichen Schwierigkeiten, aber mit greifbarem Erfolge durchgedrungen. Nur in Preußen scheint die Einsicht in diese alltägliche Wahrheit, im Verhältniß mit den Erfolgen der Andern abzunehmen.

Und doch könnte Preußen in diesem Falle vom Süden lernen; denn wie wenig wir auch versucht sind, die Bedeutung der „ältesten constitutionellen Staaten" in Deutschland selbstgefällig zu überschätzen: eine Erfahrung ist immer etwas werth, ob sie im Großen oder im Kleinen gemacht wird. Wir im Süden haben nun diese Kämpfe alle schon ein- oder mehrmal durchlebt; und merkwürdiger Weise hat sich auch hier nicht selten der erste Conflict um Militärforderungen und Budgetbewilligung entsponnen. Die Kammern wurden aufgelöst, Wahlrescripte erlassen, und, wenn trotzdem die alte Majorität wiederkam, die Volksvertretung als eine gemeinschädliche Faction behandelt oder eine Stütze gesucht in den in solchem Falle machtlosen Privilegirten. Die Maßregelung der Beamten, der Presse, der Sammlungen hat natürlich nicht gefehlt. Auch die „Schleußenpolitik" ist in Süddeutschland schon heimisch gewesen, bevor die Welfen sie neu entdeckten. „Holen Sie sich die Eisenbahn bei Ihren liberalen Deputirten," sagte höhnisch ein süddeutscher Staatsmann nach 1842, als die gewichtigsten gewerblichen Interessen eines Bezirks dem Ausfall der Wahlen geopfert worden waren.

Insofern in kleineren Territorien keine mächtige Action nach Außen dadurch gefährdet, keine Großmachtstellung gelähmt werden konnte, ist der Schaden wohl zu tragen gewesen; aber die Wirkung nach Innen war doch verderblich genug. Solche Zustände sind ein unversiegbarer Quell innerer Verbitterung; sie können an sich gesunde Verhältnisse auf eine Generation vergiften. Wie auch der Kampf schließlich ausging — und in der Regel ist das landständische Recht zur Geltung gekommen — die unvermeidlichen Zuthaten des Conflicts sind keinem der streitenden Theile von Nutzen gewesen.

Diese Erfahrungen erklären einmal den geringschätzigen Ton, womit man im Süden die preußischen Vorgänge behandelt, und dann besonders den tiefen Widerwillen, den alle Nuancen der Bevölkerung darüber an den Tag legen. Wir sagen absichtlich: alle Nuancen; denn selbst servile

und reactionäre Stimmen, weil sie ja doch einmal „großdeutsch" sind, machen Capital mit diesem preußischen Conflict. Selbst diese traditionellen Feinde (sonst wohl die Einzigen, die innerlich mit dem gouvernementalen Vorgehen dort sympathisiren mögen) zeigen diese Sympathien jetzt nicht, weil es ihnen die eigne Taktik wie die Einmüthigkeit der Anderen untersagt. Neuerlich hat man sich sogar — so schnell wachsen die Flügel — in diesem Lager die Doctrin der Feudalen zu Nutze gemacht, wonach Preußen zu einer verfassungsmäßigen Ordnung von Haus aus nicht angelegt ist! Die Nutzanwendung liegt ja so nahe: haben doch die Mittelstaaten ihren constitutionellen Beruf in einer fleckenlosen Vergangenheit zu Genüge bewährt, auch Oesterreich hat eben, wie mit allen Glocken verkündet wird, die verfassungsmäßige Feuerprobe ausreichend bestanden — wozu also Preußen? Die Freiheit wie die Einheit hat ihr sicherstes Asyl in Wien und Würzburg!

Allerdings besteht eine Differenz, die von den unbefangenen Patrioten nirgends verkannt wird; sie liegt einmal in der Stellung des Königthums und in seinem Verhältniß zu Macht und Entwickelung dieses Staats; sie liegt ferner in der Bedeutung, die in ihm die Armee und durch die Armee der Adel errungen und behauptet haben. Aber ein Junkerthum als politische Macht kennen wir im Süden nicht, obwohl unser alter Reichsadel eine ganz andere aristokratische Tradition hat, als die landsässigen kleinen Herren und der militärische Dienstadel im Norden. Da und dort mögen aus den Jesuitenschulen in Freiburg, Feldkirch u. s. w. Früchtlein hervorgegangen sein, die eine Familienähnlichkeit damit verrathen; aber zu einer feudalen Partei reicht es nirgends. Ebenso wenig vermag man im Süden die Taktik zu begreifen, welche die Armee als politische Partei vorschiebt und wie einen wesentlichen Factor in die Kämpfe des Tages hereinzieht. Die Scheidewand, die sich dadurch der bürgerlichen Bevölkerung gegenüber aufrichtet, ist noch der geringste Schaden; in Zeiten ernster Krisis treten ganz andere Nachtheile zu Tage. Politische Armeen können dann zu einer wahren Calamität werden, und zwar noch mehr für das Königthum, als für die Verfassung.

Die Heißsporne der feudalen Partei haben in einem ihrer Meetings vor wenig Wochen mit höhnendem Uebermuth auf diese ultima ratio hingewiesen. Sie ziehen eine Parallele mit 1848, sie denken an den Ausgang der preußischen „Nationalversammlung," sie träumen von dem leichten Sieg, aus dem das Novemberministerium erstand und schwelgen im Gedanken an neue Triumphe über die „Demokraten."

Aber diese Schlußreihe beruht auf Selbsttäuschungen. Die Dinge haben nicht die Physiognomie von 1848, wie ernst das auch die Einen glauben, wie rührig es die Anderen an maaßgebender Stelle vorspiegeln

mögen. Mit denen ist ohnedies nicht zu streiten, die in der Revolution von 1848 nichts Anderes als einen frechen Gassencravall sehen, eingefädelt durch eine Handvoll Demagogen vom Handwerk, geduldig ertragen und ermuthigt von der Passivität der Besitzenden und der scheuen Unentschlossenheit der Gewalten. Die Erschütterungen von 1848 waren nur allzu tief in dem begründet, was vorausging. Nicht umsonst war die Nation nach einer kurzen Periode tiefster Erregung und gewaltigster Motive dreißig Jahre lang zu einem politischen Stillleben verurtheilt und aller gesunden öffentlichen Thätigkeit entzogen worden; nicht ohne nachhaltigen Schaden war ein volles Menschenalter unseres nationalen Lebens künstlich zurückgehalten und alle die gesunden Triebe, die sich in freier Luft hoffnungsreich entfalten konnten, durch eine kleinliche Pression verkümmert worden. Das galt von den größeren Staaten noch mehr, als von den kleineren, deren bescheidenes constitutionelles Dasein viel öfter die innere Gährung abgeleitet als gefördert hat. Besonders in Preußen war der politischen Stille seit 1840 ein Zustand gefolgt, der durch jede größere Welterschütterung zur Explosion führen konnte. Die Maschine der alten Ordnung war ausgelaufen, das neue Regiment selbst dem absoluten Staate innerlich entfremdet und ohne rechten Glauben daran. Es förderte allenthalben Theilnahme und Bewegung, wo bis jetzt noch die Apathie und eine forcirte Ruhe geherrscht, es brachte die Schäden des alten Wesens an's Tageslicht, aber es wollte oder konnte sich doch nicht entschließen, entschieden damit zu brechen. Noch 1847 setzte diese Politik ihr non possumus spröde dem entgegen, was das letzte Mittel friedlicher Lösung war. In diesen erregten Zustand fiel die Welterschütterung von 1848, mit ihren rapiden Umwälzungen und ihrer beispiellosen Ohnmacht der bestehenden Gewalten. Sie traf Führer und Massen ungeübt, ohne die Gewöhnung öffentlichen Lebens, und im Zustand einer gewissen Naivetät über das Wesen staatlicher Ordnung wie über die Natur der Revolutionen.

Daß sich das wesentlich geändert hat — in der Schule der Revolution nicht minder als der Reaction — daß im Großen und Ganzen neben allen Elementen der Bewegung ein conservativer Zug in der Physiognomie der Gegenwart ausgeprägt ist, wird nur der leugnen wollen, dessen Doctrin es fordert, daß die Signatur der Zeit nach Revolution aussieht. Wir überschätzen die Festigkeit der Verbindung der verschiedenen oppositionellen Nuancen durchaus nicht, vielmehr scheint uns in ihnen allen ein Rest alter Gegensätze und Reminiscenzen unausgelöscht, allein ein Zug von Ernüchterung geht selbst durch die am weitesten vorgeschrittenen Elemente; den betäubenden Zauber, den manches demokratische Schlagwort damals übte, hat die Zeit überwunden. Die unmittelbare Macht, die Frankreich

geraume Zeit auf unser politisches Thun und Denken übte, ist seit lange nicht so gering gewesen, wie jetzt. Es fehlen die materiellen Nothstände, die der Erschütterung von 1848 vorangegangen sind. Die zehn Jahre, die hinter uns liegen, haben nicht nur die ökonomische Wohlfahrt der Nation wesentlich gehoben, sie haben auch die Einsicht in deren Bedingungen sichtbar gefördert, und durch diese Einsicht der socialistischen Versuchung mehr Terrain in den Massen abgewonnen, als es die conservativste Regierung mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln vermocht hätte.

Das Alles deutet nicht auf revolutionäre Erschütterungen, wie sie manche Ultras laut genug träumen, um Material für staatsrettende Glorie zu finden. Nur das ist gewiß, daß in dem Maaße, als die legitimen Gewalten sich von den Bedürfnissen der Nation zurückziehen und vielleicht ganz lossagen, der Radicalismus an Kraft und Berechtigung gewinnt. Die Phasen, die der Nationalverein durchgemacht hat, von den vorbereitenden Versammlungen, die im Juli und August 1859 zu Eisenach stattfanden, bis zu seiner jüngsten Manifestation für die Reichsverfassung sind in dieser Richtung eine lehrreiche Scala.

Doch in den inneren preußischen Dingen ist die Aufgabe enger begrenzt und darum leichter bemessen, als auf dem Gebiete deutscher Verfassungspolitik. Jene Ungeduldigen, die prahlerisch mit dem Säbel rasseln, mögen darum den Unterschied der Zeiten nicht vergessen. Die Abspannung und Uebersättigung, die dem jähen Rausche von 1848 gefolgt war, jene Reaction im Volke (der beste Verbündete der Reaction von oben) ist heute nicht vorhanden; vielmehr scheint ein tieferes Interesse an der constitutionellen Entwickelung erwacht, als es früher vorhanden war. Nun gilt es nicht eine neue Verfassung zu gründen, sondern eine bestehende zu befestigen. Der Kampf für eine fertige Ordnung ist ungleich leichter und in seinem Verlaufe in der Regel friedfertiger, als die Wehen eines öffentlichen Rechts, das erst geboren werden soll. Das gibt den Oppositionsparteien von heute nicht allein einen ungleich festeren Boden, sondern auch eine Bürgschaft eigener Mäßigung.

Doch wir haben den Gelüsten reactionärer Ungeduld vielleicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als ihnen gebührt. Verdienen sie diese Beachtung nicht, dann ist freilich auch ihre nur scheinbare Ermuthigung sorgfältig zu meiden. Wer nicht ihren abschüssigen Weg gehen will, kann nur an Verständigung denken. Deren Preis erhöht sich aber in dem Maaße, als sie verzögert wird. Noch ist das treffliche Wort unvergessen, das der Prinz-Regent am 8. November 1858 sprach: „Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist." Hat diese Verheißung einmal im eigenen Haus alle Feuerproben siegreich bestanden,

so werden auch draußen reichere Früchte friedlicher zu ernðten sein, als sie jetzt mit allem Bismarck'schen „Blut und Eisen" zu erobern wären. Denn für eine freisinnige und thatkräftige Staatskunst Preußens sind Sympathien allenthalben in Deutschland zu erwecken, auch dort wo man am unmuthigsten zu schmollen scheint: für jene andere nicht eine Seele!

Am 31. December 1862. L. Haeusser.

Karl August von Wangenheim.

Ein Capitel aus der Geschichte des deutschen Bundes.

Noch haben wir Deutschen kein Recht zur Klage, wenn der Engländer mit absprechender Unwissenheit das undurchdringliche Dunkel der deutschen Politik belächelt. Denn wie mögen wir fordern, daß der Fremde — gewöhnt an bestimmte Parteigegensätze und an eine alte, dem ganzen Volke heilige Rechtsordnung — den männlichen Widerwillen gegen alles Kleinliche und Unklare überwinde, und mit dem Wirrwarr der deutschen Bundesgeschichte sich vertraut mache? Schon das Getreibe der Parteien im Innern der deutschen Staaten wird er kaum verstehen, wenn er neben entschlossenen Constitutionellen und Demokraten, neben blinden Fürstendienern und rücksichtslosen Feudalen noch eine andere Richtung sich entfalten sieht, welche ein angeblich ächt deutsches Regiment verlangt, ein „ehrlich constitutionelles" und doch nicht parlamentarisches System. Betreten wir vollends das Gebiet, wo alle diese Parteibestrebungen sich durchkreuzen, das Gebiet der deutschen Bundespolitik, so enthüllt sich ein Chaos von Widersprüchen, dessen ganzen Widersinn ein Theil der Nation noch immer nicht begriffen hat. Wir sahen und sehen, wie dieselben Landtage, welche die feste Einigung der Nation unermüdlich fordern, dennoch der einzigen nationalen Behörde, die wir besitzen, unablässig widerstreben. Und blicken wir um einige Jahrzehnte zurück, so begegnet uns ein noch erstaunlicheres Schauspiel. Jener Reformplan, der heute von allen Einsichtigen als eine Kinderei oder als ein Deckmantel des Landesverraths verworfen wird, der Triasgedanke ward mit dem ehrlichsten vaterländischen Eifer vertheidigt von jenen liberalen Staatsmännern des Südwestens, denen wir es danken, daß die feindseligen Absichten des Wiener Cabinets nur zur Hälfte in Erfüllung gingen. Die Erklärung so unnatürlicher Erscheinungen liegt in zwei allbekannten Thatsachen. Der Frankfurter Bundestag war, statt eines Brennpunktes deutscher Macht, ein Denkmal deutscher

Schande, das gehaßte Werkzeug österreichischer Fremdherrschaft geworden, und der Staat, welchem die Pflicht oblag, dies Joch zu zerbrechen, Preußen, hat bis auf wenige lichte Augenblicke dieses Amtes nicht gewartet. Denn keine Frage: von den politischen Sünden, welche die deutsche Revolution heraufbeschworen, fällt die letzte und schwerste Schuld auf die Schultern von Preußen. Ist dies Geständniß beschämend, so springt uns doch auch ein Quell des Trostes und der Hoffnung aus der Einsicht, daß dieses Staates Schuld und Verdienst, Thun und Lassen nothwendig Deutschlands Geschicke bestimmt. Gänzlich unterblieben freilich wären die gefährlichen Versuche, in dem reinen Deutschland einen „Bund der Mindermächtigen" zu bilden, gewiß auch dann nicht, wenn Preußens Staatsmänner jener hochherzigen deutschen Staatskunst treu geblieben wären, die sie noch auf dem Wiener Congresse verfochten. Aber nimmermehr konnten redliche Patrioten sich auf die Dauer mit den verschlagenen Ränkeschmieden des mittelstaatlichen Particularismus verbünden, nimmermehr — um das unseligste Uebel der Zeit vor dem Jahre 1848 in Einem Satze zu bezeichnen — nimmer konnte der deutsche Liberalismus während langer Jahre wider Wissen und Willen eine antinationale Richtung verfolgen, wenn Preußen seinen Beruf erfüllte, als der Verkämpfer des Liberalismus der österreichischen Fremdherrschaft entgegenzutreten.

Die Stürme der Revolution haben inzwischen die Luft gereinigt, sie haben die Regierenden im Ganzen unbelehrt gelassen, aber größere Klarheit und Gesundheit in das Parteileben des Volkes gebracht. Sichernde Gewähr für die Volksfreiheit wird heute am entschiedensten von jenen gefordert, welche das Banner des Einheitsstaates, des preußischen Kaiserthums in Händen halten. Seit also Unitarier und Liberale sich verschmolzen haben, können wir unbefangen einen Staatsmann würdigen, der es vermochte, zugleich ein vorurtheilsfreier Liberaler und ein Helfer mittelstaatlichen Dynastendünkels, zugleich ein leidenschaftlicher deutscher Patriot und ein Todfeind Preußens zu sein. Sehen wir ab von Wilhelm v. Humboldt's flüchtigem Erscheinen zu Frankfurt, so hat vor der Revolution wohl kein begabterer Staatsmann in der Eschenheimer Gasse getagt als der Freiherr von Wangenheim. Das anerkannte Haupt der deutschen Opposition in jenen verhängnißvollen Tagen am Anfang der zwanziger Jahre, welche den Bankbruch des Bundestages entschieden, hat er ein denkwürdiges Zeugniß abgelegt für die Stärke des gesunden politischen Triebes in unserem Volke. Denn er wagte das Vermessene, das Bollwerk volksfeindlicher Fürstengewalt, den Bundestag selber, in eine Pflegestätte der nationalen Gedanken zu verwandeln. Vor einem Jahre schilderten wir in diesen Jahrbüchern in Hans v. Gagern einen Staatsmann, der mit dem

Gedanken eines Bundes der Kleinstaaten dilettantisch spielte. Heute stellen wir ihm einen Genossen gegenüber, der diesen Plan zu verwirklichen trachtete und — noch bei Lebzeiten von seinem Volke vergessen — für immer bewies, daß jeder Versuch einer deutschen Reform ohne Preußen nur neue Zwietracht säen kann und nothwendig enden muß in einer kläglichen Sonderbündelei, von der das Volk sich widerwillig wendet. Was aber in jenen Tagen ein beklagenswerther Fehler war, ist seitdem nach schweren Erfahrungen ein unverzeihlicher Frevel geworden, und wenn wir Wangenheim's politische Irrthümer zu verstehen suchen, so sind wir keineswegs gemeint, die politischen Sünden der Beust und Pfordten damit zu entschuldigen.

Von Altersher hat das alte, doch überaus zahlreiche und darum unvermögende Geschlecht der Wangenheim den Hof- und Staatsdienst der thüringischen Kleinfürsten als seine erb- und eigenthümliche Versorgungsstätte betrachtet. So trat auch Karl August v. Wangenheim (geb. 14. März 1773) in den Dienst des Hauses Coburg-Saalfeld, als aus dem unbändig wilden Knaben ein glänzender Cavalier geworden war, eine hohe vornehme Gestalt, sprudelnd von Geist und Leben. Unter dem alten Döring in Gotha, der so viele Männer von tüchtiger klassischer Bildung auf seinem Gymnasium erzogen, war er mit dem Gedankengange des Rationalismus vertraut geworden. Als er darauf in Jena und Erlangen studirte, ohne eines bedeutenden Lehrers Schüler zu werden, hatte er mit unersättlicher Wißbegierde alle Strömungen deutschen Geisteslebens auf sich wirken lassen, vornehmlich die Lehren der noch jugendlichen romantischen Schule, und brachte nun in den Dienst des bescheidenen Kleinstaats eine ungebührliche Fülle von Talent und ungeordnetem Wissen. Erfreut und verwundert begrüßte man Anfangs am Hofe die befremdende Erscheinung des jungen Mannes, der bald in der Hitze des Gesprächs, fortgerissen von seiner unstäten Phantasie, sich mit nie versiegender Redseligkeit über alle Höhen und Tiefen des Wissens verbreitete, bald mit rücksichtsloser burschikoser Offenherzigkeit seine heftigen Empfindungen herauspolterte. Aber die Landesväter von Coburg-Saalfeld hatten dafür gesorgt, daß diese sorglose Ehrlichkeit in den verwickelten und verfaulten Zuständen ihres Ländchens nicht Wurzeln schlagen konnte. Seit einem Menschenalter hauste eine kaiserliche Debitcommission im Lande und ordnete das verworrene Schuldenwesen. Denn der Minister v. Thümmel fand zwar auf seinem hohen Posten die Muße, „die mittägigen Provinzen Frankreichs" zu bereisen und zu schildern, doch nicht die Neigung, aufzuräumen in der unsauberen Erbschaft der alten Fürsten. Als dann die Wende des Jahrhunderts einen neuen Herzog brachte, meldeten sich ungestüm neue Gläubiger. In solcher Bedrängniß berief man als Erlöser

den Minister v. Kretschmann, der in preußischen Diensten wohl die philanthropischen Grundsätze und die durchgreifende Entschlossenheit, nur leider nicht die Ehrlichkeit des altpreußischen Beamtenthums sich angeeignet hatte. Alle guten Köpfe, Wangenheim voran, wandten sich gläubig dem neuen Sterne zu. Es war eine Lust, den großen Faiseur reden zu hören von dem neuen unfehlbaren Steuersystem, dem wohlgeordneten Straßennetze und der coburg-saalfeldischen Landesbank. Als nun gar Jean Paul an den Hof von Coburg gezogen ward und dem aufgeklärten Minister mit schwärmerischer Verehrung sich anschloß, da verlebte Wangenheim in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe, in geistreichem, heiterem Umgang frohe, hoffnungsvolle Tage.

Die Täuschung nahm ein Ende, sobald der junge Rath, zum Vicepräsidenten der Landesregierung ernannt, sich ein selbständiges Urtheil bilden konnte über das neue Regiment, und ein gewissenloses fiscalisches Aussaugungssystem, ja den frechsten Betrug kennen lernte. Da war „die Schlange losgerissen von seinem Herzen," und, gestützt auf die Zustimmung der Agnaten und aller Rechtlichen im Lande, versuchte er schonungslos dem Fürsten die Augen zu öffnen. Der Herzog aber sah, nach deutscher Fürstenweise, in Wangenheim's Enthüllungen einen Angriff auf „Unsere eigene höchste Person," entließ ihn schimpflich des Dienstes. Doch noch gab es in Deutschland, in den Kleinstaaten mindestens, einen Rechtsweg wider fürstliche Willkür. Wangenheim wandte sich klagend an den Reichshofrath zu Wien, und trat überdies mit seiner guten Sache auf den Markt hinaus. In zwei umfänglichen Bänden belehrte er, sehr scharf und überzeugend, aber auch sehr wortreich und mit dem ganzen hochtrabenden Pathos der guten alten Zeit, das Publicum über „die Organisation der coburg-saalfeldischen Lande." Es waren böse Tage. So eben war ihm ein Kind gestorben, ein zweites lag auf dem Tode; da wurde der Vater von dem ergrimmten Hofe des Landes verwiesen. Aber auf der altehrwürdigen Bettenburg in Franken gewährte ihm der Freiherr von Truchseß nach alter Ritterweise Schutz und Herberg, und der Schüler der Romantik erfreute sich an dem biderben Wesen dieser vielgefeierten Blume der Ritterschaft. Inzwischen hatte der Reichshofrath sein Urtheil gefunden. Schon war der Kurfürst von Sachsen von Reichswegen beauftragt, den coburgischen Präsidenten wieder in sein Amt einzusetzen. Da — brach das heilige Reich zusammen, der souveräne Herzog von Coburg-Saalfeld hatte keinen Herrn mehr über sich, und Wangenheim harrte vergeblich seines Rechtes.

Bald darauf sandte ihn die Herzogin von Hildburghausen zu König Friedrich von Württemberg, um einen häuslichen Zwist ihrer mit einem

württembergischen Prinzen vermählten Tochter beizulegen. Den leicht erregbaren, für alles Starke und Muthige empfänglichen Mann fesselte das geistvolle, willenskräftige Wesen des Despoten. Voll Sehnsucht nach einem großen Wirken ließ er sich bereden, die Leitung der Finanzen des neuen „Reiches" zu übernehmen, und versuchte schon jetzt jene Reform des Rechnungswesens, welche weit später nach seinen Entwürfen durchgeführt wurde. Aber am wenigsten in diesen Jahren, da der Selbstherrscher sich in dem stolzen Gefühle der kaum errungenen Souveränetät aufblähte, vermochte er einen unabhängigen Mann zu ertragen. Der stolze Reichsfreiherr ward dem Hofe bald unbequem, und endlich mit der Curatur der Universität Tübingen betraut. Das war kein leichtes Amt, denn soeben erst (1811) war das Selbstgefühl der akademischen Corporation durch willkürliche bureaukratische Eingriffe bitterlich gereizt worden. Aber der liebenswürdige, selber unablässig mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigte Mann verstand es, bald ein glückliches Verhältniß herzustellen. Noch lange nachher wußte man an der Hochschule zu erzählen von dem gastfreien Wangenheim'schen Hause, von des Curators lebenslustiger und doch nachdenklicher, heftiger und doch milder Weise, und von dem freundlichen Rathe, den Lehrer und Studenten jederzeit bei ihm fanden.

Eine verständnißvolle Förderung ächter Wissenschaft vermochte er freilich, bei dem groben Materialismus der rheinbündischen Politik, von der Regierung nicht zu erlangen. Oftmals sah man den Nachfolger Spittler's unter den Studenten zu den Füßen eines Lehrers sitzen; mit allen bekannten Namen, mit G. Schwab, Uhland und vielen Anderen stand er in lebhaftem Verkehre. Doch fesselte ihn Keiner so mächtig, wie der wunderliche Eschenmayer, der damals die Grundsätze der modischen Naturphilosophie auf die Staatswissenschaft anwendete. War sie nur lächerlich, diese Philosophie, wenn sie in der Rechtslehre von der „heiligen Dreifaltigkeitsblume Glaube, Liebe und Hoffnung" geheimnißvolle Worte sprach, so wirkte sie gefährlich und verführerisch auf ungeschulte Köpfe, wenn sie ihre tolle Mystik unter mathematischen Formeln verbarg und in der Staatswissenschaft von Sphären und Gleichungen, Abscissen und Ordinaten faselte. Auch Wangenheim widerstand nicht dem Zauber dieser ungesunden Vermischung von lebloser Poesie und phantastischer Prosa. Er schwor mit dem Feuereifer des Dilettanten auf die Worte des Meisters, trug einige Ergebnisse seiner geschäftlichen Erfahrung hinzu und bildete sich so ein doctrinäres System der Politik, ein wüstes Durcheinander von Grundsätzen der Epoche deutsch-französischer Aufklärung, die er in seiner Jugend eingesogen, von guten Beobachtungen aus dem Leben und vornehmlich von „Anschauungen" der Naturphilosophie, die das Er-

kennen als eine Arbeit prosaischer Naturen mißachtete. Ihm war kein Zweifel, ein nach solchen Ideen geleiteter Staat müsse ebenso sicher zu einem gedeihlichen Ende gelangen, „wie ein regelrechter Syllogismus.“ Zweimal schon hatte er despotischer Willkür mannhaft widerstanden und den Beifall aller Guten geerntet. In Coburg mußte er die Geistesarmuth der Meisten in seiner Umgebung belächeln, in Tübingen fühlte er den Gelehrten gegenüber die Ueberlegenheit des Weltmannes. Was Wunder, daß sein leichtblütiges Selbstgefühl sich hoffnungsvoll erhob, daß er die Kräfte überschätzte, welche er weder in der harten Schule ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit, noch in einem großen politischen Wirkungskreise hatte messen können? Er dachte sich Mannes genug, mit seinem zugleich schulgerechten und weltmännischen politischen Systeme die Leiden der Zeit zu heilen.

Bald sollte die neue Heimath eines solchen Retters bedürfen. Die Folgen der alten Unthaten waren schrecklich über König Friedrich hereingebrochen. Keine Hand im Lande hatte sich gerührt, als er einst das Wort des schwäbischen Volkswitzes zur Wahrheit machte, König von Schwaben wurde und dann, Napoleon's Weisung „chassez les bougres“ getreulich befolgend, die alten Stände auseinandertrieb. Nur zwei Beamte, darunter Wangenheim's Freund Georgii, hatten damals dem Selbstherrscher den neuen Eid verweigert. Seitdem aber war durch des Königs beispiellose Willkürherrschaft die Stimmung des Volkes von Grund aus verwandelt. Die vormals herrschenden Klassen sehnten sich zurück nach dem Genusse der alten Vorrechte. Dem Volke war, unter dem härteren Drucke der Gegenwart, die Erinnerung an die Leiden der alten Zeit abhanden gekommen. Alle Tüchtigen sahen tief empört die Mißhandlung des Landes, und während der König auf dem Wiener Congresse für die unumschränkte Fürstenmacht stritt, entsannen sie sich wieder, daß einst Fox die Verfassung des alten Württemberg der englischen verglichen, und daß das alte gute Recht des Landes auf freiem Vertrage beruhe. Der unverbesserliche Dynastendünkel bewog den König endlich zu einem versöhnenden Schritte. Aus Furcht, der Congreß oder gar der deutsche Bund möchte ihm die Grundsätze seines öffentlichen Rechts vorschreiben, gab er seinem Reiche eine Verfassung Napoleonischen Stiles. Aber in der Ständeversammlung brach der lang verhaltene Groll des Volkes furchtbar aus. Einmüthig wurden des Königs Vorlagen verworfen, die schwersten und gerechtesten Anklagen gegen ihn selber, seine Räthe und die verächtlichen Werkzeuge seiner Lüste erhoben. Nach erbittertem Streite ward die Versammlung vertagt, und der König ließ seine Reiter um Ludwigsburg streifen, um das in Massen mit seinen Bitten und Klagen heranziehende Volk zu zerstreuen.

Aufmerksam hatte Wangenheim diese Wirren verfolgt. War doch bereits auf dem Congresse unter seiner stillen Mitwirkung von seinem Freunde, dem weltgewandten und schon damals durch seine Hamburger und Augsburger Zeitungen mächtigen Cotta, für die Herstellung eines rechtlichen Zustandes in Württemberg gearbeitet worden. Jetzt schien ihm der Zeitpunkt gekommen, ein wohlgemeintes Wort der Vermittlung zu sprechen; im Sommer 1815 schrieb er die Schrift: „Die Idee der Staatsverfassung in ihrer Anwendung auf Württembergs alte Landesverfassung." Lassen wir uns nicht beirren durch das elegische Schlußwort: „So gehe denn hin, mein Buch, und wirke auf das Leben. Vermagst Du es nicht, so betrübe Dich deswegen nicht. Wärst Du auch nur ein Traum, so hast Du doch den Träumer beglückt und veredelt. Grüße mir die theilnehmenden Freunde in den verschiedenen deutschen Landen herzlich" u. s. w. Solche Reden sind zwar überaus bezeichnend für den Geist der Zeit, der sich in dilettantischen Schriftwerken meist am getreuesten abspiegelt. Doch diese Gefühlsinnigkeit, die von dem kurz angebundenen Wesen der Gegenwart so seltsam absticht, vertrug sich damals sehr wohl mit thatkräftigem Ehrgeiz. Einen praktischen Zweck hatte der Verfasser im Auge, als er in dem seltsamen Buche ein treffendes Urtheil fällte über die altwürttembergische Verfassung, welche die Stände zurückforderten. In der That, es war kein Zufall, daß in Deutschland außer Württemberg nur noch Mecklenburg im achtzehnten Jahrhundert die alte Macht der Stände sich bewahrt hatte. Denn was Mecklenburgs Verfassung für die Vorrechte des Junkerthums leistete, das that das altwürttembergische Landesrecht für die Sonderrechte einer bürgerlichen Oligarchie von Theologen und Juristen, oder, wie der Schwabe sagt, von Helfern und Schreibern. Wie dort jeder Edelmann sich selbst vertrat, so war hier, in dem Gebiete des starrsten Localpatriotismus, jedes kleinste Kirchthurminteresse gewahrt durch die überzahlreiche Ständeversammlung. Diese Landschaft, seit Langem vorwiegend vertreten durch permanente, sich selten ergänzende Ausschüsse, erhob und verwendete die Steuern ebenso selbständig, wie der Kirchenrath das große Vermögen der alleinherrschenden lutherischen Landeskirche. Es war dafür gesorgt, daß in diesem Lande des vetterschaftlichen Zusammenhaltens nur die Söhne der Familien der „Ehrbarkeit" die dankbare Laufbahn durch das Schreiberamt in die Stände und von da in die Ausschüsse durchmachten. Selbst der tüchtigste Bestandtheil dieses Landesrechtes, das nach Oben unabhängige Gemeindewesen war verkümmert und in die Hände oligarchischer Magistrate gefallen. In Wahrheit, was ursprünglich eine Staatsverfassung gewesen, war allmählich ein Vertragsverhältniß zwischen Herzog und Landschaft geworden, ein Vertrag, aufrecht erhalten

durch fortwährende Klagen bei'm Reichshofrathe und durch das Einschreiten der garantirenden Mächte Preußen, Dänemark und Hannover, welche auch jetzt wieder von den Männern des guten alten Rechts angerufen wurden. Ueber diesen Wust alter Mißbräuche waren nun acht Jahre der Fürstenallmacht dahingegangen, — eine kurze Frist freilich, aber eine Zeit weltverwandelnder Geschicke. Zu dem protestantischen, bürgerlichen alten Lande war das größere Neu-Württemberg mit seinen zahlreichen Edelleuten und Katholiken hinzugekommen, und 2300 selbstherrliche Rescripte hatten in beiden Ländern die alten Rechte gänzlich beseitigt, beide zu Einem Staate verschmolzen. Es fiel dem geistvollen Manne nicht schwer, zu zeigen, wie unvereinbar das alte Landesrecht mit den modernen Staatsbegriffen sei und wie unmöglich seine Zurückführung in dem neuen Staate, dessen größere Hälfte nicht einmal das Recht hatte, das alte Recht zurückzufordern. Aber in wie seltsamer Form ward die Aufgabe von Wangenheim durchgeführt! Die landläufige Montesquieu'sche Lehre von dem Gleichgewicht der Gewalten wird in den spielenden Formeln der Naturphilosophie vorgetragen. Das demokratische Element zeigt sich in der Masse nur als Vorstellungskraft, in den Gemeinden bereits als Einbildungskraft, während es in den Ständen als Begehrungsvermögen (Petitionsrecht) sich entfaltet. Dem gegenüber steht das aristokratische Element des Gutsadels (Gefühl), der Gelehrten (Verstand) und der Geistlichen (Gemüth). Ueber Beiden aber thront das autokratische Element, das im Ministerium als Staatsvernunft, in dem Hofstaat als Staatsphantasie erscheint und in dem Regenten, dem Staatswillen, gipfelt. Zu dieser untrüglichen Staatsidee soll das alte Landesrecht hinaufgebildet werden. Indeß gesteht Wangenheim, daß die alte Verfassung, trotz des Veralteten, so viel Treffliches enthalte, wie kaum eine Verfassung der Welt, während die vom Könige octroyirte Verfassung wegen ihrer groben Mängel nur als eine Proposition gelten könne.

Was mochte nun den König, der alle Gelehrten als „Schreiber, Schulmeister und Barbiere" verachtete, zu dem Verfasser dieses doctrinären Buches hinziehen? Fühlte er sich dem Manne verwandt, der eine heilige Gewissenssache dieses Volkes mit einigen abstracten Sätzen zu lösen wagte, und also von dem innersten Wesen des schwäbischen Stammes, von der rührenden Liebe zum Alten und zur Heimath, so wenig verstehen mußte, wie der König selber? Oder hoffte er in dem Verherrlicher des „Staatswillens" ein Werkzeug seiner Laune zu finden? Oder wollte er durch die Berufung eines Staatsmannes von liberalem Rufe eine versöhnliche Absicht beweisen? Vermuthlich wirkten alle diese Beweggründe zugleich, als der König dem Schriftsteller, der ihn damals fast allein in der Presse

unterstützte, das Werk der Vermittlung mit den Ständen übertrug. Höher denn je flogen jetzt Wangenheim's frohe Erwartungen. Nicht nur den Verstand und Muth, auch den guten Willen des Königs — dieses Königs! — sah er jetzt im hellsten Lichte. Schon war Württemberg seinen Plänen zu eng; das ganze Deutschland sollte ihm zujubeln, wenn er das erste deutsche Verfassungswerk, eine Verkörperung aller gesunden politischen Ideen der Zeit, zu Stande gebracht. Und allerdings sehr verständig waren die 14 Artikel, welche er im Herbst 1815 den wiederberufenen Ständen als Grundlage für ihre Berathungen vorlegte. Sie enthielten sehr bedeutende Zugeständnisse: unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, Einkammersystem, Revision aller in der achtjährigen Willkürherrschaft erlassenen Gesetze. Denn in diesem originellen Kopfe lagen die feinsten und klarsten Gedanken dicht neben phantastischen Grillen; und vielleicht bedurfte er nur der Schule eines großartigen Staatslebens, so wären, wie bei so vielen anderen Staatsmännern, diese abenteuerlichen Neigungen auf eine unschuldige Liebhaberei abgelenkt worden, seine politische Thätigkeit aber davon frei geblieben. Nach so großen Gewährungen wandte sich ein Theil der deutschen Presse dem Könige zu, und die unbefangensten, einsichtigsten Nicht-Württemberger, die Stein und Gagern, versuchten die Stände zum Entgegenkommen zu bewegen. Ueber die Stimmung des Landes dagegen hatte Wangenheim sich gröblich getäuscht. Fällt es ohnedies den Ministern von Kleinstaaten sehr schwer, die Bedeutung der Macht im Staatsleben zu begreifen, so war er vollends nach seiner doctrinären Weise überzeugt, die Staatsvernunft dürfe sich nie auf eine Fraction stützen, müsse über allen Parteien stehen; die Macht der Wahrheit werde von selber durchdringen.

So trat er den Ständen mit cavaliermäßiger Zuversicht und burschikoser Derbheit entgegen. Wie sollten die trockenen Juristen dieser Kammer zu einem Minister sich stellen, der ihnen also ihr eigenes Bild im Spiegel zeigte: „ein Schreiber ist ein Subject, das von Himmel und Erde nichts weiß als Rechnungen zu machen, die Niemand versteht, als wieder ein Schreiber" — der der alten Landschaft vorwarf, daß sie es nur mit sich selber gut gemeint, und das unmündige Volk zugleich gegängelt und ausgesogen habe? Erkaufen wolle er sich eine Opposition, hatte er trotzig gemeint, wenn er sie nicht fände. Doch eine Opposition nicht blos, eine gehässige Feindschaft vielmehr begegnete nun ihm, in dem die Stände den Verächter des alten Landesrechtes haßten. Vergessen war sein jahrelanges segensreiches Wirken im württembergischen Dienste. Er galt nur noch als ein Nachfolger jener hungernden mecklenburgischen Junker, der Mandelsloh, Jasmund, Lühe, die der König vordem als willige Diener

wider sein Land benutzt hatte; der schwäbische Particularismus schmähte den fremden Eindringling. Seine Schrift erschien als ein boshaftes Pasquill, und an den cabbalistischen Formeln der Naturphilosophie übte sich der stumpfe Witz der harten Köpfe, der Zahn und Feuerlein, welche die trefflichen Gedanken des Buches nicht zu fassen vermochten und herablassend fragten, ob es auch der Mühe werth sei, solche werthlose Einfälle zu widerlegen. Hatte er in seinem Buche die Zahl der Württemberger angegeben, welche 8000 fl. an Vermögen besaßen, so überhäufte ihn der Parteihaß und die philisterhafte Engherzigkeit seiner Gegner darob mit Vorwürfen: welchen Gebrauch könne ein einrückendes feindliches Heer von dieser Mittheilung machen! Und zu diesen kleinbürgerlichen und kleinmeisterlichen Naturen, zu den Juristen der alten Schule, den Weishaar und Bolley, welche in der alten Verfassung „das ausschließliche Eigenthum einiger Wenigen" verehrten, gesellte sich der erbitterte Standesegoismus des reichsunmittelbaren Adels, der jetzt endlich das von den Rheinbundsfürsten erlittene Unrecht zu rächen gedachte. Allen voran jener mit Wangenheim tödtlich verfeindete hochadlige Demagog Graf Waldeck, der hartnäckig versicherte, das hochfürstlich limpurgische Haus habe die Abdankung des letzten römischen Kaisers noch nicht anerkannt. Durch den ganzen Südwesten, vielleicht selbst über die deutsche Gränze hinaus, reichten die Verbindungen jenes Adelsvereins, der unter Waldeck's Führung den modernen, auf den Trümmern des heiligen Reiches emporgestiegenen Staatsbau zu erschüttern trachtete. Diese so seltsam gemischte Partei aber ward getragen von dem Beifall des ganzen Volks. Ein schöner, ächtmenschlicher, ächtschwäbischer Zug in der That, daß das tiefbeleidigte Gewissen des Volks, dem launischen Despotismus gegenüber, der alles Heilige mit Füßen getreten, keinen Fußbreit von dem alten Rechtsboden lassen wollte. Mit Recht durften die Stände sagen: „das Volk erhebt sich nicht auf den Standpunkt der Politik, die Ansichten des Privatlebens trägt es auch auf das öffentliche Leben über. Der Württemberger ist gewohnt, an seinen Herrn unter den Formen der alten Verfassung mit Liebe zu denken. Nimmt man sie hinweg, so ist die beste Stütze des Thrones gesunken." Einem solchen tiefernsten Volksgefühle, das durch die glückliche Erinnerung an den guten Herzog Christoph sich verstärkte, mußte man mit der zartesten Schonung begegnen. Wie warm und heilig sprach es doch aus den Liedern jenes Uhland, der damals entschlossen war, die geliebte Heimath zu verlassen, wenn das alte Recht verloren ginge; wie ehrenfest und wahrhaftig sprach es aus den Reden jenes Georgii, der jetzt von seinem alten Freunde sich zornig wandte. Wenn Wangenheim in den monatelangen Händeln der geheimen Sitzungen den rechtlichen Aus-

führungen der Stände immer nur den Beweis entgegenstellte, daß sein doctrinäres System weit vortrefflicher sei, als das alte Recht, so erschien er den Erbitterten nothwendig als ein frivoler Sophist, und verdiente sich so den Vorwurf des Dichters:

„Was unsre Väter schufen
zertrümmern ohne Scheu,
um dann hervorzurufen
das eigne Luftgebäu — —
die alten Namen nennen
nicht anders als zum Scherz,
das heißt, ich darf's bekennen,
für unser Volk kein Herz."

Und während in den Ständen nur zwei Männer, allerdings die Welterfahrensten von Allen, dem Vermittler zur Seite standen, begann bereits seine festeste Stütze zu wanken, die Gunst des Königs. Als die sanguinischen Verheißungen des Ministers sich nicht erfüllten, brach das böse Wesen des Despoten wieder aus, und offenbarte sich im Größten wie im Kleinsten, in willkürlichen Steueredicten wie in dem Verbote jedes Vivatrufes im Lande, als das Volk dem Grafen Waldeck ein Hoch gebracht hatte. Welchen dankbaren Boden mußten in der argwöhnischen Seele dieses Fürsten die Anklagen Schmalz's wider die geheimen Bünde finden! Wangenheim eilte, die arge Saat zu zerstören, bewies dem Könige in einem, bald veröffentlichten, Briefe (12. Januar 1816), eine Verfassung sei das einzige Mittel gegen die Geheimbünde. Er schmeichelte dem begehrlichen Sinne des Fürsten, indem er versicherte, in Preußen und Bayern allerdings gährten gefährliche Elemente, das kerngesunde Württemberg aber sei gesichert. Dies schrieb er in demselben Augenblicke, da von allen Deutschen eben nur die Württemberger von fieberischer politischer Erregung ergriffen waren! Dann fuhr er fort: bestände, wenn in Preußen ein Aufstand ausbräche, ein deutscher Staat mit einer freien Verfassung, gehoben von der Gunst der öffentlichen Meinung, dann wäre ein Umschwung der Dinge möglich, wie ihn die kühnste Phantasie kaum bilden könnte! Und darauf folgten die schonungslosesten Urtheile über deutsche Regierungen, folgte — dem Rheinbundskönige in's Angesicht — die treuherzige Bemerkung, der Jacobinismus sei der Vater des Bonapartismus, folgte endlich das offene Aussprechen des, allerdings richtigen, Gedankens, die ständische Opposition sei aus grundverschiedenen Elementen gemischt, und werde schließlich durch gegenseitiges Mißtrauen gesprengt werden.

So lag denn der „beliebte Plan des Freiherrn von Wangenheim," durch Theilung zu herrschen, nackt vor den Blicken der argwöhnischen Stände. Und auch der Argloseste mußte dem Minister jetzt die gehässigsten

Pläne zutrauen, als er, in diesen Tagen heilloser Verwirrung, das Einzige in Frage stellte, worüber bisher alle Theile einig gewesen, — das Einkammersystem. Im September 1816 gab er die Schrift heraus: „Ueber die Trennung der Volksvertretung in zwei Abtheilungen.“ Schon in der „Idee der Staatsverfassung“ fand sich der Gedanke, man müsse „in dem aristokratischen Element das Hypomochlion suchen, in welchem die Last der Demokratie mit der Kraft der Autokratie in ein oscillirendes Gleichgewicht komme.“ Seitdem war der deutsche Adel rührig gewesen und an den Höfen die Meinung zur Herrschaft gelangt, nur durch das Zweikammersystem werde das constitutionelle Wesen ungefährlich für die Throne. Einzelne liberale Fürsten freilich begünstigten diese Lehre in jener Zeit der politischen Unschuld aus dem entgegengesetzten Grunde. Der Kronprinz von Württemberg wünschte zwei Kammern, damit nicht in Einer Kammer der unruhige Adel — der damals in allen Rheinbundsstaaten als das gefährlichste Element der Opposition galt — den friedsamen Bürger und Bauersmann aufstachle! Offenbar jedoch war es weniger die staatskluge Rücksicht auf die Stimmung der Höfe, als die Vorliebe für seine eigene Doctrin, die Schwärmerei für die heilige Dreizahl der Naturphilosophie, welche Wangenheim bewog, zur ungünstigsten Stunde die Theilung der Volksvertretung zu vertheidigen. Er that es nach seiner wunderlichen Weise, in allgemeinen philosophischen Sätzen, welche dann auf Württemberg angewendet wurden, und ihren Abschluß fanden in der Lehre: „der Adel soll den Gegensatz zwischen Regierung und Volk vermitteln, der Regent aber soll durch seine Minister den Gegensatz zwischen Adel und Volk reguliren.“ In diesem Satze voll Widersprüche war ein Grundirrthum der deutschen Constitutionellen ausgesprochen, welcher seitdem — genährt an den wunderbar nachhaltig fortwirkenden Lehren Montesquieu's und an Englands mißverstandenem Beispiele — auf das Zäheste festgehalten wurde, obgleich die Erfahrung in allen deutschen Ländern ihn alltäglich unbarmherzig widerlegt. Man vergaß und vergißt noch heute die Elemente aller Staatsweisheit, die man doch schon aus des Aristoteles politischen Büchern lernen mochte, daß es für die Staatseinrichtung kein bedingungsloses Ideal giebt, und daß in jedem Staate diejenigen herrschen sollen, die dazu taugen, daß der Adel mithin nur da in eigener Stellung mitregieren soll, wo er eine solche Stellung sich verdient, daß es dagegen eine Thorheit ist, einem unpolitischen Adel eine politische Aufgabe aufzubürden, wenn ihm zu deren Lösung sowohl die Kraft als der Wille fehlen. Wenn Niebuhr kurz zuvor in seinem Verfassungsentwurfe für die Niederlande gerathen hatte, in jenen Provinzen, wo der Adel fehle, müsse man ihn zu schaffen suchen, so stimmte der Gegner des

vulgären Liberalismus fast wörtlich überein mit dem Satze des württembergischen Doctrinärs: „werden Primogenitur und Fideicommisse eingeführt, so kann es in Württemberg an einem Adel nicht fehlen, wie ihn die Idee einer Staatsverfassung unbedingt zu fordern scheint!“ Den Ständen natürlich fehlte jedes Verständniß für das aristokratische Hypomochlion. Nach gut mittelalterlicher Weise verlangten sie einen Landtag, der in Theile gehen sollte, sobald die Sonderrechte einzelner Stände zur Sprache kämen! So stand hier wieder — wie in dem ganzen unseligen Streite — der Minister einer mittelalterlichen Staatsverfassung als ein Liberaler mit modernen Ideen gegenüber, während er leider dem großen Haufen als ein Verfechter fürstlicher Willkür erschien. Denn allerdings die Meinung der Masse ward von den deutschen Burschen ausgesprochen, als sie auf der Wartburg Wangenheim's erste Schrift mit den Worten verbrannten: „der Mensch knechtet und frohnt dem Zwingherrn klar und offenbar.“ Und die Fechterkünste, mit denen Hegel, auf Wangenheim's Veranlassung, jetzt die Sache des Königs vertheidigte, konnten die arge Meinung nur verstärken.

Jedes Hinderniß schien plötzlich aus Wangenheim's Wege zu schwinden, als König Friedrich starb (30. Oct. 1816), und den neuen König weit über Württembergs Grenzen hinaus ein Jubelruf begrüßte, so hoffnungsvoll und ungetheilt, wie er seitdem, nach den herbsten Enttäuschungen, selbst aus dem gutmüthigen Herzen unseres Volkes keinem Fürsten wieder erklang. Der „Prinz Wilhelm, der edle Ritter,“ den die schwäbischen Poeten gefeiert, der Freund Stein's, der Held von Troyes und Montereau, brachte auf den Thron den guten Willen, den Verfassungskampf durch reiche Gewährung zu enden. Sein unruhiger Ehrgeiz, genährt durch die Verbindung mit Rußland und die überschwänglichen Zeichen der Volksgunst, schweifte bereits planend über das enge Land hinaus. An seiner Seite stand jene Katharina von Rußland, die selbst Uhland's nie entwürdigte Muse mit dem „Kranze der Ceres“ geschmückt hat. Verständige Reformen in der Verwaltung, Erleichterungen des geplagten Volkes bezeichneten den Beginn des neuen, prunklosen und geschäftlichnüchternen Regiments. Wangenheim, erhoben zu dem Posten des Cultusministers, der seinem Talente am meisten entsprach, begeisterte sich für die freisinnigen Pläne des Hofes und weissagte das Glücklichste, als nun ein neuer Verfassungsentwurf dem nochmals berufenen Landtage vorgelegt ward. Doch abermals, während die gesammte politische Einsicht Deutschlands jetzt auf Seiten des Königs stand, scheiterte der wohlmeinende Versuch an der Starrheit der Stände. Sie fuhren fort, das Unmögliche, eine ständische Steuerkasse, zu verlangen, und konnten noch immer

auf die Zustimmung der Menge zählen. Noch in späten Jahren bewahrte Wangenheim andächtiglich den alten Käsleib, der ihm damals bei einem Volksauflaufe durch das Fenster flog. Nun endlich, nach dieser neuen Niederlage des Ministers, wagte sich eine neue Partei aus dem Dunkel hervor. So wenigstens lauten die Andeutungen von verschiedenen Seiten und die ganz bestimmte Versicherung Friedrich List's, der den Ereignissen nahe stand. Der Freiherr von Maucler (der später als aufgeklärt-bureaukratischer Minister das heutige württembergische Beamtenthum, seine wohlgeschulte „Garde,“ schuf) bewog den König, hinter Wangenheim's Rücken den Ständen ein Ultimatum vorzulegen. Eine sehr freisinnige Gewährung freilich, das Liberalste, was vor der Revolution ein deutscher Fürst seinem Volke geboten hat: aber wie mochte man hoffen, von diesen Ständen die Annahme binnen acht Tagen zu erlangen? Die Vorlage fiel, und die Abstimmung des Freiherrn v. Varnbüler bezeichnet schlagend den pessimistischen Eigensinn der Versammlung: „ich ziehe es vor, das württembergische Volk unter der Regierung des jetzigen Königs ohne Verfassung zu sehen, als demselben für künftige Zeiten das Recht, seine von seinen Voreltern ererbte Verfassung zu reclamiren, zu vergeben.“

Nun schritt der König selbständig vor mit einer dankenswerthen Reform der Verwaltung, gestaltete das Gemeindewesen unabhängiger, erleichterte die bäuerlichen Lasten nach den Grundsätzen, die Wangenheim längst vorgezeichnet. Aber die Stellung des Ministers, bereits erschüttert durch jene Ränke des Beamtenthums, sollte bald einen letzten Stoß erhalten. Der König, in diesen Tagen seiner aufstrebenden Entwürfe eifrig bemüht, Talente an sich zu ziehen, berief — wieder hinter Wangenheim's Rücken — den wohlbekannten, weiland westphälischen Minister Malchus, um eine Reorganisation der Finanzen und des Beamtenthums vorzunehmen. Die Vorschläge des rheinbündischen Staatsmannes waren, wie sich erwarten ließ, im Geiste der romanischen, ebenso logischen als ungeschichtlichen Centralisation entworfen. Da widersprach Wangenheim's maaßvoller Freisinn. Mit gewohnter Offenheit gestand er, sein Widerspruch gründe sich weniger auf die Worte als auf die Grundsätze selber. Nicht einen neuen Staat habe man zu gründen, wie einst in Westphalen, sondern anzuknüpfen an das Bestehende. Der König mißachtete jetzt die Stimme seines alten Vertrauten in einer Weise, welche, nach Wangenheim's eigenen Worten, „sein menschlichstes Gefühl verletzen mußte.“ Getreu seinem Ausspruche, daß ein Minister das Gute, das er gewirkt, dem Könige zuschreiben, alle Vorwürfe auf seine Schultern nehmen, und im Falle der Meinungsverschiedenheit zurücktreten müsse, forderte Wangenheim (November 1817) seinen Abschied und gab damit als der Erste das von den Staatsmännern des

deutschen Bundes selten begriffene Beispiel für das Verhalten constitutioneller Minister. Kaum zwei Jahre später ward ihm die traurige Genugthuung, daß dieselben Stände, die dem aufrichtigen Liberalen so störrisch widerstanden, inmitten eines ermüdeten Volks, und in der Angst vor den Karlsbader Beschlüssen, aus König Wilhelm's Händen in übereilter Hast eine Verfassung annahmen, welche an Gewährungen weit ärmer war, als Wangenheim's so schroff zurückgewiesene Vorschläge.

Hatte sein ehrenhaftes, aber durch doctrinäre Grillen und die Ungunst der Verhältnisse entstelltes Verfahren ihm bisher fast nur den zweideutigen Beifall seiner Freunde in der Presse eingetragen, so eröffnete sich ihm jetzt die Bahn zur ungetheilten Gunst des Liberalismus. Im Innern seines Landes wußte der König, der sich schnell von seinen ersten constitutionellen Anwandlungen abgewendet, mit dem rücksichtslosen Liberalen nichts zu beginnen, aber den Großmächten gegenüber galt es, den verwegensten Freisinn zu zeigen. Wangenheim ward zum Gesandten am Bundestage ernannt, und welchen brauchbareren Mann konnte man für die unfertigen, der gestaltenden Hand noch harrenden Zustände des Bundes wählen, als diesen unruhigen, ewig neue Pläne gebärenden Kopf? Ein warmer Bewunderer der Freiheitskriege, war Wangenheim dennoch, wie sein König, von dem Dunstkreise particularistischer Mährchen und Ansprüche bethört worden, welcher die Höfe der Mittelstaaten umnebelt. Denn allein ein Gegensatz der Gesinnung ist es, der die Mittelstaaten von den Kleinstaaten abscheidet, nicht eine wesentliche Verschiedenheit der Macht. Steht doch die Unfähigkeit, sich durch eigene Kraft zu erhalten — das will sagen, der Mangel jener Gabe, welche einen Staat in Wahrheit zum Staate macht — allen diesen politischen Mißbildungen gleich deutlich auf der Stirn geschrieben. Suchen wir nach einem klaren Sinne für jene gedankenlose Unterscheidung von Mittelstaat und Kleinstaat, so finden wir nur eine Antwort: In den Kleinstaaten ist das Gefühl der eigenen Ohnmacht stärker als das Widerstreben der dynastischen Eitelkeit gegen das Eingeständniß dieser Schwäche. In den Mittelstaaten dagegen lebt noch die Erinnerung an jene Zeit, da Welfen, Wettiner, Wittelsbacher Deutschlands Geschicke bestimmten — bis die Geschichte über sie alle hinwegschritt, weil sie sämmtlich das Wohl ihres Hauses der Pflicht gegen den deutschen Staat voranstellten. An diesen stolzen Erinnerungen und an dem Flitterglanze der neugewonnenen anmaßlichen Titel nährt sich nun der gemeinsame Haß gegen den lachenden Erben ihres vormaligen deutschen Einflusses, gegen Preußen, nährt sich jener verblendete Dünkel, welcher die handgreifliche Thatsache nicht einsehen will, daß in der aristokratischen Gestaltung der neueren Völker-

gesellschaft die Bedeutung der Mittelstaaten, trotz ihrer vermehrten Quadratmeilenanzahl, erheblich gesunken ist. Und mit solcher Selbstüberhebung ist ein Geist der Lüge in diese Höfe eingezogen, der kaum noch einen ehrlichen Charakter zu ertragen vermag. Nirgendwo sonst wird ein so trügerischer Götzendienst getrieben mit den zweideutigen Größen der Landesgeschichte, den Kurfürsten Moritz und August, dem Feldherrn Wrede und dem Staatsmann Münster; nirgendwo sonst prahlt man so schamlos mit dem schimpflichen Waffenruhme, der im Kampfe gegen unser Volk geerntet ward; nirgendwo sonst fördern die Höfe so eifrig die Nationalhymnen und Nationalkokarden und das gleißnerische Gerede von dem „angestammten" Fürstenhause.

Aber zu solchen fables convenues der Höfe traten, vornehmlich in den Staaten des Südwestens, sehr berechtigte Gründe des Selbstgefühls. Die uralte Heimath deutscher Bildung, waren diese gesegneten Lande mit ihrer dichten, geistvollen Bevölkerung, mit ihrer bürgerlichen, dem Feudalismus herzhaft und siegreich widerstehenden Gesittung, aus den Stürmen der Kriege hervorgegangen als consolidirte Staaten, die nicht wie Preußen der Neubildung bedurften, und weit weniger als der Norden von den Feldzügen heimgesucht waren. Und sie erhielten jetzt, nachdem die Staatsmänner des Rheinbundes die mittelalterlichen Formen der Gesellschaft zerbrochen, von ihren Fürsten (aus den unlautersten Motiven freilich) constitutionelle Verfassungen, während der Norden in unverwüstlicher Trägheit verharrte. So fühlte sich der Südwesten dem Norden gegenüber als das Land der Aufklärung und Freiheit; und wie ein Wunder ward zu Beginn der zwanziger Jahre Max Joseph von Bayern in Dresden angestaunt, der constitutionelle König, der in dem Lande der spanischen Hofetikette es wagte, wie ein Sterblicher die Straßen zu Fuß zu durchstreifen. Man weiß, wie zähe sich dies Bewußtsein der Ueberlegenheit im Süden durch lange Jahre erhielt, wie einsam Paul Pfizer unter den Liberalen stand, denen es unmöglich erschien, „die Bewohner des lichten Rheinlandes" mit dem Maaße der Freiheit abzufinden, das für Pommern passe, und wie unausrottbar diese Vorstellungen bis heute in den Köpfen der Franzosen spuken. Als vollends Preußen auf den Congressen zu Aachen und Karlsbad ein ergebener Diener der österreichischen Herrschaft geworden war, da verschlangen sich in Süddeutschland die ehrenhaftesten mit den nichtswürdigsten Meinungen: der verstockte Preußenhaß der Rheinbundstage mit der Mißachtung des Liberalismus wider die „deutschen Russen," der gerechte Unwille über die Sünden Preußens und über die Tyrannei der heiligen Allianz mit dem kleinstaatlichen Widerstreben gegen jede straffe Bundesgewalt. So grundverschiedene Gesin-

nungen, genährt durch die im Süden leider noch heute vorherrschende Unkenntniß der norddeutschen Zustände, erzeugten dann den unseligen Gedanken eines süddeutschen Sonderbundes.

Wenn sogar im Norden manche wohlmeinende Patrioten hoffnungsvoll auf Hannover und die Niederlande blickten als auf ein Gegengewicht gegen die „preußischen Raubthiere," so schien im Süden der Triasgedanke in der Luft zu schwirren. Nicht blos das berüchtigte Blatt des Bonapartismus, die Münchener Alemannia, bewies jetzt die Nothwendigkeit, Preußen auf sein natürliches Gebiet, die slavischen Länder jenseits der Elbe, zu beschränken. Auch ein Anselm Feuerbach sah in den beiden Großmächten „die natürlichen Gegner, nicht gerade Deutschlands, aber der Freiheit und Selbständigkeit der kleinen deutschen Staaten," und träumte von einem deutschen Fürstenbunde, der das feindliche Preußen in zwei Hälften zerreißen sollte! Das warme Brutnest aber dieser tollen Pläne war der Stuttgarter Hof. Nach der Ueberlieferung seines Hauses ein Feind Oesterreichs, fortwährend in Sorge, das Haus Habsburg möge Württemberg zum vierten Male unter seinen Scepter bringen, hatte sich der König früher mit Begeisterung dem preußischen Staate zugewendet. Jedoch nach dem Umschwunge der preußischen Politik sah er durch die Großmächte die Sache des Liberalismus und der kleinen Dynastien zugleich bedroht. Beiden gedachte er ein muthiger Schirmer zu werden. Denn obwohl sein Haus jene glänzenden Erinnerungen nicht kannte, welche die Phantasie der Wettiner und Wittelsbacher bethören, so gaben doch die Grafen von Teck jenen berühmteren Geschlechtern an dynastischem Stolze nichts nach. Aber zugleich gefiel er sich, vornehmlich im Gespräche mit dem excentrischen Prinzen von Oranien, in kühnen liberalen Reden, hörte befriedigt, daß die Staatsmänner der Bierbank ihn als den Kaiser der Deutschen zu preisen liebten, und ward in solchen Träumen bestärkt durch den Zuspruch seiner russischen Gemahlin. In diesen Stuttgarter Kreisen sammelte ein norddeutscher Publicist, Lindner — in seiner Weise ein guter Patriot, aber verbittert durch die Fehler der preußischen Staatskunst — die Gedanken zu dem „Manuscript aus Süddeutschland," dem Programm der Triaspolitik. Wie jederzeit — von Lindner bis herab auf Hermann Orges — norddeutsche Ueberläufer mit dem gröbsten Cynismus Zwietracht zwischen Süd und Nord in der Presse gesät haben, so ward hier ein fratzenhaftes Zerrbild des heimathlosen und charakterlosen norddeutschen Wesens dem kerndeutschen, seßhaften süddeutschen Volke gegenübergestellt. In Summa: — Berlin hat die besten Schneider, Augsburg die besten Goldschmiede! So gelangte der Lobredner des vaterländischen Königs Wilhelm zu demselben Satze, den die Soldschreiber Mont



gelas' auf ihr Banner schrieben: „eher werden Bären und Adler mit einander Hochzeit halten, als Süd- und Nordländer sich vereinigen.“ In der Nutzanwendung freilich wird dieser Gegensatz des Volksthums von Lindner vergessen. Eine polnische Theilung ist unbemerkt an Deutschland vollzogen, neunzehn von neunundzwanzig Millionen Deutschen an die fremden Mächte Oesterreich, Preußen, Dänemark u. s. w. verkauft worden. Der Rest — das reine Deutschland — muß geschützt werden durch einen engeren Bund, der auf die Kernstämme der Alemannen und Bayern sich stützt. Denn (und hier offenbart sich jene diabolische Mischung von Wahrheit und Lüge, welche die ganze Richtung bezeichnet) eine Thorheit ist es, daß die Bundesacte durch Formeln der Stärke und der Schwäche gleiche Rechte zu sichern meint. Die Bahn der deutschen Staatskunst ist bereits vorgezeichnet durch das Verhalten jener Staaten des Südens, welche „aus Liebe zu Deutschland Frankreichs Freunde wurden.“

Für derlei Gedanken fand der König zwei brauchbare Werkzeuge in dem Minister des Auswärtigen, Graf Wintzingerode, dem nach langjähriger Wirksamkeit in der westphälischen und württembergischen Diplomatie der Plan eines Sonderbundes keine patriotischen Bedenken erregen konnte, und — in dem neuen Bundesgesandten. Denn Wangenheim theilte zwar nicht völlig die Voraussetzungen dieser bruderfeindlichen Staatskunst. Stammte er doch aus jenen mitteldeutschen Landen, welche, glücklich genug, die Tendenzlüge von dem Gegensatze norddeutscher und süddeutscher Art gar nicht verstehen, weil sie nicht wissen, zu welchem dieser beiden „Völker“ sie selber sich zählen sollen. Um so eifriger aber war er den Schlußsätzen der Triaspolitik zugethan. In unseliger Weise trafen sie leider zusammen mit seinen naturphilosophischen Spielereien. Das „Schema“ seiner Idee der Staatsverfassung gedachte er auch auf Deutschland anzuwenden, das autokratische und demokratische Element so gut wie das aristokratische Hypomochlion. Und auch in das autokratische Element der Bundesgewalt mußte die heilige Dreizahl eingeführt werden. So gänzlich zur fixen Idee war ihm dieser brahminische Aberglaube geworden, daß er meinte: sollte Oesterreich je ausscheiden, so müßte Bayern an Oesterreichs, Sachsen aber, als der Führer der Mindermächtigen, an Bayerns Stelle aufrücken. Um die Unabhängigkeit der Kleinstaaten von den beiden Großmächten zu wahren, schien ihm selbst das „immerhin bedenkliche“ Anrufen der auswärtigen Garanten der Bundesacte erlaubt! Einen praktischen Inhalt erhielt dieser doctrinäre Luftbau durch jenen maaßlosen Preußenhaß, den jede Zeile von Wangenheim's Schriften predigt — am lautesten dann, wenn er versucht ihn zu leugnen, wenn er versichert, daß seine Gattin eine Freundin der Königin Louise gewesen, drei seiner Brüder in preußischen

Diensten gestorben seien. Suum cuique rapit war ihm die Devise des schwarzen Adlers. Immerdar ängstigten ihn „die erbkaiserlichen Gelüste einer traditionellen preußischen Cabinetspolitik," und selbst die hochsinnige Staatskunst Preußens in den Freiheitskriegen erschreckte ihn, weil sie um Volksgunst gebuhlt und kein Mittel der Einschüchterung gescheut habe!

Drei grobe Irrthümer, sicherlich, bildeten die Grundlage dieser mittelstaatlichen Politik. Es war ein Wahn, daß Ohnmacht zur Ohnmacht gesellt jemals eine Macht bilden könnte. Denn erstünde auch aus diesem Sonderbunde das Unmögliche, die einheitliche Organisation, so würde ihm doch immerdar jene sittliche Kraft fehlen, welche die Staatsmänner der Mittelstaaten nie anerkennen, weil sie dieselbe widerwillig an Preußen bewundern müssen — das Bewußtsein des Zusammengehörens, der Stolz auf eine große Geschichte, mit einem Worte: die lebendige Staatsgesinnung. Daß von solcher Staatsgesinnung kein Hauch lebendig sei in den Seelen dieser mittelstaatlichen Sonderbündler, ward bewiesen durch jenen schamlosen Hinweis auf die Hülfe des Auslands, der als letzte Drohung hinter allen ihren Plänen lauert. Es war ferner eine Thorheit, die Einigung der Nation zu erwarten von einer Gruppenbildung, welche nothwendig die centrifugalen Kräfte verstärkt. Endlich überschätzte man blindlings die Bedeutung der südwestdeutschen Verfassungen. Denn wie unverzeihlich immer Preußens Unterlassungssünden waren: die socialen Zustände der deutschen Staaten, welche keine Gesetzgebung gänzlich umstürzen kann, sind einander so nahe verwandt, daß niemals ein deutscher Staat allein durch seine freie Verfassung das Uebergewicht über die andern erlangen wird. Auch an dem absolutistischen Preußen fand der Süddeutsche noch des Herrlichen viel zu beneiden: die Macht, den Ruhm und eine freie Bewegung der Gemeinden, welche auf dem Boden des Rheinbundes nicht gedeihen wollte. Und eine sehr kurze Erfahrung offenbarte, daß auch im Süden die Volksrechte ungesichert waren und in den Ueberzeugungen der Menge noch keineswegs tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Trotz alledem haben wir kein Recht, über jene liberale mittelstaatliche Politik kurzweg den Stab zu brechen. Sie ist weder jener Bodensatz des Rheinbundes gewesen, wofür Radowitz sie später ausgab, noch das politische Ideal, welches der Bonapartist Bignon — bedeutsam genug! — verherrlichte. Vergessen wir nicht, in welchen windigen Phrasen sich die Bundespolitik jener Tage durchgängig bewegte. Konnte doch Fürst Hardenberg in einer Verbalnote auf dem Wiener Congresse einige schlechte Verse aus dem Rheinischen Mercur als ein befolgenswerthes politisches Programm citiren:

„Es horste auf derselben Rieseneiche
Der Doppeladler und der schwarze Aar,

Es sei fortan im ganzen deutschen Reiche
Ein Wort, Ein Sinn, geführt von jenem Paar —"

und Wangenheim pries das als ein Zeichen ächter Staatskunst! Auf diesem Tummelplatze der Phrasen mußte die Erbsünde der mittelstaatlichen Politik üppig wuchern: das vielgeschäftige dilettantische Projectemachen. Denn werden in wirklichen Staaten dem Staatsmanne durch Interessen und Ueberlieferungen feste Bahnen vorgeschrieben, so bleibt in den politischen Zwitterbildungen, welche vernünftigerweise auf die große Politik verzichten sollten, Alles der erfinderischen Willkür der Diplomaten überlassen. Und tragen die bedeutenden Staatsmänner der Schweiz, Englands, Preußens das Gepräge ihres Staates, so zeigen die mittelstaatlichen Diplomaten, von Malchus und Wangenheim bis herab auf Beust und Pfordten, fast durchgängig ein heimathloses Wesen: sie sind diplomatische Lanzknechte, nicht geleitet von dem Lebensgesetze eines bestimmten Gemeinwesens, sondern bereit, jedem Staate, der dem Ehrgeiz ein Feld bietet, ihre geschäftige Thätigkeit zu widmen. So offenbart auch die mittelstaatliche Politik jener Tage ein unklares widerspruchsvolles Wesen — einen Januskopf. Boshaft war sie, ränkevoll, unwürdig, wenn sie in nackter Selbstsucht das natürliche Uebergewicht der Macht, das den Großstaaten zukommt, zu brechen versuchte. Aber ein bleibendes Verdienst hat sie sich erworben, als sie die Grundlagen des modernen Staatslebens gegen die Eingriffe des Wiener Cabinets vertheidigte.

Mißtrauisch begrüßte man in Frankfurt den liberalen Minister. Doch seine liebenswürdige Weise, seine Geschäftskunde und unermüdliche Thätigkeit erschlossen ihm bald den Weg in die wichtigsten Ausschüsse. Noch war der Bundestag reich an feingebildeten aufgeklärten Staatsmännern, und diese Oppositionspartei der Gagern, Aretin, Lepel, Harnier war den Gesandten der Großmächte, den Buol und Goltz, überlegen durch ihre Talente und ihre Einigkeit. Denn schon damals trieben die Gesandten von Oesterreich und Preußen das unwürdige Spiel, heimlich ihren Gegnern zu versichern, man hege selbst die freisinnigsten Absichten, habe jedoch dem Drängen des unbequemen Collegen nicht widerstehen können. Nach dem Ausscheiden Gagern's, „dieses ritterlichen Mannes," übernahm Wangenheim die Führung der Opposition, ebenso wortreich wie jener, aber minder gutmüthig und mit bestimmteren Zielen. Ein Unglück, daß die Opposition von vornherein durch dynastische Rücksichten verkümmert war und eines großen nationalen Gedankens entbehrte. Als auf dem Congresse von Aachen die heilige Allianz eine rein-deutsche Angelegenheit, den Streit zwischen Baden und Bayern über die Pfalz, eigenmächtig vor ihr Forum zog, als der weise Czar die Frage entschied und in Baden mit Jubel als

der Retter des Landes begrüßt ward, da regte sich freilich an den kleinen Höfen das brennende Gefühl einer nationalen Demüthigung. Aber wie mochte König Wilhelm seinem russischen Schwager offen widerstehen? Und Wangenheim begnügte sich, im Kreise der befreundeten Gesandten über die Uebergriffe des heiligen Bundes zu murren! Inzwischen hatte er mit den Genossen den Plan eines engeren Bundes eifrig besprochen, er gefiel sich darin, in den Verhandlungen wie im geselligen Leben den Grafen Goltz und Buol seine Ueberlegenheit tactlos und schonungslos, oft in der ausgelassensten Weise, zu zeigen. Da forderte eine ernste Note des Wiener Cabinets vom Stuttgarter Hofe Rechenschaft über das gefährliche Treiben des Gesandten, und Wangenheim enthüllte in einem Privatbriefe dem Fürsten Metternich, arglos wie immer, seine geheimsten Gedanken! (Septbr. 1818.) „Die Bundesacte ist nichts, gar nichts ohne Institutionen, welche die Anwendung des Gesetzes und seine Vollziehung verbürgen." Darum ein Bund im Bunde, der die Zerspaltung Deutschlands ebenso verhindern soll, wie Oesterreich und Preußen eine barrière inexpugnable für den Ehrgeiz Rußlands und Frankreichs bilden. Daß dieser Bund jemals dem Ausland in die Arme getrieben werde, ist eine „läppische Besorgniß politischer Donquixotes." — Aber der ungeheuerlichen Offenherzigkeit dieser Worte folgten noch immer nicht die kühnen Thaten.

Karl Sand hatte einst in Tübingen häufig in Wangenheim's Hause verkehrt und sich belehren lassen von den mäßigenden Worten des Curators. Als der Unglückliche jetzt auf seiner verhängnißvollen Reise nach Mannheim ihn besuchte und verfehlte, da trieb eine unbestimmte schreckliche Ahnung den Gesandten, dem Wanderer in den Odenwald nachzureiten. Er traf ihn nicht, und die unselige That geschah. Die Raserei der Angst, welche jetzt die Höfe erfüllte, ward von dem Fürsten Metternich ausgebeutet, der Fürst versammelte seine Getreuen zu den Besprechungen von Karlsbad. Man weiß, wie Metternich's Hauptplan, den Art. 13. der Bundesacte (das Versprechen der Landstände) im Geiste Friedrich Gentz's zu erklären, an dem erbitterten Widerstande des württembergischen Ministers Wintzingerode scheiterte. Aber auch das wirklich Beschlossene — die Knechtung der Presse und der Hochschulen, die Einleitung der Demagogen-Verfolgungen — war ein Angriff auf das Allerheiligste unseres Volksthums, zugleich eine schreiende Verletzung der Bundesgesetze. König Wilhelm reiste klagend zu seinem Schwager nach Warschau, und bald nachher ermuthigte eine russische Note die kleinen deutschen Höfe zum Widerstande gegen Oesterreich, fragte eine andere bei England vertraulich an, ob nicht schon jetzt der Zeitpunkt zum Einschreiten der großen Mächte in Deutschland gekommen sei. Wie anders, wenn ein wahrhaft königlicher

Wille zu Stuttgart geboten, wenn in Frankfurt auch nur Ein Gesandter von schlichtem, unerschrockenem Mannesmuthe getagt hätte. Was Württemberg durch verwerfliche geheime Umtriebe im Auslande versuchte, das ließ sich erreichen auf dem Wege des Gesetzes, wenn auch nur Ein Staat sein von der Bundesacte gewährtes Recht gebrauchte. Die Beschlüsse der in Karlsbad versammelten Minister einiger deutscher Staaten, eine bundesrechtlich gänzlich ungültige Urkunde, wurden am 16. September 1819 dem Bundestage vorgelesen. Vier Tage darauf erfolgte die Abstimmung, während das Gesetz eine vierzehntägige Frist verlangt. Die Annahme geschah, ohne daß die gesetzlich nothwendige Berathung vorherging, durch einen Mehrheitsbeschluß im engeren Rathe, während die Bundesacte Einstimmigkeit und Abstimmung im Plenum vorschrieb. Da war es heilige Pflicht des Mannes, der sich so gern den getreuesten Vertheidiger des Bundesrechtes nennen hörte, gegen diesen vierfachen Rechtsbruch zu protestiren und die österreichische Intrigue, wie er es bundesgesetzlich durfte, an seinem Nein scheitern zu lassen. Ein Aufschub von wenigen Tagen mußte gegen Oesterreich entscheiden, da das unwürdige Werk allein durch die Ueberraschung gelang. Denn mit vollem Rechte sahen die kleinen Höfe ihre Selbständigkeit — und wahrlich nicht zu Gunsten der nationalen Einheit — bedroht, seit Fürst Metternich in Karlsbad dem Minister eines Kleinstaates mit dürren Worten erklärt hatte, die einzige Bedingung der Fortexistenz der kleinen Staaten sei allein der Bund! Und mit einstimmiger Entrüstung erhob sich die öffentliche Meinung wider die Karlsbader Verschwörung. Man wolle die Deutschen ausstoßen aus der Menschheit, eiferten die französischen Blätter, und welche Stimmung den Süden Deutschlands beherrschte, davon gab bald nachher die Adresse einer Officiersversammlung in Ulm an König Wilhelm ein denkwürdiges Zeugniß. Sie forderte offen den Krieg gegen jene „fremden Regierungen, welche das Glück des württembergischen Volkes mit Schmähsucht betrachten, ohne ihren eigenen Unterthanen das Nämliche zu gönnen. — Auch ist das Heer Ew. königl. Majestät keineswegs als eine unzureichende Streitmacht zu betrachten, denn das ganze Volk wird begeisterungsvoll unsere Reihen verstärken." Aber nicht blos vor dem Bürgerkriege, auch vor der schlicht-gesetzlichen Pflichterfüllung der einfachen Wahrhaftigkeit schreckte der Stuttgarter Hof zurück. Württemberg widersprach zwar mehreren Artikeln der Karlsbader Beschlüsse, aber Wangenheim duldete, daß das öffentliche Protokoll der Nation die einstimmige Annahme der neuen Bundesgesetze vorlog, und Württembergs Widerspruch in einer geheimen Registrande verborgen wurde. Nun hatte er kein Recht mehr, zu klagen, wie er es liebte, über das Geheimhalten der Bundesberathungen. — —

Wohl durfte die österreichische Partei jubeln, und Graf Buol den Bundestag am Abend jenes unseligen 20. Septembers zu einem glänzenden Feste vereinigen. Denn durch diese ersten Unterlassungssünden war der liberalen Opposition am Bundestage der Boden unter den Füßen hinweggezogen, und das zugleich widrige und lächerliche Schauspiel der deutschen Politik in den nächsten Jahren vorgezeichnet. Fürst Metternich umging nun den Bundestag, an dem er die Langsamkeit des Geschäftsganges und mehr noch die Ueberlegenheit der liberalen Gesandten scheute. Um den Ausbau des Bundesrechts, welcher in Wahrheit eine Durchlöcherung des Rechtes war, zu vollführen, versammelte er die deutschen Minister zu Wien, und der engherzige Particularismus der Mittelstaaten vergönnte ihm mindestens einen halben Erfolg. Der Wahnbegriff des „monarchischen Princips" ward in das Bundesrecht eingeführt, und die Gesandten der Mittelstaaten nahmen ihn an; denn trotz aller liberalen Redensarten war es diesen Regierungen hochwillkommen, eine Waffe für den Nothfall gegen ihre Kammern zu besitzen. Sie meinten genug gethan zu haben, als sie wenigstens ihre eigenen Verfassungen durch den Art. 56 der Wiener Schlußacte gesichert hatten, welcher die Abänderung der bestehenden Verfassungen auf nicht verfassungsmäßigem Wege verbot. Dann ertrug es Württemberg widerwillig, daß die Schlußacte dem Bundestage einfach zur Sanction vorgelegt ward, und Wangenheim mit seinen liberalen Genossen sah sich also jede Gelegenheit zum Widerspruch versperrt. Berücksichtigen wir auch billig die abhängige Stellung eines Gesandten und die Wirkungen brutaler Einschüchterung: der Vorwurf bleibt auf Wangenheim haften, daß er seine Entlassung nicht gefordert, als das Bundesrecht mit Füßen getreten ward. Vier Jahre lang arbeitete nun die liberale Minderheit zu Frankfurt an dem undankbaren Versuche, die Wirksamkeit jener Karlsbader und Wiener Beschlüsse zu untergraben, welche durch die Nachgiebigkeit der Minderheit selbst zu Bundesgesetzen erhoben waren. In solchem Kampfe konnte der beste Erfolg nur ein halber Sieg sein.

Das bewährte sich bereits bei Wangenheim's Angriffen wider die Mainzer Central-Untersuchungscommission. Da Württemberg sich geweigert, einen Abgeordneten nach Mainz zu schicken, so war der liberalen Minderheit jede Einsicht in den Gang der Untersuchungen verschlossen. Der Präsident des Bundestags stand in geheimem Briefwechsel mit dem Vorsitzenden der Commission, und die letztere verharrte in würdigem Stillschweigen, als Wangenheim mit seinen Freunden wiederholt Berichterstattung forderte. Nach drittehalbjährigem Harren verlangten endlich sieben der kleinen Höfe sofortige Auflösung der verhaßten „schwarzen Commission," und Wangenheim wies in einer sehr bitteren Denkschrift nach, daß



die Behörde völlig nutzlos sei, da „noch kein irgend bedeutendes Individuum verhaftet" worden und jeder Bundesstaat selbst die Mittel zur Unterdrückung demagogischer Umtriebe besitze. Nun endlich erschien der verlangte Bericht, die Commission bemerkte jedoch, mit boshaftem Hinblick auf die liberalen Regierungen, über die noch schwebenden Untersuchungen enthalte sie sich jeder Mittheilung, weil sie eine vorzeitige Bekanntmachung befürchte! Und Graf Buol gab den Bericht seiner Getreuen in Mainz unentsiegelt an seine Getreuen in Frankfurt, d. h. an eine Commission des Bundestags, welche nur aus Gesandten jener Staaten bestand, die auch in Mainz vertreten waren. Durch solche offene Feindschaft der Mehrheit blieben Württemberg, Kurhessen, Mecklenburg, die Ernestinischen Länder u. A. ohne Kenntniß der Mainzer Acten, und erst in weit späterer Zeit haben diese Staaten sichere Kunde erlangt von dem ganzen Umfange jener beispiellosen Verdächtigung der Nation, von dem Unglimpf wider Fichte und die Helden der Freiheitskriege und der berufenen „beinahe einzigen in unseren Acten vorgekommenen positiven Handlung."

Doch während Wangenheim die ungesetzliche Gewalt, welche die Karlsbader Beschlüsse den Bundesbehörden beigelegt, zu brechen versuchte, wahrte er um so ernstlicher die gesetzlichen Befugnisse des Bundes, vornehmlich sein Recht, auf die Ausführung der im Art. 13 der Bundesacte verheißenen Verfassungen zu dringen. Wintzingerode freilich hatte in Karlsbad nur ein frivoles Ränkespiel getrieben, wenn er dem Fürsten Metternich das boshafte Wort entgegenwarf: „Die Regierungen haben im Art. 13 den Grundsatz der Volkssouveränetät angenommen, sie haben geglaubt diesen Point vergeben zu können; die Partie ist angefangen, sie muß ausgespielt werden." Dagegen kam Wangenheim's gediegene Tüchtigkeit bei den Verhandlungen über diesen Punkt am schönsten zu Tage. Man lernte von ihm zu Frankfurt, was gründliche und rechtliche Beurtheilung staatsrechtlicher Fragen sei. Immer wieder klagen die Bundesprotokolle über die „sehr ausführlichen" Gutachten Württembergs, und er und sein kurhessischer Genosse Lepel wollten nimmermehr „Rücksichten der Convenienz oder der Politik Gehör geben, wo es sich um Grundsätze handle." Sie mußten dafür die schärfste Zurechtweisung von Oesterreich hinnehmen, und leider durchschaute die Wiener Frivolität das Wesen eines Diplomaten-Congresses sicherer als Wangenheim's ehrliches Rechtsgefühl. In einer cause célèbre jener Tage, in dem Lippe'schen Ständestreite, zeigte Wangenheim, wie wenig er in Württemberg gemeint gewesen, mit dem alten Rechte ein leichtfertiges Spiel zu treiben. Auch in Lippe stand eine landständische Vertretung des „schädlichen Feudal-Aristokratismus" mit ihren ritterlichen und bürgermeisterlichen Virilstimmen einer Regierung gegenüber, welche

kraft ihrer neugewonnenen Souveränetät dem Lande eine „den Begriffen der Zeit entsprechende" Vertretung gewähren wollte. Wangenheim bewies das, trotz der Auflösung des Reichs, unzweifelhafte rechtliche Fortbestehen der alten Verfassung, aber auch die Befugnisse der Regierung, das Repräsentationsrecht der Unterthanen auszudehnen, so lange die Rechte der, nur sich selbst, nicht das Land vertretenden, alten Stände gewahrt blieben. Der Hader ist dann nach altheiligem Bundesbrauche durch lange Jahre hingezerrt worden; aber durch das Gutachten Wangenheim's, der sich sogar auf Klüber, den gefürchteten „gefährlichen Theoretiker," berief, ward sein Bruch mit der österreichischen Partei unheilbar.

Das wurde vollends unzweifelhaft, da die schleswig-holsteinische Frage zum ersten Male in bescheidener Gestalt an den Bundestag herantrat. Als die uralte Inschrift am Thore von Rendsburg: „Eidora Romani terminus imperii" herabgestürzt ward, hatte auch der Herzog von Schleswig-Holstein die Meinung jener Napoleonischen Tage getheilt, mit dem heiligen Reiche sei auch die Pflicht das alte Landesrecht zu halten verschwunden. Im Jahre 1822 wandten sich endlich Prälaten und Ritterschaft von Holstein mit der berühmten, von Dahlmann verfaßten Beschwerdeschrift an den Bund. Den verhängnißvollsten Punkt des Streites freilich, das Recht Holsteins auf immerwährende Vereinigung mit Schleswig, hat damals in Frankfurt Niemand begriffen; man meinte kurzweg, Schleswig dürfe den Bund nicht kümmern. Aber in einem meisterhaften Gutachten bewies Wangenheim die Pflicht des Bundes, in Holstein einzuschreiten. Er entlarvte die sophistische Unredlichkeit, welche eine niemals aufgehobene, unzähligemal feierlich bestätigte Verfassung blos deshalb für „nicht in anerkannter Wirksamkeit stehend" erklärte, weil dem Könige von Dänemark gefiel, sie augenblicklich nicht zu halten. Mit sicherem Tacte fühlte der Feind des Feudalwesens heraus, daß man hier nicht zu thun habe, wie Dänemark perfid es darstellte, mit einer privilegirten Kaste, sondern mit einer Landesvertretung, welche bereit war zu jeder Reform, jedoch mit zähem transalbingischem Rechtsgefühle behauptete, Vorrechte müßten zwar dem Rechte weichen, aber auch nur dem Rechte. Hoffte Dänemark mit der Versicherung durchzuschlüpfen, der König-Herzog sei Willens, den Herzogthümern dereinst eine Verfassung zu geben, so wies Wangenheim nach, es handle sich um bestehendes Recht, und das Versprechen des Königs sei werthlos, wenn der Bund ihm nicht eine feste Frist setze für die Vollführung. Gegen diese Ketzerei erhob sich zornig Oesterreich: „Se. Apostolische Majestät werde niemals dulden, daß den deutschen Souveränen Fristen gesetzt würden zur Ertheilung von Verfassungen." Das will sagen: Oesterreich war entschlossen, zu verhindern, daß die Verheißun-

gen der Bundesacte jemals etwas Anderes würden, als eine gleißnerische Phrase. Wangenheim verlangte, daß für die Entscheidung dieser Lebensfrage eines deutschen Staates mindestens erst die Instructionen von den Regierungen eingeholt würden. Auch dieser Antrag fiel. Als Wangenheim schon nicht mehr in Frankfurt weilte, ist dann der berüchtigte Abweisungsbeschluß gefaßt worden — jener schmachvolle Präcedenzfall für das Verhalten des Bundes in dem hannoverschen Verfassungsstreite. Und um das Werk zu krönen, befahl man, daß jede Eingabe an den Bundestag vorher der Censur unterworfen werde. Damit waren die Rechtsgründe, welche eine zweite scharfe Denkschrift Dahlmann's in's Feld führte, widerlegt, und der Deutsche mochte fortan den Chinesen beneiden, der, wenn er als Kläger auftritt, der Redefreiheit sich erfreut.

Der unversöhnliche Gegensatz der staatsrechtlichen Anschauungen Wangenheim's und der österreichischen Partei enthüllte sich ganz nackt, als der Kurfürst von Hessen die von „seinem Verwalter Jérome" verkauften Domänen wieder eingezogen hatte, und die Klagen der schamlos beraubten Käufer den Bundestag zu jahrelangen Verhandlungen bewegen. In den ersten halbwegs erträglichen Jahren des Bundestags war die Meinung der Höfe dem klaren Recht ziemlich günstig. Sehr einsam stand Hannover mit seiner cynischen Ansicht, „man müsse zum Voraus den Unterthanen die Lust benehmen, dem eindringenden Feinde behülflich zu sein!" Und ernst und würdig erklärte Graf Buol auf die groben Briefe des erbitterten Kurfürsten, „die Bundesversammlung stehe nie und nirgends unter einem Gliede des Bundes." Aber der Verweis aus Wien ob solcher Keckheit ließ nicht auf sich warten. Seitdem wurde die Stimmung der Mehrheit am Bunde gleichgültig, endlich feindselig gegen die unglücklichen Domänenkäufer. Doch mit wackerem Zorne erhob sich Wangenheim wider jene Verordnung des Kurfürsten, welche den Landesgerichten das Urtheil über diese Rechtsfrage verbot. „Die Staatsgewalt," meinte er, „berechtigt das regierende Subject nur dazu, wozu sie dasselbe verpflichtet." Also Verweisung der Kläger an die Gerichte und Verbot an den Kurfürsten, den Rechtsweg zu stören. Ueber das Recht der Kläger wiederholte er die von Pfeiffer und Klüber ausgesprochenen Rechtssätze — entsetzliche Lehren für das Ohr von Diplomaten, welche gewohnt waren, den Thron für Alles, den Staat für Nichts zu halten. Der Staat sei ewig, hieß es in Wangenheim's Gutachten, denn sein wesentlichster Bestandtheil, das Volk, dauere fort und habe das Recht, sich einem anderen Oberhaupt zu unterwerfen, wenn die rechtmäßige Dynastie am Regimente verhindert sei. Da stürzte sich der Grimm der Legitimisten auf den Frechen, der das monarchische Princip „in seiner Grundveste" angetastet. Se. Aposto-

lische Majestät müßte die von Wangenheim vorgetragenen Theorien „als höchst bedenklich, ja in mancher Rücksicht als gefährlich betrachten," die Autorität aber von „derlei Rechtslehrern," die der Berichterstatter für sich angeführt, „förmlich verwerfen." Damit, natürlich, war die Abweisung der Domänenkäufer entschieden, und dem Freimuthe Wangenheim's dankt der Deutsche noch heute ein in der Geschichte civilisirter Völker beispielloses Gesetz. Die österreichische Partei wollte sich für die Zukunft die Widerlegung wohlbegründeter Rechtslehren ersparen, und der Bundestag beschloß am 11. Decbr. 1823 — bald nachdem Wangenheim ausgeschieden war — daß wissenschaftlichen Lehren in der Gesetzgebung des Bundes keine Autorität zustehe, ja, nicht einmal eine Berufung darauf gestattet sei. So wurde die klärende und mäßigende Einwirkung der Wissenschaft auf die Gesetzgebung verboten in einem Lande, das sie, bei dem Ernste seines wissenschaftlichen Lebens, am leichtesten ertragen kann und, bei der dürftigen und zweideutigen Fassung der Bundesgesetze, dieses Beistandes gelehrter Kräfte am dringendsten bedarf. Die Absperrung des Bundestags von dem geistigen Leben der Nation war vollendet.

Rastlos wie in diesen Fragen arbeitete Wangenheim für alle jene Pläne gemeinsamer deutscher Gesetzgebung, welche damals noch am Bunde angeregt wurden. Er schöpfte unermüdlich Wasser in das Faß der Danaiden, schrieb Gutachten über einen deutschen Münzfuß und über den Nachdruck, bewies sonnenklar, daß die Sittenlehre des modernen Judenthums sich mit unseren Gesetzen sehr wohl vertrage, also die Emancipation der Juden erfolgen müsse. Ja, er bewirkte sogar eine, für den lächerlichen Geschäftsgang des neuen polnischen Reichstags wichtige Reform. Man beschloß, wenigstens die Vorfrage, ob der Bundestag über einen Gegenstand in Berathung treten solle, sei durch Mehrheitsbeschluß, nicht durch Einstimmigkeit, zu entscheiden. Die segensreichste Frucht seines Wirkens aber läßt sich nur zwischen den Zeilen der Bundesprotokolle herauslesen: Durch den entschlossenen Widerspruch der Partei Wangenheim's ward einige Jahre lang verhindert, daß der Bundestag zu jenem willenlosen Diener des Wiener Hofes herabsank, dessen Fürst Metternich bedurfte. Doch wie anders erscheint Wangenheim's Gebahren, wenn wir uns zu den Streitfragen wenden, bei welchen das gesunde Urtheil des muthigen Patrioten durch Preußenhaß und Trias-Doctrin getrübt ward! Die elendeste freilich war Preußens Haltung in allen jenen Fragen des Staatsbürgerrechts, die Wangenheim mit rührigem Freisinn behandelte, und was nach diesem bald ungerechten bald schwankenden Verfahren noch zu verderben war, das verdarb des Grafen Goltz Unfähigkeit und starrer Stolz. Aber nur der fanatische Haß konnte gegen Preußen Partei er-

greifen in jenem Handel, welcher in den zwanziger Jahren von allen Rheinbundsmännern ausgebeutet und noch weit später als ein Beweis angeführt ward für Preußens unersättliche Habgier. Wir meinen den preußisch-anhaltischen Zollstreit.

Auf dem Wiener Congresse hatte Preußen den großen, seit der Epoche nationalen Aufschwungs zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht wieder aufgetauchten Plan eines deutschen Reichszollwesens angeregt. Er scheiterte an dem Particularismus der Mittelstaaten. So sahen sich die deutschen Staaten, seit die Continentalsperre gefallen, zwar unter sich getrennt durch zahlreiche Mauthlinien, aber schutzlos gegen das Ausland, vornehmlich gegen die englischen Waaren, welche jetzt den deutschen Markt überschwemmten und den deutschen Gewerbfleiß an den Rand des Verderbens brachten. Alle europäischen Mächte huldigten noch dem Schutzzollsysteme; daher war vorderhand der erste Schritt zur volkswirthschaftlichen Erstarkung für Deutschland — die Absperrung gegen das Ausland. Preußen that diesen nothwendigen Schritt, es erließ jenes meisterhafte, von einem Huskisson als unübertrefflich gepriesene, Zollgesetz vom Jahre 1818 — die liberalste Zollgesetzgebung jener Zeit, die allzufrüh verlassene Grundlage des heutigen Zollvereins. Auf dieser Bahn schritt Preußen rühmlich vorwärts und erwirkte bald eine Milderung der britischen Navigations-Acte. Die alten Einfuhrverbote Preußens fielen hinweg, die meisten Zollsätze waren erheblich gemindert, jedoch die erniedrigten Zölle wurden fortan wirklich erhoben, eine strenge Grenzbewachung kämpfte wider den alten Schmuggelhandel. Aber daß Preußen jetzt seine eigenen Gesetze ehrlich ausführte, ward von den deutschen Nachbarn als ein Verbrechen getadelt. Kurhessen begann ein gehässiges Retorsionssystem, das Preußen lange in unverzeihlicher Gutmüthigkeit ertrug. Aus Sachsen ertönten die bittersten Klagen; war doch sein Gewerbfleiß bisher wesentlich durch den Schmuggel nach Preußen gediehen. Aus dem Kreise jener wässrigen, gedanken- und gesinnungslosen politischen Vielschreiber, welche damals, ein getreues Spiegelbild des altsächsischen Staatslebens, in Leipzig ihr Lager aufgeschlagen — aus dem Kreise der Krug und Pölitz erklang der Ruf: wäre das preußische Zollgesetz selbst eine Wohlthat für die Nachbarlande, welcher Staat hat denn das Recht, seinen Nachbarn Wohlthaten aufzudrängen? Die gesammte liberale Presse, erbittert über die preußischen Demagogenverfolgungen, wüthete blind auch gegen das beste Werk, das die deutsche Staatskunst jener Tage geschaffen, und schalt auf Preußens engherzige Isolirung, wie sie später, als Preußen aus dieser Einsamkeit hinausschritt, auf seine Hegemonie-Gelüste schmähete. Der einfachste, der allein rettende Gedanke — Bildung eines Zollvereins auf der Grundlage des preußischen Gesetzes —

war allerdings schon von Baden auf den Conferenzen zu Karlsbad und Wien (1819) ausgesprochen worden. Aber der Stolz der Mittelstaaten wies weit von sich weg den Plan einer solchen „preußischen Reunions-kammer," wie der verstockte Welfenstolz eines Münster sich auszudrücken liebte.

Nur der Herzog von Anhalt-Köthen begrüßte in dem neuen preußischen Gesetze die willkommene Gelegenheit, seinem Anhalt eine eigenthümliche „Handelspolitik" zu schaffen. Der fromme Herr stand in regem Verkehr mit dem alten ultramontanen Ränkeschmied Adam Müller, der als österreichischer Consul in Leipzig weilte. In dieser gläubigen Gesellschaft entstand der Plan, in Köthen dem preußischen Schmuggel ein Asyl zu gründen. Und so frech ward nun unter landesväterlichem Schutze das unsaubere Gewerbe betrieben, daß die Verzehrung von Baumwollwaaren in Köthen und Preußen sich verhielt wie 165 : 1000, während die Bevölkerung beider Staaten sich wie 9 : 1000 stellte. Als später Köthen in die preußische Zolllinie aufgenommen ward, hob sich die Zolleinnahme in den Provinzen Brandenburg und Sachsen sofort um nahezu 25 Procent! Preußen mußte diesem höhnischen Unfug steuern und belegte nun alle Waaren, welche, angeblich nach Köthen bestimmt, in Preußen eingingen, mit der preußischen Verbrauchssteuer, unter dem Vorbehalt der Rückvergütung für den Fall, daß das Verbleiben dieser Waaren in Köthen wirklich nachgewiesen würde. Eine harte Maaßregel, ohne Frage, aber ein nothwendiger Schritt, wenn nicht die durchdachte segensreiche Gesetzgebung eines Großstaates durch die räuberischen Ränke eines enclavirten Zwergfürsten zu Schanden werden sollte. Der Herzog wandte sich nach Frankfurt mit Gründen, die einer solchen Sache würdig waren. Er versuchte nachträglich gegen die Theilung Sachsens zu protestiren, welche Anhalt zur preußischen Enclave herabgewürdigt, er beschuldigte Preußen (das überbescheidene Preußen Friedrich Wilhelm's III.), daß es die „Mediatisirung des uralten Hauses Anhalt" beabsichtige. Die Vorschläge Preußens wies er von der Hand, und verlangte entweder einen Austausch seines Landes gegen ein nicht von Preußen umschlossenes Territorium oder die Zurückverlegung der preußischen Zolllinie so weit, daß Anhalt in den „factischen Besitz der Souveränetät" trete. Ohne diesen gebe es für Anhalt keine Bundes- und Schluß-Acten. Das Alles in einer pöbelhaften Sprache, und vermischt mit hochtrabenden Reden von der anhaltischen Handelspolitik, welche in jedem anderen Volke der Welt die Antwort gefunden hätten nicht in parlamentarischen Worten, sondern in dem allein zutreffenden „quod licet Jovi non licet bovi." Und in diesem erbärmlichen Handel, der selbst den alten Preußenfeind Gagern auf die Seite des Berliner Cabinets trieb,



stellte sich Wangenheim an die Spitze der Gegner Preußens! Ein unverbesserlicher Doctrinär, wollte er Macht und Ohnmacht mit gleichem Maaße messen. Die Belästigung, welche den Kleinstaat traf durch seine eigne Schuld und durch die Nothwendigkeit der geographischen Lage, schien ihm ein ruchloser Eingriff in die Souveränetät der deutschen Staaten, und — was sichtlich seinen Entschluß zumeist bestimmte — er sah durch Preußens Verfahren seinen eigenen Lieblingsplan eines Sonder-Zollvereins für das „reine Deutschland" gefährdet. Nur zu sehr ward ihm der Kampf erleichtert durch das Ungeschick des Grafen Goltz, der Preußens gute Sache mit den schlechtesten Mitteln vertheidigte und zuerst am Bundestage die sophistische Unterscheidung von Rechtsfragen und Interessenfragen aufbrachte, welche letztere nicht zur Competenz des Bundes gehören sollten. Lange währte der mit höchster Bitterkeit geführte Zank, den wir heute belächeln würden, eröffneten uns nicht die Ränke der Nachfolger Wangenheim's die trostlose Aussicht auf ähnlichen Hader in der Zukunft. Endlich geschah, was seitdem für alle wichtigen Fragen zur Regel ward: die Sache wurde dem Bundestage aus der Hand gespielt. Oesterreich, das Preußens Hülfe in den europäischen Händeln nicht entbehren konnte, übernahm die Vermittelung und bewog Anhalt, in die preußische Zolllinie einzutreten. Dieser Zollvertrag mit seiner überzärtlichen Schonung der Souveränetät des uralten Hauses Anhalt offenbarte unwidersprechlich, wie nichtig die Furcht vor Preußens Eroberungslust gewesen. Die Freiheit der Elbschifffahrt, die Wangenheim gefährdet meinte, ward in Wahrheit durch den Streit nicht berührt. Auf den gleichzeitigen Elbschifffahrts-Conferenzen zu Dresden bewährte das verklagte Preußen den besten, das klagende Anhalt aber den schlechtesten Willen zur Erleichterung des Stromverkehrs. Immerhin blieb der Hader für Wangenheim und seine Genossen ein lange anhaltendes, überaus wirksames Mittel, die unbelehrte öffentliche Meinung aufzuregen wider die freiheitsfeindlichen und eroberungslustigen Großmächte.

Noch häßlicheren Zwist erregten die Verhandlungen über das Bundesheerwesen. Spät und bitter rächte sich die Gleichgültigkeit gegen die Kleinstaaten, welche Preußen nach dem Kriege von 1815 gezeigt. Als jener Feldzug begonnen ward, bestand der deutsche Bund noch nicht. Darum war auch zu dem zweiten Pariser Frieden der inzwischen gegründete Bund nicht zugezogen worden, und eigenmächtig hatten die vier verbündeten Großmächte Deutschlands künftige Bundesfestungen bestimmt. Ein schwerer Fehler, jetzt ein willkommener Anlaß für Wangenheim, um mit Ostentation zu erklären, der Bund habe ein Recht, dies aufgedrungene Geschenk abzuweisen! Ein jämmerlicher Zank begann über die Ernennung der Commandanten dieser Festungen, und Wangenheim scharrte in dieser

reinen Machtfrage nach seiner doctrinären Weise hartnäckig bei der „vollkommenen Gleichheit aller Bundesstaaten." Gemahnte es ihn nicht, daß er selber die Mittelstaaten in der Zeit des Rheinbundes oftmals gröblich dem Frosche verglich, der sich zur Größe des Ochsen aufblasen will? Während nun das selbstsüchtige Preußen die französischen Entschädigungsgelder und eine hohe Summe aus seinen eigenen Mitteln nichtswürdigerweise zur Erfüllung seiner Bundespflicht, zur Befestigung des Niederrheins verwendete, wucherte das Haus Rothschild jahrelang mit den, bei ihm niedergelegten und mit 2 Procent verzinsten, 20 Mill. Francs, die für die Befestigung des Oberrheins bestimmt waren! Und die ganze Schuld dieses schmutzigen Verfahrens fällt unzweifelhaft auf die Schultern des Königs von Württemberg und der liberalen Patrioten im Süden. Sie forderten wörtliche Ausführung der Pariser Verträge, deren Verbindlichkeit für den deutschen Bund sie doch, wie wir vorhin sahen, in Einem Athem in Abrede stellten! Taub für den von Preußen unwiderleglich geführten Beweis, daß Ulm als großer Waffenplatz für Oberdeutschland ungleich wichtiger sei, verlangte Württemberg die Befestigung von Rastatt, sah in Ulm nur eine „Vormauer für Oesterreich." Als endlich, zwanzig Jahre später, Preußen die Befestigung beider Plätze zugleich durchsetzte, gewährte Württemberg erst seine Zustimmung, nachdem die uralte Angst vor Oesterreich beschwichtigt und das Versprechen gegeben war, Oesterreich werde keine Garnison in Ulm halten. Um solcher Nichtigkeiten willen blieb Oberdeutschland — wesentlich durch Wangenheim's Mitschuld — während eines Menschenalters ohne militärischen Schutz.

Den geheimen Sinn dieses ränkesüchtigen Widerstandes erkennen wir erst aus den Verhandlungen über die Eintheilung des Bundesheeres. Es war bitterer Ernst mit dem „Bunde im Bunde," dem „Heere im Heere" für das „reine Deutschland." Die Gründung einer einheitlichen und furchtbaren kriegerischen Macht blieb freilich undenkbar, so lange zwei Großmächte im Bunde weilten. Bescheidener als der kleinste Kleinstaat hatte der Bundestag von Anbeginn seine militärische Aufgabe aufgefaßt: „es gelte nicht, eine gebietende Stellung im Staatensysteme einzunehmen, sondern eine vertheidigende mit Würde zu behaupten." Und Bayern setzte gleich zu Anfang durch, daß die Sorge für Landwehr und Landsturm den einzelnen Staaten vorbehalten blieb. Mochte Preußen die Steuerkraft seines Volkes zum Schutze der Kleinstaaten anstrengen: Bayern zog vor, eine Landwehr auf dem Papier, die allbekannten „Frohnleichnamssoldaten," zu halten. Welches Gewebe unsauberer Ränke ließ sich vollends erwarten, seit Kaiser Franz in den Bundeskriegssachen sich leiten ließ durch den vormals sächsischen General Langenau, der berufen war durch seine geheimen



für die Colonialwaaren gezahlten Gelde herleitete, bei allen Parteien endlich die Ueberzeugung, ein deutsches Bundeszollwesen sei unmöglich. Mit großem Talent wußte Wangenheim sich in diese schwierigen Fragen einzuarbeiten. Die Parteistellung der Verhandelnden ergab sich von selbst aus der Lage ihrer Volkswirthschaft. Die handeltreibenden Rheinuferstaaten, vortrefflich vertreten durch Nebenius, wünschten die höchstmögliche Annäherung an die Handelsfreiheit, Wangenheim's alter Bundestagsgenosse Aretin dagegen bestand auf hohen Schutzzöllen für den bayrischen Gewerbfleiß und — auf einem idealen Stimmenverhältniß, damit Bayern sein politisches Uebergewicht in dem „reinen Deutschland" bewahre! Württemberg stand politisch und wirthschaftlich in der Mitte, und Wangenheim, unterstützt von dem rührigen Agenten des List'schen Handelsvereins, Miller von Immenstadt, spielte inmitten des kleinlichsten Zankes die Rolle des Versöhners so glücklich, daß er im Sommer 1823 sich am Ziele meinte.

Schon hoffte er, die zu Arnstadt tagenden thüringischen Staaten würden sich dem Südwesten anschließen. Da plötzlich fiel Darmstadt ab, der Congreß löste sich auf, und Wangenheim's ganzer Grimm ergoß sich — auf Preußen, das durch seine Ränke Darmstadts Verrath verschuldet habe. Wo aber sein Preußenhaß mitspielt, da ist dem Worte des leidenschaftlichen Mannes nicht zu trauen. Versicherte er doch heilig, die Mainzer Commission habe Geheimbünde entdeckt, welche Deutschland für Preußen erobern wollten, und die jetzt veröffentlichten Acten erweisen dies als eine Unwahrheit. So steht auch jener Behauptung Wangenheim's das entschiedene Nein eines unbefangenen Betheiligten, Nebenius, entgegen. Durch unabweisbare Rücksichten auf seine Volkswirthschaft wurde Darmstadt zum Abfall gedrängt; als Grenzland und Ackerbauland konnte dieser Staat sich von dem Sonderbunde keine Vortheile versprechen. Es bedurfte nicht einer Warnung von Seiten Preußens, das damals selbstgenügsam jede Zolleinigung abwies. Aber fünf Jahre nur, und dasselbe Preußen begann das Ei des Columbus in's Stehen zu bringen. Als die neue Größe des Zollvereins erstanden war, blieb von den Bundestagsverhandlungen über das Mauthwesen und von den Darmstädter Conferenzen nichts übrig als eine fruchtbare, doch von Wangenheim nie verstandene Lehre. Sie lautet: Die widerstrebenden wirthschaftlichen und politischen Interessen der Bundesstaaten lassen sich allein versöhnen in einem Bunde der sämmtlichen kleinen Staaten unter Preußens Führung, denn am Bundestage scheitert jede Einigung an Oesterreichs fremdartigem Staatsbau, ein Gruppensystem aber fordert die gleichen Opfer wie ein Bund unter Preußens Führung, ohne einen einzigen seiner Vortheile zu gewähren.

Noch während dieser Zollverhandlungen betrieb Wangenheim rührig den Neubau der katholischen Kirche im Südwesten, in der ausgesprochenen Absicht, daß diese gegen Rom vereinigten Staaten dereinst den politischen Kern „des reinen Deutschlands" bilden sollten. Leider war die hochwichtige Sache bereits auf dem Wiener Congresse verdorben, wo des edlen Heinrich Wessenberg Bemühungen für eine selbständige deutsche Nationalkirche gewichtigen Widerstand fanden an dem Particularismus Bayerns, das „sich selbst genug" war, und zugleich an den ultramontanen „Oratoren" des deutschen Klerus. Preußens Vorschlag, der katholischen Kirche Deutschlands von Bundeswegen eine gemeinsame Verfassung zu garantiren, ward erst durch Oesterreich abgeschwächt, dann durch Bayerns Intriguen beseitigt. Daß Oesterreich nunmehr an gemeinsamen Verhandlungen mit Rom nicht theilnahm, verstand sich ohnehin. Auch Bayern erklärte um die Wende der Jahre 1815 und 1816 seinen Entschluß, als katholische Macht selbständig bei der Curie vorzugehen, und man weiß, welch' klägliches Ende diese Selbständigkeit nahm in dem Concordate v. J. 1817. Ueberdies hatte der Fürst-Primas Dalberg voreilig auf seine weltliche Macht verzichtet, und wer mochte es Preußen verargen, wenn es den Primat dieses Napoleonischen Satrapen nimmermehr dulden wollte? Also war nicht mehr zu denken an die volle Ausführung des Wessenbergischen Planes einer deutschen Kirche unter einem Primas und einer Nationalsynode. Die paritätischen Staaten, oder (wie Rom, der alten Tradition getreu, zu sagen liebte) die akatholischen Fürsten Deutschlands standen jetzt allein. Daß auch sie nicht zusammen hielten, das ward bewirkt ein wenig durch die Schuld der oberrheinischen Staaten, weit mehr durch Preußens Unterlassungssünden, am meisten aber durch die plötzliche Umwandlung der Kirche selbst und der kirchlichen Meinungen. Denn wunderbar hatte das Geschick den römischen Stuhl aus tiefster Entwürdigung zu den verwegensten Ansprüchen emporgehoben. Vor wenigen Jahren erst war Napoleon's stolzes Wort verklungen, die Vermischung des Wohles und Wehes der Kirche mit den Interessen eines Staates vom dritten Range — „dieser Skandal" — sei zu Ende. Im Gefühle der Ohnmacht berief sich der Papst gegen die Tyrannei der Rheinbundsfürsten auf den, von ihm selber feierlich verworfenen, Westphälischen Frieden, und von der deutschen Kirche, deren Bisthümer bis auf vier verweist waren, sagte Graf Spiegel: „die Glaubenslehren abgerechnet, sei alles Andere daraufgegangen." Nach solcher Noth folgte plötzlich die triumphirende Rückkehr des Papstes in die heilige Stadt. Die romantische Schule beherrschte die Höfe, und den Fürsten des heiligen Bundes durfte der fromme Fürst Hohenlohe sagen: nicht durch Waffen würden die Ideen

der Revolution mehr besiegt, die Erziehung gelte es zu wandeln, die Jugend zurückzuführen in den Schooß der Kirche!

Selbst die schweren Verluste der Revolutionszeit erwiesen sich jetzt als ein Sieg für die Curie. Der Heiligenschein des Martyrthums war gewonnen, ein kleiner Theil des Klerus durch das Unglück vielleicht wirklich veredelt. Vor Allem aber, der deutsche Klerus war heimathlos geworden, und durch die Säcularisation der geistlichen Staaten der römischen Partei in die Arme getrieben. Denn der heilige Stuhl wußte diese Niederlage ebenso geschickt auszubeuten, wie er später die vormals als „die feinste Verfolgung der christlichen Kirche" verworfene Freiheit aller Culte für sich zu benutzen verstand. Wohl ertönte noch zur Zeit des Wiener Congresses aus den Reihen des deutschen Klerus häufig das Verlangen nach einer deutschen Liturgie, und unter den Laien erhoben sich Viele für die Abschaffung des Cölibats, für eine Nationalkirche oder für ein System der Staatsallmacht, dem der Geistliche nur als ein „höchst ehrwürdiger Staatsdiener" erschien. Aber das Gestirn Roms war im Aufsteigen, und zum Niedergange neigte sich die den Römlingen verhaßteste Schule des Hontheim-Febronius, die um „das goldene Kalb der Nationalität tanzte." Sehr verlassen, in Wahrheit, sah sich Wessenberg jetzt in der deutschen Kirche; fast allein die Liebe seiner Diöcese zu der apostolischen Reinheit seiner Persönlichkeit hielt ihn aufrecht. Die scharfen Denker unter den Laien freuten sich zwar seiner Milde, wenn er in den Protestanten nur die „Kirche linker Seite" sah, und seiner Kühnheit, wenn er das Papstthum ein „Gemisch von gesetzlichem Judenthum und selbstgeschaffenem Heidenthum" nannte. Jedoch sie mußten seine Inconsequenz belächeln, wenn er trotzdem „die maaßlose Subjectivität" der ehrlichen Protestanten verwarf, und sie verharrten also in der alten Gleichgültigkeit gegen alle kirchlichen Dinge. Die Masse des Volks natürlich, wo sie noch Sinn zeigte für die Kirche, war in der Hand der römischen Eiferer. Und unter dem Klerus — wo waren sie noch, jene stolzen altadligen reichsunmittelbaren Prälaten, welche dereinst zu Osnabrück den von Rom verdammten Frieden unterzeichnet, zu Ems die Unabhängigkeit der Erzbischöfe verfochten hatten? Seine einzigen mächtigen Bundesgenossen mußte Wessenberg, bei der Kälte der öffentlichen Meinung, auf der Seite der Regierungen suchen. Und die oberrheinischen Staatsmänner allerdings huldigten der Lehre des Episkopalsystems. Wangenheim stand in dieser Frage, wo die Grillen der Naturphilosophie ihn nicht beirrten, fest auf dem Boden der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, welcher doch die mütterliche Erde seiner Bildung blieb. Aber er zeigte zugleich seinen Mangel an geschichtlichem Sinn, wenn er die im funfzehnten Jahr-

hundert von der deutschen Nation wider Rom erhobenen Gravamina jetzt noch durchzusetzen hoffte, nachdem längst die Reformation vollzogen und die Absonderung der Nationen eine Wahrheit geworden war. Und seine doctrinäre Gleichgültigkeit gegen die Thatsachen leitete ihn in die Irre, wenn er in jedem Bischof jetzt noch einen Verbündeten des Staats gegen Rom zu finden hoffte, und der Bewegung, welche Wessenberg's Diöcese erfüllte, eine große historische Bedeutung zuschrieb! Preußen aber, das bereits die Zukunft seiner katholischen Kirche in Niebuhr's Hände gelegt, ging andere Wege. Alle glänzenden Vorzüge und alle Fehler Niebuhr's zugleich sträubten sich wider jede Gemeinschaft mit den Staatsmännern des Oberrheins. Mit überlegener Sicherheit erkannte er, wie schwache Stützen das Episkopalsystem in dem deutschen Klerus fand. In der That, der kühne Gedanke einer Nationalkirche ließ sich verwirklichen nur durch eine tiefgehende religiöse Aufregung der deutschen Katholiken, welche damals offenbar nicht vorhanden war. Eine solche Bewegung aber, wenn sie je begönne, würde, bei der tief innerlichen Richtung unseres Volks, sich nimmermehr begnügen mit einer Reform der Kirchenverfassung allein. Auch stand Niebuhr, in seinem Hasse gegen die Revolution, den Ultramontanen doch näher als den Männern der Aufklärung. Dazu kam sein persönlicher Widerwille, ja seine ungerechte Härte gegen die Führer der nationalkirchlichen Partei, endlich der Hochmuth des Preußen gegenüber „einer ziemlich langen Reihe von Landesherrschaften, welche nicht den achten Theil der deutschen Katholiken umfassen.“ Diese Beweggründe wirkten zusammen, — und Preußen antwortete verneinend auf den Vorschlag gemeinsamer Verhandlungen mit Rom.

So standen die Bruchstücke des „reinen Deutschlands“ allein, und während Wessenberg seinen kühnen Gang nach Rom machte und die Streitschriften des „deutschen Kirchenstreites“ in alle Sprachen der Welt übersetzt wurden, eröffnete Wangenheim zu Frankfurt am 24. März 1818 die Conferenzen der oberrheinischen Staaten. Er durfte nachhaltiger Unterstützung versichert sein, denn unter den Abgeordneten fand er nur Gesinnungsgenossen, so die alten Freunde vom Bundestage, Lepel und Harnier. Unter allgemeiner Zustimmung erklärte er das Episkopalsystem für das einzig heilsame, verlangte Landesbisthümer, deren Grenzen jeder Staat selbst bestimme, und berief sich in allen zweifelhaften Fällen auf das Josephinische Kirchenrecht. Nach diesen Grundsätzen ward ein organisches Gesetz entworfen, das von dem heiligen Stuhle binnen einer bestimmten Frist ohne Abänderung anzunehmen sei. Wie mochte man glauben, von Rom durch ein so rücksichtsloses Verfahren irgend etwas zu erlangen? Und welche wunderliche Ueberschätzung der Macht der Mittelstaaten, wenn

Wangenheim jetzt Preußen um „die Leitung und Förderung“ der Unterhandlung mit Rom bat, nachdem ihre leitenden Grundsätze ohne Preußens Mitwirkung festgestellt waren! Natürlich versprach Preußen blos das Unternehmen zu fördern. Trotzdem hegte Wangenheim rosige Hoffnungen, sah in seinen Vorschlägen die Magna Charta der deutschen katholischen Kirche und dachte die Angelegenheit zur Bundessache zu machen, damit Bayern sich wieder befreie von seinem unseligen Concordate — während doch jeder halbwegs Kundige wußte, wie sehr die mächtigste Partei am Münchener Hofe von dieser Demüthigung des Staates vor dem heiligen Stuhle befriedigt war. Was Niebuhr scharfblickend vorausgesagt, geschah. Die Gesandten der oberrheinischen Staaten traten in Rom so schroff und mißtrauisch auf, daß Cardinal Consalvi frug, ob man den Papst für einen Türken halte, und — mußten endlich unverrichteter Sache wieder abreisen. Und nochmals erfüllte sich eine Weissagung Niebuhr's. Wangenheim's Erwartung, die deutsche Geistlichkeit würde mit den Staaten vereint gegen Roms Willen die neue Kirchenverfassung einführen, erwies sich als verkehrt, und doch fehlte den Deutschen die Napoleonische Härte, um mit einem „votre conscience est une sotte“ den Klerus zu zwingen. Sie mußten den gröbsten Uebermuth der Curie ertragen, mußten anhören, wie Rom an protestantische Fürsten schrieb: „die Feinde der Religion, um ihre gottlosen Absichten zu erreichen, haben angefangen, den Primat des römischen Bischofs von allen Seiten zu bekämpfen.“ Endlich begnügten sich die Staaten mit jenem bescheidenen Ziele, worauf Niebuhr von vornherein seine Absicht beschränkt hatte. Man verzichtete auf einen Vertrag mit Rom über die Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt, und erwartete nur noch eine päpstliche Circumscriptionsbulle, welche den Umfang der Landesbisthümer der neugegründeten oberrheinischen Kirchenprovinz bestimmen sollte. Aber diese Bulle selbst sollte zu einer neuen Niederlage für Wangenheim werden. Eilends hatte er sich in die landläufigen episkopatischen Lehrbücher des Kirchenrechts hineingelesen, und auch seinen Genossen mangelte die gründliche Kenntniß dieser verwickelten Fragen. So bemerkten sie nicht einmal, daß eine verhängnißvolle Neuerung durch die Bulle eingeführt war. Nicht die katholischen Einwohner der Diöcesen, sondern das gesammte Gebiet der Bisthümer, also auch die darin wohnenden Protestanten, waren der bischöflichen Gewalt unterworfen! Mit anderen Worten: fünf neue Missionsbisthümer waren unbemerkt in Deutschland gegründet, mit all' jenen gefährlichen Rechten, welche den Missionaren gegen die Akatholiken — Ketzer und Heiden — zustehen! Hierauf versuchten die Staaten, selbständig die Rechte der staatlichen Kirchenhoheit in einer „Kirchenpragmatik“ niederzulegen. Sie war in rein

bureaukratischem Geiste gehalten, da Wangenheim und seine Gefährten irgend eine Neigung für die katholische Kirche nicht kannten, ja (ein wunderlicher Anachronismus!) ihre paritätischen Staaten als den Keim eines neuen Corpus evangelicorum ansahen. Ueber diese Kirchenpragmatik währte der Hader mit Rom weit über Wangenheim's Wirksamkeit hinaus. Er ist nie zu einem von beiden Theilen anerkannten Austrage gelangt. Der von Wangenheim mit so großer Hoffnung begonnene „deutsche Kirchenstreit" endete mit der Vertreibung Wessenberg's aus seinem Bisthume. Der unverwüstliche Weltsinn der modernen Menschen hatte nicht vermocht, sich auf die Dauer für den edlen Kirchenfürsten zu erwärmen. —

Sehr arge Fehler offenbar hat Wangenheim in seinem kecken Selbstvertrauen auf diesem ihm fremden Gebiete begangen. Dennoch war namentlich Preußen nicht berechtigt, seiner zu spotten. Auch Preußen vermochte nicht, das Unversöhnliche zu versöhnen, die unveräußerlichen Rechte des modernen Staats mit den nie zu mäßigenden Ansprüchen Roms in Einklang zu bringen. Und unverzeihlich bleibt es, daß Preußen seine damals sehr günstige Stellung zu Rom nicht mindestens zu dem Versuche benutzte, mit den Kleinstaaten vereint das Recht der katholischen Kirche zu ordnen. Auch die bureaukratische Ueberhebung der Mittelstaaten gegen die Kirche sollen wir nicht allzuhart beurtheilen, diese Nothwehr der Schwachen gegen eine Weltmacht, welche noch immer das Wort nicht vergessen hat: „Deutschland, Deutschland ist der Feind!" Ein ehrenhafter, einträchtiger Sinn war unverkennbar unter den Tagenden lebendig. Das bewies namentlich ein wichtiges Zugeständniß, welches Wangenheim der deutschen Fürsteneifersucht entrang. Darmstadt gab das uralte Mainzer Erzbisthum auf, und Württemberg stellte seinen königlichen Landesbischof unter den großherzoglichen Erzbischof in Freiburg. So war in diesem einen Falle der Versuch einer Gruppenbildung nicht gänzlich gescheitert.

Aber dies Zusammenhalten gerade ward von dem Fürsten Metternich gefürchtet. Die weitverzweigte Thätigkeit der verbündeten deutschen Mittelstaaten tritt in die rechte Beleuchtung erst, wenn wir sie verstehen als ein Glied in der großen Kette der europäischen Opposition wider die Weltherrschaft der heiligen Allianz. Noch während der Wiener Ministerconferenzen war jener von Moore jubelnd begrüßte „Sonnenstrahl aus Süden" erschienen, der „den Eispalast des heiligen Bundes" zerschmelzen sollte. Und mit dem Dichter schlugen alle edlen Herzen freudig jener großen Bewegung entgegen, die jetzt von Portugal bis Griechenland alle Länder des Südens durchraste. In Deutschland mußte das romantische Halbdunkel des Teutonenthums der hellen Einsicht weichen, daß der Kampf der Völker der Gegenwart um freie Staatsformen ein gemeinsamer ist,

und bis heute verkünden die aus diesen romanischen Revolutionen herübergenommenen Schlagworte des Parteilebens — der Name des „Liberalismus," der „Schmerzensschrei" u. A. — wie stark und nachhaltig die heilsame, aufrüttelnde Wirkung dieser Stürme auf Deutschlands müde öffentliche Meinung gewesen. Unter dem schreckenden Eindruck dieser großen Kunde vertagte Fürst Metternich vorläufig in Wien seine kühnsten Pläne zur Knechtung Deutschlands, und wandte seine gesammelte Kraft den europäischen Fragen zu. Die Reunion von Troppau verfaßte das Manifest des heiligen Bundes wider die „tyrannische Macht der Rebellion und des Lasters," und Fürst Metternich entwickelte seinen Plan, den heiligen Bund zu einer ähnlichen permanenten österreichischen Polizeibehörde für Europa fortzubilden, wie der Bundestag für Deutschland war. Die Mittelstaaten erkannten die schwere Gefahr einer zur Polizei herabgesunkenen Politik, sie fühlten, daß eine solche Knechtung der Völker zugleich eine Mediatisirung der Fürsten sei. Doch leider war Wangenheim's unerschrockener Liberalismus ohne zuverlässige Bundesgenossen. Fast alle Staatsmänner der Kleinstaaten traf, was Wangenheim von dem bayrischen Minister Rechberg sagte: „sie vergaßen die Angst vor den Großmächten, wenn ihnen Metternich das Schreckbild der Revolution im Spiegel zeigte." An solcher Uneinigkeit und an der natürlichen Zagheit der Ohnmacht brachen sich Württembergs Versuche, einen Gegencongreß der Kleinen in Würzburg zu versammeln. Ununterbrochen indeß erklangen die Beschwerden des „gewissen deutschen Staats" (wie die mißhandelten Zeitungen sich ausdrücken mußten) gegen die Willkür der großen Mächte, und ein gewaltiger Freund erstand ihm: — England protestirte. In überschwänglichen Worten dankte Württemberg dem Cabinet von St. James. König Wilhelm sprach offen vor dem preußischen Gesandten, ein Jeder müsse Herr in seinem Hause sein. Wangenheim rief ungescheut, jetzt beginne der Kampf des constitutionellen Systems gegen den Absolutismus und schrieb in die, allen loyalen Leuten verhaßten, politischen Annalen von Murhard einen höhnischen Aufsatz zum Lobe der heiligen Allianz: nicht Mißtrauen gegen die erhabenen Absichten ihrer Stifter halte England von ihr fern, sondern der englische für sittliche Ideen stumpfe Materialismus, der „den Wohlstand nur nach harten Thalern schätze."

Aber Englands Protest blieb ebenso unbeachtet, wie die Verwahrung des Papstes und Toscanas gegen den Durchmarsch der österreichischen Truppen. Die Oesterreicher übernahmen den Schergendienst für Ferdinand von Neapel — „ihre Ketten selbst besudelnd," wie der englische Dichter in heiligem Zorne rief. Auf der zweiten Reunion des heiligen Bundes zu Laibach ward ernstlich der Plan besprochen, den rebellischen Prinzen

Karl Albert von Savoyen seines Thronfolgerechts zu berauben. Doch sogar dieser schamlose Angriff auf das Staatsrecht der Mittelstaaten vermochte nicht, die Zagenden zu festem Widerstande gegen die ungeheure Uebermacht zu verbinden. Ein Laibacher Manifest verkündete der Welt die frohe Botschaft, daß Gott die Gewissen der Rebellen mit Schrecken geschlagen, und behauptete den Beruf der großen Mächte, Europa vor Anarchie zu schützen. Die Verkündigung ward dem Bundestage mitgetheilt, und mit verhaltenem Ingrimm stimmten Wangenheim und seine Freunde dem Antrage des österreichischen Gesandten zu, der deutlich wie kein anderer die Lage der Dinge aufdeckte. Deutschland lag adorirend zu den Füßen des Wiener Hofes und stammelte die Reden byzantinischer Eunuchen. Der Gesandte beantragte „Ihren K. K. Majestäten die Versicherung unseres ehrfurchtsvollsten Dankes für diese Mittheilung mit der ehrerbietigsten Versicherung angenehm zu machen, daß wir einhelligst in ihren Inhalten das schönste Denkmal tief verehren, welches diese erhabensten Souveräne Ihrer Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe zum bleibenden Troste aller rechtlich Gesinnten setzen konnten.“ Befriedigt von diesem „Siege des Rechts über das leidenschaftliche Treiben der Friedensstörer“ ernannte Kaiser Franz seinen Minister zum Staatskanzler.

Die unentschlossene Schwäche der Mittelstaaten gegenüber dem gewaltigen Vorschreiten des Systems der Intervention rächte sich schwer, als die Gefahr nunmehr dem deutschen Bunde näher rückte. Die dritte Reunion der Allianz trat zusammen, und wer in der Stickluft dieser unseligen Tage sich noch ein freies Herz bewahrt, sah mit Ekel auf die üppigen Feste von Verona. Byron mahnte den weißen Czaren, heimzugehen und die Baschkiren zu waschen und zu scheren, statt zu tanzen auf den rauchenden Trümmern des Völkerglücks. Man wußte an den kleinen Höfen, daß Metternich hier seine Pläne gegen die süddeutschen Staaten zu verwirklichen dachte. Den König Wilhelm nannte eine geheime österreichische Denkschrift „einen in der That und Absicht entschiedenen Feind des deutschen Bundes.“ — Die unerwartete Wendung der europäischen Händel kehrte jedoch die Spitze des Congresses gegen Spanien. Indeß enthüllte sich in den Berathungen über Spanien und Italien deutlich, was die Mittelstaaten am meisten erschrecken mußte: der wohldurchdachte Zusammenhang eines ganz Europa umfassenden Systems der Legitimität. Für Italien ward eine Centraluntersuchungscommission wie die Mainzer vorgeschlagen, und fast mit den Worten der Wiener Schlußacte sagte man von dem Könige von Spanien: es sei ein Verbrechen, wenn ein Fürst freiwillige Opfer seiner Autorität bringe; nur theilweis übertragen, nicht veräußern lasse sich die monarchische Gewalt.

gewonnenen Czaren mit seinem Schwager auf der Rückreise von Verona verfehlte ihren Zweck. Vielmehr erließ Wintzingerode (2. Januar 1823) gegen das Veroneser Manifest eine entschiedene Circularnote zur Wahrung der Rechte der Mindermächtigen. Er nannte die Großmächte kurzweg „Erben des Einflusses, den Napoleon sich in Europa angemaßt,“ und fuhr fort: „Verträge abgeschlossen, Congresse zusammenberufen im Interesse der europäischen Völkerfamilie, ohne daß es den Staaten des zweiten Ranges gestattet ist, ihre besonderen Interessen zu wahren; die Formen selbst, unter welchen man sie zu den Verträgen zuläßt und ihnen die Beschlüsse der überwiegenden Mächte zu erkennen giebt — diese verschiedenen Neuerungen in der Diplomatik rechtfertigen wenigstens einen ausdrücklichen Vorbehalt zu Gunsten der Rechte, die jedem unabhängigen Staate unveräußerlich zustehen.“ Ein nur allzugerechter Protest gegen die Anmaßung der Pentarchie. Aber die unausrottbare Begriffsverwirrung der Mittelstaaten kehrte wieder, wenn der Minister dann den deutschen Bund eine Macht ersten Ranges nannte, dessen Ganzes doch nimmermehr den Theilen nachstehen dürfe — während der Bund unzweifelhaft zu den Mächten dritten Ranges zählt und die zwei Großmächte thatsächlich nicht seine Theile sind. Als dann das Veroneser Manifest dem Bundestag vorgelegt ward, und der russische Gesandte es mit den bedeutungsvollen Worten begleitete: „die Nationen sind nur so lange ruhig als sie glücklich sind, und niemals hat sich das Glück in der Bewegung gefunden“ — da meinte sogar die zahme Augsburger Allgemeine Zeitung: „eine genaue Berathung ist nöthig, damit man sieht, die deutschen Bundesstaaten seien souveräne Staaten.“ Die österreichische Partei beantragte die übliche „dankbare Uebereinstimmung mit den Ansichten und Maaßregeln“ der Großmächte. Wangenheim dagegen wollte sich boshaft mit einer „Anerkennung der reinen Absichten“ begnügen. Von Allen verlassen, enthielt er sich der Abstimmung.

Dann übernahm Münch-Bellinghausen den Vorsitz, und die Gedanken jener Wiener Denkschrift begannen sich zu verwirklichen. Der Stuttgarter „deutsche Beobachter“ wurde vom Bundestage unterdrückt, Württemberg mit der Vollziehung dieses Beschlusses beauftragt. Vergeblich verlangte Wangenheim Frist zur Einholung von Instructionen. Der Geist, nicht der Buchstabe der Bundesgesetze sei entscheidend, meinte Münch; nur eine sofortige Unterdrückung werde die gewünschte moralische Wirkung äußern. Nach einigen Wochen mußte Wangenheim über die vollzogene Unterdrückung berichten, und hier, am Ende seines Wirkens in Frankfurt, berührte er noch einmal jene Karlsbader Beschlüsse, deren übereilte Annahme sein ganzes Schaffen verdorben hatte. Er beklagte, daß der Bundestag die

Karlsbader Protokolle — die nothwendige Erläuterungsquelle für die „Karlsbader Beschlüsse" — gar nicht kenne, und fand es „wenigstens zweifelhaft," ob der Zustand des deutschen Volks, das „nie von der Bahn der Treue und des Gehorsams gewichen," die Fortdauer dieser Beschlüsse fordere. Das war das letzte Aufflackern der Opposition am Bunde. Denn schon hatte Fürst Metternich begonnen, die Weissagung der Langenau'schen Note zu erfüllen und den Verrath in das Lager der Mittelstaaten geworfen. Jene scharfe Antwort Wintzingerode's auf das Manifest von Verona war in französischen Blättern veröffentlicht worden. Die Ostmächte verlangten entschieden Genugthuung, und Graf Wintzingerode — um seinen Posten sich zu erhalten — ließ sich von Metternich gewinnen. Wangenheim ward abberufen (Juli 1823), und man nahm sein Gutachten über die westphälischen Domänenkäufe (jene gefährliche Theorie vom „ewigen Staate") zum Vorwand. Umsonst bat Wangenheim, man möge ihm diese Beschimpfung ersparen und ihn selber um seinen Abschied bitten lassen. Nach der Weise der Ueberläufer wollte Wintzingerode dem Wiener Cabinet seine Ergebenheit auf's Klarste beweisen: er hat diese Bitte dem Könige nie oder doch zu spät mitgetheilt. Wangenheim aber, in seiner ritterlichen Ergebenheit gegen den König, erklärte öffentlich jenen Vorwand seiner Abberufung für die wirkliche Ursache. So geheim wußte die österreichische Partei den Hergang zu halten, daß selbst ein Nahestehender wie Stein von der Wahrheit nichts ahnte und dem Entlassenen seinen willkürlichen Austritt in herben Worten vorwarf.

Was wollte es bedeuten, daß König Wilhelm die Ränke seines Ministers Wintzingerode bald nachher durchschaute und ihn in Ungnaden entließ? Was verschlug es, daß der König noch im selben Jahre, den Großmächten zum Trotz, in einer geharnischten Thronrede das Vertrauen seines geliebten Volkes die sicherste Stütze seiner Regierung nannte? Angesichts der zerrissenen, unklaren, ränkevollen und — vor Allem — ohnmächtigen Opposition der Mittelstaaten — wer durfte den vulgären Liberalismus schelten, wenn aus seiner Mitte Stimmen erklangen wie diese: „Abschaffung des Ministeriums des Auswärtigen, dann gäbe es keine Circularnoten, die für nichts und wieder nichts so viel Lärm machen, die Regierung compromittiren und den Staat gefährden." Fast gleichzeitig erfolgte die Abberufung der getreuesten Genossen Wangenheim's, der beiden hessischen Gesandten Lepel und Harnier. Im Sommer 1824 zog dann Metternich bei einem Besuche in Tegernsee den bayrischen Hof gänzlich zu sich hinüber, die Verlängerung der Karlsbader Ausnahmegesetze und die Geheimhaltung der Bundesprotokolle ward am Bunde beschlossen. Die österreichischen Staatsmänner fanden „den sittlichen und geistigen Zu-

stand Deutschlands wesentlich gebessert," und die Lehre von dem liberalen „Bunde im Bunde" schien vernichtet. Da Murhard's Annalen diese Theorie jetzt noch predigten, konnte Gentz in sein Tagebuch die verachtenden Worte schreiben: „kann vergessen werden, da keine Gefahr ist, daß sie die deutschen Höfe gewinnen könnte." Den Alpdruck der österreichischen Tyrannei hinwegzunehmen, blieb reineren und mächtigeren Händen vorbehalten, als den deutschen Mittelstaaten. Inmitten des salbungsvollen Geredes der freiheitsmörderischen Romantik zeichnete Georg Canning die erhabenen Grundzüge einfacher, ächter Staatskunst, die nicht zu glänzen sucht „durch Einmischung in armselige häusliche Händel anderer Länder," sondern den Quell ihrer Stärke zu Hause findet „in der Eintracht zwischen Volk und Regierung, zwischen Parlament und Krone." Und in denselben Jahren, da die Revolution in Spanien und Italien gebändigt, der deutsche Volksgeist auf's Neue geknebelt schien, erstand in den Freistaaten Südamericas eine jugendliche, unanfechtbare demokratische Macht, legte die Befreiung Griechenlands die Axt an die Wurzel des heiligen Bundes, und Canning rief sein triumphirendes „novus saeclorum nascitur ordo."

Es war ein unmögliches Unterfangen und zugleich ein jammervoller Beweis für die Unnatur der Bundespolitik gewesen, daß ein geistvoller Mann versuchen konnte, in einem Diplomatencongresse eine Oppositionspartei zu bilden, welche sich lediglich stützte auf die persönliche Gesinnung abhängiger Gesandten. Der Entlassene zog nach Dresden, lebte dort und nachher in Coburg in regem geselligem Verkehr mit geistreichen Menschen, mit Rückert u. A., erzog seine Kinder selbst und versenkte sich wieder in wissenschaftliche Arbeiten und in die Spielereien der Naturphilosophie: eine Somnambule trieb zu Zeiten ihr Wesen in seinem Hause. Da erfreute ihn nach Jahren plötzlich ein Zeichen der Theilnahme aus der alten Heimath. Ein schwäbischer Wahlkreis wünschte ihn zum Abgeordneten zu wählen für den wichtigen Landtag vom Jahre 1832, König Wilhelm, der alten Freundschaft eingedenk, bestätigte ihm auf seine Bitte das Staatsbürgerrecht, dessen Besitz dem „Ausländer" nicht sicher war, und da überdies die Stadt Ehingen ihm ihr Ehrenbürgerrecht verlieh, so schien Alles in Ordnung. Aber der offenherzige Mann legte seinen Wählern sein politisches Programm vor, und verwarf darin allerdings die Rotteck-Welcker'sche Schule mit ihren „überspannten, aus bloßen Verstandesbegriffen abgeleiteten Forderungen," noch weit entschiedener jedoch den „von einer verblendeten Aristokratie geleiteten Absolutismus." Als den Urheber der herrschenden Aufregung bezeichnete er den Bundestag, der „die Civilisation rückwärts treibe." Mit vollem Rechte, denn in den jüngsten Jahren war der Bundestag noch tiefer gesunken. Der Fall von Warschau hatte ihm

den Muth eingeflößt, sich gegen die Nachwirkungen der Julirevolution zu erheben, die berüchtigten Beschlüsse vom 28. Juni 1832 waren gefaßt, welche kein constitutioneller Minister ohne offenbaren Eidbruch annehmen konnte. Seit indeß die Opposition im Bundestage zersprengt war, befolgten sämmtliche constitutionelle Mittelstaaten jenes bequeme jesuitische Schaukelsystem, welches bald am Bunde eine Stütze gegen die Stände, bald am Landtage einen Anhalt gegen den Bund suchte. Und gerade jetzt zitterte König Wilhelm's Regierung vor dem Augenblicke, wo sie der erbitterten Volksvertretung Rede stehen sollte wegen der jüngsten Bundesbeschlüsse. Mit jener Ansprache also schlug sich Wangenheim zur Opposition, und von Stund' an erklärte sich die Regierung gegen seine Wahl. Noch einmal sollte er den Unsegen des alten Verfassungskampfes erfahren. Wir entsinnen uns, wie dieser Streit endlich durch die übereilte Annahme eines königlichen Entwurfs beendigt wurde. In der so leichtfertig geschaffenen Verfassung fanden sich zwei Paragraphen mit widersprechenden Bestimmungen über die Frage, ob der Gewählte im Königreiche wohnen müsse. Grundes genug für die Regierung, um Wangenheim's Wahl als ungültig anzufechten, und sie gewann endlich dafür eine schwache Mehrheit in der Kammer. Aber diese heftigen Debatten waren ein Triumph für Wangenheim, sie offenbarten, daß dieser herrliche Stamm den Werth des gehaßten „Fremden" jetzt zu schätzen wußte. Nicht blos die Minister — Wangenheim's weltklügere Schüler — betheuerten scheinheilig ihr Bedauern über die Ungültigkeit der Wahl. Alle Parteien wetteiferten in dem Lobe des wackeren Mannes, und sein alter Gegner Uhland sprach: „Giebt es nicht auch ein geistiges Heimathsrecht, das nicht ganz von der Scholle abhängt? Ist es nicht auch ein Wohnen im Lande, wenn man im Angedenken seiner Bewohner lebt und durch ihr Vertrauen zur Repräsentation berufen wurde?"

Noch während dieser Handel schwebte, legte Wangenheim sein politisches Glaubensbekenntniß nieder in der umfänglichen Schrift: „die Wahl des Freiherrn von Wangenheim." Hier schildert er sein Leben mit Worten, welche lebhaft an sein eigenes Wort gemahnen: „die Naivetät ist die Zwillingsschwester des Talents." Dem Bunde gegenüber befolgte er das damals übliche Verfahren der liberalen Partei in den Mittelstaaten. Er bewies schlagend das Recht der Kammern, die Minister wegen der den Bundestagsgesandten ertheilten Instructionen zur Verantwortung zu ziehen, und damit „die Möglichkeit einer gesetzlichen Einwirkung der Landtage auf den Bundestag." Feste rechtliche Grundsätze jedoch über die Grenzen der Bundesgewalt den Landesverfassungen gegenüber, hat weder er gefunden noch irgend ein Anderer der Vielen, welche mit ihm gegen

die Bundesbeschlüsse des Jahres 1832 eiferten. Und in Wahrheit, diese Rechtssätze sind unfindbar, denn die Bundesgesetze bilden ein geistloses Gemisch bundesstaatlicher und staatenbündischer Rechtslehren und stehen mit den vorher und nachher erschienenen Landesverfassungen in einem schlechterdings unversöhnlichen Widerspruche. Angehängt war dem Werke ein „Versuch über die Unmöglichkeit moderner Freistaaten," wozu Altmeister Eschenmayer die Einleitung geschrieben. In der alten doctrinären Weise ward hier die monarchische Gewalt als der „indifferentiirende Punkt" inmitten der socialen Gegensätze bezeichnet und den Freistaaten die wunderliche Fabel nachgesagt, daß in ihnen die Staatsmänner keinen besonderen Stand bilden könnten.

Diese doctrinäre Unfähigkeit, fortzuschreiten mit dem großen Wandel der Zeiten, verunziert auch Wangenheim's Lebensende. Die deutsche Revolution brach an, und der hochbejahrte, schon des Athems fast beraubte Mann bewahrte noch das alte Selbstgefühl, „fühlte sich berufen" — so lauten seine Worte! — „den Weg zu zeigen, wie aus den Wirrnissen der Gegenwart herauszukommen sei." Es lohnt der Mühe nicht, die beiden Schriften näher zu betrachten, welche diesen Weg weisen sollten: „Oesterreich, Preußen und das reine Deutschland" und „das Dreikönigsbündniß und die Politik des Herrn v. Radowitz." Ein Jammer fürwahr, wie in dem Elend der Kleinstaaterei unsere Staatsmänner zuchtlos und ohne die Schule einer großen Erfahrung dahinleben, und darum ihre Grillen sich endlich zu fixen Ideen verhärten. Zusammengebrochen war der Bundestag, schmachvoller als je ein Staatsbau, und nach diesem Gottesgerichte der Geschichte wagte der Alte noch die Vortrefflichkeit der Bundesgesetze zu behaupten — wenn nur ein liberaler Geist sie ausbaue! Daß er selber und seine liberalen Freunde nicht an den Ränken des österreichischen Hofes, sondern an der unverbesserlichen Erbärmlichkeit der Bundesgesetze selbst scheiterten und nothwendig scheitern mußten — diese einfache Wahrheit hat er nie begreifen wollen. Der Ausbau aber dieser vortrefflichen Bundesgesetze soll geschehen durch ein Parlament. Für dieses wird ein unfehlbares, alle Interessen versöhnendes Gesetz entworfen — das bekannte Lieblingsthema aller Doctrinäre. Ueber dem Parlamente steht die executive Gewalt, die Trias. Oesterreich übernimmt die Ministerien der Justiz und des Innern, Preußen den Krieg und das Auswärtige, Bayern an der Spitze des reinen Deutschland die Finanzen und das Archiv- und Registraturwesen! Und wilder noch als in seiner Jugend erhob sich der leidenschaftliche Greis zu stammelnden Wuthausbrüchen gegen Preußen, die Alles überbieten, was die anerkannten Meister in diesem Gewerbe, die Görres, Klopp, Orges, je geleistet. Daß das reine Deutschland, geson-

dert von Preußen, nothwendig den Fremden unter die Füße geräth, hatte Wangenheim weder aus den russischen Verhandlungen König Wilhelm's gelernt, noch aus den jüngsten Thaten des bayrischen Cabinets, das während der Revolution bei dem englischen Hofe feierlich protestirte gegen jede Schmälerung der Souveränetät. Doch die Zeit war über ihn hinweggeschritten. Selbst die Augsburger Zeitung kehrte ihm den Rücken, sie fühlte, daß die Triaslehre mindestens eines modernen Flitterputzes bedurfte. Der in alten Tagen trotz mancher Seltsamkeit unzweifelhaft zu den besten deutschen Publicisten zählte, sah, gleich seinem Genossen Lindner, seine letzten Werke völlig unbeachtet; sie waren lediglich dem Historiker wichtig durch zahlreiche Mittheilungen aus der geheimen Geschichte des deutschen Bundes. Auch im persönlichen Verkehre blieb Wangenheim der Alte, fieberisch lebendig, liebenswürdig, von schrankenloser Offenheit; sein Gespräch ein erstaunliches Durcheinander tollen Unsinns und geistreicher Gedanken. Am 19. Juli 1850 ist Wangenheim gestorben. Wer die Summe dieses Lebens zieht, wird jene herbe Klage nicht unterdrücken können, welche leider jedes Blatt der deutschen Bundesgeschichte uns entlockt: köstliche Kräfte fruchtlos vergeudet!

Derweil wir diese Zeilen schrieben, klang uns immerdar die Weise des alten Sängers durch den Sinn: „Leut' und Land, die meine Kinderjahre sah'n, sind mir so fremde jetzt als wär' es Lug und Wahn." Wir haben das deutsche Parlament und die Anfänge mindestens einer deutschen Staatskunst geschaut: die kleinlichen Windungen der alten Bundespolitik verstehen wir nicht mehr. Seit jener erste Versuch deutscher Staatskunst der Gewalt des Hauses Habsburg unterlag, hat sich die Bedeutung der Macht so tief in unser politisches Denken eingegraben, daß wir nur mit Lächeln eines Staatsmannes gedenken können, der große politische Ziele erstrebte, ohne über irgend eine Macht zu gebieten. Und doch ziemt es am wenigsten uns, die wir ehrlich zu Preußen halten, mit Mißachtung auf Wangenheim zu blicken. Er vermaß sich, eine Lebensaufgabe unseres Volks zu lösen, welcher Preußen sich schwach versagte. Mit der Ohnmacht der Mittelstaaten begann er jenen Kampf des deutschen Liberalismus wider Oesterreichs Herrschaft, welchen allein Preußen führen kann und führen soll und noch immer nicht begonnen hat. Die Wiederkehr solchen Irrthums ist unmöglich, seit der deutsche Liberalismus in dem preußischen Volke eine feste Stütze gefunden, seit die Angst vor den verbündeten nationalen und liberalen Ideen die kleinen Höfe der Reaction und dem Hause Habsburg in die Arme getrieben hat. Oesterreichs Stellung zu dem deutschen Liberalismus ist durch die Natur der Dinge vorgezeichnet. So lange der Neubau des

deutschen Staates nicht vollendet ist, wird Wien für Deutschland immer der Heerd der Reaction bleiben, mag dort ein Metternich oder ein Schmerling herrschen. In Preußen aber möge man bedenken, daß jene Verschmelzung des nationalen und des liberalen Gedankens die köstlichste Frucht unserer jüngsten Entwicklung und — durch menschliche Macht nicht wieder aufzulösen ist. Jeder Versuch, Preußens und Deutschlands Macht zu stärken auf Kosten deutscher Freiheit, wird an dem richtigen Widerspruche der Nation jämmerlich Schiffbruch leiden. Und eine häufige Wiederkehr solcher Niederlagen könnte endlich — was der Himmel verhüte — selbst die jugendliche Lebenskraft des preußischen Staates gefährden. Nur in den Vorderreihen des Liberalismus kann Preußen heute seine Macht behaupten und vergrößern. —

H. v. Treitschke.

Die Jubelfeier der Befreiungskämpfe.

Am 30. December 1812 schloß der General York in der Mühle zu Poscherun, fern in der Nordostecke Preußens, bei dem Flusse, der russisches und deutsches Land scheidet, den Vertrag ab, der zuerst das unnatürliche Band zwischen den Waffen Preußens und seines Drängers zerriß, der zuerst eine erprobte Schaar tapferer preußischer Männer dem Vaterlande zurückgab, das auf seine Söhne hoffte. Am 31. December 1813 vollzog an der Spitze von Blücher's siegreicher Armee der nämliche General York, fern im Westen, den Uebergang über den Strom, welcher, der uralte Zeuge deutscher Macht und deutschen Geistes, zuletzt nur deutsche Erniedrigung und deutschen Abfall gesehen hatte. Welch' ein Jahr war es, das zwischen diesen beiden Tagen seinen Kreislauf beschloß; welch' eine Wandlung der Geschicke von der Tiefe der Schmach und der Knechtschaft zu der Höhe des Sieges und der Freiheit. Mit Recht zieht heute der Name dieses Jahres mit der Macht erneuter Erinnerung in die Herzen ein; ein halbes Jahrhundert ist vorübergeflogen und mahnt uns, jener großen Tage zu gedenken, von denen für Preußen, für Deutschland ein neues Leben zählt.

Aber dürfen wir die Erinnerung in Freudenfesten begehen, haben wir nur die Früchte der hoffnungsvollen Saaten zu genießen, die jene Zeit ausgestreut hat? Die Zeichen, die wir rings um uns sehen, wollen uns ganz anders gemahnen. Der König hat zum Volke von einer Jubel-

feier gesprochen, seine Räthe sollen sie in's Werk setzen, die Volksvertretung soll helfen. Doch der König, könnte er sein Volk sehen, wie es ist, er würde es nicht auf seinen Wegen finden; seine Räthe können an eine Jubelfeier keinen Glauben haben; die Volksvertreter vermögen nicht zu helfen, nicht den Funken der Begeisterung zu entzünden, ohne den an diesem Feste jede Gabe leer und eitel ist. Schon mußten wir von hier und dort den Rath hören, das Volk solle absichtlich nur die Tage hervorsuchen und feiern, die ausschließlich an jenen ruhmvollen ersten Anstoß im Osten erinnerten, der ohne königliches Wort aus seiner Mitte hervorging; oder den anderen Rath, das Volk möge sich jeder Theilnahme an der Feier enthalten. Der Rath darf und wird nicht durchdringen: das Erste wäre unwahr, — denn kein Theil kann sich allein oder gar im Gegensatz zu anderen jener Zeit rühmen; das Zweite wäre klein, — denn ein Volk muß sich Besseres zutrauen, als daß ihm eine solche Feier gegeben oder genommen, gefälscht oder mißbraucht werden könnte. Wohl aber fragt sich's, in welcher Weise die Feier geschehen soll. Ein Volk, das noch das Gefühl, das Bewußtsein, den Stolz hat, es selber zu sein, kann sich der Frage nicht entziehen, was aus ihm nach einer solchen Zeit in fünfzig Jahren geworden ist, was es aus ihren Ueberlieferungen gemacht, wie es ihre Erbschaft verwaltet hat? In der Art, wie es die Erinnerung begeht, wird ein großer Theil der Antwort liegen. Wer wird sie in gedankenlosem Jubel oder in schmollendem Trotz suchen? Zeigt doch die Geschichte selber deutlich den Weg. Oder berichtet sie nur von Siegen, die unseren Vätern in den Schooß gefallen wären? Liegt nicht zwischen jenen beiden Tagen, die die erste Ahnung und die schöne Erfüllung der Befreiung bezeichnen, eine Kette von heißer Arbeit, schweren Kämpfen, unheilvollem Schwanken, bitterer Täuschung? Nicht leichten Kaufs und um geringen Preis ist so Großes gewonnen worden; wer heute das Buch jener Tage mit dem rechten Sinne liest, der findet darin neben den Wundern der gnädigen göttlichen Führung zugleich die uralte Wahrheit bestätigt, daß in des Menschen Loos Arbeit, Entsagung, Opfer verwebt ist und das desto mehr, je höher er strebt. Und an diese Wahrheit gilt es heute anzuknüpfen, diese Erfahrung muß zum Inhalt der Erinnerungsfeier werden. Legt sich ein kalter Nebel um die helle Freude an den Siegen jener Zeit, — ihre Kämpfe können uns auch durch den Nebel hindurch als Vorbild leuchten. Es ist wieder eine Zeit der Kämpfe über Preußen angebrochen; für diese Kämpfe Maaß, Regel, Stärke, Erhebung in jener Zeit zu finden, dies möge die Weise der Erinnerungsfeier werden.

Aus der geschichtlichen Folge der Ereignisse des Jahres 1813 treten uns drei große Erscheinungen entgegen, in denen sich die Summe seines

Segens ausdrückt. Die erste: die Eintracht, das einige Zusammenwirken des Volks in allen Ständen und Klassen mit seinem Könige; die zweite: jene großartige Erneuerung des Heeres aus der Fülle der Volkskraft, welche die preußischen Waffen von Sieg zu Sieg trug; die dritte: der Aufschwung der Staatskunst über die engen Grenzen rein preußischer Ueberlieferung zu einer deutschen Politik. Diese Zeichen der großen Zeit sind heute nach einem halben Jahrhundert, das sie hätte entwickeln und befestigen sollen, alle drei erblichen, verdunkelt, auf's Aeußerste gefährdet. An sie muß die Feier, die Arbeit der Erinnerung anknüpfen, wenn sie jener Zeit werth sein will. Wir wollen das im Umriß hier auszuführen versuchen; das Nähere bleibt der fortschreitenden Bewegung der Zeit überlassen; sie wird unfehlbar die einzelnen Entschlüsse und Thaten fordern, worin die allgemeinen Gedanken ihre Verwirklichung finden müssen. In den allgemeinen Gedanken und Thaten Aller wie in den besonderen tragen wir nur eine Schuld an jene Zeit ab, und zwar am meisten um unserer selbst willen, denn das Volk ist wie der einzelne Mensch: nur in großen Tagen tritt sein Wesen rein und echt in die Erscheinung; dann kommen die langen Jahre, wo es gilt, dem Widerstreben des eignen Inneren und der äußeren Gewalten die Verwirklichung des Bildes abzuringen.

Wir wissen, daß die Erhebung mit der eignen freien That des Volkes begann und daß, erst von diesen mächtigen Wogen gedrängt und getragen, König und Regierung die Stärke zum letzten Entschluß fanden. Es sind zuerst die Tage wiedergekehrt, die an diese Thaten aus dem Volk erinnern: der Tag jener kühnen Uebereinkunft an der Grenze, wo die höchste Treue gegen König und Vaterland den General über die Linie des militärischen Gehorsams hinaustrug; die Tage der freiwilligen Bewaffnung Ostpreußens, wo die Stände der Provinz, wiewohl im Namen des Königs, doch aus eigner Macht und Wahl, die Ordnungen der größten inneren Umwandlung und die Anfänge einer neuen Politik verkündeten und vollzogen. Es kommt der Tag, wo der König auf das Alles sein Siegel drückt: der 17. März, da er sein Volk zu den Waffen ruft. Es kommt auch der Tag, da der König verkündigt, daß sich Alles bewährt hat, die Erhebung des Volks wie sein Vertrauen auf das Volk: der 22. März 1815, wo er die Verheißung der Verfassung ertheilt. Von da an aber kommt lange kein Tag der Freude mehr. Hatte der König sein Wort vergessen? War das Volk ein anderes geworden? — Keins von Beidem, müssen wir sagen, und doch Beides. Es war nicht Wortbruch von der einen, nicht Treubruch von der anderen Seite, — aber es war von beiden Seiten ein Abfall von dem hohen Aufschwung, in dem man einst gemeinsam das Größte vollbracht

hatte. Und es mußte wohl so kommen; denn die täuschen sich, welche nur im reinen geordneten unaufhaltsamen Fortschritt den normalen Zustand des Menschen erkennen. Die Befreiung war erreicht, im gemeinsamen Aufschwung aller Gefühle, welche den Menschen zu männlicher That treiben können: das Vaterland, die Freiheit, die Ehre, und auch die bittere Noth, die empfangene Schmach, der Zorn, die Rache hatten durch alle Stände zusammengewirkt, vom Thron bis zur Hütte. Jetzt kam das schwerere Geschäft an die Reihe, die junge Freiheit auszubauen und zu befestigen. Dafür konnte nicht der Aufschwung großer Tage genügen; es bedurfte der stillen, gleichmäßigen, unverdrossenen Arbeit der Jahre. Ein Mensch, ein Volk sind damit noch nicht andere geworden, daß sie sich einmal jener Höhe nähern, wo sie ihr reines Wesen ausprägen: es gilt dieses Wesen dem gewohnten Gange des Lebens aufzudrücken. Das neue Staatsleben war in echten Grundzügen, in erhebenden Bildern vor das Volk hingezeichnet; aber aus welchem Zustand heraus hatten kühne Staatsmänner diese Grundzüge verkündet, hatte das Volk diese Bilder hervorgebracht? Es konnte nicht anders kommen: die alten Wurzeln der wirthschaftlichen Gebundenheit, der selbstsüchtigen kleinen Interessen, der Unfreiheit, der beschränkten überlieferten Lebensanschauung mußten ihre bitteren Säfte treiben: nur Jahre befreiender wirthschaftlicher Arbeit, allmählich wachsender Betheiligung am öffentlichen Wohl, langsam reifender Bildung konnten die allgemeinen Züge, die dem Staate vorgezeichnet waren, mit wirklichem Leben erfüllen. Zur That, von der die Rettung, die neue Begründung des Daseins ausging, konnten sich König und Volk gemeinsam erheben; aber das Leben in seiner mannichfaltigen Verzweigung mit der gemeinsamen Anschauung zu durchdringen, worin die verheißene neue Ordnung allein dauernden Bestand haben kann, — das konnte nur durch feindselige Kreuzung der Interessen, durch Mißverständnisse, Verwirrungen, Kämpfe hindurchgehen. Die Geschichte wird keinen von beiden Theilen freisprechen; sie wird sich vorzugsweise mit strafendem Ernste an die richten, die auszugleichen, zu vermitteln, zu versöhnen berufen waren und den hohen Beruf gewissenlos versäumt, ja in sein Gegentheil verkehrt haben. Aber uns, die jetzt bauen sollen nach dem hohen Vorbild der Eintracht aus jener Zeit, ziemt vor Allem die Erinnerung, daß die Schuld eine gemeinsame war.

Wir sagten es schon, an Stelle der Eintracht, die Preußen vor 50 Jahren groß gemacht, ist heute der offene Zwiespalt getreten; die Kräfte, auf deren Zusammenwirken Wohlfahrt, Ansehen, Geltung, Macht des Staates beruhen, reiben sich im inneren Kampfe verzehrend auf. Wir können hier den Streit weder in seinem Ursprung und seiner Entwickelung

rungen, und seien sie an sich noch so berechtigt, bis zu dem Maaße geltend machen dürfen, um in ihrem Verfolge die Verfassung selbst zu gefährden? Das allein ist doch die Bedeutung der Verfassung, daß sie der höchste Rechtsboden zwischen König und Volk ist; sie besteht in ihrem Wesen und Ansehen nur dann, wenn fortan kein wesentlicher Schritt vorwärts in der Staatsentwickelung geschehen kann, der nicht durch ihre prüfenden Vorschriften hindurchgegangen wäre; das ist der Sinn des höchsten Gelöbnisses, mit dem sie von beiden Seiten geweiht ist.

Aber geben wir nun auch dem anderen Standpunkt sein Recht. Er verdient es schon aus dem einen Grunde, weil auch nicht der leiseste Zweifel darüber besteht, daß der König nach bestem Wissen und Gewissen handelt. Man kann bei den Ministern im Zweifel sein, ob sie dem ganzen Ernst ihrer Verantwortung gemäß handeln; man kann bei der Partei, welche sie stützt, die aufrichtige Treue für die beschworne Verfassung vermissen; vom König aber weiß man, daß er nicht gesonnen ist, seinen Eid zu vergessen oder zu verletzen. Was also konnte ihn in diese Stellung hineindrängen, wo er der ungeheuren Mehrheit seines Volkes entgegen, in Uebereinstimmung nur mit einer kleinen Partei, seinen Willen in dieser Sache als den allein maaßgebenden, den allein für Staat und Volk bestimmenden geltend macht? Man denke an die schweren Kämpfe, aus denen die Verfassung hervorgegangen ist, an die Zerrüttung des Staates, welche vor 15 Jahren die ersten Versuche auf diesem Wege begleitet haben, an die wilden Uebertreibungen, welche den König zu einem bloßen Werkzeug der absoluten Majestät des Volks herabzuziehen dachten, an die blutigen Ausbrüche, welche solchen Lehren einen grellen Schein von Wirklichkeit verliehen. Kein Mensch kann die Welt mit anderen Augen ansehen, als sie ihm durch Geburt, Erziehung, Bildung, Erfahrungen gegeben werden. Es ist doch wahr, daß der Staat unter dem unbeschränkten Regiment der Hohenzollern groß geworden ist, daß die wiederholten Krisen, an denen seine Entwickelung so schwer leidet, einen gemeinsamen und gleichzeitigen Ursprung mit dem neuen Verfassungsleben haben, und daß dieses noch nicht im Stande war, sie zu überwinden. Die Geschichte wird einst sicherlich nicht der Verfassung und wahrscheinlich auch nicht dem Volke die größere Hälfte der Schuld dafür zurechnen; aber sie wird doch Verirrung, Leidenschaft, Fehler und Schuld ganz anders vertheilen, als es jetzt von den verschiedenen Standpunkten der Betheiligten aus geschieht. Liegt es unter diesen Umständen nicht in der Natur der Dinge, wenn König Wilhelm die Ursache, daß es dahin kommen mußte, weit weniger in den Fehlern seiner Väter und ihrer Rathgeber, als in der wachsenden Macht einer Stimmung und Anschauung findet, die sich gegen die überkommenen Zu-

stände und Ordnungen auflehnt, das Recht und die Macht des Königs mit aller Weihe, die sie durch die Geschichte erhalten, im Uebermaaß beschränken möchte? Vergessen wir nicht, daß die ganze Entwickelung der letzten Jahrzehnte dem Königthum, von der Anschauung aus betrachtet, die unter seinen Trägern und in deren unmittelbaren Umgebung überliefert war, Verlust um Verlust gebracht hat, daß schon der erste Schritt zur Verfassung von da aus als eine große Entsagung aufgefaßt werden mußte. Legt doch auch ein Vater nicht ohne Kampf und Schmerz und nur allmählich dem erwachsenden Sohne die Entscheidung in die Hände, die er bisher nach eigner Gewalt gegeben hat. Wir meinen, daß man sich selbst den Parteien gegenüber, die in diesem Streite gegen die Verfassung stehen, nicht durch die gehässigen Waffen verbittern lassen darf, welche ihre Vorkämpfer führen. Ist es nicht menschlich, wenn viele redliche Männer auf dieser Seite am ersten der Stellung ihrer Väter in diesem Staat, der Thaten, die sie für ihn gethan und der Verluste, der Opfer, gedenken, die er jetzt in wachsendem Maaße von ihnen in Anspruch nimmt? Kein Zweifel, daß, von einem höheren Standpunkt aus gesehen, diese Verluste und Opfer nur ihrem eignen Vortheil dienen, — wie selten aber sind die Menschen, die sich mitten im bitteren Gefühl des Verlustes dazu erheben können, die Dinge in diesem Zusammenhang zu sehen, und warum sollten sie gerade in diesen Lebenskreisen so viel zahlreicher sein, als in anderen? Wenn sich diese Anschauungsweise mit einer künstlichen Rhetorik, ja mit einer Sophistik von göttlichem Recht durchwebt, so müssen wir in ihr bei Manchen doch immerhin etwas von gerechtem männlichem Stolz und von jenem Pflichtgefühl erkennen, das die überkommene Stellung und das ererbte Recht nicht leichten Kaufs gegen das plötzliche Andrängen der Zeit aufgeben mag. Und der König vor Vielen darf sich auf solche Gedanken, auf solche Gefühle berufen. Hat er nicht vor vier Jahren, aus eignem freiem Entschluß, vom Jubel seines Volkes begrüßt, einen königlichen Schritt zum verfassungsmäßigen Regiment gethan? Wenn er heute den Nachdruck auf das königliche Regiment legt gegen das parlamentarische, so faßt er die Sache ohne allen Zweifel nicht blos wirklich so auf, sondern er hat auch in schweren Erinnerungen aus Zeiten, da er dem Throne der nächste war, er hat selbst in Eindrücken aus seiner eignen Regentenlaufbahn, ja er hat in manchen Erscheinungen, die sich in den gegenwärtigen Streit einmischen, den, wenigstens scheinbaren Anlaß dazu. Wie manche Deutung, wie manche Auffassung lassen auch die Worte parlamentarisches und königliches Regiment zu! Daß das Gewicht der wirklichen Staatsinteressen, wie es in der Vertretung des Volks und in der Krone sich geltend macht, die künftige Entwickelung bestimme, sehen Alle als den Sinn der Verfassung an; aber wie

schwer ist die Frage, wenn sie überhaupt erst aufgeworfen wird, bei wem der echte Ausdruck dieser Interessen, bei wem das Recht und die Gewalt für ihre Durchführung ist. Wir sollten uns erinnern, daß jene hochachtbare Partei, die in der Reactionszeit, dem jetzigen König am nächsten, mit für die Verfassung eingestanden ist, die Theorie aufgestellt hat, worin der König heute eine Stütze für seine Ansicht finden kann. Wir halten die Theorie in ihren Hauptgedanken für künstlich und unhaltbar; wir glauben auch, daß selten eine Streitfrage so klar lag, als die gegenwärtige; aber wir dürfen nicht vergessen, daß es eine entgegenstehende Anschauung giebt, die nicht blos und allein in selbstsüchtigen romantischen Phantasien, sondern auch in Grund und realen Mächten aus der früheren und der neuesten Geschichte Preußens Wurzel hat.

Indem wir dies schreiben, hören wir, daß in den liberalen Parteiversammlungen des Abgeordnetenhauses eine Adresse beschlossen ist. Bis diese Zeilen zum Druck gelangen, wird der Sinn dieses Beschlusses bekannt sein. Wir würden es tief beklagen, wenn er gegen allen parlamentarischen Gebrauch eine schroffere feindseligere Position des Abgeordnetenhauses einleiten sollte. In dem Sinne dagegen, wie wir ihn allein verstehen können, halten wir ihn für eine That, die das Haus dem König, dem Volke, sich selber schuldig ist. Die Vertretung des Volks kann der Regierung, gegen die sie im Recht ist, nicht bittend gegenübertreten, aber sie kann über die Regierung hinaus das Herz und den Verstand ihres Königs suchen. Sie kann und darf ihrem Rechte nichts vergeben, — aber sie gründet ihr junges Recht desto fester und tiefer, je gemäßigter sie es in Uebung setzt, je leidenschaftsloser der Ausdruck ist, den sie ihm verleiht. Die Adresse kann eine That werden, welche besser, als viele Jubelfeste, die Erinnerung der Befreiungskämpfe feiert. Möge sie die reine und große Sprache jener Zeit sprechen, in der der König mit seinem Volke für die nämliche Sache stritt, in der die Söhne des Adels mit denen des Bürgers und des Bauern auf den nämlichen Schlachtfeldern bluteten. Wir haben leider nur geringe Hoffnung, daß der Versuch zum Ziele führen werde. Es sind nicht vereinzelte, nicht kleine Rechtsansprüche, die auf einander treffen; es ist die versammelte Macht einer ganzen Lebensanschauung, einer eingelebten theuren Gewohnheit, die in den Ansprüchen sich ausdrückt. Darum hat man nicht mit Unrecht gesagt, daß der Streit ausbrechen mußte, an diesem Punkte oder an einem anderen. Aber eben der Gedanke, daß sich's um eine neue Lebensanschauung handelt, welche aus dem Streit lebendig erwachsen soll, muß die äußerste Mäßigung in jedem Schritte, die bedächtigste Gewissenhaftigkeit im Gebrauch auch des klaren Rechtes befehlen. Der Theil wird am treuesten im Geiste jener großartigen Eintracht von 1813 handeln,

der sich bei allem männlichen Festhalten am Rechte doch frei über die Verbitterung des Augenblicks zu erheben weiß, der unablässig die Verständigung als das Ziel im Auge behält, das erreicht werden muß, um des Vaterlandes willen.

Und nun die zweite Erbschaft jener großen Zeit, jenes Heer, das einst wirklich das „Volk in Waffen" war. Der Riß zwischen damals und jetzt muß, wenn es möglich ist, auf diesem Gebiete noch schmerzlicher erscheinen, als auf dem, das wir eben betrachtet haben; denn auf diesem galt es einen ganz neuen Bau zu errichten, auf jenem brauchte man nur auf den Grundlagen weiterzubauen, welche im Sturme gelegt und mit dem besten Blute befestigt waren. Es sind die Tage wieder erschienen, wo das Heer des Königs aus dünnen Rahmen zur mächtigen Masse anschwoll durch jene Reserven, jene Krieger, deren Ausbildung bei der Fahne nur nach Wochen, höchstens nach Monaten zählte; die Tage, wo das Volk in Ostpreußen auf den Ruf seiner Stände sich in Landwehren zusammenschaarte, die in der allerkürzesten militärischen Schulung und mit einer kleinen Zahl militärischer Führer zu Körpern von kriegerischem und militärischem Gehalt aufwuchsen. Es kommen die Tage, wo der Ruf des Königs die gebildete Jugend in Schaaren der Freiwilligen sammelte, wo er das ganze Volk, mit dem erhebenden Beispiel im Osten, zu der nationalen Bewegung aufrief, die sich unter schweren Erschütterungen in der eisernen Probe bewähren sollte. Es folgen die Ehrentage des Heeres, in denen die junge Mannschaft der Krieger weitaus am zahlreichsten focht, die Tage von Lützen und Bautzen; es folgen die Tage, wo mit dem Heere die Landwehr in ihr junges Dasein die ersten Ruhmeskränze flocht, die Tage von Großbeeren, der Katzbach, Dennewitz, Hagelsberg, Wartenburg, bis zum großen allgemeinen Vergeltungstag von Leipzig. Es wird auch der Gedenktag des 3. September 1814 kommen, der für das Heer nicht blos eine Verheißung, wie der 22. März 1815 für den Staat, nein der den Grundriß eines wirklichen Baues brachte. Es war das kleine Heer der 40,000, das der übermüthige Sieger von 1806 und 1807 dem gedemüthigten Preußen gelassen hatte, woraus in einem einzigen halben Jahre jene siegreiche Masse von 250,000 aufwuchs; es war wohl der Kern der alten Armee und ihrer Führer erhalten, doch durch ihn, um ihn schloß sich aus dem Volke nicht blos die Masse der Soldaten, auch die der neuen Führer zusammen. Man fragte damals nicht nach der correcten Vorschule der Cadettenhäuser; — wie gering gegen heute war die Verhältnißzahl der Officiere, die sie stellten! Man redete auch nicht von dem natürlichen und geschichtlichen Uebergewicht des Adels; er war auch damals sehr zahlreich vertreten, ehrenvoll über das Verhältniß hinaus, welches

Segens ausdrückt. Die erste: die Eintracht, das einige Zusammenwirken des Volks in allen Ständen und Klassen mit seinem Könige; die zweite: jene großartige Erneuerung des Heeres aus der Fülle der Volkskraft, welche die preußischen Waffen von Sieg zu Sieg trug; die dritte: der Aufschwung der Staatskunst über die engen Grenzen rein preußischer Ueberlieferung zu einer deutschen Politik. Diese Zeichen der großen Zeit sind heute nach einem halben Jahrhundert, das sie hätte entwickeln und befestigen sollen, alle drei erblichen, verdunkelt, auf's Aeußerste gefährdet. An sie muß die Feier, die Arbeit der Erinnerung anknüpfen, wenn sie jener Zeit werth sein will. Wir wollen das im Umriß hier auszuführen versuchen; das Nähere bleibt der fortschreitenden Bewegung der Zeit überlassen; sie wird unfehlbar die einzelnen Entschlüsse und Thaten fordern, worin die allgemeinen Gedanken ihre Verwirklichung finden müssen. In den allgemeinen Gedanken und Thaten Aller wie in den besonderen tragen wir nur eine Schuld an jene Zeit ab, und zwar am meisten um unserer selbst willen, denn das Volk ist wie der einzelne Mensch: nur in großen Tagen tritt sein Wesen rein und echt in die Erscheinung; dann kommen die langen Jahre, wo es gilt, dem Widerstreben des eignen Inneren und der äußeren Gewalten die Verwirklichung des Bildes abzuringen.

Wir wissen, daß die Erhebung mit der eignen freien That des Volkes begann und daß, erst von diesen mächtigen Wogen gedrängt und getragen, König und Regierung die Stärke zum letzten Entschluß fanden. Es sind zuerst die Tage wiedergekehrt, die an diese Thaten aus dem Volk erinnern: der Tag jener kühnen Uebereinkunft an der Grenze, wo die höchste Treue gegen König und Vaterland den General über die Linie des militärischen Gehorsams hinaustrug; die Tage der freiwilligen Bewaffnung Ostpreußens, wo die Stände der Provinz, wiewohl im Namen des Königs, doch aus eigner Macht und Wahl, die Ordnungen der größten inneren Umwandlung und die Anfänge einer neuen Politik verkündeten und vollzogen. Es kommt der Tag, wo der König auf das Alles sein Siegel drückt: der 17. März, da er sein Volk zu den Waffen ruft. Es kommt auch der Tag, da der König verkündigt, daß sich Alles bewährt hat, die Erhebung des Volks wie sein Vertrauen auf das Volk: der 22. März 1815, wo er die Verheißung der Verfassung ertheilt. Von da an aber kommt lange kein Tag der Freude mehr. Hatte der König sein Wort vergessen? War das Volk ein anderes geworden? — Keins von Beidem, müssen wir sagen, und doch Beides. Es war nicht Wortbruch von der einen, nicht Treubruch von der anderen Seite, — aber es war von beiden Seiten ein Abfall von dem hohen Aufschwung, in dem man einst gemeinsam das Größte vollbracht

hatte. Und es mußte wohl so kommen; denn die täuschen sich, welche nur im reinen geordneten unaufhaltsamen Fortschritt den normalen Zustand des Menschen erkennen. Die Befreiung war erreicht, im gemeinsamen Aufschwung aller Gefühle, welche den Menschen zu männlicher That treiben können: das Vaterland, die Freiheit, die Ehre, und auch die bittere Noth, die empfangene Schmach, der Zorn, die Rache hatten durch alle Stände zusammengewirkt, vom Thron bis zur Hütte. Jetzt kam das schwerere Geschäft an die Reihe, die junge Freiheit auszubauen und zu befestigen. Dafür konnte nicht der Aufschwung großer Tage genügen; es bedurfte der stillen, gleichmäßigen, unverdrossenen Arbeit der Jahre. Ein Mensch, ein Volk sind damit noch nicht andere geworden, daß sie sich einmal jener Höhe nähern, wo sie ihr reines Wesen ausprägen: es gilt dieses Wesen dem gewohnten Gange des Lebens aufzudrücken. Das neue Staatsleben war in echten Grundzügen, in erhebenden Bildern vor das Volk hingezeichnet; aber aus welchem Zustand heraus hatten kühne Staatsmänner diese Grundzüge verkündet, hatte das Volk diese Bilder hervorgebracht? Es konnte nicht anders kommen: die alten Wurzeln der wirthschaftlichen Gebundenheit, der selbstsüchtigen kleinen Interessen, der Unfreiheit, der beschränkten überlieferten Lebensanschauung mußten ihre bitteren Säfte treiben: nur Jahre befreiender wirthschaftlicher Arbeit, allmählich wachsender Betheiligung am öffentlichen Wohl, langsam reifender Bildung konnten die allgemeinen Züge, die dem Staate vorgezeichnet waren, mit wirklichem Leben erfüllen. Zur That, von der die Rettung, die neue Begründung des Daseins ausging, konnten sich König und Volk gemeinsam erheben; aber das Leben in seiner mannichfaltigen Verzweigung mit der gemeinsamen Anschauung zu durchdringen, worin die verheißene neue Ordnung allein dauernden Bestand haben kann, — das konnte nur durch feindselige Kreuzung der Interessen, durch Mißverständnisse, Verwirrungen, Kämpfe hindurchgehen. Die Geschichte wird keinen von beiden Theilen freisprechen; sie wird sich vorzugsweise mit strafendem Ernste an die richten, die auszugleichen, zu vermitteln, zu versöhnen berufen waren und den hohen Beruf gewissenlos versäumt, ja in sein Gegentheil verkehrt haben. Aber uns, die jetzt bauen sollen nach dem hohen Vorbild der Eintracht aus jener Zeit, ziemt vor Allem die Erinnerung, daß die Schuld eine gemeinsame war.

Wir sagten es schon, an Stelle der Eintracht, die Preußen vor 50 Jahren groß gemacht, ist heute der offene Zwiespalt getreten; die Kräfte, auf deren Zusammenwirken Wohlfahrt, Ansehen, Geltung, Macht des Staates beruhen, reiben sich im inneren Kampfe verzehrend auf. Wir können hier den Streit weder in seinem Ursprung und seiner Entwickelung



verfolgen, noch die Wege untersuchen, die zu seiner Schlichtung führen mögen. Aber klar müssen wir uns werden, daß er bis in die Tiefe der inneren Ueberzeugungen führt. Wie die Sache jetzt liegt, ist das preußische Abgeordnetenhaus und die große Mehrheit des Volks, die hinter ihm steht, ohne allen Zweifel im Recht. Die Regierung hat aus eigner Befugniß und nach eignem Ermessen eine der größten Umwandlungen durchgeführt, die jemals in einem Staate vorgekommen sind. Sie hat das stehende Heer um die Hälfte vermehrt, die Jahresergänzung an junger Mannschaft im nämlichen Verhältniß gesteigert, das Armeebudget um ein volles Drittheil erhöht, zwei bis drei Altersklassen aus ihrem gesetzlichen Verband entnommen und unter die strengere Dienstpflicht der Linie gebracht, um dafür den vier bis fünf folgenden Altersklassen eine plötzliche Erleichterung zu gewähren; sie hat die Landwehr, die vor 50 Jahren das Vaterland retten half, thatsächlich der Auflösung entgegengeführt. Sie hat das gethan, nicht blos über die Linie der bestehenden Gesetze hinaus, sondern in einzelnen Punkten in offenem Widerspruch mit dem Geiste, ja dem Wortlaut des Gesetzes, das, die unmittelbare Frucht der Zeit, die wir heute feiern, dem preußischen Heer die urkundliche Grundlage gegeben hat. Die Regierung hat dies Alles in Vollzug gesetzt auf eine blos vorübergehende Bewilligung hin und gegen den Geist, wenn nicht den Buchstaben der Verfassung. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß schwerlich irgend eine Regierung in Europa auch zur Zeit der größten absoluten Machtfülle, ohne die unzweideutige Aufforderung, sei's einer großen Gefahr, sei's der Gemeinschaft großer Thaten, eine Umwandlung des Heeres zu unternehmen gewagt hätte, welche so tief, wie diese, in die Verhältnisse des gesammten Staatslebens und jedes einzelnen Bürgers hineingreift. Die Regierung kann freilich sagen, daß die Reorganisation wirklich unter dem Eindruck einer äußeren Gefahr in's Leben geführt wurde, und daß sie nach den Verhandlungen und selbst den Voten der damaligen Volksvertretung die öffentliche Meinung im Allgemeinen auf Seiten der Maaßregel annehmen durfte. Allein das ist gewiß: einmal, daß es keiner, auch nur vorübergehenden, Heeresverstärkung bedurft hätte, um auf die Art, wie es geschehen, über die Gefahr hinwegzukommen; dann, daß die Regierung in der endgültigen Einführung der Reform, in der bleibenden Errichtung so vieler neuer militärischer Körper mit allen ihren Stellen, in der Aufnahme der Kostensätze für dieselben, sogar in die Spalten des regelmäßigen Budgets, weit über die erlaubte Deutung der öffentlichen Meinung, weit über den Sinn jener Kammerabstimmungen, ja weit über ihre eignen Zusagen hinausgegangen ist. Was auch von der anderen Seite in der Wahl der Mittel und Wege gefehlt worden sei: die Regierung ist

es, die den Riß in die Verfassung veranlaßt hat. Es muß so vielen Entstellungen gegenüber immer wieder hervorgehoben werden, daß jenes Votum, womit am 23. Septbr. 1862 308 gegen 11 Stimmen den Militäretat ablehnten, im Sinne der weit überwiegenden Mehrheit der Stimmenden, durchaus nicht die Verwerfung der Reorganisation selbst bedeuten sollte, sondern nur die Forderung, daß die Maaßregel auf Grund eines Gesetzes und nicht blos nach dem Belieben der Verwaltung zu geschehen habe. Es muß hervorgehoben werden, daß die bestimmte Aussicht vorhanden war, mit dem mäßigen sachlichen Zugeständniß der zweijährigen Dienstzeit die Stimmung des Abgeordnetenhauses für einen solchen Entwurf zu gewinnen. Es muß hervorgehoben werden, daß noch in der letzten Stunde der Weg zum Einlenken in die verfassungsmäßige Bahn der Regierung, ohne jede Gefährdung ihres Ansehens wie der Heeresreform selber, offen stand; der Abgeordnete Gneist hat ihn in seiner Flugschrift deutlich genug bezeichnet: Gesetzesvorlage und, so lange bis darüber Einigkeit erreicht sei, außerordentliche Credite. Die Regierung hat in allzu leichter Zuversicht auch diesen Weg verschmäht, — sie wird die tragische Bedeutung der Verfassungsverletzung, über die sich ihr verantwortlicher Träger so kühn hinweggesetzt hat, noch schwer genug empfinden. Sie sagt freilich, daß durch die verlangten Zugeständnisse die Heeresreform in ihrem Wesen gefährdet worden wäre; allein sie kann nicht leugnen, daß dies mindestens eine sehr bestrittene Sache ist, bei der auch anerkannte Militärautoritäten auf der entgegengesetzten Seite stehen. Und hier liegt der Punkt, wo sich in zweifelloser Klarheit ergiebt, auf welcher Seite die überwiegende Schuld liegt. Wir wiederholen: die Heeresreform ist eine Neuerung so tiefgreifender und umfassender Art, daß sie nur durch die Uebereinstimmung aller großen Factoren des öffentlichen Lebens gültig und mit glücklichem Erfolg in's Leben treten kann. Wer eine solche Neuerung unternehmen will, der ist es, welcher zuerst die Bedingungen und Voraussetzungen dafür prüfen muß. Hat er das Werk begonnen, so muß er entweder die Bedingungen, unter denen es allein zu verwirklichen ist, annehmen, oder er muß die Neuerung aufgeben. Es setzt sich diese Forderung auch in die Frage über den Art. 99 der Verfassung hinein fort. Ein uns befreundetes Organ, die Berl. Allg. Zeitung, hat die Frage in diesem Sinne bereits in gründlicher Ausführung entschieden; die Regierung ist es, welche das Zustandekommen des Staatshaushaltgesetzes durch ihre wesentlich neuen Ansätze verhindert hat, — sie ist also verpflichtet, ihre neuen Ansätze so einzurichten, daß das Gesetz zu Stande kommen kann. Oder ist das der beschwornen Verfassung gegenüber erlaubt, daß sich außerhalb derselben, auf welchem Gebiet der Staatseinrichtungen immer, Wünsche und Forde-

rungen, und seien sie an sich noch so berechtigt, bis zu dem Maaße geltend machen dürfen, um in ihrem Verfolge die Verfassung selbst zu gefährden? Das allein ist doch die Bedeutung der Verfassung, daß sie der höchste Rechtsboden zwischen König und Volk ist; sie besteht in ihrem Wesen und Ansehen nur dann, wenn fortan kein wesentlicher Schritt vorwärts in der Staatsentwickelung geschehen kann, der nicht durch ihre prüfenden Vorschriften hindurchgegangen wäre; das ist der Sinn des höchsten Gelöbnisses, mit dem sie von beiden Seiten geweiht ist.

Aber geben wir nun auch dem anderen Standpunkt sein Recht. Er verdient es schon aus dem einen Grunde, weil auch nicht der leiseste Zweifel darüber besteht, daß der König nach bestem Wissen und Gewissen handelt. Man kann bei den Ministern im Zweifel sein, ob sie dem ganzen Ernst ihrer Verantwortung gemäß handeln; man kann bei der Partei, welche sie stützt, die aufrichtige Treue für die beschworne Verfassung vermissen; vom König aber weiß man, daß er nicht gesonnen ist, seinen Eid zu vergessen oder zu verletzen. Was also konnte ihn in diese Stellung hineindrängen, wo er der ungeheuren Mehrheit seines Volkes entgegen, in Uebereinstimmung nur mit einer kleinen Partei, seinen Willen in dieser Sache als den allein maaßgebenden, den allein für Staat und Volk bestimmenden geltend macht? Man denke an die schweren Kämpfe, aus denen die Verfassung hervorgegangen ist, an die Zerrüttung des Staates, welche vor 15 Jahren die ersten Versuche auf diesem Wege begleitet haben, an die wilden Uebertreibungen, welche den König zu einem bloßen Werkzeug der absoluten Majestät des Volks herabzuziehen dachten, an die blutigen Ausbrüche, welche solchen Lehren einen grellen Schein von Wirklichkeit verliehen. Kein Mensch kann die Welt mit anderen Augen ansehen, als sie ihm durch Geburt, Erziehung, Bildung, Erfahrungen gegeben werden. Es ist doch wahr, daß der Staat unter dem unbeschränkten Regiment der Hohenzollern groß geworden ist, daß die wiederholten Krisen, an denen seine Entwickelung so schwer leidet, einen gemeinsamen und gleichzeitigen Ursprung mit dem neuen Verfassungsleben haben, und daß dieses noch nicht im Stande war, sie zu überwinden. Die Geschichte wird einst sicherlich nicht der Verfassung und wahrscheinlich auch nicht dem Volke die größere Hälfte der Schuld dafür zurechnen; aber sie wird doch Verirrung, Leidenschaft, Fehler und Schuld ganz anders vertheilen, als es jetzt von den verschiedenen Standpunkten der Betheiligten aus geschieht. Liegt es unter diesen Umständen nicht in der Natur der Dinge, wenn König Wilhelm die Ursache, daß es dahin kommen mußte, weit weniger in den Fehlern seiner Väter und ihrer Rathgeber, als in der wachsenden Macht einer Stimmung und Anschauung findet, die sich gegen die überkommenen Zu-

stände und Ordnungen auflehnt, das Recht und die Macht des Königs mit aller Weihe, die sie durch die Geschichte erhalten, im Uebermaaß beschränken möchte? Vergessen wir nicht, daß die ganze Entwickelung der letzten Jahrzehnte dem Königthum, von der Anschauung aus betrachtet, die unter seinen Trägern und in deren unmittelbaren Umgebung überliefert war, Verlust um Verlust gebracht hat, daß schon der erste Schritt zur Verfassung von da aus als eine große Entsagung aufgefaßt werden mußte. Legt doch auch ein Vater nicht ohne Kampf und Schmerz und nur allmählich dem erwachsenden Sohne die Entscheidung in die Hände, die er bisher nach eigner Gewalt gegeben hat. Wir meinen, daß man sich selbst den Parteien gegenüber, die in diesem Streite gegen die Verfassung stehen, nicht durch die gehässigen Waffen verbittern lassen darf, welche ihre Vorkämpfer führen. Ist es nicht menschlich, wenn viele redliche Männer auf dieser Seite am ersten der Stellung ihrer Väter in diesem Staat, der Thaten, die sie für ihn gethan und der Verluste, der Opfer, gedenken, die er jetzt in wachsendem Maaße von ihnen in Anspruch nimmt? Kein Zweifel, daß, von einem höheren Standpunkt aus gesehen, diese Verluste und Opfer nur ihrem eignen Vortheil dienen, — wie selten aber sind die Menschen, die sich mitten im bitteren Gefühl des Verlustes dazu erheben können, die Dinge in diesem Zusammenhang zu sehen, und warum sollten sie gerade in diesen Lebenskreisen so viel zahlreicher sein, als in anderen? Wenn sich diese Anschauungsweise mit einer künstlichen Rhetorik, ja mit einer Sophistik von göttlichem Recht durchwebt, so müssen wir in ihr bei Manchen doch immerhin etwas von gerechtem männlichem Stolz und von jenem Pflichtgefühl erkennen, das die überkommene Stellung und das ererbte Recht nicht leichten Kaufs gegen das plötzliche Andrängen der Zeit aufgeben mag. Und der König vor Vielen darf sich auf solche Gedanken, auf solche Gefühle berufen. Hat er nicht vor vier Jahren, aus eignem freiem Entschluß, vom Jubel seines Volkes begrüßt, einen königlichen Schritt zum verfassungsmäßigen Regiment gethan? Wenn er heute den Nachdruck auf das königliche Regiment legt gegen das parlamentarische, so faßt er die Sache ohne allen Zweifel nicht blos wirklich so auf, sondern er hat auch in schweren Erinnerungen aus Zeiten, da er dem Throne der nächste war, er hat selbst in Eindrücken aus seiner eignen Regentenlaufbahn, ja er hat in manchen Erscheinungen, die sich in den gegenwärtigen Streit einmischen, den, wenigstens scheinbaren Anlaß dazu. Wie manche Deutung, wie manche Auffassung lassen auch die Worte parlamentarisches und königliches Regiment zu! Daß das Gewicht der wirklichen Staatsinteressen, wie es in der Vertretung des Volks und in der Krone sich geltend macht, die künftige Entwickelung bestimme, sehen Alle als den Sinn der Verfassung an; aber wie

schwer ist die Frage, wenn sie überhaupt erst aufgeworfen wird, bei wem der echte Ausdruck dieser Interessen, bei wem das Recht und die Gewalt für ihre Durchführung ist. Wir sollten uns erinnern, daß jene hochachtbare Partei, die in der Reactionszeit, dem jetzigen König am nächsten, mit für die Verfassung eingestanden ist, die Theorie aufgestellt hat, worin der König heute eine Stütze für seine Ansicht finden kann. Wir halten die Theorie in ihren Hauptgedanken für künstlich und unhaltbar; wir glauben auch, daß selten eine Streitfrage so klar lag, als die gegenwärtige; aber wir dürfen nicht vergessen, daß es eine entgegenstehende Anschauung giebt, die nicht blos und allein in selbstsüchtigen romantischen Phantasien, sondern auch in Grund und realen Mächten aus der früheren und der neuesten Geschichte Preußens Wurzel hat.

Indem wir dies schreiben, hören wir, daß in den liberalen Parteiversammlungen des Abgeordnetenhauses eine Adresse beschlossen ist. Bis diese Zeilen zum Druck gelangen, wird der Sinn dieses Beschlusses bekannt sein. Wir würden es tief beklagen, wenn er gegen allen parlamentarischen Gebrauch eine schroffere feindseligere Position des Abgeordnetenhauses einleiten sollte. In dem Sinne dagegen, wie wir ihn allein verstehen können, halten wir ihn für eine That, die das Haus dem König, dem Volke, sich selber schuldig ist. Die Vertretung des Volks kann der Regierung, gegen die sie im Recht ist, nicht bittend gegenübertreten, aber sie kann über die Regierung hinaus das Herz und den Verstand ihres Königs suchen. Sie kann und darf ihrem Rechte nichts vergeben, — aber sie gründet ihr junges Recht desto fester und tiefer, je gemäßigter sie es in Uebung setzt, je leidenschaftsloser der Ausdruck ist, den sie ihm verleiht. Die Adresse kann eine That werden, welche besser, als viele Jubelfeste, die Erinnerung der Befreiungskämpfe feiert. Möge sie die reine und große Sprache jener Zeit sprechen, in der der König mit seinem Volke für die nämliche Sache stritt, in der die Söhne des Adels mit denen des Bürgers und des Bauern auf den nämlichen Schlachtfeldern bluteten. Wir haben leider nur geringe Hoffnung, daß der Versuch zum Ziele führen werde. Es sind nicht vereinzelte, nicht kleine Rechtsansprüche, die auf einander treffen; es ist die versammelte Macht einer ganzen Lebensanschauung, einer eingelebten theuren Gewohnheit, die in den Ansprüchen sich ausdrückt. Darum hat man nicht mit Unrecht gesagt, daß der Streit ausbrechen mußte, an diesem Punkte oder an einem anderen. Aber eben der Gedanke, daß sich's um eine neue Lebensanschauung handelt, welche aus dem Streit lebendig erwachsen soll, muß die äußerste Mäßigung in jedem Schritte, die bedächtigste Gewissenhaftigkeit im Gebrauch auch des klaren Rechtes befehlen. Der Theil wird am treuesten im Geiste jener großartigen Eintracht von 1813 handeln,

der sich bei allem männlichen Festhalten am Rechte doch frei über die Verbitterung des Augenblicks zu erheben weiß, der unablässig die Verständigung als das Ziel im Auge behält, das erreicht werden muß, um des Vaterlandes willen.

Und nun die zweite Erbschaft jener großen Zeit, jenes Heer, das einst wirklich das „Volk in Waffen" war. Der Riß zwischen damals und jetzt muß, wenn es möglich ist, auf diesem Gebiete noch schmerzlicher erscheinen, als auf dem, das wir eben betrachtet haben; denn auf diesem galt es einen ganz neuen Bau zu errichten, auf jenem brauchte man nur auf den Grundlagen weiterzubauen, welche im Sturme gelegt und mit dem besten Blute befestigt waren. Es sind die Tage wieder erschienen, wo das Heer des Königs aus dünnen Rahmen zur mächtigen Masse anschwoll durch jene Reserven, jene Krieger, deren Ausbildung bei der Fahne nur nach Wochen, höchstens nach Monaten zählte; die Tage, wo das Volk in Ostpreußen auf den Ruf seiner Stände sich in Landwehren zusammenschaarte, die in der allerkürzesten militärischen Schulung und mit einer kleinen Zahl militärischer Führer zu Körpern von kriegerischem und militärischem Gehalt aufwuchsen. Es kommen die Tage, wo der Ruf des Königs die gebildete Jugend in Schaaren der Freiwilligen sammelte, wo er das ganze Volk, mit dem erhebenden Beispiel im Osten, zu der nationalen Bewegung aufrief, die sich unter schweren Erschütterungen in der eisernen Probe bewähren sollte. Es folgen die Ehrentage des Heeres, in denen die junge Mannschaft der Krieger weitaus am zahlreichsten focht, die Tage von Lützen und Bautzen; es folgen die Tage, wo mit dem Heere die Landwehr in ihr junges Dasein die ersten Ruhmeskränze flocht, die Tage von Großbeeren, der Katzbach, Dennewitz, Hagelsberg, Wartenburg, bis zum großen allgemeinen Vergeltungstag von Leipzig. Es wird auch der Gedenktag des 3. September 1814 kommen, der für das Heer nicht blos eine Verheißung, wie der 22. März 1815 für den Staat, nein der den Grundriß eines wirklichen Baues brachte. Es war das kleine Heer der 40,000, das der übermüthige Sieger von 1806 und 1807 dem gedemüthigten Preußen gelassen hatte, woraus in einem einzigen halben Jahre jene siegreiche Masse von 250,000 aufwuchs; es war wohl der Kern der alten Armee und ihrer Führer erhalten, doch durch ihn, um ihn schloß sich aus dem Volke nicht blos die Masse der Soldaten, auch die der neuen Führer zusammen. Man fragte damals nicht nach der correcten Vorschule der Cadettenhäuser; — wie gering gegen heute war die Verhältnißzahl der Officiere, die sie stellten! Man redete auch nicht von dem natürlichen und geschichtlichen Uebergewicht des Adels; er war auch damals sehr zahlreich vertreten, ehrenvoll über das Verhältniß hinaus, welches

sich in der Zahl seiner Familien zum ganzen Volke ausdrückte, doch damals war im Adel kaum hin und wieder ein Zug von Ueberhebung, Absonderung, Bevorrechtung sichtbar, im Heer oder Volk kein Zug von Abneigung. Man dachte damals nicht an die Stufen, die Auszeichnungen, die Grade der großen militärischen Hierarchie, man dachte nur an das Bedürfniß, und wußte mit der kleinsten Zahl von höheren und niederen Führern, von Adjutanten und Generalstabsofficieren hauszuhalten; es war im Verhältniß lange nicht die Hälfte der heutigen Zahlen. Es war die Eintracht von König, Heer und Volk, es war die eiserne Noth, es war der Aufschwung der Geister, es war wohl die alte kernhafte militärische Schule, doch es war auch die junge Fülle der Volkskraft, woraus dieses Heer, zwei Drittel des heutigen, auf wenig mehr als dem dritten Theil der jetzigen Staats- und Volksmasse, so rasch emporwuchs, woraus seine Thaten entsprangen.

Was haben die Jahrzehnte des Friedens, was hat die heutige Zeit aus diesem Heere gemacht? Es giebt keinen traurigeren Beweis für die Macht des Rückfalls aus großer Erhebung, welcher die Menschen und die Völker unterworfen sind. In mehr als 40 Jahren mußte es allmählich dahin kommen, daß es hieß, mit der gegebenen Heeresverfassung könne dieses Preußen, an Wohlstand noch weit mehr als an Volkszahl gewachsen, einen großen Krieg nicht mehr bestehen. Die Reorganisation solle die Schäden verbessern, das Heer auf den alten Grundlagen neu gestalten. Was durch sie geschehen und versäumt ist, kann nicht allein den Männern zugerechnet werden, die sie ausgearbeitet und ausgeführt haben; sie haben in dem Geiste gearbeitet, der sich aus den Friedensjahren im Heere auf sie vererbt hatte. Doch ein Bau, der den Grund von 1813 erneuerte, der den Plan vom 3. September 1814 im ursprünglichen Geiste ausführte, ist sie nicht geworden und wird sie so, wie sie angelegt ist, nimmer werden. Sie war in des Königs Sinn und Herzen ohne Zweifel so gemeint; — aber zu welchen ganz anderen Zielen drängt sie jetzt hin, unter dem Geist jener langen Epoche, der die eiserne Probe des Kriegs gefehlt hat? Wir können hier nicht die Masse der Fragen erörtern, die nach aller wiederholten Verhandlung der letzten Jahre noch unausgeglichen und unversöhnt, die Meinungen und die Gemüther trennen. Giebt es wirklich keine kriegerische Tüchtigkeit, als unter der Bedingung, daß die kräftigen jungen Männer aus dem Volke mindestens drei Jahre einer eintönigen Friedensschule durchleben? Bedarf es wirklich, um die Rahmen zu erfüllen, einer siebenjährigen Verpflichtung bei der Linie? Ist die Landwehr wirklich so gar wenig werth, daß man ihre Organisation gleichgültig bei Seite lassen darf? Muß im Officiercorps der Geist verloren gehen,

wenn nicht mindestens Einer von Zweien oder Dreien die militärische Zurichtung des Cadettenhauses empfangen hat? Sind wirklich in den niedersten und höchsten Stellen diese großen Zahlen nöthig, deren Verhältniß man mit der Vermehrung des Heeres so sorgfältig zu erhalten bedacht ist, selbst auf die Gefahr hin, eine große Schule der Mittelmäßigkeit zu stiften? Wir lassen alle diese Fragen bei Seite und verweisen einfach auf den offenbaren Gegensatz, den das große Jahr dazu bildet, dessen Gedächtniß gerade die Armee am feierlichsten zu begehen Ursache hat. Es genügt an Einem Punkte nachzuweisen, wie sehr die Männer geirrt haben, unter deren Händen die Reorganisation entstanden und ausgearbeitet ist, — an einem Punkte, auf den die ganze Maaßregel wider den Willen ihrer Schöpfer mit Nothwendigkeit hingetrieben ist. Es sind freilich nur die „Militärischen Blätter," die diesen Punkt bis jetzt geltend machen; doch sagen sie nicht mit Unrecht, daß sie nicht allein stehen; es ist nicht blos die Petition der reichen Elberfelder an das Abgeordnetenhaus ein Zeichen, daß die Sache in der Luft liegt. Die Reorganisation wurde eingeführt unter dem Motiv, daß sie der Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht gelte; es war ein starkes und berechtigtes Motiv, das im Heer wie im Volke großen Beifall fand, — und jetzt wird aus dem Heere, aus dem Volke die Stellvertretung gefordert!

„Die allgemeine Anstrengung unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem so eben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt, und nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit und der ehrenvolle Standpunkt, den sich Preußen erwarb, fortwährend zu sichern." Das ist der Eingang zum Gesetz vom 3. September 1814, und auf diesem Grunde lautet der erste Satz im ersten Artikel: „Jeder Eingeborne, sobald er das zwanzigste Jahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet." Man weiß, wie weit die Heeresorganisation im Lauf der Friedensjahre von der Verwirklichung dieser Pflicht zurückgewichen war. Die Regierung selbst, in den Motiven zum Gesetzentwurf von 1860 sagt, daß nur 26 Procent der Dienstpflichtigen zur wirklichen Ableistung ihrer Dienstpflicht gekommen sind, und will von nun an 40 Procent einstellen, während erfahrungsgemäß etwa 60 Procent untauglich oder unabkömmlich seien. Das Letztere ist immer noch ein bedeutender Irrthum: es ist in diesen Blättern nachgewiesen und seitdem überall anerkannt, daß mit den 63,000 Recruten im Jahre, welche seit der Reorganisation eingestellt werden, die Zahl der Wehrfähigen und Wehrpflichtigen noch lange nicht erschöpft ist, daß diese vielmehr etwa 90,000 d. h. 50 Procent der in das Alter der Wehrpflichtigkeit tretenden jungen Männer beträgt. War es der Reorganisa-

tion Ernst mit der Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht, die sie vorgeschützt hatte, so mußte sie diese ganze Zahl der Einstellungspflichtigen wirklich in die Rahmen des Heeres einfügen und militärisch ausbilden können. Doch davon waren ihre Verfechter weit entfernt; es hätte die Abkürzung der Dienstzeit, die möglichste Intensität der Ausbildungsarbeit, eine außerordentliche Steigerung der geistigen und moralischen Kräfte bei den Bildnern des Heeres, also zunächst der Officiere, dann der Unterofficiere verlangt. Statt diese Consequenzen freudig anzunehmen, erschrak man davor und mehr noch vielleicht vor der so viel größeren Masse, die damit fort und fort durch die Schule des Heeres hätte gehen müssen; man fürchtete, das Heer möchte ein allzu volksthümliches Gepräge annehmen, uneingedenk der Zeit, wo es im volksthümlichsten Gewand das Größte geleistet hat. Die Rahmen des Heeres mit einer möglichst großen Zahl sogenannter gedienter Soldaten auszufüllen, die Ausbildungsarbeit damit auf eine noch eintönigere Schablone zurückzuführen, ein, wie man meinte, ergiebigeres Material für Unterofficiere sich zu verschaffen, damit zugleich die lästige Theilnahme der Gebildeten am Militärdienst möglichst zurückzudrängen, endlich der Heeresverwaltung neue bedeutende Mittel in die Hand spielen, die nicht von der Bewilligung des Parlaments abhängen durften: das waren Gedanken, die viel näher lagen! Daher erstens: die Steuer für die von der Dienstpflicht nach gesetzlicher Bestimmung zu Befreienden, daher zweitens: die Stellvertretung. Die erstere Maaßregel, vollkommen gerecht und nothwendig, kann in diesem Zusammenhang nicht ernsthaft gemeint sein, da sie ohne Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht gar nicht ausführbar ist; denn mit welchem Rechte will man 90,000 Untauglicher und Unabkömmlicher besteuern, wenn man gegen 30,000 Einstellungsfähiger blos nach der Entscheidung des Looses von Steuer und Pflicht vollständig frei läßt? Desto ernsthafter ist die Stellvertretung gemeint. Die „Militärischen Blätter“ haben sich mit anerkennenswerther Offenheit darüber ausgesprochen, und bei der Gelegenheit sogar dem nüchternen Sinne der Rheinländer, gegenüber dem „Fortschrittsparoxismus“ der Hauptstadt, ein Compliment gemacht, auch nach den militärischen Einrichtungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten die Hand hinüber gereicht; — zwei Dinge, die ihnen vordem niemals in den Sinn kamen. Nur Schade, daß Alles, was militärisch etwa für die Sache sprechen könnte, sich bei näherer Betrachtung als Täuschung erweist. Es ist thatsächlich und erfahrungsgemäß unrichtig, daß die Stellvertretung den deutschen Mittel- und Kleinstaaten einen Stamm tüchtiger alter Soldaten schafft; die Capitulanten verdienen ihr Geld dort entweder sehr bequem als Reservisten in der Heimath, oder sie sind im Dienst und sinken zu

Lungerern und Müßiggängern herab; das liegt auch durchaus in der Natur der Sache, denn der Mensch, der nicht höher strebt, muß im Friedensgarnisondienst nothwendig verkommen. Der einzige Vortheil, den die genannten Staaten aus der Stellvertretung ziehen, ist die Möglichkeit, für die Unterofficiere eine Dotation zu schaffen, doch auch dies will nur sehr wenig heißen; es sind jene Heere mit ihren Unterofficieren auch nicht im geringsten besser daran als das preußische, und das aus dem einfachen Grunde, weil, wären auch die Mittel weit ausgiebiger, als sie wirklich sind, nicht die Bezahlung allein den Mann macht, sondern der Wirkungskreis, in dem er sich fühlen, seine Kraft verwerthen lernt. So sinkt die gepriesene Maaßregel zum Ergebniß einer engen militärischen Voreingenommenheit und dazu noch zu einer Täuschung herab. Daß man im Volke dafür Anhänger finden konnte, ist natürlich genug, denn die Interessen der reicheren und der ärmeren Volksklassen scheinen gleichmäßig dafür zu sprechen; in der That aber wäre die Befriedigung dieser Interessen mit dieser Umwandlung des preußischen Heeres zu theuer erkauft. Auch lassen sich diese Interessen mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht viel besser befriedigen, denn weit entfernt, daß die allgemeine Wehrpflicht von Allen ohne Ausnahme nach der Schablone der drei- oder auch nur zweijährigen Dienstzeit erfüllt werden müßte, hat sie gerade die Abmessung der wirklichen Präsenzzeit je nach der Befähigung, nach Eifer und Leistung zur nothwendigen Voraussetzung. In der allgemeinen Wehrpflicht, und nur in ihr, liegt mit der Nothwendigkeit auch die Möglichkeit, jede Kraft an der rechten Stelle und nach ihrem wahren Werthe zu verwerthen und damit zugleich jenes echte Zusammenwirken des bürgerlichen und militärischen Lebens herbeizuführen, worin bei der freiesten Bewegung des ersteren doch seine tüchtigen Kräfte für den Nothfall dem letzteren bereit stehen. Mit der Stellvertretung dagegen würde das preußische Heer sich in seinem Charakter demjenigen des imperialistischen Frankreich nähern, — nur mit dem Unterschied, daß es im Officiercorps eine absolutistisch-aristokratische statt einer absolutistisch-demokratischen Körperschaft haben würde. Daß die Landwehr mit dieser Einrichtung dahin fiele, ist bereits nachgewiesen; die einjährigen Freiwilligen und damit die große Masse der Landwehrofficiere würden aufhören; auch gestehen die „Militärischen Blätter“ offen genug, daß sie künftig „Reserven“ und nicht mehr „Milizen“ wollen. Nur wäre es nicht blos die Landwehr, es wäre die ganze Eigenthümlichkeit des preußischen Heeres, die hohe Erbschaft einer großen Zeit in der Wurzel vernichtet; es wäre der ideale Zug, der noch jetzt durch diese Heereseinrichtung die kleinen Anschauungen und Interessen des Einzelnen mit dem großen Staatsganzen verwebt und mit seinen höheren An-

schauungen durchbringt, einer Vereinigung von engem Standesgeist und kurzsichtigen Erwerbsinteressen zum Opfer gefallen.

Noch ist es zum Glück nicht so weit. Die Reorganisation hat auf diesen Gedanken hinführen müssen, doch eben das kann am ehesten einen Rückschlag zur Folge haben, kann zur Erkenntniß führen, daß die durchaus berechtigten Gedanken, aus denen sie ursprünglich hervorging, auf anderem Wege ihre Verwirklichung finden müssen. Man weiß, daß sie vom König von Anfang an nicht anders, als von diesen berechtigten Gesichtspunkten aus, die Heer, Volk und Staat umfaßten, gedacht war. Allein in der ausführenden Arbeit ist sie nicht geworden, was sie werden sollte. Es waren die Männer nicht da, die den ganzen Zusammenhang der Frage durchschaut, die dem König die nothwendigen Gesichtspunkte zu bieten vermocht hätten; es waren auch die Männer nicht da, die dem Könige mit jenem unerschrockenen, selbständigen Muthe der höchsten Pflichttreue, wie einst ein York, die Wahrheit enthüllt hätten. Die Volksvertretung vermag dem gegenüber auf diesem Felde nur wenig. Sie kann keine Heeresreform schaffen oder durchführen; doch kann sie wenigstens verhüten, daß das Herr nicht ganz von seinem Lebensgrunde, von dem Boden von 1813 zurückweiche. Die Stellvertretung, wenn sie jemals vor ihr zur Sprache kommen sollte, kann sie gewiß abweisen; die Abkürzung der Dienstpflicht kann sie vielleicht durchsetzen, — das Andere mag sie auf eine bessere Zeit vertagen, wo man das Volk wieder braucht und im Heere selbst des Heeres Beruf und Wege wieder besser erkennt. Es ist in dieser zweiten großen Frage schon eine echte Feier der Befreiungskämpfe, wenn vom Volke aus, zur Beschämung derer, die es am ehesten sollten, wenigstens die Grundlage der Heerverfassung erhalten wird, die einst durch die „gemeinsame Anstrengung des treuen Volkes ohne Unterschied und Ausnahme“ zu Stande gekommen ist.

Unsere dritte große Frage betraf den Aufschwung der preußischen Politik zur deutschen Politik; damals eine That, heute wieder eine Frage. Es nahen sich wieder die Tage jenes Aufrufs von Kalisch, der dem ganzen Deutschland die Befreiung vom fremden Joch verkündigte, des Aufrufs an mein Volk, der dem Preußen, dem Deutschen Ehre und Freiheit verhieß. Es kommen die Tage, wo Oesterreich sich anschließt und dem Siegeszug folgen muß, in dem Preußen zum Rhein, über den Rhein die Fahne voranträgt. Es wird die Erinnerung an den zweimaligen Einzug in Paris kommen, die Erinnerung an die alte Reichsgrenze, an den Elsaß, den Preußen zurückverlangte, die Erinnerung an die freie Verfassung, die es für Deutschland gefordert hat. Welch' ein Abfall auch auf diesem Felde! Auch hier erscheint es nur wie ein Traumbild, was die große Zeit in

kühnen Zügen als Preußens Beruf heraufgeführt hat; zuerst weicht der Staat in seinen Wegen völlig davon zurück, dann ist es, als besinne er sich wieder darauf, doch nur, um in langsamen Wegen, wieder und wieder fast auf die Anfänge zurückgeworfen, nach der Verwirklichung des Bildes zu ringen. Wir wissen, wie dies Preußen, das auf der Bahn nationaler Einigung und Befreiung das halb widerstrebende Oesterreich mitgerissen hatte, in Metternich's Schule als Nachtreter des nämlichen Oesterreich die nationale Bewegung zurückdrängen half. Nur Eins ist damals gelungen: die Gründung des Zollvereins, eine That von weit größerer Bedeutung als ihre Urheber ahnen mochten, denn sie enthielt nicht blos den Keim einer zukunftreichen wirthschaftlichen Entwickelung, sie enthielt den Keim eines nationalen Gedankens. Wir haben dann gesehen, wie unter den Anfängen von Friedrich Wilhelm IV. Preußen zum Gefühl seines selbständigen Berufs zu erwachen schien; wir haben die junge Herrlichkeit gesehen, die ihm in der Kaiserkrone winkte und ihr schnelles Dahinwelken, da König und Volk sich nicht reif dafür erwiesen. Es kam eine zweite, schlimmere Vasallenschaft von Oesterreich. Für Kurhessen und Schleswig-Holstein hatte Preußen sein Wort eingesetzt: am Tage von Ollmütz überlieferte es beide seinen Feinden; die Lorbeeren der Neutralität im orientalischen Kriege, die Herr v. Manteuffel in Paris einsammelte, der Verlust von Neuenburg, nicht aus eignem Entschluß, sondern gleichsam als eine durch die französische Fürsprache erworbene Gunst — das waren die Früchte der „Umkehr" und der „Buße." Nur der Zollverein war eine zu starke Stellung, als daß ihn selbst dieses System hätte verlieren können, ja, es errang auf diesem Gebiet sogar einen Fortschritt, der Verein rückte seine Grenzen über Nordwest-Deutschland hinaus, und eben dort fand Preußen eine Stelle zum Ausgang für die künftige Flotte. Zum zweitenmal erging dann der Ruf an Preußen, seine große politische, seine deutsche Aufgabe hinauszuführen, — zum zweitenmale fand der Staat nicht die Kraft und das Selbstbewußtsein dafür. Oesterreich erlag dem Fluche eines künstlich überspannten Systems; Preußen aber hat zu der ungeheuren Umwandlung bis heute die freie selbständige Stellung nicht finden können, die Preußen und Deutschland auf ihren Wegen gefördert hätte. Wie war noch selbst nach dem Mißlingen von 1859 die wachsende Stimmung im deutschen Volke für Preußen, wie trug seinen König noch in den Tagen von Baden die gute Meinung empor, wie mühten sich seine Gegner in Würzburg vergeblich ab, das neue Ansehen, die wachsende Bedeutung Preußens zu durchkreuzen! Selbst Schleswig-Holstein durfte wieder hoffen und in Kurhessens Sache rang der österreichisch-bayrischen Mehrheit die eifersüchtige Furcht endlich den Entschluß ab, die eignen früheren Werke wieder zu vernichten.

Und heute? In Schleswig-Holstein sind die jungen Hoffnungen begraben und Dänemark schreitet trotz aller Noten zu neuen Uebergriffen. In Kurhessen will der Ruhm, den sich die letzte preußische Thronrede zuschreibt, in Werken nicht offenbar werden; das Recht ist hergestellt, doch hat es noch nicht die Kraft bewiesen, der Staatsmaschine eine geordnete stetige Bewegung mitzutheilen. Am Bundestage wird Preußen die Genugthuung davontragen, daß nach den identischen und allen folgenden Noten, die Gegner sich von dem deutschen Volke scheinbar nöthigen, aber gerne nöthigen lassen, ein Werk bei Seite zu legen, das bei jeder ernsten Probe nur dazu dienen konnte, ihren geringen Willen und ihre unzureichende Befähigung für jede wirkliche Reform unzweideutig darzulegen. Einzig und allein in der alten starken Stellung des Zollvereins wird Preußen sich behaupten, es wird auch den Handelsvertrag davontragen, — doch wird es schwerlich einen wesentlichen Fortschritt im Verein selbst erringen, schwerlich den alten Verband in einer neuen Verfassung verjüngen. In Allem ist es lahm, ohnmächtig, auf die Kunst angewiesen, sich und andere im Nichtsthun zu erhalten. Die Jubelfeier der Befreiungskämpfe trifft den Staat immer noch in den Banden einer kleinen schwankenden Politik, immer noch zagend vor der großen Aufgabe, die sie einst ihm zugewiesen haben.

Herr von Bismarck wird diese Bande nicht zerreißen, ob er noch so sehr wollte; die Wege die er im Inneren wandelt, bannen ihn fest. Die Kreuzzeitung hat ganz Recht: eine und dieselbe Politik nach Innen und nach Außen. Doch bedurfte es nicht erst des Wortes voll falscher Tendenz von der „Solidarität der conservativen Interessen," um uns das zu sagen, die Natur der Dinge hat es uns längst gelehrt. Wir sehen jene drei großen Erscheinungen der Freiheitskriege in einem gemeinsamen Aufschwung erstehen, — wir sehen sie in einer Ermattung, in einem Abfall erbleichen: ein König einig mit seinem Volke, ein Volksheer, ein großer Schwung der Politik; sie können in jedem anderen Großstaat getrennt vorkommen, ja sie sind noch in keinem alle vereinigt dagewesen, — nur in Preußen ist Eins ohne das Andere nicht möglich, sein ganzes Dasein ist darauf angelegt. Nur im höchsten Streben, in der größten Aufgabe kann der Staat Befriedigung finden, und doch fehlt ihm in den natürlichen Bedingungen seines Daseins, in Lage und Gruppirung, vollständig die geschlossene, auf sich selber ruhende Kraft der anderen Großstaaten. Und gerade aus den Befreiungskämpfen hat es diesen langgedehnten Staatsleib davon getragen; es wollte ihn nicht, er ist ihm fast aufgedrungen worden. Man kann das als ein Mißgeschick ansehen, als einen Fingerzeig, daß Preußens eigentliche Bestimmung doch nur auf einen Staat zweiten Ranges, auf die zweite Macht in Deutschland hinauslaufe. Man

kann es aber auch als eine höhere Fügung ansehen, die diesem Preußen das nahe Ziel versagte, um ihm dafür ein fernes hohes Ziel zu schenken. Welche Auffassung denen ziemt, die an eine Jubelfeier der Befreiungskriege denken, kann kein Zweifel sein. An einen Jubel der Freude ist ja auch auf diesem Felde nicht zu denken; dies Erinnerungsjahr findet alle Hoffnungen versunken; es giebt für Patrioten in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, daß keine That nach Außen geschehen, keine versucht werden möge. Um so fester gilt es auch hier an der Ueberlieferung jener großen Zeit zu halten. Auswärtige Politik zu treiben, kann nur Sache der Regierung sein, aber das Band mit Deutschland immer inniger und fester zu ziehen, das ist Sache eines jeden Patrioten, und dazu bieten sich die bevorstehenden Tage der Erinnerung noch günstiger und erhebender dar, als für die inneren Aufgaben Preußens. Die Gedanken eines Preußen aber, das sich auf Kosten Deutschlands in sich abrunden, die Gedanken eines Staates, der erst in sich ausgebaut sein will, um dann auch Deutschland Freiheit und Macht zu bringen, passen nicht in diese Feier; sie können vor dieser Erinnerung nicht bestehen. Die Freiheitskriege haben in diesem Sinne kein geschlossenes Preußen geschaffen; das Streben danach hat nicht die Macht, die Berechtigung einer hohen geschichtlichen Idee für sich, es trägt nur den Stempel der Selbstsucht, gegen die sich nicht blos wieder die Selbstsucht, sondern alles höhere nationale Streben in Deutschland auflehnen wird. Auch die Freiheitskriege haben nicht den Staat erst fertig und ausgebaut dargestellt, ehe sie ihn in die Verwirrung, die Gefahr, den Kampf nach Außen mitten hinein warfen. Also, wie die Zeit es bringt, so mögen die Aufgaben an der Verfassung, am Heer, an der großen Politik ergriffen werden: Preußen im Inneren frei und stark und an der Spitze von Deutschland; es wird zusammen hinausgeführt werden — oder zusammen scheitern.

Wir erinnern noch einmal an die zwei großen Tage, von denen wir ausgegangen sind; wir wiederholen es: auch zwischen ihnen lag kein fortschreitender Siegeszug. Wie mußte York lange Wochen der Sorge verbringen, bis er nur der ersten mäßigen Frucht seiner kühnen That sicher sein durfte; in wie langem, zweifelvollem Erwarten harrte das Volk, bis seinem hohen Aufschwung der König das Siegel aufdrückte! Und dann: wie standen König und Volk nach jenen ersten Schlachten trotz alles Heldenmuths vor dem Mißlingen; wie schien der Waffenstillstand Vielen der Anfang eines weichlichen Friedens, der in Genuß und Erwerb alles edle Feuer des aufgestandenen Volkes verzehren werde! Und abermals schien die Wage des Geschickes zu schwanken; es legten sich Verstimmung, Zwiespalt, Mißtrauen zwischen die Heere, sie konnten selbst unter preußische Männer

ihre bösen Saaten tragen, bis sie endlich der Siegeszug mit hinwegnahm. Nicht blos die edelsten Opfer in ungezählter Menge hat der große Sieg verlangt, auch durch die schwersten Schwankungen und Prüfungen hindurch mußte er errungen werden. Das nur zur Erinnerung für uns, die wir die Feier jener Tage als eine Feier ihrer Kämpfe, nicht ihrer Siege begehen müssen. Es ist menschliches Loos, daß das Große auf Erden nur der Noth, nur der vereinten Macht feindlicher Gewalten, nur in getrübter Gestalt abgerungen wird. Warum sollen wir's besser begehren! Der Krieg von 1813 mag uns als ein Vorbild des langen Kampfes gelten, in den wir seit den Befreiungskriegen hineingestellt sind. Wenn wir die Zeit bis daher überschauen, können wir uns wohl sagen, daß nicht umsonst gekämpft ist: und ob wir auch in diesem Augenblick keinem nahen Siege entgegen sehen, der Sieg wird kommen, wenn Gott seine Zeit gesetzt hat; wir aber mögen kämpfen um den Sieg, wie die Männer jener Zeit, deren viele den Tag des Sieges nicht sehen sollten; ist es nicht für uns, ist es doch für die Unseren und für unser Volk.

Mittheilungen über Gneisenau.

I.

Ich versuche es, in Folgendem Einiges zusammen zu stellen, was mir theils durch Erzählungen von Männern, die den General Gneisenau in früheren und späteren Jahren näher gekannt hatten, theils durch eigene Kenntniß seiner Person vor, in und nach den Freiheitskriegen von ihm bekannt geworden. Aus seiner früheren Zeit hat mir der General von Putlitz, den ich in den Jahren 1806—1807 im Kriege kennen lernte und der im Jahre 1807 im Treffen bei Glatz mitfocht, im Treffen bei Hagelsberg im Jahre 1813 eine Landwehr-Brigade kommandirte, öfters von ihm erzählt. Dieser gebildete und vorurtheilsfreie Militair hatte mit Gneisenau in demselben Füsilier-Bataillon in Löwenberg und Jauer gedient und wußte den Mann schon vor den Freiheitskriegen auf's Richtigste zu beurtheilen. Sein Zeugniß daher vor Allem gilt mir neben den eignen Erinnerungen.

Gneisenau, geboren im Jahre 1760 während des siebenjährigen Krieges zu Schilda in Sachsen, war der Sohn eines Artillerie-Lieutenants bei der Reichsarmee, v. Neithardt, der erst später den Doppelnamen Neithardt v. Gneisenau führte. Er erhielt nach dem frühen Tode seiner Mutter seine erste Jugenderziehung bei seinem mütterlichen Großvater, einem Obrist-Lieutenant in Würzburg, kam später zu seinem Vater nach Erfurt, wo er das dortige Rathsgymnasium und auch kurze Zeit die dortige Universität besuchte. Er trat hierauf in Markgräfl. Ansbach-Bayreuth'sche Militairdienste und ging mit dem von den Engländern angeworbenen Contingent nach Nord-America, wo aber der Krieg eben zu Ende

lief. Nach seiner Rückkehr trat er im Jahre 1786 unter Friedrich II. in preußische Dienste und wurde zu einem neu gebildeten leichten Infanterie-Regiment versetzt, welches in Bunzlau und Löwenberg seine Garnison hatte. Gneisenau war in Löwenberg ein ganz armer Officier. Er zeichnete sich dadurch aus, daß er, während die übrigen Officiere den gewöhnlichen Vergnügungen nachgingen, sich den Studien widmete und sich dadurch eine unter Officieren seltene Bildung erwarb. Als er später, in Jauer, um seine nachmalige Gemahlin, eine geborne Freiin von Kottwitz, warb, deren Mutter — der Vater lebte nicht mehr — das Gut Wolmsdorff bei Bolkenhain besaß, und als die Mutter einiges Bedenken trug, ihre Tochter einem so armen Officier zu geben, da war es Putlitz, der diese Bedenken durch den Hinweis auf die Talente und die Bildung des Bewerbers, als auf die sicherste Bürgschaft für dessen Zukunft, beseitigte.

Ich machte die Bekanntschaft von Gneisenau nicht eher als in den Jahren 1810 und 1811. Sein Justitiarius und vieljähriger Freund, der Rechtsanwalt Tietze in Hirschberg, in dessen Familie Gneisenau schon in früheren Jahren bekannt geworden war, führte mich bei ihm ein. Wir fuhren eines Sonntags auf Gneisenau's Gut, — einen Antheil von Kauffung bei Schönau — und blieben dort über Mittag. Es war die Zeit, wo der französische Druck, aber auch die Erbitterung des Volks im Wachsen und noch keine Aussicht vorhanden war, dieses Druckes ledig zu werden. Schon waren die Spanier aufgestanden und machten dem Franzosenkaiser schwer zu schaffen: die Frage lag ganz nahe, ob sich für den schlimmsten Fall nicht etwas Aehnliches in dem noch übrig gebliebenen Preußen durchführen ließe? Ich hatte die Stimmung im schlesischen Gebirge und auch in anderen Gegenden der Provinz kennen gelernt und äußerte mich gegen Gneisenau dahin, daß sich in Preußen kein Erfolg versprechen ließe, wenn sich der König nicht an die Spitze des Aufstandes stelle. Gneisenau war derselben Ansicht — und schon war er in dieser Richtung thätig. Denn eben damals legte er dem König einen Entwurf zur Führung des Krieges vor für den Fall, daß Napoleon den preußischen Staat ohne Weiteres zu vernichten beschlossen habe. Der Entwurf gründete sich auf eine allgemeine Erhebung der Volksmasse; ein Theil der Mannschaft sollte in drei verschanzten Lagern bei Colberg, Spandau und Glatz in kleineren Gefechten allmählich ausgebildet und so zum Kampf für die Schlachten vorbereitet werden.

Im Jahre 1812 ging Gneisenau über Rußland und Schweden nach England und kam bei Ausbruch des Krieges 1813 zurück. Ich war bei dem Lützow'schen Corps als Freiwilliger eingetreten, wurde später Officier, fand aber keine Befriedigung in diesem Corps und meldete mich mit Erlaubniß des Major v. Lützow während des Waffenstillstandes 1813 bei Gneisenau, der mir anbot, mich als Officier zu sich in sein Hauptquartier zu nehmen und mich dort während des Krieges zu beschäftigen. Ich war nicht der Einzige dieser Art; in ähnlicher Weise nahm Gneisenau die Professoren Steffens, Karl v. Raumer und den Kammer-Gerichtsrath, späteren Minister Eichhorn, zu sich in's Hauptquartier. Man nannte uns die Civilisten, und als man ihn fragte, wie er diese Leute zu brauchen gedenke? antwortete er: er habe deren noch nicht genug und werde sie schon zu benutzen wissen. Steffens hatte bereits durch seine patriotischen Reden

in Breslau bei Ausbruch des Krieges die Jugend der dortigen Universität zum Kriegsdienst entflammt; später, als wir an den Rhein kamen, that er dort, insbesondere in Düsseldorf, ein Gleiches. Karl v. Raumer nützte durch seine Terrain-Kenntnisse: er kannte die Gegenden, in welchen nach dem Waffenstillstand der Krieg geführt wurde, durch frühere specielle Bereisungen auf's Genauste. Eichhorn endlich hatte sich bei Organisation der Berliner Landwehr ausgezeichnet und wurde bekanntlich nach der Schlacht bei Leipzig als erster Rath bei'm Minister von Stein zur Organisirung der deutschen Wehrkräfte angestellt. Ich selbst wurde während des Waffenstillstandes in das vom Feinde besetzte Terrain gesandt, um über dessen Stärke und Stellungen Nachrichten einzuziehen und machte insbesondere nach Görlitz eine Reise, um den dortigen Stand der Franzosen auszukundschaften. Auch wurde ich dem Major v. Oppen, der das Nachrichtenfach im Hauptquartier unter sich hatte, beigegeben und habe diesen tapferen Officier, der am 14. Februar 1814 in Frankreich in dem unglücklichen Treffen bei Etoges blieb, in Gefechten und Schlachten vielfältig als Adjutant begleitet. Von Gneisenau selbst wurde ich im November 1813 von Gießen aus nach Stralsund geschickt, um, unter Assistenz eines militärischen Technikers, die uns von England gelieferten Waffen, Montirungsstücke und andere Kriegsbedürfnisse zu übernehmen. Die technische Uebergabe erfolgte an den mir beigegebenen Officier, — mein Geschäft war es, mit den verschiedenen deutschen Regierungen, Mecklenburg, Hannover u. s. w. den Transport dieser Effecten durch ihre Staaten zu reguliren. So kam ich im December 1813 bis in's Hannöver'sche an die Elbe, wo ich, nachdem das Geschäft bereits erledigt war, am Nervenfieber erkrankte. Endlich genesen reiste ich durch das nördliche Deutschland über Frankfurt a. M. wieder zur Armee nach Frankreich, wo ich Mitte Februar ankam, um fortan, bis zu Ende des Krieges, bei Gneisenau zu bleiben. Ich wurde, wie schon erwähnt, im Hauptquartier als Adjutant eines höheren Officiers, insbesondere vom Major v. Oppen, gebraucht, um während der Gefechte Nachrichten, Befehle und Ordres zu hinterbringen. In dieser Eigenschaft bin ich häufig Zeuge der interessantesten Vorgänge im Blücher'schen Hauptquartier gewesen. Während der ganzen Campagne aber im Jahre 1813—14 mit Ausnahme der Zeit, wo ich verschickt und abwesend war, und auch noch in Paris, habe ich an Gneisenau's Tische gegessen. Ich habe ihn nach der Campagne jährlich in Berlin besucht und mich bis an sein Lebensende seines Wohlwollens zu erfreuen gehabt.

Das Aeußere Gneisenau's war ebenso imposant wie ansprechend, seine Gestalt groß, voll Ebenmaaßes, sein Kopf schön und regelmäßig, aus den Blicken seines bedeutenden brünetten, nicht mit militärischem Bart gezierten Gesichts leuchtete Muth, Kühnheit, Unternehmungsgeist und Entschlossenheit hervor, sein ganzes Wesen war voll edlen natürlichen Anstandes, freundlich, herzlich und wohlwollend, er liebte den geselligen Umgang in einem mannichfaltig gebildeten Kreise; lebensfroh bewegte er sich in demselben und würzte ihn durch seine von einer reichen Phantasie geschmückte Unterhaltung. Sein edler offener Charakter, seine Genialität, seine Empfänglichkeit für alles Große, Wichtige und Bedeutende, es mochte die Politik, den Krieg, die Staatsverfassung und Verwaltung

oder die Literatur betreffen, seine gesellige Liebenswürdigkeit, seine Bildung — wie hätte es nicht auf seine Umgebungen eine mächtige Anziehungskraft ausüben sollen? Sicher, er gehörte zu den hochgegabten und ausgebildeten Naturen. Die große Zeit, in der er lebte, hatte seine großartigen Anlagen geweckt und er wußte die Zeit vom höchsten Standpunkte aus zu erfassen, von einem Standpunkt, der ihn ebendeshalb dem Verständniß vieler seiner militärischen Standesgenossen entrückte. Schon als Hauptmann bei jenem Füsilier-Bataillon, als er die Feldzüge Napoleon's studirte und verfolgte, galt er bei Leuten gewöhnlichen Schlages für einen exaltirten, phantastischen, unpraktischen Kopf. Erst als er in Colberg Proben seines Genies abgelegt hatte, wurde man höchsten Orts auf ihn aufmerksam, und als nun die höchste Noth und Gefahr über König und Vaterland hereingebrochen war, da trat er mit seinen staatsrettenden Plänen hervor. Fürwahr, es waren nicht die Pläne eines Phantasten. Bei aller Genialität und aller Elasticität des Geistes verlor der Mann nicht den Boden der Gegenwart unter seinen Füßen; er kannte Schlesien sehr genau, hatte sich, wie ich erzählte, in eine schlesische Adelsfamilie verheirathet und war den Interessen des Adels nicht fremd geworden, nur daß er sie zeitgemäß zu ordnen bemüht war.

Die großen Weltereignisse hatten die Entwickelung der Ansichten Gneisenau's gefördert und seine freie und frische Natur war ganz hervorgetreten. Er faßte die staatlichen und militärischen Dinge, wie sie die Zeit verlangte, in ihrem innersten Wesen, — die eigentliche Grundlage aber seiner Umsichten war sein edler, bewunderungswürdiger reiner Charakter. Er war, ich darf es versichern, ganz frei von gemeinem Ehrgeiz, Egoismus und kleinlicher Eitelkeit, er gab gern und ohne Widerstreben seine eigene Meinung auf, sobald er die des Andern als die richtigere erkannte. Wohl aber wünschte er eine Stelle in der Geschichte zu haben als einer der Retter des Vaterlandes in einer großen Zeit. Sie ist ihm ungeschmälert geworden. Er hat neben dem Ersten der gefeierten geschichtlichen Feldherrn, dem er zum Beistand gegeben war, den richtigen Platz in der Geschichte gefunden, ohne den Ruhm jenes zu verkümmern, und die anspruchlose, edle Anerkennung von Seiten dieses Feldherrn hat nicht wenig dazu beigetragen, das geschichtliche Urtheil über Gneisenau zu befestigen.

Ohne Blücher zu nahe zu treten kann man doch dreist behaupten, daß die Strategie des Feldzugs bei der schlesischen Armee in den Jahren 1813—14 ganz von Gneisenau ausging. Als bei Ausbruch des Krieges im Cabinet die Frage erörtert wurde: wer das Hauptcommando für die preußische Armee erhalten solle, schlug Scharnhorst den General v. Blücher vor. Es war nicht unbekannt geblieben, daß Blücher zuweilen krankhafte Einbildungen habe, die ihn momentan belästigten, Einbildungen, wie die, daß er zuweilen glaube, einen Elephanten im Leibe zu haben. Diese geistig krankhaften Zustände wurden gegen seine Anstellung als Hauptcommandirender geltend gemacht. Scharnhorst beharrte aber darauf —: „und wenn er zehn Elephanten im Leibe hat, so muß er doch Feldherr werden, denn er ist der Einzige, der sich nicht vor Napoleon fürchtet.“ Dies Wort, durch das Zeugniß von Scharnhorst's mir befreundeten ältesten Sohne beglaubigt, hat sich, dünkt mich, bewährt. Daß Blücher auch nach erlittenen Unfällen nimmer den Muth verlor, nicht nach den Niederlagen

in der Champagne im Februar 1814 und nicht nach der Schlacht bei Ligny, daß er nach wenigen Tagen immer wieder schlagfertig und zum Angriff bereit Napoleon gegenüberstand, das war die große Eigenschaft unseres Marschall Vorwärts. Hierzu kam nebst seiner taktischen Kriegserfahrung seine Anspruchslosigkeit und Unbefangenheit, sein gesunder Verstand, sein guter Takt, die ihm untergebenen fremden Generale zu behandeln, seine große Popularität und jene Beredsamkeit, mit der er den Soldaten ganz auf der rechten Stelle zu fassen wußte, die diesem unter seiner Führung den Glauben an die Unüberwindlichkeit beibrachte. Fehlte ihm dagegen das strategische Talent oder war dasselbe der neueren Kriegsführung gegenüber nicht genug ausgebildet, so fand er eben durch Gneisenau seine vollständige Ergänzung. Sie gehörten zu einander. Beide waren genial, jeder auf seine eigene Weise. So schöpferisch Gneisenau an militärischen Ideen war, so zugänglich war er doch für den Rath Anderer, wenn die Pläne der näheren Berathung unterworfen wurden. Die Verantwortlichkeit für die strategischen Pläne blieb auf Gneisenau haften, und wenn sie fehl schlugen, so war er es, der bei'm Kopfe genommen wurde. Dessen war sich Gneisenau auch bewußt; daß er sie trotzdem ganz in der Kühnheit wie sie Blücher verlangte, entwarf und sich bei der Ausführnng vor den Riß stellte, — darin bekundete sich der hohe Muth des Mannes, der auf seinen Glauben basirt war, daß ihn sein Stern nicht fallen lassen werde.

Gneisenau hatte überhaupt den ganzen Krieg von 1813—15 als einen großen National- und Volkskrieg aufgefaßt, worin er von den meisten übrigen preußischen Militärs, welche ihr exclusives Preußenthum mit den überkommenen früheren militärischen Einrichtungen nicht verleugnen konnten, abwich. Ihm schwebten die Beispiele von Nord-America, wo er noch als Jüngling gewesen war, und von Spanien vor Augen; er hatte die Ueberzeugung, daß gegen ein begeistertes, zur Aufopferung bereites Volk die Macht eines Eroberers schlechterdings weichen muß. Er verkannte jedoch keineswegs die nothwendige Leitung des Krieges durch erfahrene Militärs. Zu lange war er selbst Soldat gewesen, um sich nicht von der Nothwendigkeit der militärischen Disciplin und Ausbildung der Truppen zu überzeugen. Nur für allein und auch in außerordentlichen Verhältnissen ausreichend hielt er diese nicht; und am wenigsten wollte er den Geist des Volks durch engherzigen Formendienst unterdrückt wissen. In der Ueberzeugung, daß der Befreiungskrieg nur durch eine fortdauernde Begeisterung und durch die volle Hingabe des Volks zu einem glücklichen Ausgang geführt werden könne, suchte er diesen Geist auf alle Weise zu beleben und aufrecht zu erhalten. Auch auf den Landsturm hatte Gneisenau sein Auge geworfen; er rechnete auf die große Erbitterung des Volks gegen die Franzosen. Hier hoffte er zu viel; das Volk war bisher von den Waffen zu fern gehalten worden. Ganze große Districte, besonders die Fabrikgegenden in Schlesien und die großen Städte, waren vom Militär eximirt gewesen. Die Armee war als ein besonderer Stand angesehen worden, von dem man Schutz gegen den Feind erwartete, und in solchen Gegenden und Orten, die nie dem Militärdienst unterworfen gewesen, hat daher der Landsturm nichts der Rede Werthes geleistet. —

Gleich in den ersten Gefechten nach dem Waffenstillstande zeigten sich Gnei-

senau's Ansichten und Charakter. Blücher wollte am 21. August bei Löwenberg eine Schlacht liefern. Dem widersprach Gneisenau, weil man annehmen müsse, daß man Napoleon persönlich gegenüber habe, der nie ohne wesentliche Verstärkung erscheine und den man nach dem von den Alliirten gefaßten Operationsplan nur einige Zeit beschäftigen und hinziehen müsse, um der böhmischen Armee Zeit zum Vordringen zu lassen, ohne sich mit ihm in eine entscheidende Schlacht einzulassen. Blücher wollte an die Anwesenheit Napoleon's nicht glauben, bis, noch während des Streits, ob er da sei oder nicht, vom General Sacken die bestimmte Nachricht einging, daß Napoleon mit der Garde eingetroffen sei. Man schlug sich von diesem Augenblick an für den Rückzug. Die Ungewißheit, ob nun Napoleon noch da oder wieder zurückgegangen sei, dauerte unter fortdauernden, zum Theil sehr blutigen Rückzugsgefechten mehrere Tage, indem sich die Nachrichten hierüber widersprachen, und dieses hatte mehrere beschwerliche Hin- und Hermärsche, zuletzt bei eingetretenem Regenwetter, zur Folge, die den General York, der hierin nur eine unnütze Vergeudung der Kräfte der Truppen sah, zur Verzweiflung brachten und am 25. August einen höchst unangenehmen Auftritt zwischen ihm und Blücher hervorriefen. Als man sich endlich am 25. von dem Rückmarsch Napoleon's nach Dresden überzeugt hatte, wurde der Entschluß gefaßt, jetzt der gegenüberstehenden französischen Armee eine Schlacht zu liefern. Es war die Schlacht an der Katzbach.

Sie ist in der Schrift von Müfling („Müfling aus seinem Leben") einseitig dargestellt worden. Ich darf dies Urtheil aussprechen, obgleich ich nicht Militär vom Fach bin. Denn es handelt sich dabei nicht um militärische Kenntnisse und Erfahrungen, sondern um Darstellung von Thatsachen und Ereignissen, von denen ich Augenzeuge gewesen bin.

Ich befand mich nebst mehreren anderen Officieren während der Schlacht ganz in der Nähe von Blücher. Es wurde von ihm und den höheren Stabsofficieren Alles ganz offen und vernehmlich verhandelt. Wir waren Zeugen der eingehenden Meldungen und der von Blücher ausgehenden Befehle und Anordnungen. Dieser Umstand setzt mich in den Stand, Einiges in den erschienenen militärischen Darstellungen und Berichten über die Schlacht zu berichtigen oder zu ergänzen. Ich beziehe mich hierbei insbesondere auf das militärische Wochenblatt von 1847 (Beiheft Monat März und April S. 121—173), welches sehr zuverlässige Nachrichten enthält, auf Droysen's Leben York's II. Bd. S. 265—272; auf Beitzke's Freiheitskrieg Bd. II. S. 202—212, endlich auf die schon erwähnte Darstellung von Müfling S. 62 u. f.

Es ist richtig, daß Blücher kurz vor dem Beginn der Schlacht an der Fronte der Truppen herunter ritt und sie sehr passend anredete, ihnen heute den Sieg als ganz sicher darstellte und ihnen eröffnete: „Er lasse absichtlich die Franzosen erst auf das Plateau kommen, der Feind glaube uns anzugreifen, jetzt aber wollten wir ihn angreifen und in die Katzbach hinunterwerfen." Es ist ferner darüber kein Zweifel, daß es das York'sche und Sacken'sche Corps an diesem Tage im Anfange hauptsächlich mit der französischen Cavallerie, die an 6000 Mann stark sein mochte, zu thun hatte, welche bereits durch die Schluchten herauf auf das Plateau gekommen war und der die Infanterie des französischen

Centrums folgte. Von diesen mochten etwa acht Bataillone das Plateau erreicht haben, als die preußischen Bataillone von York, darunter das Bataillon Othegraven auf sie stieß, mit dem Bajonette auf sie losging, sie schlug und vernichtete.

Es ist weiter richtig, daß das Gefecht in seinem ferneren Verlauf eine nachtheilige Wendung nahm. Der Obrist v. Müfling, der vorn gewesen war, kam zurück und meldete, die Sachen ständen nicht ganz gut, wir hätten eine halbe Batterie verloren und die preußische National-Cavallerie habe eine Schlappe bekommen. Darauf wendete sich Blücher zu Gneisenau und sagte: „Gneisenau, reiten Sie hin zu York, sehen Sie wie die Sachen stehen und treffen Sie mit York die weiteren Dispositionen zum Vorrücken." Gneisenau ritt zu York, und der in meiner Nähe haltende Flügel-Adjutant des Königs, Gr. von Stollberg äußerte zu seinen Nachbarn: „da schickt er den rechten." Gneisenau blieb geraume Zeit, wohl über eine halbe Stunde weg, kam sodann zurück und meldete Blücher, daß allerdings, als er zu York gekommen, die Sachen nicht sonderlich gestanden, daß York, verstimmt von den vorher gehenden Tagen, im höchsten Grade verdrießlich gewesen, und geäußert habe, wir würden auch heute keinen Sieg davontragen. Gneisenau habe ihm diese trübe Ansicht zu widerlegen gesucht und ihn auf Blücher's Befehl, durchaus wieder vorzugehen, hingewiesen. York habe hierauf die Infanterie zusammen genommen, die Cavallerie habe sich wieder gesammelt, York sei mit seiner ganzen Masse vorgegangen, und so sei jetzt die Sache im besten Vorschreiten. Gleichzeitig ging die Meldung ein, daß Sacken mit seiner Cavallerie dem Feinde in die linke Flanke gefallen sei und ihn zum Rückzug genöthigt habe. Was die Schlachtberichte sagen (Beitzke Bd. II. S. 205, 206, York's Leben von Droysen Bd. II. S. 268.): daß Blücher bei dem allgemeinen Wiedervorgehen sich an die Spitze der Cavallerie gestellt habe, ist factisch unrichtig und beruht auf Verwechselung mit dem, was die Anwesenheit Gneisenau's bei York ausrichtete. Von dieser Sendung Gneisenau's an York und wie dieser die Sachen bei York gefunden, erwähnt Müfling in seiner Darstellung nichts. Müfling war während Gneisenau's Abwesenheit bei Blücher geblieben. Wir konnten das fortdauernde Zurückgehen Langeron's (des linken Flügels unserer Armee) und das Vorgehen des ihm gegenüberstehenden feindlichen Generals Lauriston beobachten. Müfling machte deshalb Blücher die dringendste Vorstellung, unsere Brigarde Steinmetz, welche als Reserve bei Bellwitzhof stand, dem Feinde (Lauriston) in die linke Flanke zu schicken, und Blücher ging endlich darauf ein mit den Worten: „nun so lassen Sie die Brigade in's Teufels Namen vorrücken." Offenbar schien Blücher mit der Darstellung Müfling's nicht überall einverstanden zu sein und Müfling selbst sagt, daß sie mit Empfindlichkeit aufgenommen wurde. Er suchte nämlich Blücher auseinander zu setzen, daß die Hauptmacht des Feindes nicht gegen York, sondern gegen Langeron gerichtet sei und daß jener nur eine Seitenpatrouille des Feindes sich gegenüber habe. Diese Ansicht war, wie Müfling in seiner Anmerkung S. 66 zugiebt, falsch. Die Divisionen Charpentier und Gerard vom eilften Armee-Corps (dem französischen Centrum) waren der Cavallerie unter Sebastiani auf das Plateau gefolgt, und auch das dritte französische Armee-

Corps (der französische linke Flügel) kam dem eilften Armee-Corps zur Hülfe und nahm an dem Gefecht Theil (Militär-Wochenbl. S. 133). York und Sacken hatten also nicht blos die zahlreiche Cavallerie von Sebastiani, sondern auch drei Infanterie-Divisionen, also zwischen 30—40,000 Mann, gegen sich. Noch gegen Abend hatten zwei Divisionen vom dritten französischen Corps bei Schmochwitz die Katzbach passirt, konnten aber die Anhöhen nicht erreichen, da sie bereits von den Russen besetzt waren (Militär-Wochenbl. S. 133. 134). Als nun York seine gesammten Truppen zusammen genommen und sich den auf das Plateau heraufgerückten französischen Divisionen und der Sebastiani'schen Reiterei entgegengeworfen hatte und Sacken gleichzeitig der französischen Cavallerie in die Flanke fiel, wurden die Franzosen zurückgeschlagen und kamen unter Zurücklassung eines großen Theils ihres Geschützes in den Schluchten, unten an der wüthenden Neiße und Katzbach in der größten Verwirrung an. Inzwischen hatte Müfling mit Genehmigung Blücher's die Brigade Steinmetz dem General Lauriston in die linke Flanke geschickt und dadurch das weitere Vorrücken desselben verhindert. Jetzt, nachdem das Gefecht im Centrum eine so vortheilhafte Wendung genommen, erhielt Müfling den Auftrag, sich zu Langeron zu verfügen, diesen davon in Kenntniß zu setzen und ihn zum Wiedervorrücken anzuhalten, was auch erfolgte (Müfling S. 67. 68). Müfling hat hierzu und durch die Absendung der Brigade Steinmetz wesentlich beigetragen. Wenn nun Macdonald in der Nacht das Lauriston'sche Corps zurückzog und Müfling dieses hauptsächlich dem Vorgehen Langeron's beimißt, Gneisenau und Blücher aber diesen Rückzug der französischen Armee hauptsächlich den Erfolgen York's und Sacken's zuschreiben, welche das ganze französische Centrum in völlige Deroute gebracht hatten, so ist die letztere Ansicht die natürlichere, um so mehr, als das Vorgehen Langeron's und die Verfolgung Lauriston's von seiner Seite am 26. nur langsam erfolgte, da Langeron seine Artillerie bis Jauer zurückgeschickt hatte, und deren Eintreffen erst wieder abwarten wollte. Der Hauptcoup der schlesischen Armee erfolgte auf dem Plateau gegen das Centrum der französischen Armee und war ohne Zweifel die Hauptursache des französischen Rückzugs in der Nacht vom 26. zum 27., während Müfling ein zu großes Gewicht auf das Wiedervorgehen Langeron's und den Rückzug Lauriston's legt. Die Verfolgung des Feindes am 27. von Seiten York's und Sacken's wurde durch das Anschwellen der wüthenden Neiße und Katzbach sehr aufgehalten, und erfolgte auf unablässiges Drängen Blücher's erst am 28. und an den folgenden Tagen mit großer Energie, während Langeron, den keine Gewässer aufhielten, am 27. nur langsam vorging und doch zuletzt durch die Gefangennehmung der Division Puthod, welche den Bober bei Löwenberg nicht passiren konnte und dadurch dem Langeron'schen Corps zugeführt wurde, die reichlichsten Früchte des Sieges erndtete.

Durch die offenen Verhandlungen der Commandirenden während der Gefechte, hatte sich im Blücher'schen Hauptquartier über die leitenden Personen bald ein Urtheil gebildet. Der Unternehmungsgeist ging von Blücher und Gneisenau aus, Blücher wollte immer vorwärts, und Gneisenau entwarf die hierzu erforderlichen kühnen Pläne und hielt sie fest, während Müfling, den Gneisenau sehr gerne hörte und zu Rathe zog, das Princip der bedächtigen prüfenden Vorsicht

repräsentirte. Müfling hat hierdurch ohne Zweifel sehr wohlthätig gewirkt. Wenn er aber in seiner Schrift S. 94 sagt, daß die Vorschläge zu den Bewegungen und die Dispositionen zu den Gefechten und Schlachten von ihm ausgegangen seien, und wenn er darunter nicht blos die zur Ausführung nöthigen Details, sondern die strategischen Hauptideen versteht, wie er S. 97 anzudeuten scheint, so muß dies zur Steuer der Wahrheit im Interesse Gneisenau's zurückgewiesen werden. — Auch der über die Schlacht an der Katzbach abzufassende öffentliche Bericht wurde, wie Müfling S. 73—79 selbst auseinandersetzt, zum Anlaß einer Differenz zwischen ihm und Gneisenau, indem Letzterer in erster Linie den Zweck der Belebung des Muths des preußischen Volks — es war die erste gewonnene Schlacht der schlesischen Armee — vor Augen hatte, während Müfling mehr von diplomatischen Rücksichten geleitet wurde. Der Gegensatz beider Naturen trat bei diesen Gelegenheiten prägnant hervor. Der Eine erfinderisch an Ideen, kühn und wagend, der Andere zweifelnd und kritisirend und die Schwierigkeiten hervorhebend. So waren die beiden Männer, und gerade so mo[illegible] sich trefflich ergänzen.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 25. Januar 1863.

Wir kennen in der parlamentarischen Geschichte Preußens keine Session, die unter trüberen Ausspiecien begonnen hätte, als die heutige, keine, deren Richtung und Resultat leichter voraus zu bestimmen gewesen wäre. Der Zwiespalt der Staatsgewalten wird gesteigert, die Verwirrung wird vermehrt werden. Die Eröffnuugsrede vom 14. Januar hat über diese Entwicklung entschieden.

Die Regierung, sagte Herr von Bismark, wünscht über die im vorigen Jahr ungelöst gebliebenen Fragen eine dauernde Verständigung herbeizuführen. Zu diesem Ende — wird nicht das Budgetrecht der Volksvertretung seitens der Regiernng anerkannt, sondern die erstere ermahnt, ihrerseits die Verfassung als gegebene Grundlage festzuhalten! Die Theorie gilt also fort, daß die Regierung Nichtbewilligtes ausgeben, aber daß das Abgeordnetenhaus Gefordertes nicht verweigern dürfe.

Die Regierung, sagte Herr von Bismarck, giebt sich der Hoffnung hin, daß die Reorganisation des Heeres auch durch gesetzliche Feststellung der zu ihrer Durchführung erforderlichen Ausgaben nunmehr ihren vollständigen Abschluß gewinnen werde. Zu diesem Ende wird eine Kriegsnovelle angekündigt, welche die Condinalfrage, die Stärke und Präsenzzeit des stehenden Heeres, wie man sicher annehmen darf, unberührt läßt. Die Vorlage des Staatshaushalts für 1862 wird verzögert; in dem Ordinarium des Budgets für 1863 figurirt der Militäretat ungefähr in dem alten Umfang; die in Angriff genommenen, von Stadt und Land als dringlich geforderten Reformen über Kreisordnung, ländliche Polizeiverwaltung u. s. w. werden vertagt. Dies sind die Grundla-

gen, auf welchen das Ministerium sein ernstes Bestreben documentirt, ein einmüthiges Zusammenwirken mit dem Landtag zu erreichen!

Außer dem Verfasser der officiösen Mittheilungen im Staatsanzeiger giebt es wohl in Preußen nicht viele Menschen, welche die redlichen Worte des Präsidenten Grabow deshalb bedauert hätten, weil sie jenes „Zusammenwirken" gefährden konnten. Grabow erinnerte an das, was die Eröffnungsrede unerwähnt ließ, an die Verletzung der Verfassung, an das Dasein eines großen Conflicts, an die Maaßregeln, die ihm erweiterte Dimensionen gegeben. Man vermehrt doch die Uebel dadurch noch nicht, daß man sie constatirt.

Die Verständigung, welche das Ministerium „dargebracht" hat, ist die Aufforderung an das Abgeordnetenhaus, sich seinem Willen zu unterwerfen. Von einer Gegenseitigkeit des Nachgebens ist keine Rede. Man beharrt auf der ganzen Breite der Forderungen, die den Widerspruch zwischen den Staatsfactoren erzeugt haben. Auch die Zeit, wo man die freie Ueberzeugung der Abgeordneten durch sachliche und patriotische Erwägungen zu gewinnen suchte, scheint vorüber zu sein. In knapper und kühler Form werden die ministeriellen Absichten hingestellt. Denn die Lehre, daß an die Stelle des gesetzmäßigen Budgets das Belieben der Verwaltung trete, sobald die Vereinbarung der drei Factoren mißlungen ist, hat über die Bedürftigkeit hinweggehoben, in welcher das Wesen constitutioneller Regierungen liegt, weil sie durch dieselbe genöthigt werden, sich mit den Gesinnungen ihrer Völker im Einklang zu erhalten. Die Beschlüsse der Landesvertretung sind ohnmächtige Wünsche geworden, um die man sich, soweit sie mißfallen, wenig zu bekümmern hat. Wird die Kriegsnovelle verworfen, so bleibt das Gesetz vom 3. September 1814 in Kraft; wird der Führung des Staatshaushalts für 1862 nicht nachträglich zugestimmt, so mangelt eben auch ferner seine gesetzliche Feststellung; kommt das Budget für 1863 und 1864 nicht zu Stande, so dauert die budgetlose Verwaltung fort. Aber dieser Zustand, so behauptet man, ist keine Krisis, keine Verfassungsverletzung, kein Unglück für den Staat, — sondern die natürliche Folge des Widerspruchs der drei gleichberechtigten Willen. Die Regierung hat kein Interesse daran, diesen Zustand zu ändern.

So lasen wir wirklich in einem, allem Anschein nach inspirirten Artikel eines hiesigen Blattes. In einem Augenblick, wo die Notabeln zweier Provinzen, königstreue Männer, durch Besitz und bürgerliche Stellung Freunde staatlicher Ordnung, vor dem Throne mit bewegtem Herzen bekennen, daß das Fundament des preußischen Lebens, das Recht erschüttert, daß der innere Friede des Landes getrübt, ja das Ansehen des Königthums im Volke gefährdet sei, wird uns die Belehrung ertheilt, die Regierung habe „kein Interesse daran," den jetzigen Zustand zu ändern. Man kann die Geringschätzung der moralischen Potenzen, die das Schicksal der Staaten entscheiden, des gekränkten oder befriedigten Rechtsbewußtseins, des hingegebenen oder entfremdeten Volksgemüths, nicht schneidender ausdrücken, als es durch jenen Satz geschieht. Er enthält die Behauptung, daß für den preußischen Staat, als dessen unentbehrliche Grundlage bisher das Verständniß zwischen Fürst und Volk galt, fortan allenfalls auch der Cäsarismus genüge.

muth zusieht, wie die Andern aus der Sackgasse herauskommen. Denn einerlei, wie die Verwirrung entstanden ist, — ein gemeinsames Gut, das Recht des Landes ist in Gefahr, und in diesem Kampf nach seiner Kraft mitzuhelfen, so wie alle, die Stärke und Geschlossenheit der Abwehr beeinträchtigenden Parteiempfindungen zu unterdrücken, dies scheint uns die Pflicht eines jeden constitutionellen Mannes gegen sein Land. Nicht minder liegt es uns fern, in irgend Jemand die hoffnungsreiche Stimmung schwächen oder den Gedanken an eine, dem Rechtsbewußtsein nicht entsprechende Fügsamkeit im Geringsten anregen zu wollen. Was wir mitzubefördern wünschen, ist nur die nüchterne Erkenntniß unserer Lage. Die Befreiung von jeder Illusion scheint uns die beste Vorbereitung für unseren Streit. Wenn wir dem Lande klar machen, daß eine rasche Wendung der Krise, ein unmittelbarer Erfolg nicht in unserer Hand liegt, so werden wir es vor jeder Enttäuschung, und vor ihrer Folge, der Erschlaffung, bewahren. Wenn wir die Stärke des Gegners offen anerkennen, so werden wir um so leichter für die Schilderung seiner Schwäche Gehör finden.

Denn das heutige Regierungssystem — und darin liegt unsere Hoffnung auf den Sieg — ist nur eine Ausflucht für die Noth, aber kein Weg, der auf die Dauer gewandelt werden kann. Es ist das Product einer Politik, welche, um für Heute einer lästigen Concession zu entgehen, vor dem Morgen die Augen zudrückt. Die Strammheit und Sorglosigkeit der officiösen Erklärungen, der Uebermuth und das Triumphgeschrei der Kreuzzeitung, solche Schaustellungen brauchen uns doch nicht zu täuschen. Die budgetlose Verwaltung drückt nicht die Regierten allein, sondern auch die Regierenden. Sie ist eine Last, die man am Tage mit scheinbarem Lächeln trägt, während sie die Nächte schlaflos macht. Mit jedem Monat, wo sie fortgesetzt wird, wächst das Unrecht und die Verwirrung, und mit jedem Monat wird es zugleich wahrscheinlicher, daß der Moment nicht mehr fern ist, wo man sich zur Selbstüberwindung entschließen muß. Ein großer Staat wie Preußen liegt nicht wie Kurhessen gleichsam unter dem Winde der europäischen Ereignisse; er wird von jeder Luftströmung berührt, welche die allgemeine Atmosphäre bewegt. Wir erinnern nur an einzelne Beziehungen. Die vielfachen Interessengegensätze, welche zwischen Oesterreich und Preußen in der Zollvereinssache, am Bunde, mit einem Wort wegen ihrer beiderseitigen Stellung in Deutschland stattfinden, schienen eine Zeit lang, durch die Unternehmungslust unseres Ministerpräsidenten geschärft, uns mit ernster Gefahr zu bedrohen. Was würde die Folge gewesen sein, wenn wir wirklich dem Kriege zutrieben? Der Sturz des heutigen Systems, die Nothwendigkeit, die Sympathie des kämpfenden und steuerzahlenden Volks wieder zu gewinnen. Es ist das eine interessante Seite an der widerspruchsvollen Position des Herrn von Bismarck. Seine äußeren Unternehmungen, wenn eine von ihnen zu einem ernsten Zusammenstoß führte, würden seiner inneren Politik den Boden unter den Füßen wegstoßen. Aber auch das Mißlingen jener Actionsversuche wird die letztere noch nicht dauerhafter machen. Allerdings, wir sind in ein Friedensjahr getreten, aber in ein Jahr, das die Keime naher Verwicklungen an mehr als einem Orte emportreibt, das insbesondere im Südosten Europas die Zersetzung um erhebliche Stadien fördern, das die Rivalität des zurückgedrängten französi-

schen, des vorwärts schreitenden englischen Einflusses zu gefährlicher Reizbarkeit steigern wird. Fast vier Jahre eines künstlichen Friedens haben wir seit dem italienischen Feldzug genossen, eine schon um etwas längere Gunst, als sie nach Beendigung des Krimmkrieges unserem Welttheil von Frankreich gestattet werden konnte. Daß die heutige Stimmung im französischen Volk, daß der Ausfall der bevorstehenden Wahlen dem Kaiser den Impuls zu einer fortdauernden Friedenspolitik geben werde, ist keineswegs wahrscheinlich. Wenn aber irgend eine revolutionäre Zuckung in Europa die Gemüther ergreift, ein heranziehender Kriegssturm unseren exponirten Staat in Mitleidenschaft zieht, so tritt die Bedürftigkeit der Regierungsgewalt ein, durch welche das System, welches heute äußerlich stark dasteht, mit einem Schlage zusammenfällt.

Eine Anweisung auf die Zukunft, wird man uns sagen, die vielleicht nach einem Jahr, vielleicht erst nach mehreren fällig wird. In der That, — mehr wissen wir nach unserer Einsicht nicht zu bieten und wir trösten uns damit, daß dieser Mangel aus der Neigung hervorgeht, mit reellen Potenzen zu rechnen. Wenn aber unsere Rechnung ein gewisses Maaß von Richtigkeit hat, so ergeben sich daraus für die Art unseres Kampfes zwei Gesichtspunkte, welche festgehalten werden müssen. Weil unser Conflict ein langdauernder ist, so scheint es nicht rathsam, die Bevölkerung durch Schritte in Spannung zu versetzen, von denen sie mehr erwartet, als der Natur der Sache nach bei ihnen herauskommen kann; denn auf solche Erregung und Täuschung wird nur zu leicht der Ueberdruß und die Abspannung folgen. Wohl aber wird der Landtag, indem er, unermüdet durch den Mangel an Erfolg, von dem bestrittenen Recht jeden Fußbreit mit moralischer Ueberlegenheit vertheidigt, wohl wird nach dem Schluß der Session ein Jeder in dem Kreis, der seiner politischen Thätigkeit zugänglich ist, dahin zu agiren haben, daß in der Bevölkerung jenes zuverlässige Rechtsbewußtsein, jene gleichmäßige zähe Gesinnung sich entwickele, mit welcher die Kurhessen ihre vieljährige Noth glücklich überstanden haben. Auf diese Seite unserer Situation hat bereits die Berliner Allgemeine Zeitung Schlaglichter geworfen, deren Schärfe und Klarheit freilich manchem Auge nicht zusagte. Weil ferner das System der Regierung ein zukunftsloses ist, weil die Thatsache einer compacten Opposition, hinter welcher das Rechtsgefühl des Landes steht, schon allein ausreicht, es auf die Länge unhaltbar zu machen, so hat, wie uns däucht, das Haus weniger darauf zu sinnen, wie es sich aus seiner heutigen Lage befreie, als darauf, wie es alle seine ferneren Schritte in der strengen Form des constitutionellen Rechts und des würdigen Maaßes halte. Wie unbehaglich jene Lage psychologisch auch sein mag, so ist sie politisch doch nicht so unvortheilhaft. Jeder Tag mehr führt uns dem Punkte näher, wo mit der gouvernementalen Theorie gebrochen werden muß, und außer dem zähen Beharren auf dem Rechtsboden scheint uns die negative Weisheit — keinen Fehler zu machen, wodurch das Recht mit Unrecht gemischt wird, allein ausreichend, um den endlichen Sieg zu gewinnen. —

Wenn wir von diesen allgemeinen Gesichtspunkten zu den einzelnen Gegenständen der Session uns wenden, so soll es mit der Kürze geschehen, welche das noch Offne, Unbestimmte der speciellen Fragen bedingt. Wider alles Erwarten

hat sich die Mehrheit der Abgeordneten für eine Adresse entschieden. Zwei Entwürfe von liberaler Seite liegen vor uns, die katholische Fraction hat einen dritten hinzugefügt, die Entscheidung der Commission ist erfolgt, die Plenardebatte steht bevor. Wir sind fern davon jene zwei Entwürfe aneinander abwägen, ihre Vorzüge oder Schwächen prüfen zu wollen. Das Vergnügen einer solchen vergleichenden Kritik haben wir schon vor etwa einem Jahre ausreichend genossen. Wir unterdrücken also das Unbehagen, welches uns, wenngleich aus verschiedenen Gründen bei allen beiden befällt, und bekennen nur, wie eben dies uns das Mißfälligste ist, daß es abermals zwei sind. Nach Allem, was wir wissen, hat Vernachlässigung auf der einen, Isolirungssucht auf der anderen Seite dieses Resultat hervorgerufen. Man soll in den Regierungskreisen über den Adreßbeschluß sehr erbaut gewesen sein, — unter Anderem wohl deshalb, weil man jenen Hader unter den Liberalen voraussah. Es scheint allerdings, als ob wir noch einer längeren Reaction zur Läuterung unseres Parteiwesens bedürften. Noch ist die Schwere des Conflicts den Parteien nicht so tief in die Seele gedrungen, daß sie die Motive ihres Handelns allein aus der zu vertheidigenden Sache nähmen. Während wir einerseits nicht begreifen, wie man den Wahn hegen kann, daß die Demokratie mit einem Theil der Constitutionellen diesen Kampf gewinnen könne, wenn der andere Theil derselben mehr und mehr abbröckelt; wie man also es noch heute vortheilhaft finden kann, die Einigkeit der Parteien nur äußerlich im Munde zu führen, dagegen die Eifersucht und die Abneigung in der That vorwalten zu lassen; — so fehlt uns andererseits jedes Verständniß für einen politischen Standpunkt, dem es lieber ist, der Reaction einen Genuß zu verschaffen, als auf einen Cartel mit dem Fortschritt einzugehen und der seinen Widerwillen selbst da nicht bemeistern kann, wo es den Versuch galt, entgegen dem Ministerium Bismarck das Recht des Landes in einer einmüthigen Formel aufzustellen. Ob dieser letztere Gesichtspunkt wenigstens in der Plenardebatte auf jeder Seite vorherrschen wird, — wir wünschen es, ohne es so ganz zu glauben. Und doch ist es eine allgemeine Regel, daß die Schwächeren den Streit unter einander so lange meiden, bis der stärkere gemeinsame Gegner bezwungen ist, und doch wird von der Befolgung dieser Regel ein Hauptzweck der Adresse, der kräftigende Einfluß auf das Land in allen seinen Klassen abhängen.

Dieser Zweck aber kann den Urhebern des Adreßbeschlusses fast allein vorgeschwebt haben. Indem sie ziemlich formlos heraussagten, was die Bevölkerung so ungefähr auf dem Herzen hat, wollten sie der allgemeinen Stimmung eine Genugthuung verschaffen und damit zugleich einen Impuls geben. Das Zweischneidige dieses Gesichtspunkts haben wir schon oben berührt. Die populäre Kräftigkeit der Sprache befriedigt zwar, aber sie stumpft zugleich ab, wenn sie bei öfterer Anwendung gleichwohl den äußeren Erfolg verfehlt. Auf der Bühne wie im Leben ist es die wichtigste aber auch die schwierigste Bedingung einer richtigen Action, sich eine Steigerung der anzuwendenden Mittel offen zu lassen. Ein zweiter Zweck der Adresse der Majorität ließe sich vorstellen, aber indem wir über ihn nachdenken, bekennen wir sogleich, daß kein Mitglied des Hauses ihn im Auge gehabt haben kann. Hastige Naturen werden in Zeiten wie die unsrigen

leicht zu Pessimisten. Wenn es ihnen nicht alsobald nach Wunsch geht, so halten sie es für politisch, zu reizen und das Schlimme zu befördern, damit der Umschlag zum Besseren um so rascher eintrete. Das Schlimmere haben sie nun mitunter in ihrer Hand, nur der Zeitpunkt des Besseren pflegt sich leider selten nach ihrer Philosophie zu richten. Wir unsererseits können bei der Beurtheilung des Adreßbeschlusses noch einen anderen Gesichtspunkt nicht außer Acht lassen. Man konnte — wie dies ein anderer Mitarbeiter dieser Blätter ausgesprochen hat — den schönen Glauben hegen, daß das Abgeordnetenhaus über die Regierung hinaus „das Herz des Königs" finden könne und also suchen müsse. Allein dann mußte die Haltung dieser Adresse anders sein; und auch so wäre noch die Aussicht auf Erfolg gering. Allem Anschein nach ist die Krone von der Rechtmäßigkeit der Schritte ihrer Räthe überzeugt, mithin kann, falls die Adresse überhaupt angenommen wird, über die Art dieser Aufnahme ein Zweifel nicht stattfinden. Nicht nur wird die Adresse die Minister auf ihrem Posten befestigen — diese Wirkung wäre zu ertragen, da sie persönlich wohl ebenso dauerhaft sein werden, als das System — sondern, was wichtiger ist, die Krone kann sich dadurch veranlaßt finden, die Maaßregeln ihrer Räthe feierlich zu vertreten, sie als den vollen Ausdruck ihres Willens zu bezeichnen. Ein solches Ergebniß kommt der Kreuzzeitung sehr erwünscht, aber für unsere constitutionelle Sache wäre es ein neuer Schlag. —

Nach dem Abschluß der Adreßverhandlungen wird die Budgetfrage für 1862 in den Vordergrund treten. Das Verfahren, welches die Regierung hier einzuschlagen gedenkt, ist allerdings noch nicht völlig klar, und es wird vielleicht einer der nächsten Schritte der Budgetcommission und des Hauses sein müssen, eine nähere Darlegung der Gründe zu fordern, weshalb mit der Vorlage des Staatshaushalts für 1862 gezögert wird. Indessen sind doch theils in der Eröffnungsrede, theils in sonstigen Aeußerungen Anhaltspunkte gegeben, wonach sich die Ansicht des Ministeriums ungefähr erkennen läßt.

Die Thronrede vermeidet für 1862 den Begriff des Etats, und verheißt eine Vorlage über die Einnahmen und Ausgaben des verflossenen Jahres, sobald der Rechnungsabschluß gefertigt sei. Ist dies buchstäblich zu verstehen, so würde aus der Vorlage jeder Begriff eines Budgets, einer Norm, eines Solls verschwinden und an seine Stelle die Zusammenstellung der wirklich erhobenen Einnahmen und thatsächlich geleisteten Ausgaben, für jeden Titel durch eine Zusammenrechnung im Detail durchgeführt, gesetzt werden müssen. Die nächste äußere Folge davon würde sein, daß diese sehr wichtige Angelegenheit erst nach geraumer Zeit von dem Landtag in Angriff genommen werden könnte.

Wir begreifen weder das Zweckmäßige, noch das Nothwendige dieses Verfahrens. Freilich ist, nachdem wir nun einmal 1863 schreiben, ein Hauptmoment, welches im Begriff des Budgets liegt, für das verflossene Jahr nicht mehr zu realisiren. Ein Budget verweist auf die Zukunft, und das Jahr 1862 ist eine Vergangenheit; es soll ein gesetzlicher Voranschlag für eine erst beginnende Verwaltungsthätigkeit sein, und diese Thätigkeit ist bereits abgeschlossen. Von diesem Standpunkt aus kann man sagen, daß ein Voranschlag für bereits geschehene Dinge eine Illusion sein würde, daß es der Wahrheit allein ent-

spreche, statt dessen die nun einmal vollendeten Thatsachen zusammenzustellen, deren Anerkennung oder Nichtanerkennung dem Landtag ja vorbehalten bleibe.

Wir wollen die relative Richtigkeit dieser Ansicht insoweit nicht bestreiten, als wir zugeben, daß in einem auf ein abgeschlossenes Jahr bezüglichen Etat die wirklich befolgten Principien der Verwaltung sich wiederspiegeln müssen. Wenn die Regierung von ihrem in der letzten Session vorgelegten Entwurf, insbesondere im Extraordinarium erheblich abgewichen ist, so würde es thöricht sein, die neue Vorlage nicht nach diesen Abweichungen zu verändern. Hat sie beispielsweise es vermieden, eine für Bauten angesetzte Summe zu verausgaben oder die Gehaltszulagen, die sie in Folge der veränderten Organisation einer Behörde verlangte, wirklich eintreten zu lassen, so wäre es zwecklos und für die spätere Controlle der Rechnungen verwirrend, wenn sie jene Posten noch einmal aufnehmen wollte. Aber eine solche Einrichtung der Vorlage nach den thatsächlich befolgten Verwaltungsgrundsätzen ist noch sehr verschieden von einer Aufstellung, welche lediglich aus der Addition der einzelnen Rechnungen hervorgeht. In jenem Fall wird die Form des Etats aufrecht erhalten, in diesem wird sie zerstört. In jenem Fall könnte die Regierung, ohne auf die Resultate des Rechnungsabschlusses warten zu müssen, sofort nach Eröffnung der Session die Vorlage einbringen. Diese würde ungefähr dem Anschlage entsprechen, den sich das Staatsministerium ja doch, als die Budgetberathung scheiterte, wird entworfen haben müssen, um den untergeordneten Verwaltungsbehörden eine feste Richtschnur für ihre Handlungsweise zu geben. Die Illusion, welche in solchem Verfahren allerdings liegt, fand in etwas geringerem Maaße auch bei den früheren Etatsentwürfen statt, so lange dieselben erst im vierten und fünften, oder, wie in der letzten Session, gar erst im achten und neunten Monat des betreffenden Verwaltungsjahres zur Verhandlung im Plenum resp. zur Abstimmung kamen. Auch hier hatte das Ministerium in Einnahme und Ausgabe manche Ansätze zu vertreten, von denen es vermuthen und nach den schon vorliegenden Erfahrungen sogar ausrechnen konnte, daß sie sich in Wirklichkeit anders gestalten müßten.

Eben diese Beispiele beweisen, daß der Begriff eines Etats, und der eines Voranschlags, welcher der Verwaltung thatsächlich als Norm vorausgeht, sich nicht vollständig decken; es würde sonst in früheren Sessionen ein Etat nicht für das ganze Jahr, sondern nur für den noch nicht abgelaufenen Rest haben festgestellt werden können. War die Feststellung damals für die Vergangenheit möglich, so muß sie auch heute für 1863 möglich sein. Steht aber eine Unmöglichkeit nicht entgegen, so tritt die Verpflichtung ein, welche der Art. 99 der Regierung auferlegt. Dieser Artikel fordert erstens die Feststellung eines Etats für jedes Jahr und zweitens die Feststellung im Voraus. Das Voraus ist nicht mehr zu erfüllen; aber der erste Theil der Verpflichtung bleibt bestehen, und es kann sofort gefordert werden, daß man sie erfülle.

Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht noch ein anderer Umstand. Wird die budgetmäßige Form für den Staatshaushalt von 1862 wenigstens nachträglich aufrecht erhalten, so verhindert man, daß die für dieses Jahr entstandene Rechtsverwirrung noch in die Zukunft fortwirke. Das Budget soll als Richt-

schnur für die Verwaltung und als Norm für die Controlle der Oberrechnungskammer dienen. Tritt an die Stelle eines normirenden Etats die Erzählung von geschehenen Thatsachen, so muß auch die verfassungsmäßige Wirksamkeit, welche der Art. 104 der Oberrechnungskammer zuweist, für 1862 bis auf ein Minimum aufgehoben werden. Sie könnte nur noch die äußerliche Richtigkeit der Rechnungen prüfen, aber die Vergleichung der Verwaltungspraxis mit der Grundlage des Etats nicht mehr vollziehen.

Gesetzt aber, daß diese verwickelte Frage, über welche die Acten noch nicht geschlossen sind, einen Austrag fände, was müßte in formeller und materieller Hinsicht Seitens der Regierung geschehen, wenn eine Ausgleichung für 1862 denkbar werden solle?

In formeller Hinsicht kann das Eingeständniß, daß die Verhältnisse von 1862 aus der Bahn der verfassungsmäßigen Ordnung herausgetreten sind, natürlich nicht genügen, denn indem das Ministerium diese Unordnung zugesteht, erklärt es dieselbe zugleich für ein von ihm unverschuldetes Ergebniß der Disharmonie der beiden Häuser, und leitet hieraus für sich selbst das Recht ab, die Verwaltung ohne gesetzlichen Etat zu führen. Nicht also der objective Zustand der Verfassungslosigkeit, sondern die subjective Verfassungswidrigkeit der vorgenommenen Handlung, nämlich der Verausgabung der Staatsgelder ohne gesetzliche Vollmacht, müßte anerkannt, die Landesvertretung müßte aufgefordert werden, für diesen an sich verfassungswidrigen Act, den das Ministerium auf seinen Kopf nähme, entweder in Berücksichtigung der vorhandenen Umstände die Indemnität zu ertheilen, oder das Gegentheil, die Damnation, die Erklärung auszusprechen, daß sie das Ministerium wegen seiner Ueberschreitung der verfassungsmäßigen Schranken nicht entlasten könne.

An diesem Punkt sind wir schon wieder am Ende. Die Forderung der Indemnität, wenn sie einen Ernst haben soll, setzt nicht nur die Möglichkeit der Weigerung, sondern auch der Ministeranklage voraus. Die ganze Procedur entspricht der Würde einer Landesvertretung so lange nicht, bis sie die Mittel in der Hand hat, das zur Entlastung nicht geeignet befundene Verfahren dem Urtheil des Gerichts anheimzugeben.

Das Ansuchen um eine Indemnität steht seitens der Minister kaum zu erwarten. Es würde das Zugeständniß einer verfassungswidrigen Handlungsweise einschließen, also der Theorie vom Nothrecht der Verwaltung widersprechen. Statt anzuerkennen, daß die budgetlose Verwaltung nach dem Buchstaben und Geist der Verfassung absolut unzulässig ist, will man die erstere unter einen Fall bringen, der von der Verfassung vorausgesehen, also für zulässig, ja gewissermaßen für unvermeidlich erklärt ist, nämlich unter den in Art. 104 behandelten Begriff der Etatsüberschreitung. Das Ministerium scheint nach den Aeußerungen des Ministerpräsidenten statt der Indemnität, nur die nachträgliche Genehmigung des Hauses zu fordern — für eine Etatsüberschreitung von 139 Millionen.

Aber auch das formell correcte Ansuchen um eine Indemnität, wenn es gestellt würde, könnte für sich allein eine Ausgleichung nicht herbeiführen. Denn die materiellen Bedingungen fehlen, welche der Entlastung vorausgehen müß-

ten. Das Abgeordnetenhaus muß daran festhalten, daß theils das Scheitern der ersten Budgetberathung verhindert, theils eine nachträgliche Vereinigung zu Stande gebracht werden konnte, wenn die Regierung einen entgegenkommenden Willen bewiesen, wenn sie eine neue Initiative unter Bewilligung mäßiger Concessionen ergriffen hätte. Diese Versäumnisse für die Vergangenheit könnten nur dann in Vergessenheit gerathen, wenn sie wenigstens durch materielle Zugeständnisse nachgeholt, wenn für die Zukunft die Aussicht auf Schlichtung des Streits eröffnet würde. Dies wird bekanntlich nicht geschehen. Die verantwortlichen Minister aber sind dadurch nicht entschuldigt, daß Concessionen dieser Art nicht von ihnen allein abhängen. Sie haben die Pflicht, für den Abschluß des Budgets durch Entgegenkommen das Ihrige zu thun. Vermögen sie dies nicht, so kann daraus nicht die Befugniß gefolgert werden, nun ohne und wider das Gesetz Staatsgelder zu verausgaben, sondern nur die andere politische Pflicht, ihren Posten zu verlassen.

Die Budgetfrage für 1862 wird in dieser Session voraussichtlich keine Lösung finden. Das Rechtschaos wird der Zukunft zur Entwirrung und zur Sühne überlassen, in der Gegenwart wird es durch den hinzutretenden Etat pro 1863 wahrscheinlich vermehrt werden. In Bezug auf die Verfassungskrisis wird das Resultat der Session negativ sein, und das Haus hat die Formen zu suchen, in welchem sein Recht nicht nur dem Ministerium gegenüber aufrecht erhalten, sondern auch dem Bewußtsein des Landes in jedem weiteren Stadium klar gelegt wird.

Wir sehen nur Einen Punkt, wo über die Negation hinausgegangen, wo ein wirklicher Fortschritt zur Verständigung nicht für die Gegenwart, aber für die Zukunft gemacht werden kann. Wir meinen die Kriegsnovelle, deren Einbringung bevorsteht. Wie unzulänglich sie auch sein mag, sie giebt dem Hause Veranlassung, sein Verhältniß zur Reorganisation der Armee positiv zu bezeichnen. Damit kann eine Lücke ausgefüllt, ein Fehler der vorjährigen Beschlüsse theilweise wenigstens wieder gut gemacht werden. In einer, wie es scheint, inspirirten Mittheilung eines hiesigen Organs trat kürzlich der Vorschlag auf, man möge in den Entwurf eine Bestimmung über den Mittelpunkt des Zwistes, über die Zahlenstärke des stehenden Heeres aufnehmen. In der Gestalt, die dem Vorschlag dann weiter gegeben wurde, sah er allerdings wie ein übler Scherz aus. Denn es wurde proponirt, daß das Haus jene Stärke nach einem Procentsatz der Einwohnerzahl bemessen, und dabei die Verhältnisse von 1816 zum Muster nehmen möge. Der Rath ist nicht leicht zu befolgen, da es keine genauen Maaßstäbe für die Bevölkerungszahl der ersten Jahre nach dem Frieden giebt. Nach der officiellen Statistik aber waren die 130,000 Mann, welche 1816 unter den Fahnen standen, 1,25 Procent der damaligen Einwohner, während unser heutiger Armeestand von 215,000 Mann, die bekanntlich nur einen Theil des Jahres vollzählig unter Waffen sind, kaum 1,18 Procent der jetzigen Bevölkerung repräsentiren würde. Der Vorschlag gäbe der Regierung also Raum, noch eine Anzahl neuer Bataillone zu schaffen. Gleichwohl ist er doch nur die Verzerrung eines an sich richtigen Gedankens. Wir sind überzeugt, daß schon im vorigen Sommer viele Abgeordnete nach einer Gesetzesvor-

lage drängten, um ihre Wünsche, soweit sie darin nicht berücksichtigt worden, in Amendements des Entwurfs niederlegen zu können. Wir kennen nun aber nur eine allgemeine und unbestrittene Forderung des Landes — die Verkürzung der Präsenzzeit, und wir sind mit einer bekannten ausgezeichneten Broschüre darin einverstanden, daß es sich empfehlen würde, jener Forderung nicht durch eine directe Bestimmung über die zweijährige Dienstzeit des Einzelnen, sondern durch Feststellung der Gesammtstärke der Mannschaft Ausdruck zu geben. Denn theils wird hiermit indirect auch die erstere normirt, theils zieht man zugleich für die Aushebung eine feste Schranke, erreicht also die erste Grundlage für ein späteres Organisationsgesetz. Es wird nicht schwer sein, der Kriegsnovelle, die als eine Verbesserung einzelner Bestimmungen des Gesetzes vom 3. September 1814 angekündigt wird, eine solche Gestalt zu geben, daß auch die Correctur von Art. 3 jenes Gesetzes (die Stärke des stehenden Heeres wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt) ihren naturgemäßen Platz findet. Der weitere voraussichtliche Inhalt der Novelle, eine mäßige Verlängerung der Reserve-, eine Verkürzung der Landwehrpflicht des zweiten Aufgebots, ist ein wirklicher, in weiten Schichten der Bevölkerung anerkannter Fortschritt. Wir sind nun weit entfernt zu glauben, daß ein in den letzteren Beziehungen gebilligter, in dem Hauptpunkt amendirter Gesetzentwurf sofort die Zustimmung der Regierung finden werde. Aber es handelt sich nicht lediglich um den Moment, — hier ist die Verwirrung kaum heilbar, es handelt sich noch darum, die Basis einer Ausgleichung für die Zukunft festzuhalten und in deutlicher Weise hinzustellen. Wenn die Mehrheit die Lage des Hauses versteht, so wird sie diese Gelegenheit benutzen, um aller Welt zu zeigen — wie leicht es für ein entgegenkommendes Ministerium wäre, sich mit ihr zu verständigen.

An diesen Standpunkt, welchen einzunehmen sowohl die Rücksicht auf die Sache wie die Klugheit gebieten, knüpft sich nach unserer Ueberzeugung noch eine andere praktische Folge. Als die Mehrheit im September die Kosten der Reorganisation sans phrase strich, wurde als Hauptgrund angegeben, daß kein Gesetzentwurf vorliege. Sie wollte nicht für immer auf dem zu weit vorgeschobenen Posten verharren, sie wollte auf eine mittlere Linie zurück, sobald das Ministerium aus der Bahn der budgetmäßigen Behandlung der Frage in die einer gesetzlichen Regelung einlenke. Ein Gesetzentwurf steht jetzt bevor, und man kann an ihm verbessern und ergänzen, was schlecht und mangelhaft ist. Wenn die Mitglieder der Mehrheit nicht heute über ihren vorjährigen Gedanken hinausgehen, so ergiebt sich für sie, daß keine Rücksicht der Consequenz oder des persönlichen Ehrgefühls sie verbindet, ihre früheren Finanzbeschlüsse schrankenlos zu wiederholen. Sie fallen in keinen Widerspruch mit sich selbst, wenn sie den Militäretat nach der Norm des von ihnen veränderten Gesetzes reguliren, wenn sie in die Stellung eintreten, welche die liberale Minorität im vorigen Jahre einnahm. Damals ließ sich durch diese Position das Land vor der budgetlosen Verwaltung behüten, und im Armeewesen der Zustand zunächst thatsächlich herstellen, den man gesetzlich regulirt haben wollte. Ob heute noch ein ähnlicher Nutzen gestiftet, ob ein Impuls zum Besseren gegeben werden könnte, das steht dahin. Keinesfalls würde das Land einen Thaler verlieren,

denn wie der Militäretat ohne gesetzliches Budget sich gestaltet, kostet er ihm bekanntlich einige Millionen mehr. Eins aber ließe sich hier sowohl wie bei der Novelle erreichen. Man könnte die viel verbreitete Ansicht zerstören, als ob die Schuld unserer Uebel denn doch vertheilt sei, man könnte den Gegner aus dem überwiegenden in das absolute Unrecht versetzen.

Diese Gedanken, wir wissen es, werden Vielen kleinlich erscheinen. Ein großer Principienkampf, so sagt man, ist bei uns ausgebrochen, ein Uebel, das bis an die Wurzeln des Staatslebens reicht; man kann solches Uebel nicht heilen, indem man an den Symptomen kurirt, durch welche es zuerst zum Vorschein kam. Diese Anschauung unserer Verhältnisse ist uns nicht fremd, wir haben ihr, so weit sie uns berechtigt schien, in früheren Darstellungen Ausdruck zu geben versucht. Aber der Kampf der historischen Macht des Königthums mit den Consequenzen der constitutionellen Freiheit ist nicht wie ein dramatisches Spiel, in dem sich die Gegensätze in steigender Spannung entwickeln, bis endlich in einem großen Schlußact die Disharmonie sich löst. Es ist ein historischer Proceß, der durch Jahrzehnte sich hindurchzieht, der, an verschiedenen Anläßen sich entzündend, auch verschiedene vorläufige Ruhepunkte finden wird. Nur eine poetische Phantasie kann über den abstracten Principien die praktischen Dinge vergessen, an denen sie hervortreten; sowie nur eine theoretische Speculation den Wunsch hegen kann, die Gegensätze zu schärfen, damit der Gipfelpunkt des Schlimmen um so rascher überwunden werde. Für eine solche Steigerung sorgt in einer Situation, wie die unsrige, leider schon das Naturgesetz der menschlichen Leidenschaften, indem es den Extremen auf beiden Seiten immer mehr Boden verschafft. Soll der Kampf, in dem wir stehen, mit dem Sieg der vernünftigen Freiheit abgeschlossen werden, so wird das politische Bewußtsein des Landes auf ein begrenztes einmüthiges Ziel unzweifelhaften Rechts, auf ein beschränktes Maaß billiger Forderungen gerichtet werden müssen. Wir wollen unser constitutionelles Grundrecht der Ausgabenbewilligung feststellen, aber wir führen nicht den Kampf um die Krone zu unterwerfen, sondern um ihr einen ehrenvollen Compromiß zu bieten. Daß die Basis zu demselben in dem auf- und abwogenden Streit nicht verloren gehe, daß der Raum für Jedermann kenntlich abgegrenzt bleibe, auf welchem Fürst und Volk sich wieder zusammenfinden können, dafür unbeirrt um die zeitigen Intentionen von Oben oder Unten zu sorgen, ist unserer Meinung nach die Pflicht charaktervoller constitutioneller Männer, mögen sie sich dabei augenblicklich des Beifalls Vieler oder Weniger erfreuen.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die Cultur der Renaissance in Italien.

Jacob Burckhardt, die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Basel 1860.

Es ist eine öfter gemachte Bemerkung, daß fast alle großen geistigen Bewegungen, welche, sei es in dem engeren Rahmen der einzelnen Nationalitäten, oder auf dem breiteren Grunde der europäischen Gesammtbildung die epochemachenden Fortschritte der Menschheit bezeichnen, in ihrem Schooße ein Element bargen, welches man wohl das restaurative nennen kann, und in dessen Wesen es liegt, daß, indem man Fortschritt und lebendige Weiterentwicklung erstrebt, man rückwärts greift und aus der Vergangenheit das Bild des Zieles hervorholt, welches die Gegenwart wieder erstreben und die Zukunft wieder erreichen soll. So sehr ist es das Wesen des Menschen, geschichtlich zu sein, sich und seine Werke im Zusammenhang geschichtlicher Entwicklung erkennen zu wollen, daß auch da, wo der Geist am mächtigsten und rücksichtslosesten über Veraltetes hinweg zu Neuem schreitet, er doch das Bedürfniß hat, das Neue, dem er zustrebt, als ein schon einmal Verwirklichtes zu setzen, so daß der Fortschritt in der That nur als ein Zurückgreifen zu diesem erscheint. Darin liegt das restaurative Element reformatorischer Bewegungen; dem Neuen, was geschaffen werden soll, und welches von den widerstrebenden Mächten der Gegenwart noch zurückgewiesen wird, verleiht man zuvörderst das Bürgerrecht in der Vergangenheit, weist die Möglichkeit und die Berechtigung seines Daseins damit nach, daß es schon einmal existirte, und vereinigt so mit der Kraft des eigenen Vorwärtsdrängens die nachdrückende Wucht der Jahrhunderte, auf die man zurückdeutet. Dieses Princip der Restauration liegt bei manchen geistigen Bewegungen offener, bei anderen minder offen zu Tage; es war hier mächtiger, dort minder mächtig; überall ist es von den treibenden Mächten nur *eine* neben anderen; aber so sehr ist diese historische Begründung reformatorischen Strebens der menschlichen Natur angemessen, daß, wo sie recht erfaßt wird, sie am meisten die Strebenden mit dem Bewußtsein eines idealen Zieles und mit der unerschütterlichen Zuversicht solchen Bewußtseins zu erfüllen vermag. Kein größerer

Reformator als Luther: aber die rechte Fülle und Kraft seines reformatorischen Heldenthums erwuchs ihm nicht aus dem Bewußtsein, etwas Neues zu schaffen, sondern aus dem gesetzten Ziele, die Kirche aus ihrer Entartung wieder in den Zustand ihrer ursprünglichen, einmal schon verwirklichten Reinheit zurückzuführen; er wollte ein Restaurator sein und ward der größte Reformator.

Aber, wie groß auch der Antheil sei, welchen das restaurative Element an den meisten großen Geistesbewegungen gehabt hat, immer bleibt dasselbe doch nur eine Hülle, hinter welcher sich das eigentliche Ziel des Strebens verbirgt; neben ihm her gehen und wirken die eigentlich treibenden Kräfte, deren Ziel und Aufgabe die Neugestaltung der Zukunft ist, während der Rückblick auf das Ideal der Vergangenheit nur eines neben anderen Mitteln ist, die ihnen für diesen Zweck dienen. Die Geschichte strebt vorwärts, auch wo sie ein Bild aus der Vergangenheit als Ziel des Strebens setzt; nur eitles, kurzlebiges Menschenwerk ist es, wenn Menschen und Parteien Ernst zu machen vermeinen mit dem Bemühen der Restauration, ohne daß ein belebender, vorwärts treibender Gedanke diesem als Correctiv zur Seite steht und die wahre Richtung angiebt; auch solches dient eine Weile der Geschichte, — dann wirft sie es zur Seite und schreitet darüber hinweg. Allerdings, mitten in dem Treiben einer großen geistigen Bewegung ist es immerdar schwer und nur Wenigen verliehen gewesen, in gleichmäßiger Würdigung nach beiden Seiten hin die idealen Momente, die das der Vergangenheit entlehnte Idealbild des Zieles enthalten, und die praktischen, auf die Zukunft gerichteten Factoren, worin die eigentlichen Triebkräfte der Bewegung sich äußern, zu umfassen; es ereignet sich wohl, daß diese beiden verschiedenen Auffassungen der Aufgabe selbst in Gegensatz zu einander treten, daß sie sich vielleicht theilweise zu Extremen entwickeln: das Ziel bleibt dennoch ein gemeinsames, und ein gleich entsprossener Kern innerster Berechtigung verbindet das Widerstrebendste; aber man wird auch eben darum gestehen müssen, daß von dem weltgeschichtlichen Inhalt der deutschen Reformation einige Momente der bedeutsamsten Art von den Wiedertäufern richtiger erkannt oder in ihren Ueberschwänglichkeiten wenigstens geahnt worden sind, als von Luther.

Von allen Epochen in der Geschichte des menschlichen Geistes ist es die Welt des klassischen Alterthums, welche am häufigsten die späteren Geschlechter gelockt hat, aus ihr die Ideale zu entnehmen, womit sie das eigene Leben aufzufrischen gedachten; immer und immer wieder sind, wie aus unerschöpflichem Born, von dort her Strömungen frischen Lebens in die Literaturen, Künste und Wissenschaften der modernen Nationen geleitet worden; überall haben sie anregend, verjüngend gewirkt; das gesammte

moderne Erziehungssystem ist darauf gegründet, daß der jugendliche Geist jedenfalls einmal seinen Weg durch die Welt des klassischen Alterthums nehme und von ihrem Hauch berührt werde. Eine Periode in der Geschichte der modernen europäischen Cultur aber hat ganz vorzugsweise und umfassender, als jemals sonst, die antike Welt als das absolute Ideal für fast alle Beziehungen des menschlichen Lebens hingestellt, — die Periode, welche man, in Bezug auf das Wiederaufleben der alten Literatur, die der Renaissance, oder mit einem Ausdruck, der dem Wesen der Sache näher kommt, die des Humanismus zu nennen pflegt. Niemals sonst hat sich mit gleicher Consequenz und mit gleicher Berücksichtigung aller Seiten des Lebens ein Zeitalter so in den Geist eines anderen Zeitalters zurückgewandt, hat sich so ganz von seinem Odem durchdringen lassen, wie das Jahrhundert des Humanismus sich den Ideen des klassischen Alterthums hingegeben hat; indem aber auch hier, wie überall, wo die geistige Bewegung eine wahrhaft schöpferische ist, dem restaurativen Element ein positives und vorwärts treibendes zur Seite stand, so vermählten sich hier lebhaft erfaßte Ideen der antiken Bildung mit den eigenen, der Zeit innewohnenden, und aus diesem Bunde entsprang eine neue Culturform, die zu den glänzendsten und reichsten Hervorbringungen der modernen europäischen Geistesentwicklung gehört. Diese Vermählung des Geistes der Antike mit dem Geiste des ausgehenden, von Reformbestrebungen aller Art erfüllten Mittelalters vollzog sich, unter verschiedenen Verhältnissen und in verschiedenen Graden der Innigkeit, nach und nach bei allen Culturnationen des damaligen Europa; der Boden, den sie fand, war hier günstiger, dort weniger günstig; der eigentlich klassische Boden für die Culturform der Renaissance, auf dem sie ihre reifsten und reichsten Blüthen trieb, war Italien. Hier trafen alle Umstände zusammen, um die fruchtbarsten und belebendsten Ideen der Antike zu einer wirklichen nochmaligen Durchlebung in einem modernen Volksthum gelangen zu lassen; das Alte durchdrang sich hier mit dem Neuen in einer Innigkeit, wie nirgend sonst, und die Culturerscheinungen, welche das Resultat dieser wechselseitigen Durchdringung waren, haben hier fast allein, wenigstens für eine gewisse Zeit und für gewisse Gebiete, den Charakter einheitlicher Schöpfung und versöhnter Gegensätze zu gewinnen vermocht. Am vollkommensten mußte dies in den bildenden Künsten gelingen; die Zurückwendung zur Antike war hier zugleich die Rückkehr zu dem ewig verjüngenden Brunnen reiner Menschlichkeit und unmittelbarer Hingabe an die Natur; an der Hand der Antike lernte man diese wieder aus ihren Hüllen herauserkennen und zur Schönheit verklären, aber man erfüllte diese Schönheit mit einem Inhalt, der der eigenen Zeit angehörte; das Alterthum

verklärte die Idee antiker Weiblichkeit zur Göttin, die klassische moderne Kunst legte den ganzen Inhalt dessen, was der christlichen Welt das Weib geworden war, in das Bild der Madonna. Darum war für die bildende Kunst das Zeitalter der Renaissance das specifisch klassische in der neueren Geschichte, weil in dem Zurückgreifen auf ein früher verwirklichtes Ideal man noch weniger zu diesem, als zu dem eigentlichen Urquell selbst zurückging, dem auch jenes entquollen war; darum ist die Kunst der Renaissance klassisch, weil hier der Gegensatz zwischen Restauration und Fortschritt versöhnt, weil das Alte, zu dem man zurückgreift, zugleich ein Ewiges und für alle Zeiten gleichmäßig Geltendes ist.

Nicht nach allen Seiten hin konnte die Cultur der Renaissance dieses schöne Gleichgewicht erreichen; indem sie die Wiederbelebung der antiken Ideen dogmatisch für alle Gebiete des geistigen Lebens wollte und versuchte, so konnte sie nicht anders, als neben dem Ewigen und Nothwendigen auch das Zufällige ergreifen; sie eignete sich die Formen an, die, erfüllt von dem Inhalt, mit dem zugleich sie erwachsen waren, unvergänglich sind, die aber leicht zur todten Hülle werden, wo sie einem fremdartigen Inhalt dienen sollen. Darum ist hier das Zeitalter der Renaissance kein klassisches, kein Zeitalter versöhnter Ruhe und sich aufwiegender Gegensätze; aber um so mehr ist es eine Epoche überaus reicher und vielseitiger Entfaltung; der menschliche Geist, der schwerer Fesseln sich entledigt hat, schreitet in mächtigstem Zuge vorwärts; kühne Eroberungen, kühnere Versuche; es ist in all' diesem Leben und Weben der humanistischen Weltanschauung mehr Unruhe, mehr Kampf auf Leben und Tod, als das behagliche Hingeben an die Schönheit der Form, als der gesuchte Schein klassischer Ruhe und heiteren Gleichgewichts oft vermuthen lassen: wie Viele auch ganz in diesem Eindruck aufgingen und in ihm das Wesen dieser gesammten Geistesrichtung zu haben vermeinten: in der That war dies doch nur die Hülle, unter der der eigentliche geistige Proceß sich vollzog, die Hülle, unter welcher der Geist der modernen europäischen Welt geboren ward.

Man hat das Zeitalter der Renaissance mannichfach behandelt; die Darstellung der Kunstgeschichte vor Allem hatte hier ihren Höhepunkt; die literarische Bewegung, welche sich forschend und nachahmend um die neu erschlossenen Schätze der alten Literaturen gruppirte, bot das lebhafteste Interesse; die überaus bewegte, farben- und gestaltenreiche politische Geschichte Italiens in diesem Zeitraum bot ein anderes nicht minder originelles. Eine Aufgabe anderer Art hat sich der Verfasser des Buches gestellt, dessen Titel wir diesen Zeilen vorangesetzt haben. Indem er die Kunst der Renaissance einem besonderen Werke vorbehält, hat Burckhardt

es unternommen, das gesammte übrige geistige Leben dieses Zeitalters als ein culturgeschichtliches Ganzes zusammenzufassen und darzustellen. Er hat hierbei der Culturgeschichte weitere Grenzen gesteckt, als die, in denen sie sich nach gewöhnlicher Auffassung zu bewegen pflegt. Die Culturgeschichte nach Maaßstab dieser letzteren verhält sich zu ihrer wahren Aufgabe, wie ein Raritätencabinet zu einer Sammlung von Kunstwerken; nach einer höheren Auffassung kann und soll sie, weit entfernt, etwa nur ein Receptaculum für allerhand Wissenswürdigkeiten zu sein, die keine andere Stelle finden können, vielmehr gerade die höchsten und tiefsten Beziehungen des geschichtlichen Lebens, den gesammten Bau einer Civilisation nicht nur in ihrem Nebenwerk, sondern vornehmlich in ihren Grundpfeilern, erfassen und unter dem Gesichtspunkt nationaler und allgemein menschlicher Entwicklung erläutern. In dieser Weise hat in der That Burckhardt sich seine Aufgabe einer Culturgeschichte der Renaissance gestellt; es gilt, die tausendfach durch- und auseinander laufenden Strahlen eines reichen Culturlebens, wie im Sammelspiegel aufzufangen und in der buntesten Mannichfaltigkeit das abgerundete Bild einer geistigen Einheit zu zeigen; es gilt, das Große im Kleinen zu suchen und zu verstehen, die Theile zum Ganzen zusammenzusetzen, den schaffenden Kräften bis in ihr leisestes, heimlichstes Wirken nachzuspüren und nachzufühlen. Die Kritik hat von allen Seiten her unserem Verfasser die Ehre gegeben, daß sein „Versuch" ihm in ausgezeichneter Weise gelungen; es strömt aus diesem Buche dem Leser der warme Hauch einer seinem Gegenstand congenialen Natur entgegen, es ist darin jenes liebevolle und doch besonnene Versenken in die Sache, dem das Größte und das Kleinste gleich werth und wichtig ist, ohne daß es das Eine für das Andere nimmt; — die Aufgabe ist richtig gestellt und richtig gelöst.

Wenn wir es versuchen, unseren Lesern den reichen Inhalt dieses Buches näher zu bringen, so kann es hier nicht auf einen an Vollständigkeit streifenden Auszug abgesehen sein; das staatliche Leben wie das private und gesellige, die Wissenschaft und die Poesie, die befreite Individualität in der ganzen Atmosphäre, worin sie lebt, ihr Verhältniß zur Natur und Religion — all' diese Beziehungen, die so ziemlich den ganzen Umfang des menschlichen Daseins umfassen, werden hier mit einem außerordentlichen Reichthum von charakteristischem Detail geschildert und auf die Grundgesetze der ganzen Entwicklung zurückgeführt. Es wird dem Zweck dieser Blätter entsprechen, wenn wir es versuchen, diese Grundgesetze zur Anschauung zu bringen und unserem Verfasser nur nach einigen der wichtigsten Seiten hin in der Durchführung derselben zu folgen.

Burckhardt hat denjenigen Punkt, den man zumeist in den Vorder-

grund der Betrachtungen über das Renaissance-Zeitalter stellt, und welcher der Ursprung seines Namens ist, dem erneuten innigen Verhältniß zu den Literaturen des klassischen Alterthums, in seinem Werke nicht den ersten Platz angewiesen. Diese Seite des Renaissancelebens, welche vorzugsweise dem gleichzeitig erschienenen Werke von Georg Voigt zu Grunde liegt, tritt hier nur als eine der mannichfachen Aeußerungen desselben Geistes auf; sie bildet nicht das constitutive Princip des neuen Geisteslebens, sondern ist selbst nur ein Product desselben; die wichtigsten und wesentlichsten Erscheinungen innerhalb dieses Lebens würden denkbar sein auch ohne die Richtung auf das Alterthum.

Was aber ist in der That jenes gemeinsame Medium, welches dieser ganzen neuen Bildung den Namen giebt? Es ist einer der größten welthistorischen Processe, welche die Geschichte des menschlichen Geistes kennt, ein Proceß, der hier weder zum ersten, noch zum letzten Mal vor sich ging, der aber überall, wo er eintrat, der Markstein großer Entwicklungsepochen gewesen ist. Auf der Schwelle aller europäischen Civilisation steht das hellenische Volk; aber eine ganze Reihe älterer Culturen geht der seinigen voran; was den Fortschritt des Griechenthums gegen die ihm voraufgehenden asiatischen Culturbildungen ausmacht, ist, daß in diesen das Selbstbewußtsein der Menschheit noch gebunden war in gewissen großen von der Natur gegebenen oder der Natur nachgeahmten Formen, in denen das Einzelleben ohne Werth und ohne Recht aufgeht, deren letztes Ziel der Ausbildung kein anderes sein kann, als Alles, was sie erreichen können, der todten, mechanisch zusammengefügten Massenhaftigkeit ihres Umfangs anzugliedern und mit erdrückender Umarmung jedes Sonderdasein zu tilgen, um es gefügig als todtes Glied der großen todten Masse einverleiben zu können; in den Perserkriegen tritt das monströse Resultat der asiatischen Cultur dem kleinen hellenischen Volke entgegen, und es bricht sich an der Kraft eines Einzeldaseins, welches sich dem Aufgehen in das große Ganze widersetzt: das ist der erste große und entscheidende Kampf, den die Geschichte kennt, zwischen dem Princip der todten, massenhaften Einheitlichkeit und zwischen der freien Individualität; auf der Grenzscheide Asiens und Europas ward er gekämpft, sein Resultat ist der Fortschritt der Menschheit von der asiatischen zur europäischen Cultur.

Denselben Kampf haben die Germanen gegen das römische Weltreich geführt, denselben kämpfte das Zeitalter der Renaissance. Denn immer und immer wieder, auf den verschiedensten Stufen ihrer Entwicklung, ist die Menschheit zu dem Gedanken zurückgekehrt, man wird richtiger sagen, ist die Menschheit von dem Bedürfniß bezwungen worden, sich ihres eingeborenen Rechts individueller Existenzen zu Gunsten großer zusammen-

fassender Einheitsbildungen zu entäußern: es giebt eine Reihe von Aufgaben innerhalb des geschichtlichen Fortschritts der Menschheit, die nur auf diesem Wege gelöst werden konnten. Das christliche Mittelalter war in der gleichen Lage; es folgte dem nämlichen Gesetz, auch wenn es, dem Grundunterschiede der christlichen Welt von der antiken folgend, die große zusammenfassende Einheit dualistisch darstellte, wenn es die Formen von Staat und Kirche, die Institute des Kaiserthums und des Papstthums schuf. In diesen sah die mittelalterliche Welt sich als Ganzes zusammen; in ihrer Gemeinsamkeit und nur in ihr war das Einzeldasein berechtigt, und, die großen Formen des Kaiserthums und der katholischen Kirche in den niederen Kreisen des Lebens nachbildend, erkannte das Individuum sich selbst nie als solches, sondern nur in seiner Zugehörigkeit zu irgend einer der engeren umschließenden Formen, sei es der Familie, der Zunft, der Partei, oder irgend einer andern. All' diese Formen, all' diese Darstellungen und Nachbildungen des Einheitsgedankens waren einst lebendig, der wahre Ausdruck ihres Inhalts; diesen Inhalt zu gestalten, für neue Aufgaben zu durcharbeiten, war ihre Bestimmung; als sie diese erfüllt, als bald mit ihnen, bald gegen sie die reiche individuelle Mannichfaltigkeit, die sie in sich bargen, sich zu gesonderter Existenz herangekräftigt hatte — da entbrannte der Kampf, da griff und wuchs an allen Enden das zum Bewußtsein seiner selbst gekommene Einzeldasein über die engen Banden und Formen hinaus, in denen es seine Kindheit verlebt, da rangen und mühten sich die alten Formen, das Widerstrebende dennoch in ihrem Bann zu halten und zusammenzuzwingen — das war der Kampf, in dem aus dem Schooße des Mittelalters sich der Geist der modernen Zeit losrang.

Der erste Gang in diesem Kampfe ist die Cultur der Renaissance; das italiänische Volk ist der Vorkämpfer. Es gilt denselben Preis, den einst Hellas gegen das Asiatenthum verfocht, den Widerstand gegen die todten Einheitsformen, in denen das zum Bewußtsein erwachte Individuelle sich nicht länger gebannt halten läßt, und darum ist der Italiäner „der Erstgeborene unter den Söhnen des jetzigen Europas," weil er es war, der zuerst jenen halbwachen Traumzustand, der das Geistesleben des Mittelalters umfing, durchbrach und als Zeichen einer neuen Welt das Recht der freien Individualität hochhielt.

So ganz, wie die Mehrzahl der übrigen abendländischen Völker, ist Italien überhaupt wohl nie in den Banden mittelalterlicher Befangenheit des Geistes gehalten gewesen; aus den dunkelsten Zeiten des Mittelalters ragt in Italien hie und da eine Gestalt hervor, die in Denken und Handeln das Wesen der ganz frei auf sich selbst gestellten Persönlichkeit zeigt; zumeist ist es die Zügellosigkeit wilden Frevelmuthes, worin zuerst die

losgerissene Individualität sich ihrer Freiheit bewußt wird. Es gab einzelne völlig eigenartig gebildete große Naturen an allen Stellen des Mittelalters, Friedrich II. ist schon ein ganz modern gearteter Mensch; aber das rechte Erwachen dieses Geistes beginnt mit dem Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts; ein Blick in die Chronik Villani's, in die göttliche Komödie, und vor Allem dieses florentinische Leben zeigt uns die wunderbarste Fülle der mannichfaltigsten Individualitäten, Kopf an Kopf, Jeder ein Gesicht für sich, weil Jeder in seiner eigenen Weise sinnt und trachtet. Man muß sich nur einmal einen Abschnitt deutscher Geschichte aus dieser Periode neben den gleichzeitigen italiänischen halten, um inne zu werden, wie das ganze Leben unserer Nation damals nur noch, so zu sagen, in Typen befangen war, während dort bereits in vollem Bewußtsein der Einzelne den Anspruch erhob, sein eigner Typus zu sein; man stelle das bewegteste Treiben einer deutschen Reichsstadt gegen das der florentinischen Commune im vierzehnten Jahrhundert, — es wird nur ein blasses Schablonenstück neben einem farbigen, gestaltenreichen Bilde sein: und nicht, daß man die Mangelhaftigkeit unserer Quellen, die Dürre unserer Chronisten anklage; vielmehr eben, weil das Leben im Ganzen noch ein befangenes, ungewecktes war, konnten auch sie nicht anders sein und schreiben, als sie es thaten. Auch Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit hat diesen Umstand hervorgehoben.

Die beiden charakteristischen Formen des italiänischen Staatslebens im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, die communale Republik und die Tyrannis (ein Name, der in seiner antiken Bedeutung gefaßt, hier fast vollkommen zutrifft) haben die Richtung dieses Volksgeistes auf individualisirende Ausbildung vorzugsweise begünstigt. Schon, daß sie beide, der Natur ihrer Entstehung nach, eng begrenzten Localitäten angehörten, mußte die Mannichfaltigkeit wecken; aber es lagen in ihnen selbst noch Momente, die sie in intensiver Weise steigerten.

Betrachten wir zuvörderst die Tyrannis als die originalste Schöpfung Italiens. Es sind jene Stadtherren, wie wir sie in fast allen Landschaften finden, deren Herrschaft meist das Ende und Resultat der vorangegangenen inneren städtischen Kämpfe war; ein Parteiführer aus einem der städtischen Geschlechter, häufig auch ein Fremder, der gemiethete Condottier der Stadt, hatte über allem Hader der Parteien seine Alleinherrschaft errichtet; wo die Stadt mächtig genug war, wo der neue Herrscher es verstand, sich festzusetzen, blieb dann das Regiment wohl etliche Generationen hindurch bei seinem Hause. Diese Herrschaften nun standen völlig außer allem Zusammenhang mit den officiellen und bisher traditionellen Quellen politischer Macht; es konnte eine Garantie dafür, eine Anerken-

nung derselben von dem Kaiser erlangt werden, aber weder war es diese, die den Besitzer wirklich zu schützen vermochte, noch hatte überhaupt das Reichsrecht eine Form, die das Verhältniß wirklich bezeichnete; man mochte die Visconti in Mailand Herzöge und Reichsvicare nennen — in der That war dies nur ein Auskunftsmittel; die Stellung, welche die Visconti dort wirklich einnahmen, hatte keinen Titel im Reich, weil es die thatsächliche Loslösung von ihm war. Illegitimität ist der durchgehende Charakter dieser Herrschaften; die Inhaber derselben werden nicht getragen von der Tradition herkömmlicher staatsrechtlicher Formen, sie danken ihre Gewalt allein sich selbst, ihrem Glück, ihrer Kühnheit, und nur mit den gleichen Mitteln vermögen sie sie zu behaupten: die Person des Tyrannen steht völlig auf sich selbst gegründet, es ist das Individuum, welches die schützenden Banden der herkömmlichen Gemeinsamkeiten hinter sich geworfen, um zu herrschen, was innerhalb jener ihm nicht zu Theil hätte werden können. Bei einzelnen höher begabten Naturen aus diesen Kreisen steigert sich das Bewußtsein dieser Isolirtheit zu dem stolzesten persönlichen Selbstgefühl; es ist ein prächtiger Stolz, womit Francesco Sforza, da er als neuer Herr in Mailand einzog, den Triumphzug, den ihm die Bürger bereitet, von sich wegwies: „das sei eine Superstition für Könige."

Die Garantielosigkeit eines solchen Daseins und Herrschens zwingt diese Männer zur nachdrücklichsten Entfaltung all' ihrer Gaben und Kräfte; sie haben stets gegen den Strom zu schwimmen, sie würden sinken, wollten sie meinen, sich ruhig tragen zu lassen. Den oft ungeheuren Schwierigkeiten ihrer Lage gegenüber müssen sie alle Mittel und Möglichkeiten, in den Dingen, vornehmlich aber in ihnen selbst unablässig erwägen und versuchen; der Mensch lernt erst hier recht bis in die letzten Tiefen all' die Hülfsmittel kennen, die in seinem Geiste liegen; er lernt den Werth erkennen, den es hat, alle Fähigkeiten seines Wesens auszubilden, denn nur auf ihnen ruht ja seine Existenz und Macht; er dringt bis in die geheimsten Falten seiner Seele, bis zu dem Abgrund hin, wo unheimlich in jeder Menschenbrust die Begierde nach dem Ungeheuerlichen, die Lust am Frevel schläft — und er schreckt nicht davor zurück, sie zu wecken; völlig objectiv erkennt er auch in ihr nur eines von den Hülfsmitteln, welche die Natur dem Individuum zur Erhaltung und Erhöhung seiner selbst eingepflanzt hat; auch dieses kann nutzbar sein, wenn alle anderen Mittel versagen, und auch das Verbrechen ist eben nur eine neben anderen Möglichkeiten, die, wie jede andere, auch ihre Stelle hat, wo sie in's Werk gesetzt werden muß, wenn der Zweck erreicht werden soll: die moralische Werthschätzung der Mittel und Wege gehört nur dem Bewußtsein an, welches

sich in den großen Gemeinsamkeiten des sittlichen Lebens verpflichtet weiß: die völlig gelöste Individualität kennt nur die Werthschätzung nach Erfolg und Mißlingen.

Man darf indeß sagen, dieses Fortschreiten bis zur äußersten Grenze, da wo Individualismus und Frevelthum bei einander liegen, ist, wenigstens in bewußter Weise, nicht häufig geschehen; die Zahl der „absoluten Bösewichter" ist nicht sehr groß; ja, seltsam genug, jener Condottier, der auf seinem Brustschild die Devise führte: „Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit," — war ein deutscher Mann, Werner von Urslingen, und das Prototyp der genialen bewußten Verbrechernaturen, der Virtuos des Verbrechens, Cesare Borgia, — war ein Spanier; es giebt nur Einen, wenn man aus früherer Zeit Ezzelino ausnimmt, der von eigentlichen Italiänern den Borgia ganz erreicht: den Gewaltherrn von Rimini, Sigismund Malatesta. Einer der anziehendsten Repräsentanten des staatengründenden Condottierenthums ist jener erwähnte Francesco Sforza, der Nachfolger der Visconti in dem Herzogthum Mailand, zugleich eine von den Gestalten, die bei fast anhaltendem Glück und bei genialer Begabung sich ziemlich rein von den Excessen des Egoismus zu halten gewußt, ein rechtes Musterbild der ganzen Klasse, „vielleicht von allen Italiänern am meisten der Mann nach dem Herzen des funfzehnten Jahrhunderts." Es ist von Interesse, die Bilanz seines Lebens zu hören, wie sie Aeneas Sylvius, der gelehrte Papst Pius II. uns vorrechnet: „Im Jahr 1459, als der Herzog zum Fürstencongreß nach Mantua kam, war er 60 Jahre alt; als Reiter einem Jüngling gleich, hoch und äußerst imposant an Gestalt, von ernsten Zügen, ruhig und leutselig im Reden, fürstlich im ganzen Benehmen, ein Ganzes von leiblicher und geistiger Begabung ohne Gleichen in unserer Zeit, im Felde unbesiegt — das war der Mann, der von niedrigem Stande zur Herrschaft über ein Reich emporstieg. Seine Gemahlin war schön und tugendhaft, seine Kinder anmuthig wie Engel vom Himmel; er war selten krank: alle seine wesentlichen Wünsche erfüllten sich. Doch hatte er auch einiges Mißgeschick; seine Gemahlin tödtete ihm aus Eifersucht die Geliebte; seine alten Waffengenossen und Freunde Troilo und Brunoro verließen ihn und gingen zu König Alfons (von Neapel) über: einen andern, Ciarpollone, mußte er wegen Verraths henken lassen; von seinem Bruder Alessandro mußte er erleben, daß derselbe einmal die Franzosen gegen ihn aufstiftete; einer seiner Söhne zettelte Ränke gegen ihn und kam in Haft; die Mark Ankona, die er im Krieg erobert, verlor er auch wieder im Krieg, — Niemand genießt ein so ungetrübtes Glück, daß er nicht irgendwo mit Schwankungen zu kämpfen hätte. Der ist glücklich, der wenig Widerwärtigkeiten hat." Welch' Rei-

sterstück von lebensvoller Charakteristik mit wenigen Strichen, es bezeichnet den Mann, dem es gilt, wie den, der es schrieb. Freilich jene Kinder, „wie Engel vom Himmel," arteten ganz anders, als jener päpstliche Virtuos der humanistischen Schreibweise es ahnen mochte; gerade recht ausgeprägt gehören sie der Reihe jener schrankenlosesten Gewaltnaturen an — aber dabei sind sie ganz die Erben der vollen persönlichen Tüchtigkeit Francesco's, vor allen der unvergleichlich prächtige Ludovico Moro, der mit seinem tragischen Ende diese Reihe schloß (denn seine Söhne, die in den ersten Zehnten des sechszehnten Jahrhunderts noch eine Rolle spielten, sind nur Werkzeuge in der Hand fremder Mächte). „Der Moro," sagt unser Verfasser, „ist die vollendetste fürstliche Charakterfigur dieser Zeit, und erscheint damit wieder wie ein Naturproduct, dem man nicht ganz böse sein kann. Bei der tiefsten Immoralität seiner Mittel erscheint er in deren Anwendung völlig naiv; er würde wahrscheinlich sich sehr verwundert haben, wenn ihm Jemand hätte begreiflich machen wollen, daß nicht nur für die Zwecke, sondern auch für die Mittel eine sittliche Verantwortung existirt. Den halbmythischen Respect der Italiäner vor seiner politischen Force nahm er wie einen schuldigen Tribut an; noch 1496 rühmte er sich: Papst Alexander sei sein Caplan, Kaiser Max sein Condottier, Venedig sein Kämmerer, der König von Frankreich sein Courier, der da kommen und gehen müsse wie ihm beliebe."

Keinesweges lag in der Natur dieser Tyrannis — so wenig wie in der der antiken — die Nothwendigkeit eines Regiments, bei dem Land und Volk sich übel befanden; im Allgemeinen waren die beiden Hauptsäulen, worauf sie sich, nachdem sie durch Gewalt gegründet, stützte, Glanz nach Außen und Wohlstand und Rechtsschutz nach innen und besonders nach unten. Der Glanz der Wissenschaften und Künste schloß sich naturgemäß hier an; nicht nur daß Fürsten und Künstler sich gegenseitig bedurften, die einen um ihre Herrschaft verherrlicht zu sehen, die andern um einen Boden und reichen Lohn für ihre Werke zu finden: es liegt auch in der Natur des Künstlers, der, was er ist, aus der Fülle und Souverainetät seines eigensten und persönlichen Wesens heraus ist und der dieser Fürsten, die ganz ebenso auf ihre Individualität allein gestützt sind, etwas Verwandtes, was sie sympathisch zusammenführt; der Bund der Künste und Wissenschaften mit der Tyrannis ist hiernach vielleicht inniger und naturgemäßer, als der mit jedem legitimen Fürstenthum, das Band des gemeinsam tragenden individualistischen Princips stärker, als das oft doch auf der Stufe des Postulats verbleibende gemeinsame „Stehen auf der Menschheit Höhen." Was war es, — unser Verfasser wirft die Frage auf, — das Leonardo da Vinci, dem die ganze Welt offen stand, dem

an allen andern Orten glänzendere Bedingungen sich boten, was war es, das ihn so lange an dem Hofe jenes Ludovico Moro in Mailand hielt? „Wenn irgend etwas dafür spricht, daß in Ludovico Moro ein höheres Element thätig gewesen, so ist es dieser lange Aufenthalt des räthselhaften Meisters in seiner Umgebung. Wenn Leonardo später dem Cesare Borgia und Franz I. gedient hat, so mag er auch an diesen das außergewöhnliche Naturell geschätzt haben."

Das Andere ist das Verhältniß zu den Unterthanen. Natürlich, daß diese Herrscher immer eine starke gegnerische Partei im Innern hatten; bald waren es die Erinnerungen an die alte municipale Freiheit, bald die Rivalität um die Herrschaft selbst; die Verschwörungen haben hier ihr eigentliches Terrain, wo der ganze Zustand auf einer Persönlichkeit und ihrer Ueberlegenheit beruht und mit ihrer Hinwegräumung meist Alles gewonnen ist. „Gegen den Tyrannen," sagt der Republicaner Boccaccio, „kann ich Waffen, Verschwörung, Späher, Hinterhalt, List gebrauchen, das ist ein heiliges, nothwendiges Werk; denn er ist ein Feind des gemeinen Wesens. Es giebt kein lieblicheres Opfer als Tyrannenblut." Aber hieneben findet sich doch auch häufig ein Verhältniß regen Zusammenhangs zwischen Herrscher und Beherrschten; immerhin blendete oft der Glanz die Menge, und an vielen Stellen war das Regiment dieser Stadtherren ein viel wohlfeileres, als das städtischer Factionen; mancher von ihnen ging auch wohl noch immerhin als Condottier in den Dienst anderer Herren und Republiken, erwarb reichen Sold und Beute und konnte dann daheim fast ohne Steuern regieren, wie es der große Federigo von Urbino that. Wie sehr aber Ludovico Moro in den letzten Jahren seines Regiments Mailand mit Steuern bedrückt hatte, — er besaß dennoch eine große Popularität, die ihm auch seine verhängnißvolle Rückkehr ermöglichte; der lombardische Stolz war doch gefesselt durch den Glanz seiner Persönlichkeit, man sprach ihm gern sein Wort nach, daß es nur einen Gott im Himmel und einen Moro auf Erden gebe; man rechnete es ihm hoch an, daß er eine Tochter seines — nun doch Mailändischen — Hauses mit dem weltlichen Haupt der Christenheit vermählt hatte, wie ein Sonett eines Zeitgenossen es hervorhebt:

Milan risplende per lui, e tutto è d'oro,
E Bianca la nipote è Imperatrice:
Amico caro, che te par del Moro?

Man könnte vielleicht einwenden, daß diese Regierungsform der Tyrannis, die im funfzehnten Jahrhundert einen großen Theil des italiänischen Bodens inne hatte, allerdings die individuelle Entwicklung in jenen einzelnen glücklichen und hervorragenden Persönlichkeiten weckte und förderte, daß da-

gegen die große Menge, die an dieser Herrschaft nicht Theil hatte, um so mehr gehindert war, sich eigenartig auszubilden und geltend zu machen. Indeß ist dies nicht der Fall. Gerade der Widerstand, wo er vorhanden war, brachte ganz die gleichen Triebe in Thätigkeit; wo er gebrochen war, warf der Individualismus sich nur um so energischer auf andere, als die politischen Bestrebungen, die der Bildung, des Privatlebens, der Geselligkeit u. s. w.; hat der Widerstand gegen die Gewaltherrschaft den Einzelnen vielleicht gar dazu gebracht, die Heimat zu verlassen, so bildete sich in solchen, selbst auch von den Banden der heimischen Verhältnisse losgerissenen Menschen die freie Persönlichkeit völlig nach ihren inwohnenden Gesetzen aus; die Italiäner im Exil — wenig die Städte, die ihrer nicht gehabt hätten — entbinden und entwickeln den Individualismus auf's Höchste; seine letzte Stufe in dieser Richtung ist der Kosmopolitismus, der schon den Begriff und den Werth des Vaterlandes preis giebt. Was Dante geworden, ist er nicht zum wenigsten durch sein Exil geworden; auch er streift schon an die Grenzen des Kosmopolitismus, wenn er einmal schreibt: „Kann ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall schauen? nicht den edelsten Wahrheiten überall nachsinnen?" Freilich bei ihm lag noch ein Gefühl im Grund der Seele, welches wahrer war, als diese Declamation.

In dem politischen Leben Italiens im funfzehnten Jahrhundert war die Tyrannis eine Hauptform, aber eine Fülle anderer stand daneben in gleicher Originalität und Bedeutsamkeit: die verschiedenartigen Republiken, das Papstthum als territoriales Institut. Die Mannichfaltigkeit ist hier so überraschend, daß es unmöglich sein würde, sie hier nur einigermaaßen zur Anschauung zu bringen; wir müssen uns auf wenige Andeutungen beschränken.

Die Macht des alten Reichszusammenhangs als bindender politischer Form war gänzlich dahin; im funfzehnten Jahrhundert war dies völlig constatirt. In desselben Jahrhunderts erster Hälfte war Frankreich mit der Abwehr der englischen Invasionen, in der zweiten durch den Kampf des Königthums mit den Vasallen und durch die Neugründung seiner Monarchie vollauf beschäftigt, der Einfluß folglich, den es nach außen hin üben konnte, nur gering. So war Italien in dieser Epoche mehr als je sich selbst überlassen. Wie hat es diese Zeit politisch benutzt? Man darf die politische Schöpfungskraft Italiens wenigstens nicht allein nach dem Endresultat beurtheilen, welches freilich die Fremdherrschaft war. Es ist anzuerkennen, daß in dieser Zeit regsten Schaffens auf allen Gebieten man auf dem politischen vielleicht gerade die größte und vielartigste Thätigkeit entwickelte.

Das funfzehnte Jahrhundert ist für Italien das Zeitalter der politischen Versuche. Uebersieht man diese ganze Mannichfaltigkeit des staatlichen Lebens der Zeit, so bemerkt man, es ist aller Orten das intensivste Mühen, neue Formen zu finden, in denen das freigewordene Leben der Nation sich zusammenzufassen und zu befestigen vermöchte; man darf dieses Streben darum nicht verkennen, weil die Motive der Einzelnen dabei meist selbstsüchtig, ihre Mittel häufig verbrecherisch waren.

Der individuelle Trieb des Volksgeistes offenbart sich in dem unendlichen Reichthum von Formen und Versuchen, die hier an den Tag traten; die italiänische Geschichte dieser Zeit ist ein wahres Repertorium dafür. Da ist neben der Tyrannis, die sich auf Grund des Condottierenthums erhob, eine Tyrannis völlig anderer Art die der Mediceer in Florenz, nicht auf die Waffen, sondern auf die Macht des Capitals gegründet; der reichste und geschickteste Geldherr ist es hier, der sich zum Mittelpunkt eines Staates macht; und nach der Vertreibung der Medici Wechsel auf Wechsel; Verfassung auf Verfassung, Florenz ist ganz vorzugsweise die Stadt der politischen Experimente — darunter jenes wunderbare Phänomen Savonarola's, der seinen Staat auf christliche Askese zu erbauen unternimmt und über den Eingang des Signorenpalastes die Inschrift setzte: „Jesus Christus Rex populi Florentini.“ Wie ganz anders wieder jene Versuche auf dem Boden des Kirchenstaats; hier tritt das päpstliche Nepotenthum als Princip auf, woran eine neue Staatsbildung sich anschließen soll: sie gehören zu den verworfensten Menschen ihrer und aller Zeiten, diese Riario, Cesare Borgia, Alexander VI., aber wer möchte sagen, daß das Project, den Kirchenstaat zu säcularisiren, worauf diese Bemühungen hinausliefen, nicht einer der fruchtbarsten politischen Gedanken gewesen sein würde, wenn es gelungen wäre ihn zu verwirklichen! Es ist nicht um seiner Schandthaten willen gewesen, daß der, in dessen Kopf die Lage Italiens am klarsten durchdacht war, daß Macchiavell dem Borgia ein gewisses stilles Wohlgefallen widmet. Von völlig anderer Art wieder die Republik Venedig; erst seit Beginn dieses Jahrhunderts war sie mit den ersten Erwerbungen auf der Terraferma ein eigentlicher italiänischer Territorialstaat geworden, nachdem sie bis dahin fast mehr eine Weltstadt gewesen war und den Nerv ihrer Existenz in der Levante gehabt hatte; von jenem Zeitpunkt an schritt sie in Italien vor; bald galt sie als der mächtigste Staat der Halbinsel; wo sie herrschte, da waltete strenge Concentration der politischen Macht in der Hand des herrschenden Adels, daneben aber municipale Freiheit und Selbstverwaltung, eifrigste Förderung der materiellen Interessen des Volks; man war nirgends besser regiert, als unter venetianischer Herrschaft, durch

ganz Italien war das Volk San Marco gewogen, während die Herrschenden das Umsichgreifen der Republik fürchteten: es gab eine Zeit, wo die gemeine Rede war, daß Venedig die Alleinherrschaft Italiens erstrebte; die Küste des adriatischen Meeres hatte es bereits bis nach Neapel hinunter in seiner Hand, gegenüber, im tyrrhenischen Meer, strebte es Pisa zu erwerben und so seinen Gürtel von Besitzungen auch an dieser Küste anzulegen — es war das hoffnungsvollste Aufstreben, vielleicht die beste Chance, die Italien je gehabt; — das währte, bis die Liga von Cambray Venedig für immer zu Boden schlug.

Man wird, wenn man von den politischen Gedanken spricht, die diese Zeit erfüllten, vornehmlich auch jenes Versuches zu gedenken haben, den Lorenzo Medici machte, die fünf großen Staaten der Halbinsel, Venedig und Mailand, Florenz und Rom, endlich Neapel zu einem auf Bündniß und gegenseitiges Gleichgewicht gegründeten System zu verbinden: ein Plan, der allerdings nicht zu voller Reife kam und mit seinem Urheber dahin starb — aber auch er zeigt doch, in wie bewußter, berechnender Weise man sich mit den politischen Aufgaben der Zeit beschäftigte.

Dieses reflectirende Verhältniß der Menschen zum Staat, zu den Mitteln, wodurch er gegründet und erhalten wird, die objective Betrachtungsweise desselben als eines Dinges, welches unter gewissen Voraussetzungen sich erhebt oder verfällt, stärker oder schwächer wird, ist der große Erwerb dieses Zeitalters; es ist das Verhältniß des modernen Menschen zum modernen Staat; unser Verfasser drückt sich aus: es wird der Staat „als Kunstwerk“ gedacht. Das Italien der Renaissance hat den neuen Gedanken geweckt, es hat ihn mit der Erinnerung an die Antike durchdrungen und gekräftigt — aber es hat ihn nicht zu seiner Reife gebracht. Der Individualismus hat diese Staatenbildungen des funfzehnten Jahrhunderts geboren und wieder verschlungen; denn wie er ein ewiges Recht des Menschen und seiner Werke ist, so wohnt ihm die ewige Pflicht inne, sich in Gleichgewicht zu setzen und zu halten mit den großen Normen und Gesetzen, welche die Ideen des Allgemeinen und des Sittlichen vertreten; der Staat ist hier zur Darstellung gekommen nur als ein Werk des Verstandes und der berechnenden Kräfte des menschlichen Geistes, nach der Seite hin, für welche der große Florentiner Macchiavell für alle Zeiten Grammatik und Syntax geschrieben: aber daß der Staat mehr als ein „Kunstwerk“ ist und sein soll, daß in ihm vorzugsweise die sittlichen Mächte Ausdruck und Förderung finden sollen, daß er in höherem Grade noch eine Forderung des Sittengesetzes, als der Zweckmäßigkeit ist, dazu hat sich die Anschauung dieser Zeit nicht erhoben. Und dies ist neben ihrem Glanz und neben ihrem Verdienst ihre Schuld.

Wir sind so sehr gewöhnt, in allen geschichtlichen Betrachtungen das politische Moment in den Vordergrund zu stellen, daß unvermerkt sich uns auch hier diese Seite des Culturlebens der Renaissance vorangedrängt hat. Versuchen wir, auf dem kurzen Raum, der uns noch bleibt, einige andere der wichtigsten Bezeichnungen wenigstens anzudeuten.

Ein bemerkenswerthes Symptom der veränderten Weise, wie das auf sich selbst gestellte Individuum der Renaissancezeit sich zur Außenwelt verhält, ist der moderne Ruhm, die Möglichkeit desselben und das Streben nach ihm. Das Mittelalter, vorzüglich das nordische, ist doch auch nach dieser Seite hin durchaus in den Banden befangen, welche sonst im Uebrigen der Entwicklung des freien Einzeldaseins im Wege standen. Der wahre Ruhm hat zur Bedingung eine gewisse allen Schichten der Gesellschaft gemeinsame geistige Sphäre, einen allgemein anerkannten Boden persönlichen Verdienstes und persönlicher Größe: sieht man ab von denen, die durch Geburt und Stellung vor den Augen Aller standen, von Kaisern, Königen, Päpsten, so gewährte im Mittelalter doch fast allein die Kirche einen solchen gemeinsamen Boden für das Aufstreben des Einzelnen in eine Sphäre weithin reichender Anerkennung; der Geruch der Heiligkeit, der religiöse oder kirchliche Ruhm war die fast allein mögliche Art des Ruhmes für die große Menge der Individuen; alles andere Verdienst scheidet sich zünftig und fällt in die Kategorie der Standesehre. Die neue Bildung Italiens hat zuerst den Ruhm und die Liebe zu ihm wieder zu einem bewußten und ausgesprochenen Ferment des geistigen Lebens gemacht, indem sie ihn auf eine breitere Basis zu stellen vermochte; es gab von jetzt an wieder Ruhm außerhalb der höchsten fürstlichen Kreise und außerhalb der engen Elite der Kanonisirten. Der Ruhm des Dichters und des Gelehrten ruht jetzt — denn die Poesie ist nicht ritterlich und die Gelehrsamkeit nicht geistlich — auf einer breiten volksthümlichen Grundlage der Anerkennung und des Interesses; die feierliche Krönung eines Dichters mit dem Lorbeer, die heiß ersehnte Kanonisation des poetischen Verdienstes, war ein Volksfest für den Ort, wo sie geschah, — um die Krönung Petrarca's aber stritten sich Rom, Paris und Neapel. Diese humanistischen Poeten und Philologen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts aber sind nicht nur die, welche für ihre Personen den Glanz einer bewundernden Mit- und Nachwelt erstreben und in Anspruch nehmen, sie fühlen sich zugleich als diejenigen, welche durch die nachhaltige Macht ihres geschriebenen Wortes auch den Ruhm und die Unsterblichkeit Anderer in ihrer Hand haben, und, wen sie wollen, durch ihr Schweigen zu ewiger Obscurität verdammen können. Angelo Poliziano forderte den König Johann von Portugal ernstlich auf, bei Zeiten für

Ruhm und Unsterblichkeit in Betreff seiner africanischen Entdeckungen zu sorgen und ihm zu diesem Zweck die geeigneten Materialien an die Hand zu geben; es möchte ihm sonst leicht ergehen, wie Anderen, deren Thaten, von der Hülfe der Gelehrten entblößt, „im großen Schutthaufen menschlicher Gebrechlichkeit verborgen liegen bleiben." Und welche Bedeutung doch, abgesehen von dem überschwänglichen Selbstgefühl dieser Literatoren, in Wahrheit das geschriebene Wort neben der That selbst zu gewinnen verstand, dafür ist der Taufname Vespucci's und seine Uebertragung auf den von ihm beschriebenen vierten Erdtheil ein sprechendes Beispiel.

Sehr bezeichnend ist auch das, was unser Verfasser über den italienischen Witz und Spott, als ein charakteristisches Merkmal des höher entwickelten Individualismus beibringt, und wie er namentlich den Unterschied von der mittelalterlichen Satire feststellt. In den Novellen tritt diese neue Art des individuell gearteten Witzes uns am ersten entgegen, Toscana und besonders Florenz ist auch hierfür der eigentlich klassische Boden, für den feinen Gesellschaftswitz (facezie) sowohl, wie für den drastischen Gassenhauer (buffonerie); der Mediceer Leo X. hatte auch als Papst immer eine Anzahl theils activ, theils passiv komischer Subjecte an seinem Hofe und bediente sich ihrer zu den raffinirtesten Scherzen. In der Poesie macht sich diese Richtung besonders als Parodie geltend; das parodirende Epos, die Verspottung des mittelalterlichen Ritterwesens ist mit Pulci und Folengo älter als die eigentlich klassische Ausbildung des ritterlichen Heldengedichts durch Ariost, und selbst die göttliche Komödie hat schon an Lorenzo Magnifico einen Parodisten gefunden. Die italienische Medisance des funfzehnten Jahrhunderts, erklärt Burckhardt, dürfte selbst die Frankreichs in dem Zeitalter Voltaire's überbieten; der Geist des Verneinens war wohl hier und dort gleich stark entwickelt; „aber wo hätte man im vorigen Jahrhundert die Fülle von passenden Opfern hernehmen sollen, jene zahllosen hoch und eigenartig entwickelten Menschen, Celebritäten jeder Gattung, Staatsmänner, Geistliche, Erfinder und Entdecker, Literaten, Dichter und Künstler, die obendrein ihre Eigenthümlichkeit ohne Rückhalt walten ließen?" Neben Florenz, wo ein gelinder Hohn über Alles der vorherrschende Alltagston gewesen zu sein scheint, war natürlich der päpstliche Hof mit seinem mannichfaltigen Treiben, mit seinen Rivalitäten, mit seinen zweideutigen Personen und Verhältnissen der rechte Platz für die pikante Nachrede und das Pasquill; dort in dem „Lügenstübchen" der päpstlichen Secretäre, aus welchem Poggio's Facetiae datirt sind, mag das Boshafteste und Geistreichste, woraus die römische Skandalchronik sich zusammensetzte, wohl seltener erfunden, aber doch meistens geprägt worden sein. Die bezeichnendste Figur der Art ist der berüchtigte

Pietro Aretino, die verrufenste Lästerzunge und der gefürchtetste Pasquillant dieser Zeit; von seinem Asyl Venedig aus, wo er allein noch leben konnte, aber doch auch gelegentlichen Prügeln und Dolchstichen nicht entging, „hielt er das ganze berühmte Italien in einer Art von Belagerungszustand;" wer ihn zu fürchten hatte, suchte sich mit einer Pension bei ihm abzufinden, und hier bettelnd, dort erpressend wußte Aretino die Furcht vor seinem giftigen Talent in klingende Münze umzusetzen. Er ist bei glänzender Begabung wohl die unflätigste Erscheinung, welche die Cultur der Renaissance hervorgebracht hat; der Individualismus geht hier seine wildesten Wege auf literarischem Gebiet.

Die Beziehung auf das klassische Alterthum, dessen Wiederbelebung der ganzen Culturepoche ihren herkömmlichen Namen gegeben hat, ist diejenige Seite, welche am bekanntesten ist, weil man in ihr zumeist das eigentliche Wesen der Sache erkannte, und wir gehen deshalb hier gerade auf sie **nicht** näher ein. Wie sehr auch immer die Hinkehr zu dem Ideal der Vergangenheit, das restaurative Element dieser Bewegung, wie wir es nannten, die Geister erfaßt hatte, — sie war, und dies hebt unser Verfasser mit Recht als einen Hauptsatz hervor, nur ein Moment neben anderen. „Die bisher geschilderten Umstände würden die Nation erschüttert und gereift haben auch ohne das Alterthum, und auch von den nachher aufzuzählenden neuen geistigen Richtungen wäre wohl das Meiste ohne dasselbe denkbar. Die „Renaissance" wäre nicht die hohe weltgeschichtliche Nothwendigkeit gewesen, die sie war, wenn man so leicht von ihr abstrahiren könnte. Darauf aber müssen wir beharren, als auf einem Hauptsatz dieses Buches, daß nicht sie allein, sondern ihr enges Bündniß mit dem neben ihr vorhandenen italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat." Es ist das neue Lebensprincip des Individualismus, welches das positive, vorwärtstreibende Element der Bewegung enthält; die ganze Weltanschauung des Mittelalters sah es feindselig gegen sich gerichtet: in der griechischen und römischen Welt glaubte man das Individuum als solches am meisten zu seinem Recht gekommen, in seiner freiesten Ausbildung zu sehen: hier allein konnte das Ideal aus der Vergangenheit liegen, womit der strebende Geist des Jahrhunderts sein Beginnen stärkte und rechtfertigte.

Ein äußerst lehrreicher und fein durchgeführter Abschnitt unseres Buches ist der, den der Verfasser „**die Entdeckung der Welt und des Menschen**" überschrieben hat. Der Antheil, den das italiänische Volk an den Entdeckungsreisen nahm, ist durch eine lange Reihe von Namen von Marco Polo bis Columbus bekannt; aber bezeichnender als dies ist, daß hier zugleich die Art des Interesses und des Verständnisses

für die ganze äußere Welt beginnt, die auch daran geht, die empfangenen Eindrücke wieder zurückzuspiegeln. Der mittelalterliche Mensch empfing ja gleichfalls eine Summe mannichfaltigster Eindrücke, aber so wenig ist er noch selbstbewußtes Subject, daß er es nicht vermochte, sich die Wirkungen der Außenwelt auf seinen Geist objectiv zu machen, sie als etwas außer ihm Stehendes zur Darstellung zu bringen: er verwächst gleichsam mit seinen Eindrücken in Eins. Aber anders jetzt. — Das ist der Fortschritt des individuellen Geistes, daß er die Dinge außer ihm in ihrer Selbständigkeit und in ihrem Selbstwerth erkennt, und damit zugleich erwächst das Bedürfniß, sie eingehender zu betrachten und in nachahmenden Formen für das Auge oder in Wort und Schrift für das Verständniß wiederzugeben. Für die bildenden Künste liegt darin aller Dinge Anfang; aber der gleiche Proceß ist es, wenn jetzt der italiänische Geist dazu gelangt, auch mit dem Wort die Eindrücke der Natur wiederzugeben; es beginnt das Bedürfniß, die Welt und die Natur nicht nur in immer weiteren Kreisen zu betrachten, sondern auch zu beschreiben; das Auge lernt sie im Interesse kosmographischer und naturwissenschaftlicher Beziehungen erkennen und schildern. Und neben dem erwachten Interesse des Forschens und Wissens tritt nun zuerst der Natur gegenüber auch der ästhetische Genuß an ihr hervor. „Die Italiäner sind die frühesten unter den Modernen, welche die Gestalt der Landschaft als etwas mehr oder weniger Schönes wahrgenommen und genossen haben." Hunderte von den Burgen und Klöstern des Mittelalters freilich sind an Punkten erbaut, die wir heute um dieser Rücksicht willen preisen; aber man findet nicht, daß dieses je ein Gesichtspunkt bei der Wahl des Locals gewesen; wenigstens tritt uns ein solcher nie als ein bewußter entgegen; der Eindruck, den die Natur machte, war natürlich vorhanden, weil menschliche Sinne und menschliches Gemüth da war; aber er löste sich nicht ab zu einem objectiven Bewußtsein, in Folge dessen man auch den Eindruck gesucht hätte. Es mag sein, was unser Verfasser meint, daß Dante vielleicht seit dem Alterthum einer der ersten Menschen gewesen ist, der einen hohen Berg bestieg, einzig in der Absicht, um die Fernsicht zu genießen. In Petrarca ist der bewußte und gesuchte Genuß an der landschaftlichen Natur bereits völlig und mit Begeisterung ausgebildet; Aeneas Sylvius ist ein Virtuos des Naturgenusses und zugleich der vorzüglichste Schilderer desselben.

Ganz vorzugsweise nun wendet der individuell gewordene Geist sich zur Kenntniß seiner selbst. So wie nach der eben berührten Seite hin die Eindrücke der Natur von dem Geiste objectiv erfaßt und dargestellt werden, so beginnt nun das objective Verständniß und die Schil-



an allen andern Orten glänzendere Bedingungen sich boten, was war es, das ihn so lange an dem Hofe jenes Ludovico Moro in Mailand hielt? „Wenn irgend etwas dafür spricht, daß in Ludovico Moro ein höheres Element thätig gewesen, so ist es dieser lange Aufenthalt des räthselhaften Meisters in seiner Umgebung. Wenn Leonardo später dem Cesare Borgia und Franz I. gedient hat, so mag er auch an diesen das außergewöhnliche Naturell geschätzt haben."

Das Andere ist das Verhältniß zu den Unterthanen. Natürlich, daß diese Herrscher immer eine starke gegnerische Partei im Innern hatten; bald waren es die Erinnerungen an die alte municipale Freiheit, bald die Rivalität um die Herrschaft selbst; die Verschwörungen haben hier ihr eigentliches Terrain, wo der ganze Zustand auf einer Persönlichkeit und ihrer Ueberlegenheit beruht und mit ihrer Hinwegräumung meist Alles gewonnen ist. „Gegen den Tyrannen," sagt der Republicaner Boccaccio, „kann ich Waffen, Verschwörung, Späher, Hinterhalt, List gebrauchen, das ist ein heiliges, nothwendiges Werk; denn er ist ein Feind des gemeinen Wesens. Es giebt kein lieblicheres Opfer als Tyrannenblut." Aber hieneben findet sich doch auch häufig ein Verhältniß regen Zusammenhangs zwischen Herrscher und Beherrschten; immerhin blendete oft der Glanz die Menge, und an vielen Stellen war das Regiment dieser Stadtherren ein viel wohlfeileres, als das städtischer Factionen; mancher von ihnen ging auch wohl noch immerhin als Condottier in den Dienst anderer Herren und Republiken, erwarb reichen Sold und Beute und konnte dann daheim fast ohne Steuern regieren, wie es der große Federigo von Urbino that. Wie sehr aber Ludovico Moro in den letzten Jahren seines Regiments Mailand mit Steuern bedrückt hatte, — er besaß dennoch eine große Popularität, die ihm auch seine verhängnißvolle Rückkehr ermöglichte; der lombardische Stolz war doch gefesselt durch den Glanz seiner Persönlichkeit, man sprach ihm gern sein Wort nach, daß es nur einen Gott im Himmel und einen Moro auf Erden gebe; man rechnete es ihm hoch an, daß er eine Tochter seines — nun doch Mailändischen — Hauses mit dem weltlichen Haupt der Christenheit vermählt hatte, wie ein Sonett eines Zeitgenossen es hervorhebt:

> Milan risplende per lui, e tutto è d'oro,
> E Bianca la nipote è Imperatrice:
> Amico caro, che te par del Moro?

Man könnte vielleicht einwenden, daß diese Regierungsform der Tyrannis, die im funfzehnten Jahrhundert einen großen Theil des italiänischen Bodens inne hatte, allerdings die individuelle Entwicklung in jenen einzelnen glücklichen und hervorragenden Persönlichkeiten weckte und förderte, daß da-

gegen die große Menge, die an dieser Herrschaft nicht Theil hatte, um so mehr gehindert war, sich eigenartig auszubilden und geltend zu machen. Indeß ist dies nicht der Fall. Gerade der Widerstand, wo er vorhanden war, brachte ganz die gleichen Triebe in Thätigkeit; wo er gebrochen war, warf der Individualismus sich nur um so energischer auf andere, als die politischen Bestrebungen, die der Bildung, des Privatlebens, der Geselligkeit u. s. w.; hat der Widerstand gegen die Gewaltherrschaft den Einzelnen vielleicht gar dazu gebracht, die Heimat zu verlassen, so bildete sich in solchen, selbst auch von den Banden der heimischen Verhältnisse losgerissenen Menschen die freie Persönlichkeit völlig nach ihren inwohnenden Gesetzen aus; die Italiäner im Exil — wenig die Städte, die ihrer nicht gehabt hätten — entbinden und entwickeln den Individualismus auf's Höchste; seine letzte Stufe in dieser Richtung ist der Kosmopolitismus, der schon den Begriff und den Werth des Vaterlandes preis giebt. Was Dante geworden, ist er nicht zum wenigsten durch sein Exil geworden; auch er streift schon an die Grenzen des Kosmopolitismus, wenn er einmal schreibt: „Kann ich nicht das Licht der Sonne und der Gestirne überall schauen? nicht den edelsten Wahrheiten überall nachsinnen?“ Freilich bei ihm lag noch ein Gefühl im Grund der Seele, welches wahrer war, als diese Declamation.

In dem politischen Leben Italiens im funfzehnten Jahrhundert war die Tyrannis eine Hauptform, aber eine Fülle anderer stand daneben in gleicher Originalität und Bedeutsamkeit: die verschiedenartigen Republiken, das Papstthum als territoriales Institut. Die Mannichfaltigkeit ist hier so überraschend, daß es unmöglich sein würde, sie hier nur einigermaaßen zur Anschauung zu bringen; wir müssen uns auf wenige Andeutungen beschränken.

Die Macht des alten Reichszusammenhangs als bindender politischer Form war gänzlich dahin; im funfzehnten Jahrhundert war dies völlig constatirt. In desselben Jahrhunderts erster Hälfte war Frankreich mit der Abwehr der englischen Invasionen, in der zweiten durch den Kampf des Königthums mit den Vasallen und durch die Neugründung seiner Monarchie vollauf beschäftigt, der Einfluß folglich, den es nach außen hin üben konnte, nur gering. So war Italien in dieser Epoche mehr als je sich selbst überlassen. Wie hat es diese Zeit politisch benutzt? Man darf die politische Schöpfungskraft Italiens wenigstens nicht allein nach dem Endresultat beurtheilen, welches freilich die Fremdherrschaft war. Es ist anzuerkennen, daß in dieser Zeit regsten Schaffens auf allen Gebieten man auf dem politischen vielleicht gerade die größte und vielartigste Thätigkeit entwickelte.

Das funfzehnte Jahrhundert ist für Italien das Zeitalter der politischen Versuche. Uebersieht man diese ganze Mannichfaltigkeit des staatlichen Lebens der Zeit, so bemerkt man, es ist aller Orten das intensivste Mühen, neue Formen zu finden, in denen das freigewordene Leben der Nation sich zusammenzufassen und zu befestigen vermöchte; man darf dieses Streben darum nicht verkennen, weil die Motive der Einzelnen dabei meist selbstsüchtig, ihre Mittel häufig verbrecherisch waren.

Der individuelle Trieb des Volksgeistes offenbart sich in dem unendlichen Reichthum von Formen und Versuchen, die hier an den Tag traten; die italiänische Geschichte dieser Zeit ist ein wahres Repertorium dafür. Da ist neben der Tyrannis, die sich auf Grund des Condottierenthums erhob, eine Tyrannis völlig anderer Art die der Mediceer in Florenz, nicht auf die Waffen, sondern auf die Macht des Capitals gegründet; der reichste und geschickteste Geldherr ist es hier, der sich zum Mittelpunkt eines Staates macht; und nach der Vertreibung der Medici Wechsel auf Wechsel; Verfassung auf Verfassung, Florenz ist ganz vorzugsweise die Stadt der politischen Experimente — darunter jenes wunderbare Phänomen Savonarola's, der seinen Staat auf christliche Askese zu erbauen unternimmt und über den Eingang des Signorenpalastes die Inschrift setzte: „Jesus Christus Rex populi Florentini.“ Wie ganz anders wieder jene Versuche auf dem Boden des Kirchenstaats; hier tritt das päpstliche Nepotenthum als Princip auf, woran eine neue Staatsbildung sich anschließen soll: sie gehören zu den verworfensten Menschen ihrer und aller Zeiten, diese Riario, Cesare Borgia, Alexander VI., aber wer möchte sagen, daß das Project, den Kirchenstaat zu säcularisiren, worauf diese Bemühungen hinausliefen, nicht einer der fruchtbarsten politischen Gedanken gewesen sein würde, wenn es gelungen wäre ihn zu verwirklichen! Es ist nicht um seiner Schandthaten willen gewesen, daß der, in dessen Kopf die Lage Italiens am klarsten durchdacht war, daß Macchiabell dem Borgia ein gewisses stilles Wohlgefallen widmet. Von völlig anderer Art wieder die Republik Venedig; erst seit Beginn dieses Jahrhunderts war sie mit den ersten Erwerbungen auf der Terraferma ein eigentlicher italiänischer Territorialstaat geworden, nachdem sie bis dahin fast mehr eine Weltstadt gewesen war und den Nerv ihrer Existenz in der Levante gehabt hatte; von jenem Zeitpunkt an schritt sie in Italien vor; bald galt sie als der mächtigste Staat der Halbinsel; wo sie herrschte, da waltete strenge Concentration der politischen Macht in der Hand des herrschenden Adels, daneben aber municipale Freiheit und Selbstverwaltung, eifrigste Förderung der materiellen Interessen des Volks; man war nirgends besser regiert, als unter venetianischer Herrschaft, durch

ganz Italien war das Volk San Marco gewogen, während die Herrschenden das Umsichgreifen der Republik fürchteten: es gab eine Zeit, wo die gemeine Rede war, daß Venedig die Alleinherrschaft Italiens erstrebte; die Küste des adriatischen Meeres hatte es bereits bis nach Neapel hinunter in seiner Hand, gegenüber, im tyrrhenischen Meer, strebte es Pisa zu erwerben und so seinen Gürtel von Besitzungen auch an dieser Küste anzulegen — es war das hoffnungsvollste Aufstreben, vielleicht die beste Chance, die Italien je gehabt; — das währte, bis die Liga von Cambray Venedig für immer zu Boden schlug.

Man wird, wenn man von den politischen Gedanken spricht, die diese Zeit erfüllten, vornehmlich auch jenes Versuches zu gedenken haben, den Lorenzo Medici machte, die fünf großen Staaten der Halbinsel, Venedig und Mailand, Florenz und Rom, endlich Neapel zu einem auf Bündniß und gegenseitiges Gleichgewicht gegründeten System zu verbinden: ein Plan, der allerdings nicht zu voller Reife kam und mit seinem Urheber dahin starb — aber auch er zeigt doch, in wie bewußter, berechnender Weise man sich mit den politischen Aufgaben der Zeit beschäftigte.

Dieses reflectirende Verhältniß der Menschen zum Staat, zu den Mitteln, wodurch er gegründet und erhalten wird, die objective Betrachtungsweise desselben als eines Dinges, welches unter gewissen Voraussetzungen sich erhebt oder verfällt, stärker oder schwächer wird, ist der große Erwerb dieses Zeitalters; es ist das Verhältniß des modernen Menschen zum modernen Staat; unser Verfasser drückt sich aus: es wird der Staat „als Kunstwerk" gedacht. Das Italien der Renaissance hat den neuen Gedanken geweckt, es hat ihn mit der Erinnerung an die Antike durchdrungen und gekräftigt — aber es hat ihn nicht zu seiner Reife gebracht. Der Individualismus hat diese Staatenbildungen des funfzehnten Jahrhunderts geboren und wieder verschlungen; denn wie er ein ewiges Recht des Menschen und seiner Werke ist, so wohnt ihm die ewige Pflicht inne, sich in Gleichgewicht zu setzen und zu halten mit den großen Normen und Gesetzen, welche die Ideen des Allgemeinen und des Sittlichen vertreten; der Staat ist hier zur Darstellung gekommen nur als ein Werk des Verstandes und der berechnenden Kräfte des menschlichen Geistes, nach der Seite hin, für welche der große Florentiner Macchiavell für alle Zeiten Grammatik und Syntax geschrieben: aber daß der Staat mehr als ein „Kunstwerk" ist und sein soll, daß in ihm vorzugsweise die sittlichen Mächte Ausdruck und Förderung finden sollen, daß er in höherem Grade noch eine Forderung des Sittengesetzes, als der Zweckmäßigkeit ist, dazu hat sich die Anschauung dieser Zeit nicht erhoben. Und dies ist neben ihrem Glanz und neben ihrem Verdienst ihre Schuld.



Wir sind so sehr gewöhnt, in allen geschichtlichen Betrachtungen das politische Moment in den Vordergrund zu stellen, daß unvermerkt sich uns auch hier diese Seite des Culturlebens der Renaissance vorangedrängt hat. Versuchen wir, auf dem kurzen Raum, der uns noch bleibt, einige andere der wichtigsten Bezeichnungen wenigstens anzudeuten.

Ein bemerkenswerthes Symptom der veränderten Weise, wie das auf sich selbst gestellte Individuum der Renaissancezeit sich zur Außenwelt verhält, ist der moderne Ruhm, die Möglichkeit desselben und das Streben nach ihm. Das Mittelalter, vorzüglich das nordische, ist doch auch nach dieser Seite hin durchaus in den Banden befangen, welche sonst im Uebrigen der Entwicklung des freien Einzeldaseins im Wege standen. Der wahre Ruhm hat zur Bedingung eine gewisse allen Schichten der Gesellschaft gemeinsame geistige Sphäre, einen allgemein anerkannten Boden persönlichen Verdienstes und persönlicher Größe: sieht man ab von denen, die durch Geburt und Stellung vor den Augen Aller standen, von Kaisern, Königen, Päpsten, so gewährte im Mittelalter doch fast allein die Kirche einen solchen gemeinsamen Boden für das Aufstreben des Einzelnen in eine Sphäre weithin reichender Anerkennung; der Geruch der Heiligkeit, der religiöse oder kirchliche Ruhm war die fast allein mögliche Art des Ruhmes für die große Menge der Individuen; alles andere Verdienst scheidet sich zünftig und fällt in die Kategorie der Standesehre. Die neue Bildung Italiens hat zuerst den Ruhm und die Liebe zu ihm wieder zu einem bewußten und ausgesprochenen Ferment des geistigen Lebens gemacht, indem sie ihn auf eine breitere Basis zu stellen vermochte; es gab von jetzt an wieder Ruhm außerhalb der höchsten fürstlichen Kreise und außerhalb der engen Elite der Kanonisirten. Der Ruhm des Dichters und des Gelehrten ruht jetzt — denn die Poesie ist nicht ritterlich und die Gelehrsamkeit nicht geistlich — auf einer breiten volksthümlichen Grundlage der Anerkennung und des Interesses; die feierliche Krönung eines Dichters mit dem Lorbeer, die heiß ersehnte Kanonisation des poetischen Verdienstes, war ein Volksfest für den Ort, wo sie geschah, — um die Krönung Petrarca's aber stritten sich Rom, Paris und Neapel. Diese humanistischen Poeten und Philologen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts aber sind nicht nur die, welche für ihre Personen den Glanz einer bewundernden Mit- und Nachwelt erstreben und in Anspruch nehmen, sie fühlen sich zugleich als diejenigen, welche durch die nachhaltige Macht ihres geschriebenen Wortes auch den Ruhm und die Unsterblichkeit Anderer in ihrer Hand haben, und, wen sie wollen, durch ihr Schweigen zu ewiger Obscurität verdammen können. Angelo Poliziano forderte den König Johann von Portugal ernstlich auf, bei Zeiten für

Ruhm und Unsterblichkeit in Betreff seiner africanischen Entdeckungen zu sorgen und ihm zu diesem Zweck die geeigneten Materialien an die Hand zu geben; es möchte ihm sonst leicht ergehen, wie Anderen, deren Thaten, von der Hülfe der Gelehrten entblößt, „im großen Schutthaufen menschlicher Gebrechlichkeit verborgen liegen bleiben." Und welche Bedeutung doch, abgesehen von dem überschwänglichen Selbstgefühl dieser Literatoren, in Wahrheit das geschriebene Wort neben der That selbst zu gewinnen verstand, dafür ist der Taufname Vespucci's und seine Uebertragung auf den von ihm beschriebenen vierten Erdtheil ein sprechendes Beispiel.

Sehr bezeichnend ist auch das, was unser Verfasser über den italienischen Witz und Spott, als ein charakteristisches Merkmal des höher entwickelten Individualismus beibringt, und wie er namentlich den Unterschied von der mittelalterlichen Satire feststellt. In den Novellen tritt diese neue Art des individuell gearteten Witzes uns am ersten entgegen, Toscana und besonders Florenz ist auch hierfür der eigentlich klassische Boden, für den feinen Gesellschaftswitz (facezie) sowohl, wie für den drastischen Gassenhauer (buffonerie); der Mediceer Leo X. hatte auch als Papst immer eine Anzahl theils activ, theils passiv komischer Subjecte an seinem Hofe und bediente sich ihrer zu den raffinirtesten Scherzen. In der Poesie macht sich diese Richtung besonders als Parodie geltend; das parodirende Epos, die Verspottung des mittelalterlichen Ritterwesens ist mit Pulci und Folengo älter als die eigentlich klassische Ausbildung des ritterlichen Heldengedichts durch Ariost, und selbst die göttliche Komödie hat schon an Lorenzo Magnifico einen Parodisten gefunden. Die italienische Medisance des funfzehnten Jahrhunderts, erklärt Burckhardt, dürfte selbst die Frankreichs in dem Zeitalter Voltaire's überbieten; der Geist des Verneinens war wohl hier und dort gleich stark entwickelt; „aber wo hätte man im vorigen Jahrhundert die Fülle von passenden Opfern hernehmen sollen, jene zahllosen hoch und eigenartig entwickelten Menschen, Celebritäten jeder Gattung, Staatsmänner, Geistliche, Erfinder und Entdecker, Literaten, Dichter und Künstler, die obendrein ihre Eigenthümlichkeit ohne Rückhalt walten ließen?" Neben Florenz, wo ein gelinder Hohn über Alles der vorherrschende Alltagston gewesen zu sein scheint, war natürlich der päpstliche Hof mit seinem mannichfaltigen Treiben, mit seinen Rivalitäten, mit seinen zweideutigen Personen und Verhältnissen der rechte Platz für die pikante Nachrede und das Pasquill; dort in dem „Lügenstübchen" der päpstlichen Secretäre, aus welchem Poggio's Facetiae datirt sind, mag das Boshafteste und Geistreichste, woraus die römische Skandalchronik sich zusammensetzte, wohl seltener erfunden, aber doch meistens geprägt worden sein. Die bezeichnendste Figur der Art ist der berüchtigte

Pietro Aretino, die verrufenste Lästerzunge und der gefürchtetste Pasquillant dieser Zeit; von seinem Asyl Venedig aus, wo er allein noch leben konnte, aber doch auch gelegentlichen Prügeln und Dolchstichen nicht entging, „hielt er das ganze berühmte Italien in einer Art von Belagerungszustand;“ wer ihn zu fürchten hatte, suchte sich mit einer Pension bei ihm abzufinden, und hier bettelnd, dort erpressend wußte Aretino die Furcht vor seinem giftigen Talent in klingende Münze umzusetzen. Er ist bei glänzender Begabung wohl die unflätigste Erscheinung, welche die Cultur der Renaissance hervorgebracht hat; der Individualismus geht hier seine wildesten Wege auf literarischem Gebiet.

Die Beziehung auf das klassische Alterthum, dessen Wiederbelebung der ganzen Culturepoche ihren herkömmlichen Namen gegeben hat, ist diejenige Seite, welche am bekanntesten ist, weil man in ihr zumeist das eigentliche Wesen der Sache erkannte, und wir gehen deshalb hier gerade auf sie **nicht** näher ein. Wie sehr auch immer die Hinkehr zu dem Ideal der Vergangenheit, das restaurative Element dieser Bewegung, wie wir es nannten, die Geister erfaßt hatte, — sie war, und dies hebt unser Verfasser mit Recht als einen Hauptsatz hervor, nur ein Moment neben anderen. „Die bisher geschilderten Umstände würden die Nation erschüttert und gereift haben auch ohne das Alterthum, und auch von den nachher aufzuzählenden neuen geistigen Richtungen wäre wohl das Meiste ohne dasselbe denkbar. Die „Renaissance“ wäre nicht die hohe weltgeschichtliche Nothwendigkeit gewesen, die sie war, wenn man so leicht von ihr abstrahiren könnte. Darauf aber müssen wir beharren, als auf einem Hauptsatz dieses Buches, daß nicht sie allein, sondern ihr enges Bündniß mit dem neben ihr vorhandenen italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat.“ Es ist das neue Lebensprincip des Individualismus, welches das positive, vorwärtstreibende Element der Bewegung enthält; die ganze Weltanschauung des Mittelalters sah es feindselig gegen sich gerichtet: in der griechischen und römischen Welt glaubte man das Individuum als solches am meisten zu seinem Recht gekommen, in seiner freiesten Ausbildung zu sehen: hier allein konnte das Ideal aus der Vergangenheit liegen, womit der strebende Geist des Jahrhunderts sein Beginnen stärkte und rechtfertigte.

Ein äußerst lehrreicher und fein durchgeführter Abschnitt unseres Buches ist der, den der Verfasser „**die Entdeckung der Welt und des Menschen**“ überschrieben hat. Der Antheil, den das italiänische Volk an den Entdeckungsreisen nahm, ist durch eine lange Reihe von Namen von Marco Polo bis Columbus bekannt; aber bezeichnender als dies ist, daß hier zugleich die Art des Interesses und des Verständnisses

für die ganze äußere Welt beginnt, die auch daran geht, die empfangenen Eindrücke wieder zurückzuspiegeln. Der mittelalterliche Mensch empfing ja gleichfalls eine Summe mannichfaltigster Eindrücke, aber so wenig ist er noch selbstbewußtes Subject, daß er es nicht vermochte, sich die Wirkungen der Außenwelt auf seinen Geist objectiv zu machen, sie als etwas außer ihm Stehendes zur Darstellung zu bringen: er verwächst gleichsam mit seinen Eindrücken in Eins. Aber anders jetzt. — Das ist der Fortschritt des individuellen Geistes, daß er die Dinge außer ihm in ihrer Selbständigkeit und in ihrem Selbstwerth erkennt, und damit zugleich erwächst das Bedürfniß, sie eingehender zu betrachten und in nachahmenden Formen für das Auge oder in Wort und Schrift für das Verständniß wiederzugeben. Für die bildenden Künste liegt darin aller Dinge Anfang; aber der gleiche Proceß ist es, wenn jetzt der italiänische Geist dazu gelangt, auch mit dem Wort die Eindrücke der Natur wiederzugeben; es beginnt das Bedürfniß, die Welt und die Natur nicht nur in immer weiteren Kreisen zu betrachten, sondern auch zu beschreiben; das Auge lernt sie im Interesse kosmographischer und naturwissenschaftlicher Beziehungen erkennen und schildern. Und neben dem erwachten Interesse des Forschens und Wissens tritt nun zuerst der Natur gegenüber auch der äſthetiſche Genuß an ihr hervor. „Die Italiäner sind die frühesten unter den Modernen, welche die Gestalt der Landschaft als etwas mehr oder weniger Schönes wahrgenommen und genossen haben." Hunderte von den Burgen und Klöstern des Mittelalters freilich sind an Punkten erbaut, die wir heute um dieser Rücksicht willen preisen; aber man findet nicht, daß dieses je ein Gesichtspunkt bei der Wahl des Locals gewesen; wenigstens tritt uns ein solcher nie als ein bewußter entgegen; der Eindruck, den die Natur machte, war natürlich vorhanden, weil menschliche Sinne und menschliches Gemüth da war; aber er löste sich nicht ab zu einem objectiven Bewußtsein, in Folge dessen man auch den Eindruck gesucht hätte. Es mag sein, was unser Verfasser meint, daß Dante vielleicht seit dem Alterthum einer der ersten Menschen gewesen ist, der einen hohen Berg bestieg, einzig in der Absicht, um die Fernsicht zu genießen. In Petrarca ist der bewußte und gesuchte Genuß an der landschaftlichen Natur bereits völlig und mit Begeisterung ausgebildet; Aeneas Sylvius ist ein Virtuos des Naturgenusses und zugleich der vorzüglichste Schilderer desselben.

Ganz vorzugsweise nun wendet der individuell gewordene Geist sich zur Kenntniß seiner selbst. So wie nach der eben berührten Seite hin die Eindrücke der Natur von dem Geiste objectiv erfaßt und dargestellt werden, so beginnt nun das objective Verständniß und die Schil-

derung des seelischen Menschenlebens. Eine Aufgabe, die als Aufgabe völlig modern, die dem Mittelalter und seinem gebundenen Bewußtsein völlig fremd ist; die mittelalterliche Lyrik, so reiche Schätze sie birgt, kommt doch zu jener allseitigen und völlig objectiven Erkenntniß des inneren Menschen und seines Reichthums nicht heran; wo sie die tieferen Gründe der Seele berührt, da ist es doch mehr verschleierte poetische Ahnung, als eine eigentliche zweckbewußte Analyse. Wie klar liegen vor Dante's Augen die Geheimnisse des menschlichen Gemüths; welche Virtuosität der Seelenspiegelung, womit Petrarca in seinem Canzoniere der einen mächtigen Leidenschaft seines Herzens in immer neuen feineren Nüancen Ausdruck zu geben weiß! Der ganze Reichthum an Empfindungen und Bildern, den das phantasievolle Volk in sich durchlebte, ergoß sich nun in mächtigem Strom in die Lyrik, wahres und falsches Gefühl, wirklich Erlebtes und leere Reminiscenzen; von Petrarca an steht die vierzehnzeilige Form des Sonetts typisch fest als Hauptform für die Lyrik, und, eine klangvolle, schön symmetrische, aber doch knappe und geschlossene Form, legt sie dem Ausdruck der Gefühle den Zwang bündiger Kürze an; „das Sonett wurde allgemein gültiger Condensator der Gedanken und Empfindungen, wie ihn die Poesie keines andern modernen Volks besitzt.“ Auf die geistvolle Charakteristik des italiänischen Epos der Renaissance wollen wir hier unsere Leser nur verweisen, thun es aber um so angelegentlicher, als in kurzen Zügen sie neben einem Aufsatz Ranke's leicht zu dem Besten gehört, was bis jetzt darüber gesagt worden ist und einige Bemerkungen über die allgemeine Natur des Kunstepos enthält, die bei jeder Betrachtung über diese Dichtungsart berücksichtigt zu werden verdienen.

Die Biographik ist nur eine andere Wendung und Anwendung der Richtung des Geistes auf das Individuelle; die Stadt, die der Entwickelung der Persönlichkeit wohl am förderlichsten gewesen, Florenz, leistet hier das Vorzüglichste; die Toscaner haben nie aufgehört, die Menschenschilderung als eine Seite ihrer speciellen Fähigkeit zu betrachten; „ohne Giorgio Vasari und sein unvergleichlich wichtiges Werk gäbe es noch keine Kunstgeschichte des neueren Europas überhaupt.“ Die Namen des Paolo Giovis, Benvenuto Cellini's fallen von selbst ein, wenn von Musterwerken der biographischen Kunst die Rede ist.

Dazu tritt die künstlerische Schilderung der äußeren Persönlichkeit, das Vermögen, mit einem Blick das Charakteristische einer Erscheinung zu erfassen und mit wenigen Worten sie dem Leser lebendig vor die Augen zu stellen. Diese Fähigkeit, dieser rasche geniale Blick für das Wesentliche in dem Erscheinen der Dinge und Personen ist die Vorschule und

die Vorbedingung für die spätere Blüthe der bildenden Künste, und dieser geht sie lange vorauf; Boccaccio hat im vierzehnten Jahrhundert Bilder in Worten gemalt, wie sie das ausgehende fünfzehnte Jahrhundert in Farben schuf. Weiterhin wurden dann namentlich die Erfordernisse der Schönheit ganz systematisch durchdacht und festgestellt; der Pratenser Firenzuola unternahm eine förmliche Codification der Gesetze weiblicher Schönheit. In dieser merkwürdigen Schrift, „über die Schönheit der Frauen,“ ist das wundervollste Raffinement ästhetischen Genusses; es hat ein eigenes Interesse, wenn man sich die Frauengestalten aus den Bildern der klassischen Kunstperiode zusammenhält mit den Regeln dieses Gesetzbuches; es sei erlaubt, unserem Verfasser den Auszug zu entlehnen, den er daraus giebt. „Firenzuola's Princip ist zugestandenermaaßen das des Zeuxis und Lucian: ein Zusammensuchen von einzelnen schönsten Theilen zu einer höchsten Schönheit. Er definirt die Ausdrücke der Farben, die an Haut und Haaren vorkommen, er giebt dem biondo den Vorzug als der wesentlichsten und schönsten Haarfarbe, nur daß er darunter ein sanftes, dem Bräunlichen zugeneigtes Gelb versteht. Ferner verlangt er das Haar dicht, lockig und lang, die Stirn heiter und doppelt so breit als hoch, die Haut hell leuchtend, aber nicht von todter Weiße, die Braunen dunkel, seidenweich, in der Mitte am stärksten und gegen Nase und Ohr abnehmend; das Weiße im Auge leise bläulich, die Iris nicht gerade schwarz, obwohl alle Dichter nach occhi neri als einer Gabe der Venus schreien, während doch das Himmelblau selbst Göttinnen eigen gewesen und das sanfte, fröhlich blickende Dunkelbraun allbeliebt sei. Das Auge selbst soll groß gebildet sein und vortreten, die Lider sind weiß mit kaum sichtbaren rothen Aederchen am schönsten, die Wimpern weder zu dicht, noch zu lang; die Augenhöhle muß die Farbe der Wangen haben. Das Ohr von mittlerer Größe, fest und wohl angesetzt, muß in den geschwungenen Theilen lebhafter gefärbt sein, als in den flacheren, der Saum durchsichtig und rothglänzend wie Granatenkern. Die Schläfe sind weiß und flach und nicht zu schmal am schönsten. Auf den Wangen muß das Roth mit der Rundung zunehmen. Die Nase, welche wesentlich den Werth des Profils bestimmt, muß nach oben sehr sanft und gleichmäßig abnehmen; wo der Knorpel aufhört, darf eine kleine Erhöhung sein, doch nicht daß daraus eine Adlernase würde, die an Frauen nicht gefällt; der untere Theil muß sanfter gefärbt sein, als die Stirn, nur nicht erfroren weiß, die mittlere Wand über der Lippe leise geröthet. Den Mund verlangt der Autor eher klein, doch weder gespitzt noch platt, die Lippen nicht zu subtil, und schön auf einander passend; beim zufälligen Oeffnen (d. h. ohne Lachen oder Reden) darf man höchstens sechs Oberzähne sehen. Besondere De-

licatessen sind das Grübchen in der Oberlippe, ein schönes Anschwellen der Unterlippe, ein liebreizendes Lächeln im linken Mundwinkel u. s. w. Die Zähne sollen sein: nicht zu winzig, ferner gleichmäßig, schön getrennt, elfenbeinfarbig; das Zahnfleisch nicht zu dunkel, ja nicht etwa wie rother Sammet. Das Kinn sei rund, weder gestülpt noch spitzig, gegen die Erhöhung hin sich röthend; sein besonderer Ruhm ist das Grübchen." Und so geht es fort, die übrigen Theile des Körpers durch: man sieht, die Theorien von Schönheitslinien und mathematischen Proportionszahlen machen diesem Aesthetiker kein Kopfzerbrechen: er faßt die Dinge concret genug. Nun stelle man sich vor, daß das Ganze, wenigstens der Fiction nach, ein Vortrag war, den der Verfasser vor den Frauen und Mädchen von Prato bei Florenz hielt; die Frauen saßen wohl um im Kreise, der ästhetische Eklektiker exemplificirte wohl an einer oder der andern die Partie, worin sie dem Ideal sich näherte, hin und her unterbrach ihn vielleicht ein scherzender Protest, eine neckische Reclame — und auch das ist ein Bild aus der Cultur der Renaissance, wenigstens von derselben poetischen Wahrheit und Möglichkeit, wie die liebenswürdige Naivetät des Eingangs zum Decamerone.

Die immer sich verfeinernde Analyse der individuellen Natur führte nothwendig auch zu einer gesteigerten Werthschätzung, zu einem erhöhten Selbstgefühl des Einzelnen, und die Cultur der Renaissance mußte daher neben allem anderen vornehmlich auch auf dem Gebiet des socialen Lebens, für das Verhältniß der Klassen, Stände und Geschlechter die Basis einer verwandelten Ordnung werden. In der That, das Bewußtsein der souverainen Würde des Menschenthums, uneingeengt von der demüthigen Abhängigkeit kirchlicher Befangenheit, spricht sich jetzt zuerst mit vollem Selbstgefühl aus; der Mensch lernt sich in anderem Sinne als bisher als den Mittelpunkt der geistigen Schöpfung betrachten. Eine der tiefsinnigsten Aeußerungen dieses Bewußtseins ist die Rede des Pico von Mirandola „über die Würde des Menschen." „Ich schuf dich," spricht da der Schöpfer zu Adam, „als ein Wesen weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit du dein eigener freier Bildner und Ueberwinder seiest; du kannst zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen, die höheren Geister sind von Anfang an, was sie in Ewigkeit bleiben werden: du allein hast eine Entwickelung, ein Wachsen nach freiem Willen, du hast Keime eines allartigen Lebens in dir."

Wenn dieser Satz Pico's die Anschauung eines der vornehmsten Geister dieser Epoche über die Würde der Menschheit ausspricht, so liegt die

gleiche Vorstellung doch dem ganzen Denken der Zeit und des Volkes zu Grunde. Hat man gelernt, den Begriff des Menschenthums an und für sich als etwas so Hohes zu fassen, so verschwindet von selbst die Bedeutsamkeit der bisherigen ständischen und zünftigen Unterschiede; die dem mittelalterlichen Menschen fast zum Instinct gewordene ehrfurchtsvolle Anerkennung der auf Stand und Geburt beruhenden Vorrechte verliert hier ihren Boden. Schon die politische Entwickelung der italiänischen Staaten mußte dazu führen, den Gegensatz des Adels gegen das Bürgerthum abzuschleifen; seit dem zwölften Jahrhundert schon pflegte der italiänische Edelmann seinen dauernden Wohnsitz in den Städten zu nehmen, und ein Hauptgrund der Exclusivität des nordischen, meist auf seinen Landbesitzungen lebenden Adels schwand damit von selbst; in den Städten des Handels und der Industrie verschwand durch die Theilnahme des Adels an diesen Gewerbszweigen der Unterschied zwischen adeliger und bürgerlicher Nahrung; im weiteren Verlauf hatten dann die Tyrannis sowohl wie die städtische Demokratie mit ganz entgegengesetzten Mitteln die gleiche Wirkung, nivellirend über alle ständischen Vorrechte und Unterschiede hinwegzufahren; die neue Bildung endlich, das poetische und literarische Interesse war ein Element, welches sich jeder Abschließung versagte. In der That, wenn gleich der Stolz eines alten Adels und der Prunk eines feudalen Titels niemals ihren Reiz verloren, so hat doch das allgemeine Bewußtsein des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Italien mit diesen Dingen ebenso energisch und vielleicht nachhaltiger aufgeräumt, als drei Jahrhunderte später in Frankreich die Revolution. Dante schwankt noch, ob er die Trefflichkeit der Vorfahren mit als ein Erforderniß des Adels angeben soll; zuletzt kommt auch er schon dazu, ihn völlig von jeder Bedingung der Geburt abzulösen, nur das sittliche und intellectuelle Hervorragen als Das zu bezeichnen, was den wahren Adel bewirkt. Die Folgenden führen dann diese Theorie consequent weiter; im fünfzehnten Jahrhundert ist es fast die durchgehende Anschauung, wenigstens in den Humanistenkreisen, daß Adel etwas rein Persönliches sei, was mit der Geburt nichts zu schaffen habe. Natürlich hielt sich daneben in anderen Kreisen auch das Standesvorurtheil; aber es kann nicht leicht Stärkeres gegen junkerliche Einbildung und junkerliche Lebensweise gesagt werden, als was Poggio in seiner Schrift über den Adel darüber äußert: „vom wahren Adel sei Einer nur um so viel weiter entfernt, je länger seine Vorfahren kühne Missethäter gewesen; der Eifer für Vogelbeize und Jagd rieche nicht stärker nach Adel, als die Nester der betreffenden Thiere nach Balsam."

Diese Ausgleichung der Stände ist dann, als mit dem Ende des



fünfzehnten Jahrhunderts Italien seiner eigenartigen Entwicklung entrissen und wieder zur Beute fremder Beherrschung und Beeinflussung gemacht wurde, unterbrochen worden; besonders das Eindringen spanischer Sitte, sowie der neu aufgeputzte Tand feudaler und reichsmäßiger Titel übten ihre Wirkung; nichts desto weniger wird man sagen dürfen, daß jene Beseitigung der Standesvorurtheile durch die Cultur der Renaissance gründlicher gewesen ist, als ihre Restauration in den Zeiten der Fremdherrschaft; die italiänische Gesellschaft ist heute von den Banden dieser Vorurtheile vielleicht freier als irgend eine andere, der Adel in Italien unstreitig weit bürgerlicher als irgend anderswo; jene Exclusivität, jenes Bewußtsein specifischer Superiorität nach nordischer Art findet sich fast nur in dem Theile Italiens, der – bis in das vorige Jahrhundert wenigstens — an dem geistigen Leben der Nation keinen oder äußerst geringen Antheil genommen, der namentlich von dem ganzen blühenden Culturleben der Renaissance fast gänzlich ausgeschlossen blieb und eine politische Entwicklung völlig eigener Art nahm: in Piemont. In den gebildetsten Theilen Italiens ist immerdar etwas geblieben von jener Betonung des rein Menschlichen, von jener Ablösung des Individuums von seinem speciellen Stand oder Beruf zur Geltendmachung und Werthschätzung nach allgemeinem, nicht ständischem und nicht-zünftigem Maaßstab; und dies trifft wie die oberen auch die mittleren Klassen. Kleine sprachliche Wendungen sind oft sehr lehrreiche Symptome für manche feinere Nüancen der Stamm- und Volkscharaktere; dem Schreiber dieser Zeilen ist es immer bezeichnend vorgekommen, daß die italiänische Sprache für das Verhältniß des Menschen zu seinem Handwerk eine andere Wendung hat, als beispielsweise die deutsche; fragt man z. B. in Italien unter dem Volke nach der Beschäftigung dieser oder jener dritten Person, so erhält man, wenn dieselbe etwa ein Schneider ist, nur sehr selten die Antwort: „è sartore," er ist ein Schneider, sondern zumeist den Ausdruck: „fa il sartore," oder „fa da sartore," er macht den Schneider, oder als Schneider. Das ist ein kleiner Zug, aber er zeigt einen nicht uninteressanten Unterschied; der Deutsche verwächst mit seinem Beruf in eins; er ist ein Schneider vom Kopf bis zur Zehe, und indem er es ausspricht, steht ihm die ganze Gewichtigkeit des Lehrbriefes und des Gesellenstücks vor der Seele; der Italiäner reservirt sich seine Persönlichkeit, er fühlt sich zu voll und selbständig als Individuum, um sich einer Berufskaste gleichsam völlig zu eigen zu geben. Welch' große Rolle haben in dem mittelalterlichen Leben Italiens die Zünfte gespielt; nichts desto weniger hat der Italiäner sich von der zünftigen Betrachtungsweise des Lebens und des Menschen fast völlig emancipirt; — wir hängen darin noch an allen Ecken und Enden.

Wir übergehen andere anziehende Betrachtungen unseres Verfassers aus diesen Bereichen, über die kunstgerechte Ausbildung des Individuums zur entwickelten Geselligkeit, über die Stellung des Weibes in dem Culturleben der Renaissance, über den Aufbau des Hauswesens „als Kunstwerk.“ Am wenigsten nach dieser letzteren Seite hin ist man zumeist geneigt, den Italiänern des fünfzehnten Jahrhunderts Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; den strengen Urtheilen Dante's über den Verfall der Sitte und die Auflösung des Familienlebens (besonders die berühmte Stelle Parad. XV. 97—129) stehen doch andere Schilderungen, wie z. B. die Varchi's gegenüber, welche an historischem Gewicht die Worte des zürnenden Dichters wohl aufwiegen, und die uns noch in dem Florenz Savonarola's so manche von jenen Zügen ernster altväterischer Familiensitte aufweisen, welche Dante als längst entschwunden beklagt. Von Interesse ist namentlich der etwa aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Tractat von Agnolo Pandolfini „über die Leitung des Hauswesens,“ der immerhin ein Ideal aufstellt, aber doch offenbar ein praktisches, dessen einzelne Elemente aus den noch in Wirklichkeit vorhandenen Verhältnissen entnommen sind.

Es führen uns diese Betrachtungen nun zu dem letzten Abschnitt unseres Werkes „über Sitte und Religion der Renaissance,“ den wir noch mit einigen Worten berühren wollen. Ein wichtiger Satz wird hier vorangestellt, der uns recht nach dem Herzen ist und um so mehr, je dreister die Engherzigkeit der landläufigen moralischen Urtheile sich hier zumeist berufen fühlt, die Geißel des Schulmeisterthums zu schwingen. „Das Verhältniß der einzelnen Völker zu den höchsten Dingen, zu Gott, Tugend und Unsterblichkeit, läßt sich wohl bis zu einem gewissen Grade erforschen, niemals aber in strenger Parallele darstellen. Vor Allem gilt dies von dem Urtheil über die Sittlichkeit. Die große Verrechnung von Nationalcharakter, Schuld und Gewissen bleibt eine geheime, schon weil die Mängel eine zweite Seite haben, wo sie dann als nationale Eigenschaften, ja als Tugenden erscheinen. Solchen Autoren, welche den Völkern gern allgemeine Censuren und zwar bisweilen im heftigsten Tone schreiben, muß man ihr Vergnügen lassen. Abendländische Völker können einander mißhandeln, aber glücklicherweise nicht richten. Eine große Nation, die durch Cultur, Thaten und Erlebnisse mit dem Leben der ganzen neueren Welt verflochten ist, überhört es, ob man sie anklage oder entschuldige; sie lebt weiter mit oder ohne Gutheißen der Theoretiker.“ Der Verfasser verzichtet selbst darauf, diese überaus schwierige, ja mit voller Gerechtigkeit wohl kaum mögliche Bilanz der Sittlichkeit dieses Zeitalters zu ziehen, man kommt nicht weiter als Symptome zu constatiren.



Auf der Höhe der Erkenntniß seiner Zeit stehend spricht Machiavell es aus: wir Italiäner sind vorzugsweise irreligiös und böse; erst nach seinem Volke setzt er dann Franzosen und Spanier, und er sieht den Grund dieser Erscheinung in der Verbindung Italiens mit dem Mittelpunkt der christlichen Kirche. Die eigenste Natur des Volkes selbst muß dabei indeß vorzugsweise in Betracht gezogen werden. Die Impulse, welche die Phantasie dem Denken und Handeln der südlichen Völker giebt, sind unendlich mächtiger als im Norden; die Phantasie verklärt hier das Edle in demselben Maaße, als sie die gemeinen Triebe nach der entgegengesetzten Seite hin potenzirt; die in Italien alteinheimische Sucht und Leidenschaft des Spiels beruht auf jenem Trieb phantastischer Hoffnung, die jede nüchterne Berechnung bei Seite läßt, es ist ein phantastisches Bedürfniß, was den Italiäner zur nimmer vergessenen Rache treibt, nicht jener Rache, die im Moment entzündet wird und sich dann blind auf ihren Gegenstand stürzt, sondern jener Rache, die Monate und Jahre lang fortglüht und sorgfältig vorbereitet wird, deren endlicher Effect die Wirkung eines schön angelegten, raffinirt ausgeführten Stücks haben muß, eine „bella vendetta," eine Rache als Kunstwerk.

Recht eigen dieser Culturepoche ist ihr völlig destructives Verhalten zu der Ehe, die hier vielleicht mehr und jedenfalls bewußter als anderswo mit Füßen getreten wurde; wobei freilich — ein gutes Promemoria für jede einseitige Schärfe der Beurtheilung — die unausbleibliche Folge, die dies in jeden nordischen Verhältnissen gehabt haben würde, Degeneration der Race und Entvölkerung durchaus nicht eintrat. Der Ehebruch ist das in tausend Variationen immer wiederkehrende Capitel der italiänischen Novellenliteratur; die Naivetät, womit die liebenswürdigen Frauen des Decamerone diese Geschichten anhören und erzählen, ist ein Zeichen, wie unbefangen man sich diesem Verbrechen gegenüber verhielt; die Novellisten stehen immer auf der Seite der Ehefrau und ihres Liebhabers, der Genuß der verbotenen Frucht muß meist ebenso von langer Hand, mit tausend Künsten und Kniffen vorbereitet werden, wie eine „schöne Maske;" daran weideten sie sich mit künstlerischem Behagen; für den betrogenen Ehemann haben sie nach glücklichem Erfolg kein anderes Gefühl, als den Spott, wofern sie ihn nicht, bei etwaiger Entdeckung und Bestrafung der Schuldigen, als verabscheuungswürdigen Tyrannen brandmarken.

Und solchem Verhältniß gegenüber nun wieder jene Beispiele überaus vergeistigter Liebe, wie sie die unsterblichen Paare Dante und Beatrice, Petrarca und Laura, Michel Angelo und Vittoria Colonna darstellen! Während die Phantasie ihre keckſten Griffe thut, um dem verbotenen Ziele

näher zu kommen, steht sie hier in ehrfurchtsvoller Ferne vor dem angebeteten Gegenstand und läßt sich genügen, ihn nur mit einer Anrede fast demüthiger Verehrung zu umgeben. So steht neben dem Frechsten das Frömmste, — aus Einer Quelle beide, je nachdem der losgerissene, entwickelte Individualismus sich den lichten oder den dunkeln Mächten hingiebt, die das Leben der Menschen leiten.

Allgemein ist von Dante's Zeit an der Haß und die Verachtung des aufgeklärten Italiens gegen die Hierarchie; man weiß, wie in der Novellenliteratur die Mönche und Nonnen behandelt werden; dieser Hohn durchdringt aber die ganze Literatur bis spät in das Reformationszeitalter hinein. „Meine Stellung bei mehreren Päpsten," äußert einmal der bekannte Historiker Guicciardini sehr naiv und bezeichnend, „hat mich gezwungen, die Größe derselben zu wollen meines eigenen Vortheils wegen. Aber ohne diese Rücksicht hätte ich Martin Luther geliebt, wie mich selbst, nicht um mich loszumachen von den Gesetzen, welche das Christenthum, so wie es insgemein erklärt und verstanden wird, uns auferlegt, sondern um diese Schaar von Nichtswürdigen (die Priester) in ihre gebührenden Grenzen gewiesen zu sehen, so daß sie entweder ohne Laster oder ohne Macht leben müßten."

War man bei dieser erbitterten Stimmung gegen die persönlichen Vermittler des religiösen Lebens demnach wirklich ganz außer Verhältniß zu den wirklichen religiösen Bedürfnissen der Seele? Eigenthümlich, wie diese ihre Befriedigung fanden. Eine recht nationale italiänische Erscheinung des fünfzehnten Jahrhunderts sind die großen Bußprediger, jene tief erregten Gemüther, die in dem Verderben der Zeit mit glühender Begeisterung ihre Zuhörer zu ekstatischer Bußerschütterung hinrissen, Leute wie Capistrano, der selbst in Deutschland, wohin er zog, Wunder wirkte, obgleich man seine Sprache nicht verstand, wie Savonarola, der mehrere Jahre lang die genußvollste, eleganteste Stadt Italiens, Florenz, mit dem Taumel asketischer Verzückung nach seinem Sinne zu leiten vermochte. Man versteht diese Erscheinungen nur aus dem Ganzen des italiänischen Volkscharakters heraus, in welchem dieselben Motive der Erregung zu diesen erschütternden Aeußerungen führten, welche die nordische Natur zum innerlichsten Zurückziehen auf sich selbst brachten — es ist dies der Punkt, von wo aus man die oft recht schief gestellte Parallele zwischen Savonarola und Luther zurecht richten lernt. Aber in diesen großen, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden „Bußepidemien" fand das Temperament der italiänischen Religiosität dieser Periode seinen recht adäquaten Ausdruck. Weithin berühmte Virtuosen der asketischen Beredtsamkeit zogen von Ort zu Ort, mit einer mächtigen volksthümlichen Beredtsamkeit wußten sie



Hoch und Niedrig zur tiefsten Zerknirschung zu bringen — in diese Atmosphäre von völlig entheiligter, ganz auf die Welt und ihre Angelegenheiten gerichteter Profanbildung brachten diese oft fanatischen Prediger doch hier und da wieder die Erinnerung an ein Heiliges, Innerliches hinein; Besserung des Wandels für Hoch und Niedrig, bei Klerus und Laien, darauf drangen sie immer und immer wieder; die Freuden des Himmels und die Schrecknisse der Verdammung werden mit glühenden Farben ausgemalt, oft kam es, daß der Redner, in immer feurigere Begeisterung sich hineinredend, seiner selbst nicht mehr Meister blieb, daß er vor Thränen nicht weiter konnte und die Rede in lauter Schluchzen auslief — und dann lag um ihn her, wohl auf dem weiten Felde vor der Stadt, denn auf dem Markte hatten sie nicht Raum, die ganze Bevölkerung derselben, und soviel ihrer von fern her zugezogen waren, auf den Knien, Alle, wie der Prediger selbst, der ekstatischen Bußverzückung hingegeben. Da ward auch in der erregten Stimmung des Moments manches Gute gestiftet; nach der Predigt trat der Prediger wohl unter das Volk, und ihm brachte man Processe zu entscheiden, Streitigkeiten zu schlichten, mancher alte Familienhader, manche schon durch Generationen hindurchgegangene Blutrache wurde da aufgehoben; es ging ein Paroxismus von Liebe und Vergebung durch die Gemüther, und wenn der Prediger weiter zog, so folgten ihm Viele nach, um in der nächsten Stadt sich von dem Genuß gründlicher Bußerschütterung noch einmal erregen zu lassen. Es geschah nun hierbei wohl, daß der Eine oder Andere tiefer ergriffen in solchen Momenten die Entscheidung für's Leben traf und selber die Kutte anlegte oder den Beschluß dazu faßte; im Allgemeinen aber haben diese „Bußepidemien" den Charakter einer großen summarischen Abfindung mit dem religiösen Bedürfniß, es liegt trotz aller moralischer, momentaner Erregtheit in diesen periodischen, öffentlichen und gemeinsamen Bußübungen doch etwas von der romanisch äußerlichen Fassung des religiösen Lebens, ein Moment katholischer Werkheiligkeit läßt sich darin nicht verkennen. Es gesellen sich in Allem die nie ganz erloschenen Reminiscenzen heidnischen Glaubens und heidnischer Gebräuche, denen die Kirche von den frühesten Jahrhunderten an sich gefügig oder doch connivent gezeigt hatte; die Lustrationsculte aber gerade gehören zu den ersten Spuren alt-italischer Religionsübung, sie spielen nirgends eine bedeutsamere Rolle als in dem alt-römischen Gottesdienst; man kann wenigstens sagen, daß Land und Volk diese Art von Buß- und Reinigungscultus von je her zu eigen gehabt haben.

Wir übergehen anderes antik-heidnisch Anklingendes in verschiedenen Sphären des Volksglaubens, ebenso die mehr oder minder dem ganzen

Mittelalter und den nachfolgenden Zeiten auch außerhalb Italiens gemeinsamen Formen des Aberglaubens, wie die Astrologie, die Beschwörungen, das Hexen- und Zauberwesen u. A. Eines der wichtigsten Zeichen dafür, wie der Mensch der Renaissance in den Dingen des Glaubens und der kirchlichen Gemeinschaft seinen subjectiven Maaßstab an die Stelle der gebotenen katholischen Normen setzt, ist das Verhältniß zu Andersgläubigen, die Toleranz gegen andere Religionen. Je mehr das Individuum mit seiner unendlichen Berechtigung in den Vordergrund aller Betrachtungen trat, um so mehr wird auch die Religion wieder Sache des Einzelnen, um so mehr schwindet der Begriff der Katholicität, als der religiösen conditio sine qua non; selbst wo man daran festhielt, daß das Heil nur in der Kirche zu finden sei, leitet man wohl, gleichsam aus dem allgemeinen Menschenthum, ein unendliches Recht des Einzelnen und seines subjectiven Glaubens her. Wie fanatisch hatte das Mittelalter, die Mönchsgeistlichkeit voran, einst gegen die Bekenner des Mosaismus gewüthet: es bezeichnet ganz die verwandelte geistige Richtung, wenn wir jetzt einen jener exaltirten wandernden Bußprediger, Bernardino von Feltre, die Toleranz gegen das Judenthum auf Grund allgemeiner menschlicher Berechtigung predigen hören: „essendo ancor essi della nostra natura ed humanità, — oportet eos pro sola humanitate foveri.“

Und ähnlich war das Verhalten zum Islam. Von den Zeiten der Kreuzzüge an hatte durch Reisen und Handelsbeziehungen die Berührung zwischen Italiänern und islamitischen Völkern nicht mehr aufgehört; dies hatte doch manche Härte des Gegensatzes früh gemildert; jener Schrecken und Abscheu, den das übrige Europa vor dem türkischen Namen empfand, war in Italien weit schwächer; man konnte an den Gegnern des Kreuzes doch auch Manches bewundern und nachahmen; schon im dreizehnten Jahrhundert verknüpfte man gern mit der Person eines Sultans ein mahommedanisches Ideal von Edelmuth, Würde und Stolz; nach der Eroberung Constantinopels durch die Osmanen, wo mehr als einmal die Möglichkeit eines Vordringens derselben bis nach Italien nahe genug vor Augen stand, hatten namentlich die Bevölkerungen der adriatischen Ostküste sich mit dem Gedanken, unter türkische Hoheit zu kommen, schon leiblich vertraut gemacht. All' dies waren Verhältnisse, die es bei dem allgemeinen Zug duldsamer Indifferenz natürlich auch nach der Seite des Islam hin zu einer recht intensiven Regirung nicht kommen ließen, oder wenigstens diese abschwächten; gerade an eine jener würdigen Sultangestalten knüpft die berühmte Novelle von den drei Ringen an, wie sie zuerst in den „Cento novelle antiche,“ dann bei Boccaccio (Decam. I. 3) enthalten ist und wie sie Lessing in unsere Literatur eingeführt hat.



So gelangt man zu dem Glauben an eine innere Berechtigung aller Religionen: die Idee der Katholicität weicht in dem Bewußtsein der Menschen aus ihren Fugen. Marsilius Ficinus hat eine bezeichnende Stelle: „jede Religion," sagt er, „sofern sie nur sich auf den höchsten Gott bezieht, hat etwas Gutes, wenn auch die Ceremonien verschieden sind; ja gerade die Verschiedenheit der Religionen giebt nach der Anordnung Gottes der Welt einen gewissen wunderbaren Reiz." Wie weit ist man schon von dem Gedanken der katholischen Welt hinweg, wenn man die Auflösung derselben in selbstberechtigte Theile, ganz abgesehen von Dogma und Autorität, unter den Gesichtspunkt des ästhetisch Schöneren stellt, wenn man einem solchen ästhetischen Gefühle zu Liebe der bunten Mannichfaltigkeit religiöser Formen den Vorzug giebt vor dem ersten Grundgedanken der Kirche, dem der Einheit.

Ueberhaupt ist nun in diesen Kreisen der platonischen Akademie zu Florenz, der Ficinus angehörte, und vornehmlich in Lorenzo Medici selbst wohl der Mittelpunkt der am weitesten emancipirten religiösen Denkungsart zu erkennen. Man nimmt sich nicht die Mühe, gegen das katholische Dogma aggressiv aufzutreten, man fügt sich den conventionellen Formen, aber der Kern der allgemeinen Gesinnung, wie sie sich vorzüglich in den Hymnen Lorenzo's ausspricht, zeigt einen völlig ausgebildeten, aber überaus innigen und andachtsvollen Theismus; von Kirche und Dogma hinweg nimmt das heilsbedürftige Individuum seinen Weg durch die Welt, ihre Schönheit, ihre physische und moralische Ordnung, und kehrt so, indem es den Kosmos als den Abglanz des göttlichen Geistes erkennt, zu Gott selbst zurück, zu der reinen Gottesidee ohne all' ihre dogmatisch-christlichen Verbrämungen. Man wird nicht leugnen können, es birgt sich, sieht man nach allen Seiten hin, in den gegen Kirche und Dogma sich auflehnenden geistigen Richtungen in Italien, eine Fülle von Wahn, Confusion, selbst Frivolität; aber man mag es gern der Einseitigkeit der eben bezeichneten „moralischen" Beurtheiler überlassen, darum den Makel der Irreligiosität dem ganzen Zeitalter anzuheften. In der That ein einziger erkennbarer Zug frommen Bedürfnisses wiegt viele unheilige Thaten und Worte auf; denn immerdar war es so: die Frivolität tritt auf die Gassen, aber die Frömmigkeit tritt in ihr Kämmerlein und wird von Niemand gesehen. Die Frage, ob aus der Kraft seiner eigenen geistigen und religiösen Mittel heraus Italien unter anderen Verhältnissen, als welche das sechszehnte Jahrhundert ihm brachte, eine kirchliche Reformation zu leisten im Stande gewesen sein würde, mag unnütz erscheinen, und wir verzichten gern darauf, weitere Betrachtungen darüber anzustellen; nur sollte neben der Frage des inneren Berufes doch immer auch die der

bedingenden äußeren Verhältnisse in Anschlag gebracht werden, welche für Italien in demselben Grad ungünstig waren, als sie in Deutschland wenigstens für die Zeit der ersten Bildung günstig waren.

Die Cultur der Renaissance war eine Erscheinung, die vorüberging und abstarb, die Weltanschauung des Humanismus war als die beherrschende Signatur der Zeit um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts überwunden. Es war ihr Wesen, daß sie das unendliche Recht des Individuums wieder zur Geltung gebracht hat; die Forderung, die sie nicht gelöst, war, dieses Recht mit den gleich ewigen Pflichten an das Allgemeine in's Gleichgewicht zu setzen. Die Darstellung dieses Gleichgewichts ist das edelste Ziel des modernen Menschen, und dieses Ziel hat im Großen und Ganzen die Cultur der Renaissance nicht erreicht. Aber gäbe es irgend eine culturgeschichtliche Epoche, die als Ganzes die Lösung dieser Aufgabe darstellte? Man würde vergeblich suchen; es sind immer nur Individuen, seltene, hervorragende Häupter, in denen die Versöhnung der großen Gegensätze sich vollzieht, an der Menge haftet ewig der Widerspruch der Extreme. In überschwänglichem Hervorbrechen nach langer Gebundenheit hatte der individualistische Trieb sich zum Gepräge eines ganzen Zeitalters gemacht; er hatte eine Welt glänzender Phänomene hervorgebracht — aber die Aufgabe mußte ihm scheitern, der alleinige Leitstern der Menschheit sein zu wollen. So verschwand der Humanismus als dominirende Weltanschauung; als Lebensanschauung der Einzelnen ist er niemals ausgestorben; es hat zu allen Zeiten humanistische Naturen gegeben, ohne daß man sie gerade so nennt. Nur der Unterschied zeigt sich: jenes drängende, active, gestaltende Element des Humanismus in seiner Blüthezeit ist aus ihm gewichen; er hat es aufgegeben die Welt zu beherrschen und hat sich nur das Individuum vorbehalten; statt schöpferisch ist er wesentlich receptiv geworden. Es sind diese modernen Humanisten-Naturen, in deren Disposition es liegt, sich mehr und lieber als Individuen, denn als zugehörige Glieder des Ganzen oder der soi-disant Darstellungen desselben zu fühlen; weite Empfänglichkeit für Alles, was die bewegte Welt, was Wissenschaft und Kunst erzeugen; das Entgegengesetzteste nehmen sie auf, ruhig erwägend, mild beurtheilend; in ihrem Geiste sammelt sich das Feindseligste, aber hier, wie in einem friedlichen Hafen, wo die gegnerischen Schiffe ruhig Bord an Bord liegen; aus dem klugen, ruhigen Erwägen der Gegensätze ergiebt sich ihnen eine gemäßigte Mitte eigener wohlwollender Ueberzeugungen; aber diese Ueberzeugungen haben nicht das Bedürfniß, in die Welt zu treten und dem Laufe der Dinge Gesetze zu geben; sie würden auch zerschellen an dem spröden Widerstand der Wirklichkeit; das ist das intensiv, wenn man will, eigensüchtig

Individualistische dieser Naturen, daß ihnen die mächtig bewegte Außenwelt mit ihrer Arbeit und deren Resultaten nur da ist, um ihnen den Genuß zu bereiten, die empfangenen zusammen- und gegeneinanderklingenden Eindrücke in ihrem Innern zu einem schönen, nur leise erregten Gleichgewicht abzuklären; sie fühlen sich dem Allgemeinen nicht zu dem Dank activer Gegenleistung verpflichtet. Viele werden solche Naturen völlig verwerfen; der herrschende Geist des Jahrhunderts fordert — und mit Recht — die Hingabe an das Allgemeine. Indeß diesem, dem großen Organismus des Culturlebens, gehören doch auch sie an, als stille Ruhe- und Sammelpunkte, etwas seitab von der großen Straße des Lebens; es sammelt sich in ihnen ein Schatz stiller Weisheit, abgeklärt von dem trübenden Haß und Neid des bewegten Lebens, und was sie dem Allgemeinen nicht direct durch thätige Betheiligung zurückzahlen, das geben sie ihm auf dem Wege läuternder Lehre und beruhigender Einwirkung auf die Einzelnen, durch die es dann doch den Weg zum Ganzen findet. Und am Ende, von all' dem Streben, womit der thätige rechte Mann dem Allgemeinen dient, wie viel kommt diesem davon zu Gute? Die treueste Aufrichtigkeit des Wollens hat keine Sicherheit dafür, daß sie dem Ganzen wahrhaft und wirksam nützt; ein Schritt nach rechts, ein Schritt nach links, und die Lebensarbeit des treuen Arbeiters bleibt unbeachtet, unbenutzt liegen, während der große Gang der Entwickelungen nach der anderen Seite hin vorüberzieht. Ist darum die Arbeit völlig verloren gewesen? Dem Individuum kommt sie doch zu Gute, in dem Gefühl erfüllter Pflicht, in bereicherter Erfahrung, im Verständniß seiner selbst und der Welt, in Lehre und Besserung; in ihm sammelt sich wie die gelungene, so auch die am Ganzen verloren gegangene Arbeit, auf daß sie doch noch Früchte trage. Denn für das Ganze sind wir Atome; aber für sich selbst ist jede Individualität ein Unendliches. —

Goethe als Staatsmann.

III.

Mit dem Aufschwung Goethe's zur Höhe des Staatsdienstes hängt der Aufschwung seiner Poesie zu ihrer Größe zusammen — in diesen Satz liefen unsere früheren Betrachtungen aus *), und wir schicken uns an, denselben zu beweisen.

Rücksichtlich der Stoffe offenbaren diesen Zusammenhang bereits die zwei bedeutendsten Gelegenheitsgedichte dieser Epoche: die Parentation und das Geburtstagsgedicht, auf die wir nach allem Vorausgegangenen nicht nochmals zurückzukommen brauchen. Mit diesen stimmen aber auch die andern, die nicht eben das Weimarische Gemeinleben aufrollen, darin überein, daß sie sich eng an Wirkliches anschließen, daß mit dem Gedanken in gleichem Schritt eine wirkliche Vorstellung wächst und sich vollendet. Sie haben, mannichfaltig wie die Natur, dies Ineinander des Idealen und Realen, den plastischen Stil, in der Bewegung das Gleichgewicht, im Geiste das Insichruhen, im Gefühl das Behagen gemein. Das war seit den Griechen in diesem Grad und Umfang nicht da gewesen; weßhalb auch mehrfach in diesen Gedichten die Form sichtlich der antiken verwandt ist, — in den Epigrammen mit Distichenversmaaß, den Oden, die in der Fassung (wie auch das kurze, aber schwungvoll gegliederte „An Lida") Aehnlichkeit mit dem sich wägenden Schritt griechischer Chorlieder haben, und in den „Nektartropfen," den „Nachtgedanken," dem „Becher," die auch nur durch den Rhythmus, nicht durch Reime gebunden sind. Doch rührt dies weit weniger von Nachahmung her, als von dem lebendigen Aufnehmen verwandt empfundener Eindrücke des Antiken in die eigene Natur. Die Distichen der Epigramme sind daher ohne Aengstlichkeit, zum Theil metrisch nachlässig, aber wesentlich mit gesundem deutschrhythmischem Gefühl gebaut. Die Oden und „An Lida" führen sich auf kein antikes Schema zurück, haben aber in ihrem freien Gang den sicheren Nachdruck organischer Bewegung. Und jene anderen genannten Drei schreiten mit einem gleichen Puls von ausdauernder Frische in einer Art trochäischer Trimeter fort, die bei den Alten selten, und meist nur einzeln, in anderen Systemen vorkommt. Tiefer dem Antiken verwandt sind diese trochäischen Idylle durch das schöne Relief der Wortkörper, wie sie in reiner Sprachgliederung das Grundmaaß ausfüllen, noch mehr durch die Vorstellung, sofern dieselbe antike Ideale,

*) Vergl. Decemberheft 1862, S. 615.



aber von ganz bekannter Gestalt und klarer Naturbedeutung, in eigenthümlichen Motiven hervorhebt. Und am meisten ist es die Gediegenheit, mit der sich die Empfindung durchaus zur begrenzten Situation und vollbestimmten Anschauung ausführt, worin diese drei Gedichte, — getriebenen Arbeiten vergleichbar, die unter dem Schwunge der Hand zu Bildern werden, — Verwandtschaft mit dem Antiken haben. Denn diese letzteren, wesentlich plastischen Eigenschaften, dies Gleichgewicht in der bewegten Ausführung und die Macht des Behagens haben in gleichem Grade auch die in Reimversen der modernen Weise gemäßen Blüthen dieser Periode; wie, außer jenen ernstheiteren Gelegenheitsgedichten, „der Sänger" und mehrere in Wilhelm Meister aufgenommene, von welchen nur das naivnatürliche, höchst formreiche: „Singet nicht in Trauertönen" erwähnt sei. Es bedarf über diese Lyrik keiner Vergleichung mit den besten ihm zeitnahen Dichtern. Wenn Goethen etwas allgemein zugestanden wird, so ist es diese vor ihm nicht erreichte, niemals übertroffene Nähe der Sprache zu den Dingen, diese Sicherheit des Zusammenhangs, mit der die reine Form in die Totalität der Vorstellung fließt, dies mit der sinnlichen Entäußerung erhellende Innerste. Melodische Empfindsamkeit mancher Art hatten Andere auch, — Keiner dies vollkommene Behagen, dies Gleichgewicht, das auf der Oberfläche der Wirklichkeit die Seele zusammenschließt, eben wie die belebende Natur. Es hatte sich auch kein anderer Sänger einfallen lassen, zu seiner Bildung Knochen und Bänder zu studiren, geschweige die Entdeckung gemacht, daß der Mensch gleich anderen Thieren einen Zwischenknochen habe; — eine Entdeckung, die Goethe in derselben Zeit, als er so meisterhaft dichtete (im März 1784), mit einer „solchen Freude" machte, „daß sich ihm alle Eingeweide bewegten." Und was war das in der beweisenden Abhandlung nicht ausgesprochene Resultat dieser Nachweisung, wie er es dem Freund vertraute? Daß man den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts Einzelnem finden könne; „sondern," sagt er, „die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner oberen Kinnlade, als durch die Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studieren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe." Er schaute somit in der Natur das plastische Princip, durch das er der große Dichter war. Er ahmte seine Plastik den Griechen nicht nach: — er war sie selbst; denn die Höhe seiner Bildung war, daß er seine Natur zur Einstimmigkeit in sich gebracht, daß er sich allseitig mit der Natur in Uebereinstimmung gesetzt.

Die „Taciturnität des Herrn Kammerpräsidenten," die der Herzog manchmal durch Geschenke von auserlesenen Zeichnungen „entrunzelte," war Discretion des Hofmannes, resignirte Sammlung des Staatsmannes, aber sie war auch festes Insichruhen des Charakters, persönliches Gleichgewicht eines naturbefriedigten Geistes. Diesem plastischen Dasein entspricht ganz die Poesieform des Epigramms, die der Dichter in eben der Zeit seines gebundensten Staatsdienstes liebte (1781—85). Schließt sich doch in der kurzgebundenen Fassung dieser Dichtart ein lebhafter Gedanke, ein erschöpfender Moment symbolisch ab zu steinfester Dauer, zum strahlenbrechenden Krystall. Die ersten Epigramme dieser Zeit („Versuchung," „Ferne," „Erkanntes Glück," „Zeitmaaß," „Warnung," „die Nachtigal," „Einsamkeit," „Erwählter Fels") umfassen mit heiterem Witz oder concentrirter Begeisterung die Bewegung seiner wirklichen Liebe und Naturseligkeit in einer individuellen raschvollendeten Gestalt, oder einem Naturobject, oder plastischen Bilde. Sind sie darin recht eigentlich concrete Poesie, so steigerte Goethe an mehreren derselben diese Eigenschaft noch dadurch, daß er ihnen auch die äußerliche Bestimmung, wie diese Dichtungsart sie ursprünglich hatte, gab, und diese Ausdrücke seines erhöhten Lebens an Felsen und Steinen, als Inschriften in schönen Heimathgründen eingekörpert, zu beharrlichen Zeugen seines lebendigen Gleichgewichts, zu Malsteinen seines persönlichen Glücks und Naturfriedens machte; — wie noch jetzt das liebeseligste dieser Epigramme, das einen Stein zum Symbol der ganzen Natur, und die ganze Natur zur Heimath seiner Liebe erklärt, über einem Ruheplatze seines Baumgartens, des anmuthigst-plastischen am Ilmufer, im Hain von Tiefurt steht, das naturweihevollste am Felsen des Weimarischen Parks, gegenüber der Hütte des treusten Natursohnes. —

Wie schöpferisch und glücklich seine beharrliche Fassung in Wirklichkeit gewesen, sagen zu all' den angeführten Gedichten und dem liederfrohen ländlichen Drama „Die Fischerin," noch insbesondere drei Octaven aus dem Sommer 1784 von unverhallender Begeisterung —: die eine (jetzt die zweite im Fragment: „Die Geheimnisse") eine sichere Ankündigung der concreten Symbolik seiner Dichtweise, die beiden andern („Für ewig," und Br. an die Stein III. S. 91) harmonievolle Aufklänge des Gehaltes und der Macht seiner Liebe. Endlich der ebenfalls im Sommer 1784 gedichtete Prolog zu den „Geheimnissen" hebt aus einer Morgenscene, die Goethe auf den Hügeln Jenas genoß, in fließender Anschauung und Sprache den Ursprung, die Wendung, die Erfüllung seines Berufes zu Tage und spricht die Weihe, die ihm zu seinem und der Freunde Lebensglück „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahr-

heit" reicht, die schaffende Liebe, die auch noch den Enkeln zur Lust dauern soll, mit so reiner Empfindung aus, daß der Geweihte mit Recht diesen Meisterbrief als „Zueignung" an den Eingang seiner Gedichte gestellt hat.

Hätte Goethe in diesen Jahren, wo er den Geschäftsgang der fürstlichen Verwaltung in Ordnung brachte und in Ordnung hielt, wo er den Sitzungen des Geheimraths und den ständischen Landtagen regelmäßig anwohnte, und vorkommende Schwierigkeiten standhaft durcharbeitete, — hätte er als Dichter nur das hier in Uebersicht Genommene geleistet, so würde schon die Wägung dieser Früchte unbedingt die Ansicht abweisen, die in derselben Periode „einen jahrelangen Widerstreit" sieht, „der den Zustand unhaltbar machte und zum entschiedenen Bruch führte." Und doch ist das Ausgehobene nur der kleinere Theil der damaligen Hervorbringungen Goethe's, der kleinere Theil der schönen Zeugnisse einer Bildung, die er in diesen praktischen Verhältnissen und mit ihnen dermaaßen vollführte, daß das, was er aus amtlicher Discretion und praktischer Klugheit als „eine rettende Flucht" vorgestellt hat, für ihn selbst nur der stetigste Uebergang war, ein Uebergang, der planmäßig als Rechtsgewährung und Lohn, als innerer Gewinn durch diesen sogenannten unhaltbaren Zustand vorbereitet war. Und wie wäre es auch anders möglich? Durch Flucht verschafft sich Niemand einen Zoll mehr Freiheit, als er nicht schon in sich hat.

Die Freiheit Goethe's, die schon in den genannten Gedichten objectiv und eben ihre Schönheit ist, gab ihm gleichzeitig in fortgehender Uebung am praktischen Leben eine von ihm selbst ausgeführte große und unvergängliche Bedeutung für die allgemeine Bildung.

Das Gleichgewicht nämlich des Geistes mit Natur und Schicksal, das jene Gedichte widerspiegeln, war ein totales, in allen Bezügen sich herstellendes. Wenn andere Poeten particulare waren, die etwas Herz und etwas Wirklichkeit an sich in Uebereinstimmung bringen konnten, so mußte er von selber Totalpoet, und seine fortschreitend harmonische Anschauung ebendeshalb die epische werden. Andere konnten ihre Ideale aus der Tradition vergangener Wirklichkeit, aus fremden Büchern, abstracten Recepten entlehnen, und die Lücken, Dunkelheiten, Widerschläge ihrer Natur, mit befestigtem Unbehagen an der Wirklichkeit, außerhalb derselben ausgeglichen glauben. Er, der in der Wirklichkeit sein Gleichgewicht, er, der das Ideale nicht in einer absonderlichen Naturlücke, sondern in der Einstimmigkeit der Natur das Wesen, das Vollkommene fand, konnte es anders nicht behaupten und sich bewähren, als indem er seine ganze Welt und Zeit in ihrer Wirklichkeit wahr, in ihrer Wahrheit einstimmig mit der Natur und seiner Einheit sich darthat. Das ist episches Dichten.

Für eine solche Bahn war ein wirklich verbindliches Verhältniß zu einem System der Gesellschaft und der Existenz von größtem Belang: es war die reelle Grundlage der ganzen Operation, und dabei von begreiflicher Wichtigkeit, daß der Unternehmende gerade das Lästige, Störende, Unbequeme sich nicht verhehlte, nicht sich darüber hinwegtäuschte, sondern es in der natürlichen Herbigkeit faßte, bis er damit zur wirklichen Auflösung gelangte. Wenn daher Goethe öfters sagte, er stehe aus, habe redlich ausgestanden, oder einmal, wo er der Krankheit nicht nachgiebt, er halte es manchmal mit den Zähnen, wenn die Hände ihm versagen, ein andermal, aufgehalten von Anderer Unbegriff und Unanstelligkeit, das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und was dergleichen einzeln vorkommt, — so sind das wahrhafte Zeugnisse des Kraftaufwandes, den er fortwährend für gefordert von seiner Natur, nützlich für ihn selbst und gewinnreich erklärte, der Nüchternheit, womit er das Wirkliche niemals vorgreiflich beschönigte, und der Ausdauer, die zur gründlichen Befriedigung gedieh. Mit dem Eintritt in die engere Verwaltung sprach er in der Gewißheit des Ausharrens: „Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Als er die Zunahme der Last für Bedürfniß seiner Natur erklärte, wonach er „in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam würde sein müssen, nur um zu leben," setzte er hinzu: „Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir nur durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe des folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich und dort ewig." Ferner, wenn er im Mitgefühl mit Menschen, die unter befestigten Verwaltungsübeln litten, gestand, „sein Geist werde hier kleinlich und Sorgen würden die Oberhand gewinnen, gedächte er nicht der Geliebten," und wenn er von dieser rühmte, „sie halte ihn wie ein Korkwamms über dem Wasser, daß er sich auch mit Willen nicht ersäufen könnte:" — so sind das reine Ausdrücke der Erprobung von der natürlichen Wirkung bedingter Zustände und von der Unmöglichkeit, sich über sie zu erheben ohne eine unbedingte Begeisterung so wirklicher Art, daß sie dem persönlichen Menschen Muth und Geduld natürlich macht und seinen Empfindungen harmonische Stärke erhält. Weiter die Aeußerung: „Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe," beweist mit nichten, daß er zu Staatsgeschäften sich blos verirrt habe, sondern daß er in denselben kein Pedant wurde, der sich an der Sauberkeit der Canzleiform befriedigt, die Sachen mögen noch so sehr im Argen liegen. Er ging, als er das schrieb (25. Juni



1781) zu Geschäften, wußte aber, daß er dies nicht mit Freude und Ruhe, die er in jenen anderen Lebensrichtungen hatte, sondern mit Sorgen und Unruhe auszuhalten habe. Er nannte sie „leidig," weil er von sich diese Sorgen um Aufhülfe verlangte. Nach drei Jahren der Ausdauer schrieb er über dasselbe Geschäft (5. October 1784): „Es steht Alles recht gut, und das ganze Werk nimmt einen richtigen Weg." Endlich der stärkste Zweifelausdruck am 17. September 1782: „Ganz stille hab' ich mich nach Hause begeben, um zu lesen, zu kramen und an Dich zu denken. Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen." Der Ausdruck ist ebenfalls, obgleich Goethe dies Schicksal so gut begriff, daß er vor einem Vierteljahr die Einflickung erst recht befestigt hatte, und in der Verknüpfung jetzt sich fest erhielt und lebenslänglich blieb, gleichwohl von vollkommen natürlicher Wahrheit. Die Grundwahrheit ist, daß Wurzel und Wipfel seiner Bestimmung weder auf den Hofmann, noch auf den Staatsmann ging, und daß es ihm weder um die Weltrolle des Erstern, noch um die Satisfaction des Letztern am Durchsetzen seiner Einsichten und Einflüsse zu thun sein konnte, sondern um die reine Anschauung des Dichters, die sich in ihm und seinem poetischen Erzeugniß vollendet, und insofern Privatgeschäft bleibt. Auf Hof und Staat konnte er sich weiter nicht einlassen, als sie die Nahrung und Energie dieser reinen Anschauung erhöhten. Insoweit hatte er dann auch die Pflicht, ganz wohlwollender Hofmann, streng redlicher Staatsmann zu sein; wo nicht, herauszutreten. Das war er nun damals über volle fünf Jahre auf das Hingebendste und hatte, wie gezeigt, durch die nothwendige Rückführung dieser Hingebung auf Befriedigung in Natur und Liebe die Meisterschaft als Dichter gewonnen. Diese Meisterschaft fühlte er; selbst poetisch-kritisch hatte er sie im letzten Jahr mit dem vollen Humor seines „Neuesten aus Plundersweilern," und als Sachverständiger von Beruf im „Gespräch über die deutsche Literatur" sich und seinen Geistesverwandten dargethan. Jetzt also fragte sich, ob er mit seinem originellen Durchgang durch Hof und Staat nicht am Ziele sei, um so dringender, als die erhöhte Anschauung auf Ausführung trieb. Er hatte deswegen in diesem Jahr in Mieding's Parentation die eigene des Staatsmanns eingeschlossen, den „Sänger" gedichtet, den Egmont umgearbeitet, sein Dichterglück in die schönsten Epigramme gefaßt, und seit der Verwirklichung dieses Glücks den längst begonnenen und verzögerten Wilhelm Meister warm aufgenommen. Von Letzterem kommen in diesem Jahr die Spuren im März, lebhafter im Juni vor; am 10. August schreibt er: „Heute früh hab' ich das Capitel im Wilhelm geendigt, wovon ich Dir den Anfang dictirte. Es machte mir

eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe. Erhalte mir die Seele meines Lebens, Treibens und Schreibens." In der zweiten Woche darauf führt er Wilhelm's zweites Buch zu Ende. Mitten zwischen diesem Wachsthum, da hernach am 18. October schon „das dritte Buch zurückt," am 20. „vier Capitel davon in Ordnung sind," nun aber „das Werk bei Seite gelegt werden muß, um die andern Geschäfte zu treiben," bis dann vom 9. bis 12. November „das dritte Buch glücklich beschlossen," und Ende des Jahrs in Leipzig „recht schöne Data zum Wilhelm Meister gesammelt und verschiedene Lücken ergänzt" werden — mitten also in diesem Wachsthum steht an jenem 17. September die angeführte Aeußerung des Privatmenschen, daß er nicht begreife, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie einflicken mögen. Es ist das entschiedenste Zeugniß, daß dem frisch Geadelten und an die Spitze der Verwaltung Gestellten dieser Rang und Einfluß nichts war gegen seinen Dichterberuf. Daß er ihm aber trotzdem etwas für denselben sein mußte und konnte, begriff er doch wieder, und gerade die ganz natürliche Stärke, womit er hier dessen Ungemäßheit ausspricht, war der Anfang zu einer gemäßeren Einrichtung. Seine noch im Jahreseingang so reichlich entwickelte Hofmanns- und Hofdichter-Thätigkeit zog er nunmehr auf's Aeußerste ein. Von der jungen Vergnügenswelt des Hofes sagt er im Januar des nächsten Jahres: „Abends hast Du die Affen; ich habe schon lange aufgehört, ihr Großmeister zu sein und werde wohl in die Einsamkeit gehn." Seine Festkomödien kommen ab; selbst der Geburt des Erbprinzen im Februar 1783, von den „Musen aller Art" gefeiert, widmete Goethe nur ein bescheidenes Lied; im Herbst darauf jenes ernste Gedicht zu des Herzogs Geburtstag, im folgenden Jahr zu dem der Herzogin ein Maskenzug (Planetentanz), 1785 und 1786 jedesmal nur im Carlsbade ein leichtes Scherzgedicht, — das sind alle Gelegenheitsopfer an den Hof in diesen vier Jahren. Schon acht Wochen nach jener Semptember-Aeußerung lesen wir: „Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat. Alle Wochen geb' ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät auf's wohlfeilste. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin Mutter seh' ich manchmal. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben, beide seh' ich selten — ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten, und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin." Diese Oekonomie, und die Maxime, „dem Hofe gern Alles

1781) zu Geschäften, wußte aber, daß er dies nicht mit Freude und Ruhe, die er in jenen anderen Lebensrichtungen hatte, sondern mit Sorgen und Unruhe auszuhalten habe. Er nannte sie „leidig," weil er von sich diese Sorgen um Aufhülfe verlangte. Nach drei Jahren der Ausdauer schrieb er über dasselbe Geschäft (5. October 1784): „Es steht Alles recht gut, und das ganze Werk nimmt einen richtigen Weg." Endlich der stärkste Zweifelausdruck am 17. September 1782: „Ganz stille hab' ich mich nach Hause begeben, um zu lesen, zu kramen und an Dich zu denken. Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen." Der Ausdruck ist ebenfalls, obgleich Goethe dies Schicksal so gut begriff, daß er vor einem Vierteljahr die Einflickung erst recht befestigt hatte, und in der Verknüpfung jetzt sich fest erhielt und lebenslänglich blieb, gleichwohl von vollkommen natürlicher Wahrheit. Die Grundwahrheit ist, daß Wurzel und Wipfel seiner Bestimmung weder auf den Hofmann, noch auf den Staatsmann ging, und daß es ihm weder um die Weltrolle des Erstern, noch um die Satisfaction des Letztern am Durchsetzen seiner Einsichten und Einflüsse zu thun sein konnte, sondern um die reine Anschauung des Dichters, die sich in ihm und seinem poetischen Erzeugniß vollendet, und insofern Privatgeschäft bleibt. Auf Hof und Staat konnte er sich weiter nicht einlassen, als sie die Nahrung und Energie dieser reinen Anschauung erhöhten. Insoweit hatte er dann auch die Pflicht, ganz wohlwollender Hofmann, streng redlicher Staatsmann zu sein; wo nicht, herauszutreten. Das war er nun damals über volle fünf Jahre auf das Hingebendste und hatte, wie gezeigt, durch die nothwendige Rückführung dieser Hingebung auf Befriedigung in Natur und Liebe die Meisterschaft als Dichter gewonnen. Diese Meisterschaft fühlte er; selbst poetisch-kritisch hatte er sie im letzten Jahr mit dem vollen Humor seines „Neuesten aus Plundersweilern," und als Sachverständiger von Beruf im „Gespräch über die deutsche Literatur" sich und seinen Geistesverwandten dargethan. Jetzt also fragte sich, ob er mit seinem originellen Durchgang durch Hof und Staat nicht am Ziele sei, um so dringender, als die erhöhte Anschauung auf Ausführung trieb. Er hatte deswegen in diesem Jahr in Mieding's Parentation die eigene des Staatsmanns eingeschlossen, den „Sänger" gedichtet, den Egmont umgearbeitet, sein Dichterglück in die schönsten Epigramme gefaßt, und seit der Verwirklichung dieses Glücks den längst begonnenen und verzögerten Wilhelm Meister warm aufgenommen. Von Letzterem kommen in diesem Jahr die Spuren im März, lebhafter im Juni vor; am 10. August schreibt er: „Heute früh hab' ich das Capitel im Wilhelm geendigt, wovon ich Dir den Anfang dictirte. Es machte mir

eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe. Erhalte mir die Seele meines Lebens, Treibens und Schreibens." In der zweiten Woche darauf führt er Wilhelm's zweites Buch zu Ende. Mitten zwischen diesem Wachsthum, da hernach am 18. October schon „das dritte Buch zurückt," am 20. „vier Capitel davon in Ordnung sind," nun aber „das Werk bei Seite gelegt werden muß, um die andern Geschäfte zu treiben," bis dann vom 9. bis 12. November „das dritte Buch glücklich beschlossen," und Ende des Jahrs in Leipzig „recht schöne Data zum Wilhelm Meister gesammelt und verschiedene Lücken ergänzt" werden — mitten also in diesem Wachsthum steht an jenem 17. September die angeführte Aeußerung des Privatmenschen, daß er nicht begreife, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie einflicken mögen. Es ist das entschiedenste Zeugniß, daß dem frisch Geadelten und an die Spitze der Verwaltung Gestellten dieser Rang und Einfluß nichts war gegen seinen Dichterberuf. Daß er ihm aber trotzdem etwas für denselben sein mußte und konnte, begriff er doch wieder, und gerade die ganz natürliche Stärke, womit er hier dessen Ungemäßheit ausspricht, war der Anfang zu einer gemäßeren Einrichtung. Seine noch im Jahreseingang so reichlich entwickelte Hofmanns- und Hofdichter-Thätigkeit zog er nunmehr auf's Aeußerste ein. Von der jungen Vergnügenswelt des Hofes sagt er im Januar des nächsten Jahres: „Abends hast Du die Affen; ich habe schon lange aufgehört, ihr Großmeister zu sein und werde wohl in die Einsamkeit gehn." Seine Festkomödien kommen ab; selbst der Geburt des Erbprinzen im Februar 1783, von den „Musen aller Art" gefeiert, widmete Goethe nur ein bescheidenes Lied; im Herbst darauf jenes ernste Gedicht zu des Herzogs Geburtstag, im folgenden Jahr zu dem der Herzogin ein Maskenzug (Planetentanz), 1785 und 1786 jedesmal nur im Carlsbade ein leichtes Scherzgedicht, — das sind alle Gelegenheitsopfer an den Hof in diesen vier Jahren. Schon acht Wochen nach jener Semptember-Aeußerung lesen wir: „Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat. Alle Wochen geb' ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät auf's wohlfeilste. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin Mutter seh' ich manchmal. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben, beide seh' ich selten — ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten, und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin." Diese Oekonomie, und die Maxime, „dem Hofe gern Alles

1781) zu Geschäften, wußte aber, daß er dies nicht mit Freude und Ruhe, die er in jenen anderen Lebensrichtungen hatte, sondern mit Sorgen und Unruhe auszuhalten habe. Er nannte sie „leidig,“ weil er von sich diese Sorgen um Aufhülfe verlangte. Nach drei Jahren der Ausdauer schrieb er über dasselbe Geschäft (5. October 1784): „Es steht Alles recht gut, und das ganze Werk nimmt einen richtigen Weg.“ Endlich der stärkste Zweifelausdruck am 17. September 1782: „Ganz stille hab' ich mich nach Hause begeben, um zu lesen, zu kramen und an Dich zu denken. Ich bin recht zu einem Privatmenschen erschaffen und begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken mögen.“ Der Ausdruck ist ebenfalls, obgleich Goethe dies Schicksal so gut begriff, daß er vor einem Vierteljahr die Einflickung erst recht befestigt hatte, und in der Verknüpfung jetzt sich fest erhielt und lebenslänglich blieb, gleichwohl von vollkommen natürlicher Wahrheit. Die Grundwahrheit ist, daß Wurzel und Wipfel seiner Bestimmung weder auf den Hofmann, noch auf den Staatsmann ging, und daß es ihm weder um die Weltrolle des Erstern, noch um die Satisfaction des Letztern am Durchsetzen seiner Einsichten und Einflüsse zu thun sein konnte, sondern um die reine Anschauung des Dichters, die sich in ihm und seinem poetischen Erzeugniß vollendet, und insofern Privatgeschäft bleibt. Auf Hof und Staat konnte er sich weiter nicht einlassen, als sie die Nahrung und Energie dieser reinen Anschauung erhöhten. Insoweit hatte er dann auch die Pflicht, ganz wohlwollender Hofmann, streng redlicher Staatsmann zu sein; wo nicht, herauszutreten. Das war er nun damals über volle fünf Jahre auf das Hingebendste und hatte, wie gezeigt, durch die nothwendige Rückführung dieser Hingebung auf Befriedigung in Natur und Liebe die Meisterschaft als Dichter gewonnen. Diese Meisterschaft fühlte er; selbst poetisch-kritisch hatte er sie im letzten Jahr mit dem vollen Humor seines „Neuesten aus Plundersweilern,“ und als Sachverständiger von Beruf im „Gespräch über die deutsche Literatur“ sich und seinen Geistesverwandten dargethan. Jetzt also fragte sich, ob er mit seinem originellen Durchgang durch Hof und Staat nicht am Ziele sei, um so dringender, als die erhöhte Anschauung auf Ausführung trieb. Er hatte deswegen in diesem Jahr in Mieding's Parentation die eigene des Staatsmanns eingeschlossen, den „Sänger“ gedichtet, den Egmont umgearbeitet, sein Dichterglück in die schönsten Epigramme gefaßt, und seit der Verwirklichung dieses Glücks den längst begonnenen und verzögerten Wilhelm Meister warm aufgenommen. Von Letzterem kommen in diesem Jahr die Spuren im März, lebhafter im Juni vor; am 10. August schreibt er: „Heute früh hab' ich das Capitel im Wilhelm geendigt, wovon ich Dir den Anfang dictirte. Es machte mir

eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe. Erhalte mir die Seele meines Lebens, Treibens und Schreibens." In der zweiten Woche darauf führt er Wilhelm's zweites Buch zu Ende. Mitten zwischen diesem Wachsthum, da hernach am 18. October schon „das dritte Buch zurückt," am 20. „vier Capitel davon in Ordnung sind," nun aber „das Werk bei Seite gelegt werden muß, um die andern Geschäfte zu treiben," bis dann vom 9. bis 12. November „das dritte Buch glücklich beschlossen," und Ende des Jahrs in Leipzig „recht schöne Data zum Wilhelm Meister gesammelt und verschiedene Lücken ergänzt" werden — mitten also in diesem Wachsthum steht an jenem 17. September die angeführte Aeußerung des Privatmenschen, daß er nicht begreife, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie einflicken mögen. Es ist das entschiedenste Zeugniß, daß dem frisch Geadelten und an die Spitze der Verwaltung Gestellten dieser Rang und Einfluß nichts war gegen seinen Dichterberuf. Daß er ihm aber trotzdem etwas für denselben sein mußte und konnte, begriff er doch wieder, und gerade die ganz natürliche Stärke, womit er hier dessen Ungemäßheit ausspricht, war der Anfang zu einer gemäßeren Einrichtung. Seine noch im Jahreseingang so reichlich entwickelte Hofmanns- und Hofdichter-Thätigkeit zog er nunmehr auf's Aeußerste ein. Von der jungen Vergnügenswelt des Hofes sagt er im Januar des nächsten Jahres: „Abends hast Du die Affen; ich habe schon lange aufgehört, ihr Großmeister zu sein und werde wohl in die Einsamkeit gehn." Seine Festkomödien kommen ab; selbst der Geburt des Erbprinzen im Februar 1783, von den „Musen aller Art" gefeiert, widmete Goethe nur ein bescheidenes Lied; im Herbst darauf jenes ernste Gedicht zu des Herzogs Geburtstag, im folgenden Jahr zu dem der Herzogin ein Maskenzug (Planetentanz), 1785 und 1786 jedesmal nur im Carlsbade ein leichtes Scherzgedicht, — das sind alle Gelegenheitsopfer an den Hof in diesen vier Jahren. Schon acht Wochen nach jener Semptember-Aeußerung lesen wir: „Ich sehe fast Niemand, außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat. Alle Wochen geb' ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät auf's wohlfeilste. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin Mutter seh' ich manchmal. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben, beide seh' ich selten — ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten, und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin." Diese Oekonomie, und die Maxime, „dem Hofe gern Alles



zu Gefallen zu thun, nur nicht bei Hofe," hielt Goethe bis zum Abgang nach Italien möglichst fest. Er hatte sie, versteht sich, immer von Neuem zu erkämpfen und je nach Umständen und Zwischenfällen gelang sie in kürzeren Abschnitten besser und litt in anderen mehr Collisionen, wo jetzt Nachgiebigkeit gegen Amtsbreiten oder den Zudrang vornehmer Gesellschaft unumgänglich, jetzt die warmtreibende Hervorbringung gegen Geschäfte zurückzusetzen war. Nicht im Geringsten befremdlich sind vertrauliche Klagen in jenen, Unmuthsausbrüche in diesen Augenblicken: bewunderungswürdig aber und unverkennbar ist der im Ganzen Herr bleibende Gleichmuth und Wohlbedacht, und unter seinem Verwalten die Virtuosität, mit welcher der Meister die Zeit zu nützen, die Thätigkeit an's Aufgenöthigte und Zufällige gewandt zu vertheilen, die Empfindungen der Collision selbst, auch den Unmuth, auch den unwillkürlichen Zweifel für die dichterische Hervorbringung auszubeuten wußte. Eben zu einem Beispiel hiervon gehört jener Moment des Zweifels an seiner schicklichen Einflechtung in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie. Er lag, wie wir sahen, mitten im Aufgange der epischen Anschauung und des erwärmten Meistergefühls. Die herrschende Stimmung der ganzen Epoche war Wiederaufnahme des ursprünglichen Talents auf einer höheren Stufe. Wie nun diese sich im Frühjahr in Ueberarbeitung des Egmont bewährt hatte, war schon am 19. Juni der Vorsatz einer Erneuung auch des Werther ihm nahe getreten. Er ging ihn seitdem in ausgesparten Zeiten durch, und nun, im September, bei der Abwesenheit der Geliebten, mit der „der beste Theil seines Lebens wegging," empfand er unter „stillen Geschäften und gebundenen Erholungen," daß seine Seele nur in der Sehnsucht nach seiner Lotte „einen Flug nehme; denn in irdischen Dingen gelte waten, nicht schwimmen;" und nun entband er in sich den natürlichen Widerspruch seiner ursprünglichen Triebe gegen sein politisches Leben zur Wiederaufnahme seiner Wertherstimmung. Nach der Rückkehr der Geliebten und dem fröhlichen Vordringen des Wilhelm Meister in guten Stunden, fühlt er am 17. November den Widerspruch mit neuer Stärke, geht aus seiner Stadtwohnung nach dem Garten, wo jetzt der Stein, den er der Geliebten geweiht, „der einzige lichte Punkt ist," sieht an ihm „die schönen Thränen des Himmels herunterrollen und schleicht um sein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige, dahin sie nicht zurückkehren soll. Ich dachte an die Vergangenheit, von der ich nichts verstehe und an die Zukunft, von der ich nichts weiß. Seit einigen Tagen seh' ich die Briefe durch, die an mich seit zehn Jahren geschrieben wurden, und begreife immer weniger, was ich bin und was ich soll." Er fühlt ein unendliches Bedürfniß der Einsamkeit, läßt sich unwohl

melden, erbittet sich von der Geliebten Urlaub, erhält Zeilen ihres Mitgefühls und beharrt noch ein Paar Tage in dieser Zurückgezogenheit, so doch, daß er Abends die Freundin besucht. Nach drei Tagen kehrt er von der Dichtung zu Acten und Lebensverkehr zurück, nach drei weiteren schickt er der Freundin „Altes und Neues." Schon am Tage der Rückkehr, am 21. November, schrieb er an Knebel, daß er seit einiger Zeit sehr glücklich in der Abfindung mit der Gesellschaft und Zeitersparniß für sein Dichten lebe, dabei das Versprechen, ihm die ersten drei Bücher des Wilhelm Meister bald zu schicken, und die folgenden Mittheilungen: „Meinen Werther habe ich durchgegangen, und lasse ihn wieder in's Manuscript schreiben, er kehrt in seiner Mutter Leib zurück, Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delicaten und gefährlichen Arbeit geschickt. — Alle Briefe an mich seit 1772 und viele Papiere jener Zeiten lagen bei mir in Päckchen ziemlich ordentlich gebunden; ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch' ein Anblick! mir wird doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh' es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir." Indem er also den Schmerz des Berufskampfes, den Zweifel am Zusammenhang seiner Bestimmung nur der Geliebten vertraute, entlud er einsamthätig Schwermuth und Leidenschaftlichkeit in die Wiederempfindung und Steigerung seines Werther, wandte den trübzweifelnden Rückfall auf ausdauernde Sammlung der Vergangenheit zum hellen Ueberblick und gewann rasch die Zuversicht seiner Schicksalseinheit, seiner neuen Epoche über der Verknüpfung der bisherigen. So nahe der Natur sich haltend, und selbst die Augenblicke der Erschütterung und übernommenen Gefühls in entsprechender productiver Anschauung läuternd, nahm er unwillkürliche Wahrheit in freie Darstellung hinüber und befestigte an der Aufsammlung seiner wirklichen Lebensentfaltung die Folgerichtigkeit und epische Ausbreitung seines Geistes. Diese war unaufhaltsam.

Was die verstärkte praktische Bestimmung äußerlich von Goethe im Einzelnen und dann wieder mit Unterbrechung und Störung seines productiven Dranges innerlich im Ganzen forderte, — daß er den Conflict nicht zum Bruch kommen lasse, sondern die Widersprüche äußerlich vermittle, innerlich zu einer totalen Einheit biege, — das erhielt mit Nothwendigkeit seiner freien dichterischen Phantasie den epischen Charakter. In dem vorangegangenen Conflict der amtlichen Bedingnisse und der individuellen Leidenschaft mit seiner Forderung innerer Totalität hatte er den tragischen

Tasso entworfen, in der frischen Begeisterung der erreichten Seelenharmonie und Beruhigung im praktischen Streben kam die Ausführung im Frühjahr 1781 auf die zwei ersten Acte, d. h. sie kam zum positiven Ausdruck des Ueberströmens der Liebe. Der tragische Conflict aber floß nicht aus seiner plastischen Stimmung. Im Sommer desselben Jahres, wo er bereits mit seiner Einsicht in die Uebelstände der Verwaltung und mit des Herzogs ihm bedenklichen Vertrauen das Wagniß der Verwaltungsreform auf sich zukommen sah, begann er ein heroisches Drama „Elpenor," in dessen Anlage, Sprache und rhythmisch bewegter Form bereits dieselbe Verwandtschaft seiner plastischen Phantasie mit dem Stil antiker Kunst wie in den gleichzeitigen lyrischen Gedichten hervortrat. Er legte es im nächsten Jahr gegen die Neufassung des Egmont zurück, für die er jedoch im tragischen Schlusse strengere Durchführung sich vorbehalten mußte. Als er dann im Frühjahr 1783 den Elpenor wieder vornahm mit der Absicht, bis zum Kirchgange der Herzogin (nach des Erbprinzen Geburt) ihn zu vollenden, war er mit Planänderung und den zwei ersten Acten Anfangs März fertig, sah aber, daß er hier abbrechen müsse. Mit Unrecht schiebt man dies Stocken der Tragödien auf die Zeitwegnahme und Zerstreuung durch Amt und Hof. So gut als der Dichter in diesem und den nächsten drei Jahren von verschiedenen Singspielplanen, die er bewegte, die Operette „Scherz, List und Rache" völlig ausarbeitete, seine Beobachtungen und Entdeckungen im Naturreiche mit Reihen von Experimenten, Zeichnungen, Aufsätzen, gesammelten Vergleichungen vermehrte und steigerte, und seinen Roman auf sechs Bücher nebst der Anlage von sechs weiteren brachte, eben so gut, ohne Frage, hätte er die so weit schon gestalteten drei Tragödien vollenden können. Nicht die Zeitwegnahme und Zerstreuung, sondern die Zeitökonomie und Sammlung, die der Staatsdienst dem genialen Sinne Goethe's nothwendig und natürlich machte, führte sein Dichten ab von der tragischen Zersetzung auf die epische Stetigkeit.

Gleich in der ersten Begeisterung seines individuellen Naturfriedens durch den Bund mit der Geliebten, hatte er vom angefangenen Elpenor abschweifend, gleichzeitig mit den plastischen Liebesgedichten den weitesten epischen Schwung in dem Gedanken an einen „Roman über das Weltall" genommen. Anfangs December schreibt er von Erfurt, unterwegs habe er diesen neuen Plan durchgedacht und gewünscht, ihn der Freundin zu dictiren. Welcherlei Verbindung von menschlich pathologischen und sittlichen Wandlungen mit Ausblicken in das Bewegungssystem der Weltkörper und die Epochen der Erdbildung ihm vorgeschwebt haben mag, läßt aus den Spuren seiner damaligen Studien sich ahnen. Wie aber im Frühjahr darauf Amtsreisen ihn durch die Landesstädte, diplomatische

Touren durch die Nachbarhöfe führten, und er aus seiner Gartenwohnung in die Stadt und in das Verhältniß seines neuen Ranges einzog, war sein dichterisches Ideenspiel aus dem kosmologischen Gedankenkreise in das menschliche Natur- und Sittensystem seiner Wirklichkeit hinübergeleitet. Jener hesiodische Plan kommt nicht mehr vor, und während er seinen Felsen und Heimathgründen das Geheimniß seiner Liebe vertraut, fließt seine Weltbetrachtung in das Fortdichten am Wilhelm Meister. Nach der genialen Weise, die Goethe's Auffassung der Objectivität körperlicher Welt in stetem Bezug auf Wesen-Einheit und individuelles Selbstbewußtsein erhielt, würde der andere, im Frühling 1784 gefaßte epische Plan der „Geheimnisse" von jenem „des Weltalls" in Grund- und Vermittelungsmotiven so verschieden wohl nicht gewesen sein, als etwa das scheinbar entgegengesetzte Thema muthmaaßen ließe. Es handelte sich um den idealen Begriff der Religion, der sich aber in concreten Gestalten an zwölf Individuen darstellen sollte, die von verschiedenen Ausgängen auf ungleichen Bildungswegen doch jeder in der Blüthe und Frucht seiner Religion sich einem und demselben oberen Führer annahten und, durch ihn verbunden, jeder im Stillen Gott auf seine Weise dienend, in Tugend übereintrafen. Da jedoch der Dichter an ihnen „die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt werden" zur Anschauung bringen wollte, so würde, sieht man, die individuelle Wirklichkeit des Idealen auf natürliche Unterschiede, und die Uebereinstimmung auf die Gegenwart der schöpferischen Wesen-Einheit in der natürlichen Uebereinstimmung der Individuen mit sich, begründet und zurückgeführt worden sein. Das Weltall als Harmonie der Harmonien, in welchen das einige Wesen schafft und vollkommen ist, würde also auch hier die epische Totalität gebildet haben. Und wenn dieser Plan von der einen Seite aus Goethe's vorangegangener Befreundung mit Lavater und dessen homiletisch vielthätigem Durste, in lebendigen Individuen die Gottheit zu schauen, und neuerdings aus seinem innigen Austausch mit Herder, aus dem Antheil an dessen keimenden „Ideen zur Geschichte der Menschheit" Anregungen erhalten hat, so hing er von der anderen Seite mit der emsigen Betrachtung von Schilderungen des Weltgebäudes, Globen und Karten, Reisebeschreibungen und Völkergemälden zusammen, die in den letzten drei Jahren häufig die winterlichen Freistunden Goethe's und der ihm nächsten Gesellschaft ausfüllte. Aus dem Hauptstudium Goethe's, der Naturgeschichte des Menschen, die er auch in Duclos', Rousseau's u. A. Schriften verfolgte, wich dieser Plan der „Geheimnisse" nicht heraus. Darin die abschließenden Ideale der menschlichen Bildung in zwölf gegebenen Formen auseinandertreten zu lassen, dazu hatte der Dichter von sei-

nem Umgang mit der Bibel seit früher Jugend, außerdem an seiner in Herder's Gemeinschaft noch in den letzten Jahren fortgenährten Liebe zum Volkslied aller Zonen lebendige Elemente, Elemente, hinreichend für die Breite des Epos, willig entgegenkommend der Gesinnung, wie sie die Ode „Das Göttliche“ zu erkennen giebt. Indessen erreicht die Ausführung bis zum 3. April 1785 nur den Vorhof mit den vierundvierzig Stanzen des gedruckten Fragments, nebst drei einzeln gebliebenen für versparte Episoden, und schon vorher hatte der Dichter das Unternehmen „zu ungeheuer für seine Lage“ gefunden. Nicht, daß er dasselbe bei Verwendung aller Augenblicke und Stunden der Sammlung in diesem und dem nächsten Jahr nicht hätte zum Reifen treiben können. Aber bald wäre dann sein wärmstes Denken auf historische Religion und Symbolik, und, um sie aus Natur entwickelt vorzustellen, auf ihre Analyse hingenöthigt worden. Dies war im Widerspruch mit seiner inneren Lage, in welcher die praktischen Bezüge der unmittelbar ihm gegenwärtigen socialen Welt sich zur Einheit sammelten, war im Widerspruch mit seinem schon lebhaften Fortschritt in plastischer Anschauung dieser Wirklichkeit. Die Befriedigung darin hatte ihn bereits mit Standhaftigkeit allen dogmatisch fixirten Einbildungen entsagen, und die Art, wie sie Lavater in seinem „Pilatus“ durch „Exclamationen, Trümpfe, Zerfleischungen“ absolut vergegenwärtigen und „veraltete barbarische Terminologien in und mit dem Menschenverstand verkörpern wollte,“ entschieden abweisen lassen. „Alle Wissenschaft, Scharfsinn (hatte er schon im Spätjahr 1782 ihm geschrieben), alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse, und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grade besitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzusetzen.“ — Dann, in eben der Zeit, als er mit dem Plan zu den epischen „Geheimnissen“ umging, kam seiner Beschränkung auf reinen Naturverstand eine gleich starke Bekräftigung gegen abstracte Metaphysik aus einem entscheidenden Anlaß. Jacobi nämlich, beschäftigt mit der Mittheilung über den Spinozismus des verstorbenen Lessing und den Erörterungen über Spinoza's Consequenz, die er gegen Mendelssohn richtete, machte bei seinem Besuche Weimars im September 1784 Goethen hierüber zum Vertrauten und führte ihn auf Spinoza, der ein Band ihrer Jugendfreundschaft gewesen, zurück. Auf Goethe wirkte Spinoza ganz anders als auf Jacobi, der in der Consequenz desselben Fatalismus und Atheismus fand. Goethe fand sich bestätigt in seiner Andacht. Seit zwei Jahren hatte er seine Naturbetrachtung von der schematischen und mittelbaren Umfassung in Karten und Weltbeschreibung immer mehr auf unmittelbares Anschauen der nächsten Dinge und körperlichen Individuen zusammengezogen, im Herbst des vorigen Jahres bei den Naturgelehrten zu

Cassel und Göttingen seinen stillen Fleiß mit der Gewißheit belohnt gesehen, auf dem rechten Weg zu sein, „wo ihm von nun an nichts verloren gehe," und im letzten Frühjahr endlich hatte er den menschlichen Zwischenknochen entdeckt. Nun im Winter schickte er die ausgeführte Darstellung an Merck, Sömmerring, Camper und gab Knebeln jenen Aufschluß über das Wesen als Totalität der wirklichen Theile. Wie mußte es ihn ergreifen, als er gleichzeitig in Spinoza las, daß wir, je mehr wir die einzelnen Dinge in ihrer Bestimmtheit erkennen, um so mehr Gottes ewiges Wesen erkennen, daß alle Dinge in Gott sind und die reine Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit nothwendig die des göttlichen Wesens in sich schließe. Am 11. November schrieb er an Knebel: „Ich lese mit der Frau von Stein die Ethik des Spinoza, ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist als der meinige." Am 19. December sagt er der Freundin, „es ist mir lange in einem December nicht so wohl gewesen, meine neue Vorstellungsart trägt nicht wenig dazu bei;" am 27.: „Gestern Abend las ich noch zuletzt in unserem Heiligen und dachte an Dich." An Jacobi schreibt er am 12. Januar 1785: „Ich übe mich an Spinoza, ich lese und lese ihn wieder — Eh ich eine Silbe Meta-Physika schreibe, muß ich erst die Physika besser absolvirt haben. Mein osteologischer Versuch ist an Camper fort — ehstens werd' ich den Casseler Elephantenschädel kürzlich kommentiren. — In meiner Stube keimt arbor Dianae und andere metallische Vegetationen. Ein Mikroskop ist aufgestellt, um die Versuche des von Gleichen nachzubeobachten — — ich mag und kann Dir nicht vorerzählen, worauf ich in allen Naturreichen ausgehe; des stillen Chaos [der Berge] gar nicht zu gedenken, das sich immer schöner sondert und im Werden reinigt." Am 9. Juni an denselben aus Ilmenau: „Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles Uebrige ruht, woraus alles Uebrige fließt, und wenn ihn Andere deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum preisen. Vergieb mir, daß ich so gerne schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den einzelnen Dingen erkenne, zu deren näheren und tieferen Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst, obgleich vor seinem Blicke alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen. Er ist mir nie mit sich selbst im Widerspruch und ich kann für meine Sinnes- und Handlungsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen. Hier bin ich auf und unter Bergen, suche das Göttliche in herbis et lapidibus." — Ueberflügelt von solcher Zuversicht in die Wahrheit und ewige Geisteseinheit gegenwärtiger Schöpfung, blieb folgerichtig Goethe's Dichten an dem Epos der „Geheimnisse" nach jenem Prolog, der eben so passend zur Zueignung seiner lyrischen Sammlung

wurde, im Anfange stehen. Nachdem dieser Anfang seine gegenwärtige Anschauung reinmenschlicher Frömmigkeit an Herder's Charakter und Freundschaft anmuthig klar aufgenommen, kam der Dichter über die Jubelaccorde des Himmels, womit ihn seine wirkliche Liebe umfing, nicht hinaus auf diejenigen Ideale, die, zeitlich und örtlich verschieden, von vergangenen Geschlechtern her sich als übernatürliche in der Einbildung der Menschen befestigt hatten. Schon im Winter 1784, bei seiner Eröffnung über vergleichende Anatomie an Knebel, fällte er vielmehr, mit Anknüpfung an die neueste physikalische Entdeckung, die er gleichzeitig nachversuchte, das Urtheil: „Wie es vor alten Zeiten, da die Menschen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten und sie auf's Geistige aufmerksam zu machen, so ist's jetzt eine größere, sie nach der Erde zurückzuführen, um die Elasticität ihrer angefesselten Ballons ein wenig zu vermindern."

Anders war es mit dem weltlichen Epos. Empfangen aus den Erfahrungen und Hoffnungen der Jugend und der Dichtungsleidenschaft Goethe's, hatte es ihm bereits in den ersten Weimarischen Jahren oft im Sinne gelegen, die Ausführung aber über den Anfang hinaus war erst mit seiner Uebernahme des obersten Verwaltungsamtes 1782 bis zum Ende des zweiten Buchs im Sommer, und in's dritte im Herbst und Winter vorgerückt. Dieses Epos, Wilhelm Meister's Lehrjahre, welches nun die Kämpfe der Jugendbegeisterung unter männlicher Betrachtung auseinanderlegte und mit den wirklichen Lebensbedingungen und praktischen Motiven der Menschenwelt, wie sie der Dichter gegenwärtig mitlebte, in Zusammenhang brachte, war von so inhaltsreichem Plan wie die „Geheimnisse," ohne daß es der Dichter „für seine Lage zu ungeheuer" fand. Er hatte es im Anfang 1783, wo ihn die Geschäfte stark in Anspruch nahmen, nicht aus den Augen verloren, an Sonntagen etwa, im Frühjahr daran geschrieben. Dann traf er im Juni mit dem Herzog in Wilhelmsthal zusammen, um „einige Knoten der Verworrenheit," die Prinz Constantin nach kostspieligen Reise- und Herzensabenteuern heimbrachte, „mit Geduld lösen" zu helfen: — und hierzwischen schrieb er ein Capitel zu seinem Roman. Die Ausflüge sodann in den Harz, nach Göttingen und Cassel verdrängten mit ihrer Nahrung seiner Naturstudien die Dichtung nicht. Ende October dictirte er viel am Wilhelm, den 9. November wieder; am 12. meldet er: „Heute ist's ein Jahr, daß ich das vierte Buch Wilhelm Meister's angefangen, und heute endige ich es." Um Anfang Decembers schickte er's dem Prinzen August von Gotha, dann an Knebel, und auf des Letzteren Zeugniß guter Aufnahme erwiderte er: „Ich fahre nun fort und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück

ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen und Alles schärfer und fühlbarer aneinanderrücken kann." Im nächsten Jahr, demselben, wo er die „Geheimnisse" entwarf, hielt ihn der Juni und Anfang Juli mit dem ganzen Hofe bei'm Landtage zu Eisenach fest. Hier in Freistunden heimlichglücklich im Betrachten des Casseler Elephantenschädels, besserte er auch mit Liebe an dem Roman, schaltete ein, reinigte den Stil, „daß er recht natürlich werde," bereitete vor, und griff aus einem Hofereigniß Züge für das Buch, an dem er eben war. Wieder gewann er Augenblicke dafür im Anfang October zu Ilmenau, wo er nebstdem nach den Geschäften „seine Freunde, die Berge noch recht durchsann und durchsuchte, damit er im Glauben gestärkt werde." Und kaum nach Weimar zurückgekehrt, meldet er am 16. October: „Wilhelm's fünftes Buch ist fertig." Nachdem nun in den ersten Monaten 1785 die „Geheimnisse" gegen Pflanzenbeobachtung zurückgelegt waren, ging wieder zu Ilmenau in eben den Junitagen, wo Goethe gegen Jacobi für die Andacht Spinoza's und für seine eigene Verwahrung einlegte, das Weiterschreiben an der „Gebirgslehre" und das an „Meister's Lehrjahren" wohlverträglich nebeneinander. „Der Anfang dieses Buches," gesteht er, „gefällt mir selbst. — Ich habe weiter dictirt — habe Freude dazu." Einen Monat später, auf dem Wege nach dem Fichtelgebirg und dem Carlsbade schickt er der Geliebten schon „ein Liedchen von Mignon aus dem sechsten Buche;" und dies Buch ward ebenfalls im Novembermonat des Jahres, am 11., zum Schluß gebracht.*)

Schon allein, was dieser blos äußere Umriß vom Entstehungsgang dieses Epos zeigt, daß der Dichter in Zeiten gehäufter Geschäfte an ersparten Zwischenaugenblicken Stimmung zum Fortdichten hatte, daß in den ruhigern Wochen der Fortschritt lebhaft und mit der Beseligung im Anschauen schaffender Natur Hand in Hand ging, daß Buch an Buch in nahezu gleichgemessenem Zeitraum, wie die Jahresringe eines Baumes wächst, daß mit dem Umfang des Dichters Liebe zum Ganzen zunimmt, sein Zartgefühl für die Stetigkeit und reine Natürlichkeit der Form sich steigert — schon dies allein setzt nothwendig die weise Oekonomie nicht nur, in welcher Goethe seinen Hauptberuf mit dem Staatsdienste verglich, sondern auch die innere Einheit des Staatsmannes mit dem Naturforscher und dem Dichter voraus. In ganz bestimmtem Sinn bestätigt dies die nähere Betrachtung dieses gesteigerten Staatsdienstes.

---

*) Bei der späteren Ausgestaltung des Romans für die Herausgabe, wo der Dichter, wie er sich's vorausbestimmt, „Alles schärfer und fühlbarer aneinanderrückte" und Manches ganz aussonderte, wurden bekanntlich die bisher erwähnten sechs Bücher auf die jetzigen vier ersten zusammengezogen.

Von jener in sich schon plastischen und in ihrem stetigen Fortschritt epischen Erfassung der ewigen Gesetzmäßigkeit und Geisteseinheit des heimischen Schöpfungsgrundes, die, mit dem Naturglück seiner Liebe verbunden, sich in Goethe's gleichzeitiger Lyrik als vollkommenes Behagen und als Meisterschaft entfaltete, ist schon mehrfach erinnert, wie sie von selbst in objectives Erkennen der menschlichen Zustände nach ihrer natürlichen Bedingtheit und in thätiges Mitgefühl überging. Wiederholt ist auf die schmerzlichen Bedenken des Regierungsvertrauten vor seiner Unternehmung der Kammerreform hingewiesen und die Briefstellen sind angeführt worden, wo sich an sein Ueberschauen des folgerichtigen Zusammenhanges natürlicher Schöpfung unmittelbar der Einblick in die feudale Ueberlastung der natürlichsten Menschen-Existenz, in das Grundübel der Verwaltung, anknüpfte. Diese praktische Einsicht ließ ihn auf gründliche Hebung des Elends und im Bereich seines Fürsten auf allmähliche Beseitigung des ganzen Systems denken und trachten. Aus dem Frühjahr 1781 haben wir früher die Bitte an die Freundin um Mitberathung gelesen, die seinen Kampf mit diesem Vorhaben andeutet, den Kampf mit den „Begriffen, die bei ihm festzusetzen und den Entschlüssen, zu welchen ihn zu treiben sich alles häufte," als er die Entfernung Kalb's und sein Hinstellen vor den Riß voraussah. Wie das noch näher gekommen war und wie er nun im Winter, wenige Tage eh' seine Adlung zur Sprache kam, der Freundin vertraulich äußerte, der Herzog „habe doch im Grunde nur eine enge Vorstellungsart; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehle es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit," sind dem unmittelbar die Worte vorhergeschickt: „Um Deinem Vorwurf zu entgehen, als wenn man Jahrhunderte leben müsse, um in meinem Garten des Schattens zu genießen, hab' ich die Sache recht durchgedacht und will Dir einen Plan vorlegen, den Du gewiß billigen sollst." Der Zusammenstellung wegen ist es mehr als zweifelhaft, daß er hier von seinem Hausgarten rede. Wie dem indeß sei: er hegte einen Plan für Entbürdung des Landbaues, den er zurückhalten mußte, aber wenigstens vorzubereiten damals noch hoffte. Bei den Klagen aus Eisenach im April 1782 (acht Wochen vor Uebernahme der Kammerleitung) über die unheilbare Verarmung der Landschaft, und wie immer gepfuscht werde, deutet darauf der Beisatz: „Ich habe Dir Vieles und Menschliches zu erzählen und hoffe, Du sollst sehen, daß sich meine Augen auch in die Nähe gewöhnen." Beweisend ist aus späterer Zeit der Rückblick des Resignirten. Im Juni 1784 nämlich, wo er dem Landtag zu Eisenach anwohnte, schreibt er erstlich von seinem Eintritt: „Ich bin mit der größten Gelassenheit angelangt und werde Alles eben so gleichmüthig abwarten. Wie unterschieden von

dem thörigen dunkeln Streben und Suchen vor vier Jahren, ob ich gleich manche anmuthige Empfindung voriger Zeiten vermisse;" sodann am 9.: „Unsere Geschäfte gehen einen leidlichen Gang, nur leider aus Nichts wird Nichts. Ich weiß wohl, was man statt all' des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen thun sollte. Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann. Wie eingeschränkt ist der Mensch, bald an Verstand, bald an Kraft, bald an Gewalt, bald an Willen." Man sieht: vor vier Jahren, als ihm „neue Geheimnisse sich offenbarten," wo er sich sagte, „es wird noch bunt mit mir gehen, ich übe mich und bereite das Mögliche," damals, als er beim Durchschauen von Kalb's Haltungslosigkeit sein besseres Loos pries: „Es glückt mir Alles, was ich nur angreife, aber auch anzugreifen sei nicht lässig," — damals schon hegte er die Hoffnung durchgreifender gemeinnütziger Wirksamkeit. Dies nennt er jetzt ein thörichtes dunkles Streben, ohne die schönen Empfindungen zu leugnen, die es ihm gab. Was er jedoch alsdann, da sein Auge sich immer mehr in die Nähe gewöhnte, nöthig und praktisch erkannte: damit das Land gedeihe und nicht nur ein privilegirter Garten, — davon ist er noch jetzt überzeugt, daß man es anstatt all' der ständischen Umständlichkeiten thun sollte. War Goethe hierin ein tüchtiger Staatsmann, der bereits damals begriff, was die Gutsherren der Landschaft ein halbes Jahrhundert später noch nicht begriffen, bis es ihnen vor Kurzem von der Gewalt abgenöthigt wurde: so bewies er nicht minder seine praktische Tüchtigkeit in der Selbstverleugnung, womit er auf das Bessere seiner Einsicht, das bei dem vorhandenen Staatsrecht keine Aufnahme fand, verzichtete, um das mögliche Gute zu leisten. Er trat mit diesem Verzicht die Leitung des Kammerwesens an. Da die Unordnung, worin es sich befand, seine Bedingung rechtfertigte, daß der Herzog im eigenen Bedarf eine feste Grenze einhalte, und da der Fürst diese Bedingung annahm, so konnte Goethe hoffen, einen nützlichen Haushalt für allgemeine Zwecke herauszusparen und bei zunehmendem Erfolg den Sinn des Herzogs für planmäßige Wirthschaft und fruchtbare Beschränkung zu gewinnen und zu befestigen.

Dahin hatte sich im Laufe von fünf Jahren das Verhältniß des Dichters zu dem jungen Fürsten geändert. Im Anfang des Bundes war es auf Goethe's volle Dichterentfaltung und des jungen Fürsten Bildungsgenuß durch ein wachsendes Kunstleben abgesehen. Mitregieren sollte der geniale Günstling nur darum, damit der Genuß ein natürlicher, die Kunst, wie er es wollte, nicht Treibhauspflanze, sondern Blüthe des Lebens sei. Damals, als der junge Herzog sich noch in Werthertracht kleidete, Dichter

zu Kammerherren machte, in den Liebhaberkomödien seines Hofes neben Eckhof und Goethe und in Goethe's Iphigenie den Pylades spielte, als er alles Poetische und Kritische, was um ihn her entstand, las und in Correspondenz mit Literaten besprach, als er selbst noch Verse machte und in Goethe's entstehenden Dichtungen sich für die Erhaltung dieser oder jener Partie verwandte, — damals sollte des Dichters Begeisterung ihn auf die Höhen des Lebens führen und dabei die Felder und Mittel ihrer Ausführung finden. Als Schöpfung Goethe's sollte ein deutsches Theater mit Capelle und Ballet sich allmählich bilden. Er sollte einen schönen Neubau des abgebrannten Residenzschlosses herbeiführen und leiten; weshalb er schon jetzt Bausachen führte, den Riß zum Theater machte, Architektur zeichnete. Aller Kunstschmuck der Residenz sollte, unter seiner Leitung besorgt, ihm und dem Herzog zugleich zur Ausbildung dienen; daher Hofbildhauer und Maler und die Stiftung der freien Zeichenschule ihm untergeben wurden, daher der Ankauf von Gemälden, das Sammeln und Studium von Kupferstichen und Handzeichnungen lebhaft vom Herzog mitbetrieben ward. Indessen hatten nach den ersten drei Jahren Personal und Anstalten der Kunst keine Ergänzung und Erweiterung erhalten, zu einem erheblichen Bau-Unternehmen war es nicht gekommen, wohl aber war statt dessen der Dichter veranlaßt worden, außer seiner Mitwirkung für Aufnahme des Bergwerks, landwirthschaftliche Geschäfte, Wege- und Wasserbau, die Kriegscommission zu übernehmen. Es war dies gar nicht gegen seine Neigung geschehen, da die ganz reellen praktischen Erfahrungen nicht minder als seine Begleitung des Fürsten zu Jagden, auf Märkte, in Lager, an Höfe nach der Absicht des Freundschaftsbundes zugleich auf Erstarkung des Dichters, besonders des dramatischen, berechnet waren. Mit dem Eingehen jedoch in diese Verwaltungsgeschäfte mußte der Vertraute auch für seine Hoffnung immer deutlicher der Nothwendigkeit gewahr werden, bevor an seine volle Bethätigung in öffentlicher Kunst und Theater zu denken sei, erst für gutes Recht und hinreichende Mittel zu diesem Aufwande durch Rathschläge zu Besserung der Landesverwaltung und Ordnung der vielfach vernachlässigten Wirthschaft zu sorgen. Und nun kam es bald zu der Umstellung, daß die mittelbare Aufgabe Hauptsache wurde, die Anknüpfungen der Kunstentfaltungen dagegen abbrachen. Die Leitung des Liebhabertheaters gab der Dichter auf, das ohne ihn als Unterhaltung vornehmlich des verwittweten Hofes fortvegetirte, und das nach Allem, was er die Jahre her dafür gethan, in keiner Weise, zumal nachdem Anfangs 1784 die Belluomo'sche Wandertruppe zu regelmäßiger Befriedigung der Theaterlust gemiethet war, für eine Voranstalt gelten konnte, die er hätte weiter entwickeln mögen. Noch 1781 hatte der Herzog Goethe's Jugendfreund,

den Musiker Kayser mit Empfehlung an Gluck zur Reise über München nach Wien unterstützt; von dem Singspiel jedoch, das Goethe 1784 für Kayser dichtete, und den von diesem das Jahr darauf eingesendeten componirten Partien hörte der Dichter nur aus Concertproben: an eine Bühnen-Aufführung in Weimar konnte er bei dieser Operette nicht denken. Das Interesse für Kunsterwerb und Kupferstichsammlungen trat im Herzog gegen das militärische zurück, das ihn bereits in den Jahren 1781 und und 1782 dreimal zu Truppenlagern in der Nachbarschaft reisen ließ. Im Juni 1783 schreibt er: „Ich sammle keine Handzeichnungen, sondern was ich von solchen behalte, ist Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen kann.“ Goethe schrieb drei Monate früher: „Ich habe diese Zeit wieder einen Acceß vom Zeichenfieber gehabt, das aber durch die bittere Rinde des Lebensholzes bald wieder vertrieben worden ist.“ Er setzte zwar mit Maaß das Sammeln, mit Liebe das gelegentliche Betrachten fremder Kunstschätze, auch Lesen kunsterklärender Schriften fort, aber für sich, als stille Bildung. So hoch Karl August ihn hielt, so rein er dem Zutrauen und den edlen Gesinnungen der Herzogin Louise verbunden war, urtheilte er doch schon im December 1781: „Die Gunst, die man mir in Gotha gönnt, macht viel Aufsehen — es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wiedererhalte, was ich durch einen Hof verloren habe. Denn mein passiv Wesen bisher war nicht genug, und die öffentliche Gleichgültigkeit der Unsern gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publico auch die nothwendige Sensation gemacht. Es bleibt immer gewiß, dieses so geehrte und verachtete Publicum betrügt sich über das Einzelne fast immer und über das Ganze fast nie.“ Und obgleich er immer noch seine neuen Dichtungen dem Herzog und der Herzogin wohlaufgenommen vortrug, bemerkte er dennoch im September 1782 über Prinz August von Gotha: „Ich wollte, er wäre unser. Er hat die Kenntniß und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um das in Bewegung zu setzen und zu erhalten, was so reichlich bei uns vorräthig ist und was außerdem jeder für sich behält.“ Er hatte noch seine Hingebung für den Herzog, dieser noch seine Liebe zu ihm: — aber der parallele Schwung ihrer Lebensbahnen, den sie zu Anfang sich beide versprochen, schwand in der Wirklichkeit; an seinem Geist und Streben konnte der Fürst solchen Antheil nicht nehmen als an seiner Person, und bei aller Wärme des letzteren ward es zweifelhaft, wie viel Boden für ein Kunstleben, wie viel nachhaltige Mittel für Förderung und Darstellung seiner Poesie er ihm gewähren könne. Wohl aber konnte Goethe hoffen, den Fürsten, wenn auch nicht zu einem Stifter deutscher Kunst und Erhöher

seiner Poesie, auf reicher, dazu gebildeter Bühne, doch zum wohlberathenen Landesvater und Bildungsgönner zu machen, in dessen geordnetem Haushalt alsdann er selbst eine lohnende Stellung behaupten mochte mit genug Stimmung und Muße, um sein Dichten aus der häuslichen Stille in die lesende Welt zu ergießen. Mit dieser Wendung seiner Stellung zum Zurückzuge seines tieferen Dichtertriebs aus der Bewegung des Hoflebens und dem Anspruch auf mitschaffende rückwirkende Theilnehmung des fürstlichen Kreises an ihr, hing die Wiederaufnahme seines Wilhelm Meister in einem neuen Sinn zusammen.

Diesen Roman hatte der Dichterjüngling in der ersten Epoche entworfen aus dem Nachgefühl gebrochener Leidenschaft, das er nach Weimar brachte und aus den neuen Reizen zum thätigen Leben und Erobern schöner Wirklichkeit, wovon der Gipfel sein Reifen zum dramatischen Dichter und ein Theater, ein durch seinen Genius im Verkehr mit Welt und Zeit großwachsendes deutsches Theater werden sollte. Damals war seine Begeisterung für Shakespeare die feurigste, für Shakespeare, dessen Vornamen er dem Helden der Erzählung gab, dessen Hamlet, einstudiert mit entwickelter Ueberlegung, aufgeführt mit gar eigenem Zusammenwirken der individuellsten Bedingnisse und Zufälle, noch jetzt eine der bedeutendsten Episoden des Epos macht. Goethe's Hoffnung, in dem neuen Weimarischen Leben sich stufenweise zum dramatischen Meister und Schöpfer einer deutschen Schauspielkunst zu bilden, gab die Anlage des Romans: den Inhalt und Gang wollte er sich aus der erlebten Wahrheit dieses genialen Triebes und seiner Schicksale abschöpfen. Es enthält ja auch die ausgebildete Gestalt dieser Dichtung in ihrer ersten Hälfte neben den Schicksalen und Abenteuern eines Jünglings, der leidenschaftlich von dem Ideal dramatischer Dichtung und theatralischer Darstellung angezogen wird, die ganze Genesis dieser Darstellungsart, die Pragmatik ihrer Mittel, die Physiologie ihrer Träger in der Wirklichkeit. Sie kommt schrittweise zur Vorstellung von ihren ersten natürlichen Elementen in den Neigungen und Fähigkeiten der Jugend, dem Imaginationsbedürfniß im Selbstgefühl werkthätiger Stände, des Familienlebens und dem Pomp der politischen Gesellschaft bis zur Dichtung und freien Kunst in der Literatur der gebildeten Welt, von dem allgemeinen Zauber einer vollendeten körperlichen Ausbildung und den feinen und tiefen Reizen jedes lebendigen Scheines von Charakter und Empfindung in Musik und Mimik bis zur Macht des dramatischen Genius, der Taktik des dramaturgischen Talents, der Verwebung des Theatergewerbes mit den Stärken und Schwächen des modernen Sittensystems. Dieses Thema lag im ersten Plan und Keim, wenn auch, wie nachmals der Dichter selbst bemerkt hat, nur „kotyledonenartig.“ Nun waren aber in den

ersten Weimarischen Jahren, nach Goethe's Weise, sympathetisch das Wirken an's Gegebene anzuschließen, seine dramatischen Spiele und dramaturgischen Uebungen mit einem engen, schwankenden, fast durchaus dilettantischen Kreise verwickelt, und diese läßliche Schule nahm, statt Vorstufe einer weiteren Bühne zu werden, in Umfang und Bildsamkeit nur ab, so daß der Dichter seine größeren dramatischen Entwürfe zurückhalten und der einsamen Ausarbeitung vorbehalten mußte. Darum rückte in den ersten fünf Jahren auch der „theatralische" Roman nicht hinaus über das erste Buch und über ein zeitweises Bewegen vorschwebender Scenen seines „dramatischen Ebenbildes" in der Seele des Dichters. Als aber unter dem Nebel, der mehr und mehr die Aussicht des Fürstendichters deckte, seine Nöthigung in die Bedingtheit prosaischer Sorgen und Amtsgeschäfte zunahm, die steigende Ernüchterung ihn auf reine Anschauung der allbestimmenden Natur trieb, da trat auch sein Plan, die dramatische Weltspiegelung in der Welt an der wirklichen Erfahrung seiner Genialität zu entwickeln, tiefer in seinen Naturgeist zurück und höher in seiner Anschauung herauf. Sobald er die Wirklichkeit dieser einigen Anschauung zur Harmonie seiner Kräfte im Glück seiner Liebe vollendet hatte, trug die totale Reinheit seiner Stimmung die Handlungen und Erfahrungen seines selbstverleugnenden Dienstes in productive Anschauung vollkommener Natürlichkeit hinüber, und diese Aufsammlungen der Wirklichkeit mit zugleich sich erweiternder Resignation und Befriedigung wurden vornehmlich zur Wiedergeburt Wilhelm Meisters.

Gleich im Frühjahr 1781, auf jenem gräflichen Schlosse, wo an die Geliebte neben den Betheurungen seiner Begeisterung zu allem Guten die Ergebnisse seiner Beobachtung des Herzogs gehen, die nüchterner als je zuvor ist, — gleich da sagt er im Gewahren seiner productiven Erwärmung: „Ich fühle, daß ich noch immer bei mir selbst zu Hause bin und daß ich von dem Grundstock meines Vermögens Nichts zugesetzt habe," und zum Ausdruck ihrer Tiefe und Reinheit: „Uebrigens ist's in mir so still, wie in einem Kästchen voll allerlei Schmucks, Golds und Papiere, das in einen Brunnen versinkt." Die Gräfin, deren Lebenskunst und wahren Adel er hier sah, der Graf, dessen Rattenmanöver seine geheime Physiologie beschäftigten, waren „Irradiationen" für Gräfin und Graf in den „Lehrjahren" (S. an die Stein II. S. 9. III. 245 u.), und er bemerkt hierselbst über den Grafen: „So viel kann ich sagen, er macht mir meine dramatische und epische Vorrathskammer um ein Gutes reicher. Ich kann nicht verderben, da ich auch aus Steinen und Erde Brot machen kann." Im Spätjahr dann, als er in Wilhelmsthal, nicht mehr als Vergnügensrath, nur als aufmerksam Begegnender mäßig und geduldig

theilnahm bei des Herzogs Aufwand für eine mühsame Schweinshatze und große Bewirthung zahlreicher Jagdgäste, bemerkte er: „Die Andern spielen alle ihre Rollen: wie lieb ist mir's', daß ich keine spiele. Ich lasse mich als Gast tractiren, mir als Fremder klagen. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt und am Ende geschieht Alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt' ich's loben. Da es aber nur auf ein Paar zerbrochene Rippen, verschlagene Pferde und auf einen leeren Beutel angesehen ist, so hab' ich nichts damit zu schaffen, außer — daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke."

Daß er im nächsten Jahr schon in den ersten Wochen nach Adelsbrief und Präsidentenbestallung das erste Buch der Lehrjahre neu ordnete, das zweite anfing, das im October wachsende dritte am 12. November schloß, ist schon oben berührt. Es lagen voraus und dazwischen die ersten klaren Genüsse seiner praktischen Resignation: im Anfang 1782 die anmuthigen Gefälligkeiten für die Hofunterhaltung und „gute Stunden mit dem Herzog," im März sein „Mieding," dann jene Sendungen an benachbarte Höfe, wo ihn die verbindliche Sicherheit seines Benehmens und Bereicherung seiner innern Welt beglückte, hierauf die feste Plansetzung seiner erhöhten Stellung. Nun kam der ausdauernde und neu anknüpfende Rückblick auf seine bisherige Dichterentfaltung und die gemessene Abfindung mit der heimischen Gesellschaft hinzu, und indem ihn jetzt der „Wahn, die schönen Körner, die in seinem und seiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesä't und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, ganz verließ, fand er sein jugendliches Glück wiederhergestellt." Mit diesem entschiedenen Aufgeben jener ursprünglich gehegten Hoffnungen auf öffentlichen Kunstausbau und fürstlich begründetes Bildungsleben versichert er zugleich (am 21. November 1782), daß er jetzt „den Geheimrath von seinem neuen Selbst getrennt lasse," d. h. die Geschäfte nicht mit der Perspective auf Kunstpflanzung und schönes Leben, seine Poesie nicht mehr mit der Rücksicht auf Stimmung und Hebung des Hofes einrichte und betreibe. „Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der theatralischen Sendung haben." Für den Fürsten und Hof war er jetzt wesentlich Minister und Verwaltungsmann, Dichter für sich und die wenigen Freunde, deren kleine Zahl er in den nächsten Jahren öfter sein ganzes Publicum nennt. Allein indem er seine Poesie so ganz aus dem praktischen Leben befreit hatte, stand sie erst recht als ganze dem ganzen Leben, als unbefangene dem objectiven ge-

genüber. Ihre schon wachsend freie Entfaltung der erfahrenen Verwicklung des Dichterideals mit Wirklichkeit und modernem Sittensystem in diesen Lehrjahren Meister's gewann eine allgemeinere Bedeutung als die einer bloßen Naturgeschichte mimischer und theatraler Kunst und der Bildungsabenteuer eines dramatischen Dichters. Nicht nur die gelösten Erfahrungen des Poeten und Dramaturgen, auch die des verwaltungführenden Staatsmannes in seiner Ueberschau des Existenzlebens und Gesellschaftsbestandes machte der Fortschritt seiner Selbstverleugnung objectiv und zu epischer Darstellung fähig.

In **dreifacher** Weise diente die nun folgende dreijährige Geschäftsperiode Goethe's der Vollendung seiner epischen Begeisterung nach Umfang und Reinheit: **Erstlich** von **der** Seite, daß er, in der entschlossenen Beschränkung auf die wirkliche Bedingtheit der Leistung durch guten Erfolg belohnt, die äußere Befriedigung in seine individuellharmonische Stimmung aufnehmen und diese Wirksamkeit mit den besondern Fortschritten seiner Anschauung der Vollkommenheit schaffender Natur praktisch wie innerlich vereinigen konnte. Das **Zweite** war, daß ihm auch bei denjenigen Aufgaben und Anliegen, die außerhalb seines festen Geschäftsplanes lagen, und deren Entwicklung zum Vortheil oder Nachtheil des letzteren zweifelhaft war, seine gründliche Selbstverleugnung den Gleichmuth des Abwartens und die Unbefangenheit des Behandelns gab, die solche Vorgänge als begriffene Erscheinungen dem ruhigen Strome seines productiven Denkens vermählten. Das **Dritte** war die äußere Vereitlung seiner Geschäftsordnung und die Entscheidung jener andern Bewegung zum Nachtheil der guten Absichten seiner Planmäßigkeit. Denn diese abgewartete Entscheidung vollendete die Totalität seines Beobachtens, bestätigte objectiv seine Lossagung von politischen Einbildungs-Idealen und entband ihn rechtmäßig vom praktischen Dienst. Und hiermit wurde seine Welt und Wirklichkeit, als gleichmüthig entwickelter Zusammenhang des menschlich Eiteln und des praktisch Guten in **einer** ewigen Natur, ganz nur seiner freien Anschauung überliefert. Der Kammerpräsident trat so ab, daß der Dichter die ganze Erbschaft seiner rein erschöpften Praxis machte, — und diese war das Epos von der ewigen Natürlichkeit der wirklichen Sittenwelt.

Befriedigung für's Erste konnte und mußte Goethe in der Ordnung finden, die in die fürstlichen Finanzen zurückzuführen ihm gelang. Wir wissen aus dem früher gegebenen Ueberblick seines Amtsganges, wie streng er auf seinem Plan hielt, und in den ersten zwei Jahren mit gutem Erfolg. Dort ist schon aus dem Anfang des dritten Quartals seines Kammervorsitzes der Zettel an den Schatullier angeführt, der die Etatüberschreitung des Herzogs auf den Heller berechnet und in Fristen

und Ziffern die Ausgleichung bis Johanni festsetzt, wo er in Ordnung sein müsse oder quittire. Daß er diese Strenge, die sich der Fürst von keinem Andern hätte gefallen lassen, durchsetzte und in der Mitte des vierten Quartals bezeugte, „meine Finanzsachen gehen besser als ich es mir vor'm Jahre dachte, ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration," dies bestätigte ihm am eigenen wirklichen Willen die Folgerichtigkeit, der in allen Grenzen des Daseins nachzugehen Grundzug seiner productiven Begeisterung war. Dieser Bestätigung auf Seiten des Staatsdienstes war von außen im dritten Quartal seiner Reform die Geburt des Erbprinzen günstig geworden, der, nach Goethe's Ausdruck, in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe wohlthätig durch die Schwere und Ruhe wirkte; wie auch gleichzeitig der Herzog Hoffnung und Vorsatz aussprach, nach Gewinnung dieses Haltpunktes, Alles, was etwa Gutes in ihm selbst liegen möge, „mit Hülfe Goethe's und des Glücks" zur Ausführung zu bringen. Auch war es nach Ablauf von seinem ersten Kammerjahr im Juni 1783, daß er nach „gar guten Gesprächen mit dem Herzog über viele Dinge, ihn glücklicher und gegen Andere wohlthätiger" zu sehen sich freute, und nach diesem Sommer, daß er ihm die Aussicht in solchen Fortschritt mit ausgeführtem Rückblick auf die ersten Proben ihres Bundes, in dem Geburtstagsgedicht zusendete. Nach Anfang 1784, in seines zweiten Kammerjahrs drittem Vierteljahr „gehen seine Sachen noch immer gut und steht die Hauptsache, das Oekonomicum auf einem guten Grunde." Auch blickte er jetzt „mit vielem Vergnügen auf die zunehmende Gewerkenschaft des Ilmenauer Unternehmens" und hatte „nach überwundenen so mannichfaltigen Hindernissen" am 23. Febr. 1784 die Freude, den neuen Johannisschacht mit jener bekannten körnigen Rede zu eröffnen. Wie das Werk, das die Commission umsonst leitete, auf die mäßigsten Bedingungen gestellt und der Unterbedienten, welche die Gewerkschaft zu besolden hatte, wenige aber gute Leute waren, so vergleichen seine Einweihungsworte die neue Anstalt einem Kinde, dem man mit einer geringen Wohlthat forthelfen kann, und fordern Jeden, auch den Geringsten, auf, gleich von jetzt an durch Mitwirken dafür, wo und wie er's vermöge, sich Betheiligung an der einstigen Freude über des Werkes männliche Erstarkung und Segen, zu verdienen. Wenige Tage nach der Zurückkunft riefen ihn Eissturz und zerstörende Ueberschwemmung nach Jena, wo er in der Verwirrung, was zur Hülfe und nächsten Herstellung nöthig war, mit Hingebung angriff und, wie der Herzog, da er auch dazu gekommen, schreibt, „sich bei der Gefahr sehr brav hielt und die besten Anstalten traf." *)

*) Mitten aus dem Gedränge in Jena, „noch umgeben von Wassern, Eise und Noth"

Vom März bis in den Mai noch öfter tagweise mit der Aufsicht der Bodenarbeiten in Jena beschäftigt, wohnte er sodann den ganzen Juni über, in den Anfang seines dritten Kammerjahres hinein, dem Eisenacher Landtag bei. Obgleich er dabei an dem schleppenden Gang eines in sich mangelhaften Staatsmechanismus kein Behagen finden und wegen der ihm versagten wohlgedachten Abstellung des feudalen Druckes auf dem Landvolk, ein stilles Mißgefühl sich nicht verhehlen konnte, so wußte er doch auch in diesem Betracht sich thätig mit dem, was möglich blieb, zu fassen. Er begann, allmählich an größeren Kammergütern, mit Schonung gegebener Pachtverhältnisse, Theilungen abzuzirken, um einer Mehrheit von minder Bemittelten Erwerbsgelegenheit zu öffnen, und ließ deshalb im Frühjahr 1785, vor Ende seines dritten Präsidialjahres, einen Kammerconsulenten von dem Güterzerschlagungswesen im Darmstädtischen genaue Einsicht nehmen.

So führte Goethe allerdings in den reellen Aufgaben seiner Verwaltung nach Zweck und Leistung die naturgemäße Einstimmung mit der Wirklichkeit praktisch aus, auf welche sein Genius ursprünglich ausging, und welche die Wahrheit seines epischen Vorstellens war. Schon im Frühjahr 1782 sagte er: „Es ist ein erhabenes wunderbolles Schauspiel, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche die Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird; erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich Dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und Dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige." Und: „Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Baty umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner rich-

schrieb Goethe an Jacobi, dem ein plötzlicher Tod seine blühende Frau geraubt hatte, den herzlichen Beileidsbrief, den er mit den Worten schloß: „Ach, warum versäumt man so viele Augenblicke, seinen Freunden wohlzuthun! Ich bin ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat; darum verzeihe, wenn ich trocken und träge scheine." Auch diese Worte sind für ein Geständniß des Dichters von seiner Niederdrückung durch den Staatsdienst völlig ungerechtfertigt ausgegeben worden. In dem Augenblick, wo er dem unglücklichen Freunde mit treuanhaltendem Zuspruch wohlthätig sein möchte, fühlt er natürlich die Gebundenheit durch dringliche Noth um sich her als Fessel, und da er einsylbig sein muß, wo er den Willen hätte, sich an Theilnehmung reich zu zeigen, nennt er sich einen „armen" Sklaven der Pflicht. — Noch mißverständlicher ist die gleiche Beziehung auf eine vermeintliche Amtsverzweiflung bei den Worten, die Goethe schon am 29. Juli 1782, sechs Wochen nach Antritt der Kammerleitung an Lavater richtete: „Von mir hab' ich Dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre." Sie drücken nur die entschlossene Selbstverleugnung aus, mit der Goethe seine praktischen Aufgaben nicht nach seinen Neigungen und für sie, sondern nach ihren wirklichen Bedingungen behandelte, in deren Folge er die wahren Begriffe gewann, während der wundersüchtige Lavater alles Wirkliche auf das Ziel seiner fixen Begriffe hin sehen, deuten, treiben und zwingen wollte.

tigen Praxis immer übereinstimmt; worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe.“ Im Besondern nährte so seine Geistesbefriedigung der Inspectionsritt im Saalthal gegen Ende seines ersten Kammerjahres, im Mai 1783, und gaben ihm die Geschäfte seiner Bergcommission, da sie im September dieses Jahres ihn zu Trebra nach Zellerfeld und in andere Harzgruben führten, „außerordentlich schöne“ Anblicke, wo er „recht in seinem Elemente war und auf dem rechten Wege mit seinen Speculationen über die alte Kruste der neuen Welt;“ worauf die Besuche in Göttingen und Kassel die Stetigkeit dieser Anschauung mit neuen „sehr schönen und guten Sachen“ förderten. Da im Sommer Büttner von Göttingen nach Jena übergesiedelt war und seine naturwissenschaftlich reiche Bibliothek vom Herzog angekauft, von Goethe den Jena’schen Sammlungen anzueignen war, flossen auch hiervon der Betrachtung seiner Winterabendstunden und seiner kleinen naturlustigen Gesellschaft weitere Mittel zu. „Welt- und Naturgeschichte ras’t jetzt recht bei uns,“ sagt er und hat auch schon seine künftige Reise in die Fichtelberge in Aussicht. Als er sodann 1783 in Folge von Jena’s Unglück so wiederholt zu den Bodenarbeiten dahingerufen war, gewannen diese Amtsfahrten noch hohe Würze von seinen Nebengeschäften am Ort, der Verwendung von Büttner’s Bibliothek und dem Austausche mit diesem Naturforscher, der Fortsetzung vergleichender Anatomie mit Loder und Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens. Indem Goethe jetzt auch von seiner Weimarischen kleinen Akademie den geschickten Schüler Waitz im osteologischen Zeichnen nach Camper’s Methode sich üben, und von ihm für seine Abhandlung treffliche Schädelzeichnungen, von dem Director Kraus im nächsten Sommer im Harze charakteristische Felsenzeichnungen für seine Gebirgslehre sich ausführen ließ, stimmte der Betrieb seiner verschiedenen Amtsfelder, die Richtung ihrer Organe, der Sinn der gewonnenen Früchte, — es stimmte Alles zur harmonischen Erfüllung seines allseitigen Verstehens der Wirklichkeit zusamsammen. In dieser Führung zu natureiniger Bildung erhielt sich sein Staatsdienst beständig. Während des Eisenacher Landtags wurde die Zeit zu Felsenbesuchen wahrgenommen, für die der Bergsecretär als Kundschafter vorausging. Auch eine Kammerguts-Inspection mit Bath, die sich an diesen Aufenthalt anfügte, schloß ihm Reichthum und Schönheit der Gegend auf. Dann gingen einem auswärtigen Dienst im Gefolg des Herzogs wieder die „immer vorwärtsrückenden Speculationen, unter dem hellsten Himmel,“ voraus und nach, welche ihm in Zellerfeld und Goslar, auf dem Brocken und der Roßtrappe die wiederholte Harzreise zu Sommers-Ende 1784, dem Anfang seines dritten Kammerjahres, gewährte. Im Spätjahr ward im Verkehr mit Jena Schluß und Versen-

dung der osteologischen Abhandlung bereitet, im Winter Bestätigung ihres Geistes aus Spinoza geschöpft. — Zu Anfang 1785 sind schon die morphologischen Beobachtungen von Pflanzensamen-Entwicklung unter dem Mikroskop im Gang, deren Verhandlung in Jena mit Büttner, neben anatomischen mit Loder, bei Vermehrung des Präparatenkabinets und Ordnung der Bibliothek sich im März wieder zu der Aufsicht über die Wasserbaue gesellt; desgleichen noch im December des Jahres. Auch bei den Amtsbesuchen von Ilmenau, im Juni, am Ende seines dritten, dann November, im zweiten Quartal seines vierten Kammerjahres, gewann die Botanik, das erstemal neben der Gebirgslehre, das zweitemal ausschließlich Raum. Von Mikroskop und Infusorien-Untersuchung war bereits die montanistische Sommerreise über das Fichtelgebirge nach Carlsbad begleitet, dieser Badeaufenthalt endlich, wie noch der des Jahres 1786, war von Bergfahrten umgeben nach immer erweiterten geologischen und morphologischen Sammlungen und methodisch gepflegten Anschauungen mit amtsbefohlenen Geschäftsverwandten, Professoren, Gärtnern, und im Auslande mit dem Vortheil officieller Empfehlung.

Nach solcher Durchschnittslinie überschaut, zeigen somit diese Verwaltungsjahre Goethe's seit seinem Verzicht auf amtliche Kunstschöpfung und Hoftheaterpoesie die wirklichste Einhelligkeit von Plan und Leistung, Praxis und Bildung. Die Ausbeutung, Sicherung, Ordnung der Heimathnatur, Unterhalt und Bereicherung gegebener Anstalten und Förderung ihrer Träger — Alles erscheint in Gegenseitigkeit und ruhigem Wachsthum und führt mit dieser Zunahme den Präsidenten von seinem 33. bis 36. Lebensjahr immer tiefer in die reine Anschauung der wirklichen Dinge uud des sinnlichen Daseins als der Allgegenwart einigschaffender und ewiger Natur. Stellt er selbst in dem gewonnenen Gleichgewicht seiner Kräfte und der Totalität seines individuellen Lebens einen plastischen Menschen dar, so erscheint sein entwickelter Staatsdienst recht eigentlich als ein *gelebtes Epos*.

Neben diesem positiven Proceß geht aber in derselben Periode ein *negativer* eben so ruhig fort, dessen Resultat für Goethe selbst nur um so productiver war. Erst an der Darlegung dieses Processes wird das Hinübertreten der praktischen Thätigkeit in epische Stimmung und episches Dichten vollends deutlich —: sie wird das nächste und letzte Glied unserer ganzen Untersuchung bilden.

Sieben Worte der Verfassung.

„Ich bin nie der Meinung gewesen," äußerte Dahlmann 1849 in der damaligen ersten Kammer, „die Weltgeschichte werde an den übrigen Staaten Europas zwar mächtig umbildend und zum Theil gewaltsam verändernd rütteln, aber vor dem preußischen Staate allein bewundernd und Hut abziehend vorübergehen. Nur allerdings hegte ich die Hoffnung, dieser Staat so vorzüglich edler Anlagen werde auch den Preis des Gelingens davon tragen, daß er ohne eine große und tiefeinschneidende Krise diejenige Entwicklung erlange, die einmal für die neuere Staatsordnung unerläßlich erscheint."

Leider boten wir der Weltgeschichte keinen Anlaß jene Hoffnung zu erfüllen. Sie gewährte uns ein Mal eine seltene Gunst, als sie uns gestattete, den ersten großen Schritt aus dem absoluten Staat heraus, statt unter den zerreißenden Krämpfen innerer Bewegung, unter dem zusammenschließenden Druck äußeren Unglücks zu thun. Aber diese Gunst, seit 1815 verscherzt und verkannt, wiederholte sich nicht. Weil Friedrich Wilhelm IV. noch in der letzten Stunde dem Vereinigten Landtag erklärte: „Keiner Macht der Erde soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk, in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln" — so geschah der zweite große Schritt unter den Schrecken der Revolution. Die constitutionelle Verfassung, deren allmähliche Heranbildung zu befördern es an dem Willen oder an der Einsicht von der geschichtlichen Nothwendigkeit gefehlt hatte, mußte nun plötzlich geschaffen werden. Als dann mitten in der Thätigkeit des Schaffens die elementaren Gewalten wieder niedergeworfen wurden, so sank mit der Sorge auch die Neigung zu vollen und ausreichenden Zugeständnissen an das constitutionelle Princip. Es wurde die Richtung wieder mächtig, die das constitutionelle System als eine sechszigjährige Verirrung Europas bekämpfte, die, unbelehrt durch die jüngste Vergangenheit, zu den Zuständen wieder umlenken wollte, deren Conservirung die Existenz des Staates erschüttert hatte. So wurde, wo es anging, den Consequenzen des Systems Abbruch gethan; es wurde eine Arbeit vollendet, welcher die wichtigsten Garantien noch fehlten. Wir hatten nun eine Volksvertretung, aber es mangelten ihr die verfassungsmäßigen Mittel, um die Regierung in Respect zu halten. Die Wurzel dieser Mängel blieb so lange verdeckt, als die Regierung durch ihren Einfluß auf die Wahlen die zweite Kammer beherrschte, oder als nach der Wendung von 1858 die

Mehrheit des Abgeordnetenhauses das Ministerium freiwillig unterstützte. Sobald aber diese erzwungene oder freie Uebereinstimmung der beiden Gewalten aufhörte, sobald die Militärfrage einen ernstlichen Gegensatz ihres beiderseitigen Willens hervorrief, mußte es an's Licht treten, daß der eine Theil allmächtig, der andere — fast wehrlos war.

Es sind glückliche Menschen, diese Conservativen von der Farbe der Herrenhausmehrheit, deren Herz sich über jenes Factum freut, deren politische Gedanken sich auf die Sorge beschränken, es möge die schöne Erfindung der „Verfassungslücke" und damit die Zeit ihres maaßgebenden Einflusses möglichst lange vorhalten. Daß es die tiefste Verletzung der conservativen Interessen ist, wenn der Staat aus der Bahn seines Grundgesetzes herausgeräth, daß eine solche Periode, wo die vorhandenen legalen Formen sich zum Rechtsschutz unzureichend erweisen, der dumpfen schwülen Stille gleicht, die den Ausbruch gewaltiger Stürme vorbereitet, daran denken diese Köpfe nicht. In keiner Zeit und durch keine Erfahrung sind die Führer der Reaction von der Wahrheit zu überzeugen gewesen, daß es eine Nemesis giebt, die das Ueberschreiten des Maaßes und den Bruch des Rechtes bestraft. Setzen wir den Fall, daß das Ministerium Bismarck mehrere Sessionen überdauert — und falls kein auswärtiger Stoß oder unberechenbare Zufälle unsern Verhältnissen eine andere Richtung geben, so ist dies wahrscheinlich; — setzen wir weiter den Fall, daß die Bevölkerung durch die Erfolglosigkeit des Widerstandes ermüdet in weiten Schichten an der Möglichkeit verzweifelt, auf dem Boden und mit den Mitteln der Verfassung das zu überwinden, was sie als offenbares Unrecht fühlt, — welches werden die Folgen sein? Die Stimmung, die sich heute gegen Minister, Herrenhaus und Feudalpartei richtet, wird noch tiefer sich eingraben, sie wird sich gegen die Fundamente unseres Staatsbestandes, unter Anderm gegen die heutige Verfassung selbst richten. Es wird die Gefahr eintreten, daß noch einmal die Continuität unserer Entwicklung in ähnlicher Weise durchbrochen werde, wie sie nach der Berufung des Vereinigten Landtags durchbrochen wurde. Was ist, so wird man sagen, ein Staatsgrundgesetz werth, welches dem Unrecht die Macht und dem Recht das leere Nachsehen giebt, welches durch eine Institution, wie das Herrenhaus es ist, die kargen Befugnisse unserer Vertretung vollends paralysirt? Wir müssen unsere Rechte von Neuem und auf anderem Fundament aufbauen, der bloße Schein des Constitutionalismus und das Stück Papier, auf dem er aufgezeichnet steht, muß zerrissen werden; — diese Weisheit des Radicalismus wird, so fürchten wir, unter den Fittichen der budgetlosen Verwaltung heranwachsen.

Und hat dieser Radicalismus nicht seine vollwichtigen Gründe? Wenn

theilnahm bei des Herzogs Aufwand für eine mühsame Schweinshatze und große Bewirthung zahlreicher Jagdgäste, bemerkte er: „Die Andern spielen alle ihre Rollen: wie lieb ist mir's', daß ich keine spiele. Ich lasse mich als Gast tractiren, mir als Fremder klagen. Der Hofmarschall flucht, der Oberstallmeister murrt und am Ende geschieht Alles. Wenn diese Hast und Hatze vorbei ist und wir wären um eine Provinz reicher, so wollt' ich's loben. Da es aber nur auf ein Paar zerbrochene Rippen, verschlagene Pferde und auf einen leeren Beutel angesehen ist, so hab' ich nichts damit zu schaffen, außer — daß ich von dem Aufwand nebenher etwas in meine politisch-moralisch-dramatische Tasche stecke."

Daß er im nächsten Jahr schon in den ersten Wochen nach Adelsbrief und Präsidentenbestallung das erste Buch der Lehrjahre neu ordnete, das zweite anfing, das im October wachsende dritte am 12. November schloß, ist schon oben berührt. Es lagen voraus und dazwischen die ersten klaren Genüsse seiner praktischen Resignation: im Anfang 1782 die anmuthigen Gefälligkeiten für die Hofunterhaltung und „gute Stunden mit dem Herzog," im März sein „Mieding," dann jene Sendungen an benachbarte Höfe, wo ihn die verbindliche Sicherheit seines Benehmens und Bereicherung seiner innern Welt beglückte, hierauf die feste Plansetzung seiner erhöhten Stellung. Nun kam der ausdauernde und neu anknüpfende Rückblick auf seine bisherige Dichterentfaltung und die gemessene Abfindung mit der heimischen Gesellschaft hinzu, und indem ihn jetzt der „Wahn, die schönen Körner, die in seinem und seiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesä't und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, ganz verließ, fand er sein jugendliches Glück wiederhergestellt." Mit diesem entschiedenen Aufgeben jener ursprünglich gehegten Hoffnungen auf öffentlichen Kunstausbau und fürstlich begründetes Bildungsleben versichert er zugleich (am 21. November 1782), daß er jetzt „den Geheimrath von seinem neuen Selbst getrennt lasse," d. h. die Geschäfte nicht mit der Perspective auf Kunstpflanzung und schönes Leben, seine Poesie nicht mehr mit der Rücksicht auf Stimmung und Hebung des Hofes einrichte und betreibe. „Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Arbeiten und schreibe in guten Stunden die Märchen auf, die ich mir selbst zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der theatralischen Sendung haben." Für den Fürsten und Hof war er jetzt wesentlich Minister und Verwaltungsmann, Dichter für sich und die wenigen Freunde, deren kleine Zahl er in den nächsten Jahren öfter sein ganzes Publicum nennt. Allein indem er seine Poesie so ganz aus dem praktischen Leben befreit hatte, stand sie erst recht als ganze dem ganzen Leben, als unbefangene dem objectiven ge-

genüber. Ihre schon wachsend freie Entfaltung der erfahrenen Verwicklung des Dichterideals mit Wirklichkeit und modernem Sittensystem in diesen Lehrjahren Meister's gewann eine allgemeinere Bedeutung als die einer bloßen Naturgeschichte mimischer und theatraler Kunst und der Bildungsabenteuer eines dramatischen Dichters. Nicht nur die gelösten Erfahrungen des Poeten und Dramaturgen, auch die des verwaltungführenden Staatsmannes in seiner Ueberschau des Existenzlebens und Gesellschaftsbestandes machte der Fortschritt seiner Selbstverleugnung objectiv und zu epischer Darstellung fähig.

In dreifacher Weise diente die nun folgende dreijährige Geschäftsperiode Goethe's der Vollendung seiner epischen Begeisterung nach Umfang und Reinheit: Erstlich von der Seite, daß er, in der entschlossenen Beschränkung auf die wirkliche Bedingtheit der Leistung durch guten Erfolg belohnt, die äußere Befriedigung in seine individuellharmonische Stimmung aufnehmen und diese Wirksamkeit mit den besondern Fortschritten seiner Anschauung der Vollkommenheit schaffender Natur praktisch wie innerlich vereinigen konnte. Das Zweite war, daß ihm auch bei denjenigen Aufgaben und Anliegen, die außerhalb seines festen Geschäftsplanes lagen, und deren Entwicklung zum Vortheil oder Nachtheil des letzteren zweifelhaft war, seine gründliche Selbstverleugnung den Gleichmuth des Abwartens und die Unbefangenheit des Behandelns gab, die solche Vorgänge als begriffene Erscheinungen dem ruhigen Strome seines productiven Denkens vermählten. Das Dritte war die äußere Vereitlung seiner Geschäftsordnung und die Entscheidung jener andern Bewegung zum Nachtheil der guten Absichten seiner Planmäßigkeit. Denn diese abgewartete Entscheidung vollendete die Totalität seines Beobachtens, bestätigte objectiv seine Lossagung von politischen Einbildungs-Idealen und entband ihn rechtmäßig vom praktischen Dienst. Und hiermit wurde seine Welt und Wirklichkeit, als gleichmüthig entwickelter Zusammenhang des menschlich Eiteln und des praktisch Guten in einer ewigen Natur, ganz nur seiner freien Anschauung überliefert. Der Kammerpräsident trat so ab, daß der Dichter die ganze Erbschaft seiner rein erschöpften Praxis machte, — und diese war das Epos von der ewigen Natürlichkeit der wirklichen Sittenwelt.

Befriedigung für's Erste konnte und mußte Goethe in der Ordnung finden, die in die fürstlichen Finanzen zurückzuführen ihm gelang. Wir wissen aus dem früher gegebenen Ueberblick seines Amtsganges, wie streng er auf seinem Plan hielt, und in den ersten zwei Jahren mit gutem Erfolg. Dort ist schon aus dem Anfang des dritten Quartals seines Kammervorsitzes der Zettel an den Schatullier angeführt, der die Etatüberschreitung des Herzogs auf den Heller berechnet und in Fristen



und Ziffern die Ausgleichung bis Johanni festsetzt, wo er in Ordnung sein müsse oder quittire. Daß er diese Strenge, die sich der Fürst von keinem Andern hätte gefallen lassen, durchsetzte und in der Mitte des vierten Quartals bezeugte, „meine Finanzsachen gehen besser als ich es mir vor'm Jahre dachte, ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration," dies bestätigte ihm am eigenen wirklichen Willen die Folgerichtigkeit, der in allen Grenzen des Daseins nachzugehen Grundzug seiner productiven Begeisterung war. Dieser Bestätigung auf Seiten des Staatsdienstes war von außen im dritten Quartal seiner Reform die Geburt des Erbprinzen günstig geworden, der, nach Goethe's Ausdruck, in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe wohlthätig durch die Schwere und Ruhe wirkte; wie auch gleichzeitig der Herzog Hoffnung und Vorsatz aussprach, nach Gewinnung dieses Haltpunktes, Alles, was etwa Gutes in ihm selbst liegen möge, „mit Hülfe Goethe's und des Glücks" zur Ausführung zu bringen. Auch war es nach Ablauf von seinem ersten Kammerjahr im Juni 1783, daß er nach „gar guten Gesprächen mit dem Herzog über viele Dinge, ihn glücklicher und gegen Andere wohlthätiger" zu sehen sich freute, und nach diesem Sommer, daß er ihm die Aussicht in solchen Fortschritt mit ausgeführtem Rückblick auf die ersten Proben ihres Bundes, in dem Geburtstagsgedicht zusendete. Nach Anfang 1784, in seines zweiten Kammerjahrs drittem Vierteljahr „gehen seine Sachen noch immer gut und steht die Hauptsache, das Oeconomicum auf einem guten Grunde." Auch blickte er jetzt „mit vielem Vergnügen auf die zunehmende Gewerkenschaft des Ilmenauer Unternehmens" und hatte „nach überwundenen so mannichfaltigen Hindernissen" am 23. Febr. 1784 die Freude, den neuen Johannisschacht mit jener bekannten körnigen Rede zu eröffnen. Wie das Werk, das die Commission umsonst leitete, auf die mäßigsten Bedingungen gestellt und der Unterbedienten, welche die Gewerkschaft zu besolden hatte, wenige aber gute Leute waren, so vergleichen seine Einweihungsworte die neue Anstalt einem Kinde, dem man mit einer geringen Wohlthat forthelfen kann, und fordern Jeden, auch den Geringsten, auf, gleich von jetzt an durch Mitwirken dafür, wo und wie er's vermöge, sich Betheiligung an der einstigen Freude über des Werkes männliche Erstarkung und Segen, zu verdienen. Wenige Tage nach der Zurückkunft riefen ihn Eissturz und zerstörende Ueberschwemmung nach Jena, wo er in der Verwirrung, was zur Hülfe und nächsten Herstellung nöthig war, mit Hingebung angriff und, wie der Herzog, da er auch dazu gekommen, schreibt, „sich bei der Gefahr sehr brav hielt und die besten Anstalten traf." *)

---

*) Mitten aus dem Gedränge in Jena, „noch umgeben von Wassern, Eise und Noth"

Vom März bis in den Mai noch öfter tagweise mit der Aufsicht der Bodenarbeiten in Jena beschäftigt, wohnte er sodann den ganzen Juni über, in den Anfang seines dritten Kammerjahres hinein, dem Eisenacher Landtag bei. Obgleich er dabei an dem schleppenden Gang eines in sich mangelhaften Staatsmechanismus kein Behagen finden und wegen der ihm versagten wohlgedachten Abstellung des feudalen Druckes auf dem Landvolk, ein stilles Mißgefühl sich nicht verhehlen konnte, so wußte er doch auch in diesem Betracht sich thätig mit dem, was möglich blieb, zu fassen. Er begann, allmählich an größeren Kammergütern, mit Schonung gegebener Pachtverhältnisse, Theilungen abzuzirken, um einer Mehrheit von minder Bemittelten Erwerbsgelegenheit zu öffnen, und ließ deshalb im Frühjahr 1785, vor Ende seines dritten Präsidialjahres, einen Kammerconsulenten von dem Güterzerschlagungswesen im Darmstädtischen genaue Einsicht nehmen.

So führte Goethe allerdings in den reellen Aufgaben seiner Verwaltung nach Zweck und Leistung die naturgemäße Einstimmung mit der Wirklichkeit praktisch aus, auf welche sein Genius ursprünglich ausging, und welche die Wahrheit seines epischen Vorstellens war. Schon im Frühjahr 1782 sagte er: „Es ist ein erhabenes wunderbolles Schauspiel, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche die Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird; erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich Dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und Dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige.“ Und: „Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Vath umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner rich-

schrieb Goethe an Jacobi, dem ein plötzlicher Tod seine blühende Frau geraubt hatte, den herzlichen Beileidsbrief, den er mit den Worten schloß: „Ach, warum versäumt man so viele Augenblicke, seinen Freunden wohlzuthun! Ich bin ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat; darum verzeihe, wenn ich trocken und träge scheine.“ Auch diese Worte sind für ein Geständniß des Dichters von seiner Niederdrückung durch den Staatsdienst völlig ungerechtfertigt ausgegeben worden. In dem Augenblick, wo er dem unglücklichen Freunde mit treuanhaltendem Zuspruch wohlthätig sein möchte, fühlt er natürlich die Gebundenheit durch dringliche Noth um sich her als Fessel, und da er einsylbig sein muß, wo er den Willen hätte, sich an Theilnehmung reich zu zeigen, nennt er sich einen „armen“ Sklaven der Pflicht. — Noch mißverständlicher ist die gleiche Beziehung auf eine vermeintliche Amtsverzweiflung bei den Worten, die Goethe schon am 29. Juli 1782, sechs Wochen nach Antritt der Kammerleitung an Lavater richtete: „Von mir hab' ich Dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre.“ Sie drücken nur die entschlossene Selbstverleugnung aus, mit der Goethe seine praktischen Aufgaben nicht nach seinen Neigungen und für sie, sondern nach ihren wirklichen Bedingungen behandelte, in deren Folge er die wahren Begriffe gewann, während der wundersüchtige Lavater alles Wirkliche auf das Ziel seiner fixen Begriffe hin sehen, deuten, treiben und zwingen wollte.



tigen Praxis immer übereinstimmt; worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe." Im Besondern nährte so seine Geistesbefriedigung der Inspectionsritt im Saalthal gegen Ende seines ersten Kammerjahres, im Mai 1783, und gaben ihm die Geschäfte seiner Bergcommission, da sie im September dieses Jahres ihn zu Trebra nach Zellerfeld und in andere Harzgruben führten, „außerordentlich schöne" Anblicke, wo er „recht in seinem Elemente war und auf dem rechten Wege mit seinen Speculationen über die alte Kruste der neuen Welt;" worauf die Besuche in Göttingen und Kassel die Stetigkeit dieser Anschauung mit neuen „sehr schönen und guten Sachen" förderten. Da im Sommer Büttner von Göttingen nach Jena übergesiedelt war und seine naturwissenschaftlich reiche Bibliothek vom Herzog angekauft, von Goethe den Jena'schen Sammlungen anzueignen war, flossen auch hiervon der Betrachtung seiner Winterabendstunden und seiner kleinen naturlustigen Gesellschaft weitere Mittel zu. „Welt- und Naturgeschichte ras't jetzt recht bei uns," sagt er und hat auch schon seine künftige Reise in die Fichtelberge in Aussicht. Als er sodann 1783 in Folge von Jena's Unglück so wiederholt zu den Bodenarbeiten dahingerufen war, gewannen diese Amtsfahrten noch hohe Würze von seinen Nebengeschäften am Ort, der Verwendung von Büttner's Bibliothek und dem Austausche mit diesem Naturforscher, der Fortsetzung vergleichender Anatomie mit Loder und Entdeckung des menschlichen Zwischenknochens. Indem Goethe jetzt auch von seiner Weimarischen kleinen Akademie den geschickten Schüler Waitz im osteologischen Zeichnen nach Camper's Methode sich üben, und von ihm für seine Abhandlung treffliche Schädelzeichnungen, von dem Director Kraus im nächsten Sommer im Harze charakteristische Felsenzeichnungen für seine Gebirgslehre sich ausführen ließ, stimmte der Betrieb seiner verschiedenen Amtsfelder, die Richtung ihrer Organe, der Sinn der gewonnenen Früchte, — es stimmte Alles zur harmonischen Erfüllung seines allseitigen Verstehens der Wirklichkeit zusammen. In dieser Führung zu natureiniger Bildung erhielt sich sein Staatsdienst beständig. Während des Eisenacher Landtags wurde die Zeit zu Felsenbesuchen wahrgenommen, für die der Bergsecretär als Kundschafter vorausging. Auch eine Kammerguts-Inspection mit Batty, die sich an diesen Aufenthalt anfügte, schloß ihm Reichthum und Schönheit der Gegend auf. Dann gingen einem auswärtigen Dienst im Gefolg des Herzogs wieder die „immer vorwärtsrückenden Speculationen, unter dem hellsten Himmel," voraus und nach, welche ihm in Zellerfeld und Goslar, auf dem Brocken und der Roßtrappe die wiederholte Harzreise zu Sommers-Ende 1784, dem Anfang seines dritten Kammerjahres, gewährte. Im Spätjahr ward im Verkehr mit Jena Schluß und Versen-

dung der osteologischen Abhandlung bereitet, im Winter Bestätigung ihres Geistes aus Spinoza geschöpft. — Zu Anfang 1785 sind schon die morphologischen Beobachtungen von Pflanzensamen-Entwicklung unter dem Mikroskop im Gang, deren Verhandlung in Jena mit Büttner, neben anatomischen mit Loder, bei Vermehrung des Präparatenkabinets und Ordnung der Bibliothek sich im März wieder zu der Aufsicht über die Wasserbaue gesellt; desgleichen noch im December des Jahres. Auch bei den Amtsbesuchen von Ilmenau, im Juni, am Ende seines dritten, dann November, im zweiten Quartal seines vierten Kammerjahres, gewann die Botanik, das erstemal neben der Gebirgslehre, das zweitemal ausschließlich Raum. Von Mikroskop und Infusorien-Untersuchung war bereits die montanistische Sommerreise über das Fichtelgebirge nach Carlsbad begleitet, dieser Badeaufenthalt endlich, wie noch der des Jahres 1786, war von Bergfahrten umgeben nach immer erweiterten geologischen und morphologischen Sammlungen und methodisch gepflegten Anschauungen mit amtsbefohlenen Geschäftsverwandten, Professoren, Gärtnern, und im Auslande mit dem Vortheil officieller Empfehlung.

Nach solcher Durchschnittslinie überschaut, zeigen somit diese Verwaltungsjahre Goethe's seit seinem Verzicht auf amtliche Kunstschöpfung und Hoftheaterpoesie die wirklichste Einhelligkeit von Plan und Leistung, Praxis und Bildung. Die Ausbeutung, Sicherung, Ordnung der Heimathnatur, Unterhalt und Bereicherung gegebener Anstalten und Förderung ihrer Träger — Alles erscheint in Gegenseitigkeit und ruhigem Wachsthum und führt mit dieser Zunahme den Präsidenten von seinem 33. bis 36. Lebensjahr immer tiefer in die reine Anschauung der wirklichen Dinge uud des sinnlichen Daseins als der Allgegenwart einigschaffender und ewiger Natur. Stellt er selbst in dem gewonnenen Gleichgewicht seiner Kräfte und der Totalität seines individuellen Lebens einen plastischen Menschen dar, so erscheint sein entwickelter Staatsdienst recht eigentlich als ein gelebtes Epos.

Neben diesem positiven Proceß geht aber in derselben Periode ein negativer eben so ruhig fort, dessen Resultat für Goethe selbst nur um so productiver war. Erst an der Darlegung dieses Processes wird das Hinübertreten der praktischen Thätigkeit in epische Stimmung und episches Dichten vollends deutlich —: sie wird das nächste und letzte Glied unserer ganzen Untersuchung bilden.

Sieben Worte der Verfassung.

„Ich bin nie der Meinung gewesen," äußerte Dahlmann 1849 in der damaligen ersten Kammer, „die Weltgeschichte werde an den übrigen Staaten Europas zwar mächtig umbildend und zum Theil gewaltsam verändernd rütteln, aber vor dem preußischen Staate allein bewundernd und Hut abziehend vorübergehen. Nur allerdings hegte ich die Hoffnung, dieser Staat so vorzüglich edler Anlagen werde auch den Preis des Gelingens davon tragen, daß er ohne eine große und tiefeinschneidende Krise diejenige Entwicklung erlange, die einmal für die neuere Staatsordnung unerläßlich erscheint."

Leider boten wir der Weltgeschichte keinen Anlaß jene Hoffnung zu erfüllen. Sie gewährte uns ein Mal eine seltene Gunst, als sie uns gestattete, den ersten großen Schritt aus dem absoluten Staat heraus, statt unter den zerreißenden Krämpfen innerer Bewegung, unter dem zusammenschließenden Druck äußeren Unglücks zu thun. Aber diese Gunst, seit 1815 verscherzt und verkannt, wiederholte sich nicht. Weil Friedrich Wilhelm IV. noch in der letzten Stunde dem Vereinigten Landtag erklärte: „Keiner Macht der Erde soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältniß zwischen Fürst und Volk, in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln" — so geschah der zweite große Schritt unter den Schrecken der Revolution. Die constitutionelle Verfassung, deren allmähliche Heranbildung zu befördern es an dem Willen oder an der Einsicht von der geschichtlichen Nothwendigkeit gefehlt hatte, mußte nun plötzlich geschaffen werden. Als dann mitten in der Thätigkeit des Schaffens die elementaren Gewalten wieder niedergeworfen wurden, so sank mit der Sorge auch die Neigung zu vollen und ausreichenden Zugeständnissen an das constitutionelle Princip. Es wurde die Richtung wieder mächtig, die das constitutionelle System als eine sechszigjährige Verirrung Europas bekämpfte, die, unbelehrt durch die jüngste Vergangenheit, zu den Zuständen wieder umlenken wollte, deren Conservirung die Existenz des Staates erschüttert hatte. So wurde, wo es anging, den Consequenzen des Systems Abbruch gethan; es wurde eine Arbeit vollendet, welcher die wichtigsten Garantien noch fehlten. Wir hatten nun eine Volksvertretung, aber es mangelten ihr die verfassungsmäßigen Mittel, um die Regierung in Respect zu halten. Die Wurzel dieser Mängel blieb so lange verdeckt, als die Regierung durch ihren Einfluß auf die Wahlen die zweite Kammer beherrschte, oder als nach der Wendung von 1858 die

Mehrheit des Abgeordnetenhauses das Ministerium freiwillig unterstützte. Sobald aber diese erzwungene oder freie Uebereinstimmung der beiden Gewalten aufhörte, sobald die Militärfrage einen ernstlichen Gegensatz ihres beiderseitigen Willens hervorrief, mußte es an's Licht treten, daß der eine Theil allmächtig, der andere — fast wehrlos war.

Es sind glückliche Menschen, diese Conservativen von der Farbe der Herrenhausmehrheit, deren Herz sich über jenes Factum freut, deren politische Gedanken sich auf die Sorge beschränken, es möge die schöne Erfindung der „Verfassungslücke" und damit die Zeit ihres maaßgebenden Einflusses möglichst lange vorhalten. Daß es die tiefste Verletzung der conservativen Interessen ist, wenn der Staat aus der Bahn seines Grundgesetzes herausgeräth, daß eine solche Periode, wo die vorhandenen legalen Formen sich zum Rechtsschutz unzureichend erweisen, der dumpfen schwülen Stille gleicht, die den Ausbruch gewaltiger Stürme vorbereitet, daran denken diese Köpfe nicht. In keiner Zeit und durch keine Erfahrung sind die Führer der Reaction von der Wahrheit zu überzeugen gewesen, daß es eine Nemesis giebt, die das Ueberschreiten des Maaßes und den Bruch des Rechtes bestraft. Setzen wir den Fall, daß das Ministerium Bismarck mehrere Sessionen überdauert — und falls kein auswärtiger Stoß oder unberechenbare Zufälle unsern Verhältnissen eine andere Richtung geben, so ist dies wahrscheinlich; — setzen wir weiter den Fall, daß die Bevölkerung durch die Erfolglosigkeit des Widerstandes ermüdet in weiten Schichten an der Möglichkeit verzweifelt, auf dem Boden und mit den Mitteln der Verfassung das zu überwinden, was sie als offenbares Unrecht fühlt, — welches werden die Folgen sein? Die Stimmung, die sich heute gegen Minister, Herrenhaus und Feudalpartei richtet, wird noch tiefer sich eingraben, sie wird sich gegen die Fundamente unseres Staatsbestandes, unter Anderm gegen die heutige Verfassung selbst richten. Es wird die Gefahr eintreten, daß noch einmal die Continuität unserer Entwicklung in ähnlicher Weise durchbrochen werde, wie sie nach der Berufung des Vereinigten Landtags durchbrochen wurde. Was ist, so wird man sagen, ein Staatsgrundgesetz werth, welches dem Unrecht die Macht und dem Recht das leere Nachsehen giebt, welches durch eine Institution, wie das Herrenhaus es ist, die kargen Befugnisse unserer Vertretung vollends paralysirt? Wir müssen unsere Rechte von Neuem und auf anderem Fundament aufbauen, der bloße Schein des Constitutionalismus und das Stück Papier, auf dem er aufgezeichnet steht, muß zerrissen werden; — diese Weisheit des Radicalismus wird, so fürchten wir, unter den Fittichen der budgetlosen Verwaltung heranwachsen.

Und hat dieser Radicalismus nicht seine vollwichtigen Gründe? Wenn

wir von der sachlichen Seite unseres Conflicts, von dem Werth der Armeereform hier absehen und uns lediglich an die constitutionelle Form halten, — ist jemals einer Volksvertretung Härteres geboten, als der unsrigen in diesen Jahren? Wer hat es in allen Verfassungsstaaten Europas verstanden, daß eine Regierung die Armee fast verdoppeln, den Etat für dieselbe um Millionen steigern, das Quantum der persönlichen Last und Leistung der Unterthanen um fast die Hälfte erhöhen dürfe, ohne die volle und definitive Zustimmung der Landesvertretung? Wer hat es begriffen, daß die gesetzlichen Normen der Heeresverfassung durch neue Organisationen tangirt werden dürften, außer nach Genehmigung eines neuen Gesetzes? Wer endlich hat es für constitutionell gehalten, daß eine Regierung den Widerstand gegen einen extraordinären Posten des Etats dadurch bricht, daß sie ihre Zustimmung zu dem ganzen Etat verweigert, daß sie sich entschließt, fortan den gesammten Staatshaushalt ohne gesetzliche Formen zu führen? Ist, wo solche Vorgänge möglich sind, noch im Ernst von einer Theilnahme der Landesvertretung an der Staatsgewalt zu reden?

Wir haben diesen Fragen nichts entgegenzusetzen. Es ist eine unumstößliche Wahrheit, der Kampf, in dem wir stehen, ist eine Krisis der Verfassung, d. h. eine Krisis, in welcher ihr Werth, ihre Garantien, die Vertheidigungsmittel, welche sie bietet, durch die Erfahrung geprüft werden. Den Satz zu bestreiten, daß diese Garantien und Mittel unzureichend sind, wäre vergeblich. Wir können nur gegen die Consequenzen ankämpfen, welche man daraus ziehen, gegen die Stimmung, welche an dem legalen Austrag des Streites verzweifeln, welche nochmals, wie 1848, einen neuen Anfang aus dem Chaos heraus wird machen wollen. Unsere Verfassung ist unvollkommen — ja, aber daraus ergiebt sich für uns nur, daß wir unumwunden die Zielpunkte hinstellen, die ihr noch eingefügt, die zur Sicherung unserer Freiheit noch erreicht werden müssen. Die Zeiten werden kommen, wo die Hingebung des Volkes ein unentbehrliches Gut ist, das man gern um theuern Preis erkauft. In solchen Momenten müssen wir nach den Zielen greifen, die uns 1850 zum Schaden des Landeswohles entgingen.

Wir können den Charakter unserer Verfassung dahin bezeichnen, daß sie auf sehr breiter Unterlage, aber mit um so geringerer Festigkeit erbaut ist. Sie gewährt jedem selbständigen Preußen das Recht der Urwahl, aber sie giebt der so auf einer starken Mitbetheiligung der Massen ruhenden Vertretung nicht die Stellung einer dem Regierungsfactor ebenbürtigen Staatsgewalt. Wir würden uns besser stehen, wenn die Entwicklung — was 1815 sehr wohl möglich war — sich im umgekehrten Verhältniß vollzogen hätte, wenn der Raum der Unterlage enger begrenzt

und dafür das Gebäude selbst auf um so geschlosseneren Grundfesten errichtet worden wäre.

Diese Betrachtung, die heute nur noch ein frommer Wunsch ist, leitet uns auf jene sieben Worte der Verfassung, durch welche das Gleichgewicht zwischen den Staatsgewalten aufgehoben, durch welche in dem constitutionellen Preußen der Regierung nicht das Recht, aber die Macht gegeben worden ist, die Budgetbeschlüsse der Volksvertretung praktisch zu annulliren. Die Geschichte jener sieben Worte ist zwar Einzelnen unter unsern Lesern bekannt, denen insbesondere, welche zur Zeit der Revision der Verfassung an der Spitze der constitutionellen Partei den Kampf führten. Sie mögen uns gestatten, daß wir ihre Weissagungen wiederholen, nachdem sie — in Erfüllung gegangen sind.

Die Grundlage für die Macht jeder Volksvertretung ist bekanntlich ihr Geldbewilligungsrecht. In unbeschränkter Anerkennung dieses Rechts verhieß der §. 6 der Verordnung vom 6. April 1848, durch welche einige Grundzüge der künftigen Verfassung vorläufig garantirt werden sollten: „Den zukünftigen Vertretern des Volks soll jedenfalls die Zustimmung zu allen Gesetzen, sowie die Feststellung des Staatshaushaltsetats und das Steuerbewilligungsrecht zustehen.“ Hier war also sofort neben der Befugniß der Ausgabenregulirung noch die zur Einnahmebewilligung hinzugefügt. Diesen Grundsätzen entsprach der Verfassungsentwurf vom 20. Mai, welcher der „Nationalversammlung“ vorgelegt wurde und von den Ministern Camphausen, Graf Schwerin, von Auerswald, von Patow, Hansemann 2c. unterzeichnet war. Uebereinstimmend mit Art. 99 und 100 unseres Staatsgrundgesetzes begann der Finanztitel jenes Entwurfs mit den beiden Cardinalsätzen, erstens: (§. 70) Alle Einnahmen und Ausgaben des Staats müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalt gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt; zweitens: (§. 71) Steuern und Abgaben für die Staatskasse dürfen nur, soweit sie in den Staatshaushaltsetat aufgenommen oder durch besondere Gesetze angeordnet sind, erhoben werden. Hiermit war Beides, der Rechtstitel zu den Ausgaben wie der zu der Steuererhebung von der Zustimmung der Landesvertretung abhängig gemacht. An dieses Finanzcapitel reihten sich als Schluß des Entwurfs Bestimmungen an, welche zum Theil allgemeiner, zum Theil vorübergehender Natur waren. In dem ersten Alinea von §. 77 z. B. war in ganz singulärer Weise verheißen, daß der König nach erfolgter Annahme des vorgelegten Entwurfs in Gegenwart der vereinbarenden Versammlung das eidliche Gelöbniß ablegen werde. Die allgemeine Anordnung, daß der jedesmalige Träger der Krone den Eid auf die Verfassung zu leisten habe, folgte

dann nach. In dem §. 81 wurde zwischen den Grundsätzen der Verfassung, die sofort in Wirksamkeit treten könnten, und zwischen solchen unterschieden, die, wie z. B. die angekündigten Justizorganisationen, noch einer legislativen Vermittlung bedurften, und deshalb die bisherigen gesetzlichen Normen nicht sofort außer Kraft setzen konnten. In §. 79 wurde die Eventualität einer deutschen Verfassung und ihre Einwirkung auf die preußische Gesetzgebung behandelt. Wie diese Bestimmungen sich auf Uebergangszustände bezogen, so auch der § 82: „die bestehenden Steuern und Abgaben werden fort erhoben, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden." Daß dieser Artikel nur einen transitorischen Sinn haben sollte, ist von den Mitgliedern des damaligen Ministeriums bei der späteren Revision der Verfassung ausdrücklich constatirt worden. Man hatte einen doppelten Grund zur Aufnahme jener Uebergangsbestimmung. In dem Frühjahr 1848 war neben andern Idealen auch das einer völligen Umwandlung unseres Steuersystems aufgestellt. Soweit dieser Drang berechtigte Motive hatte, gab der Maientwurf ihm nach; er verhieß eine Revision, wobei die Bevorzugungen einzelner Personen und Stände abgeschafft werden sollten. Indessen es fanden sich genug schlechte Zahler und Freunde der Unordnung, welche unter der neuen Freiheit auch die Befreiung von den Steuern verstanden, und die daher geneigt waren, sich von ihren Verbindlichkeiten gegen den Staat unter dem Vorwande loszusprechen, daß erst die neuen Gesetze fertig gemacht werden müßten. Dieser Tendenz zur Auflösung staatlicher Ordnung mußte vorgebeugt, es mußte ausdrücklich ausgesprochen werden, daß bis zur vollendeten Revision die verpflichtende Kraft der alten Verhältnisse fortdaure. So entstand der Artikel: die bestehenden Steuern werden fort-, d. h. provisorisch weiter-erhoben, bis die verheißene Neuerung Gesetzeskraft gewonnen hat. In dieser Bedeutung hatte der Paragraph überhaupt nichts mit dem Finanzrecht der Kammern zu thun. Er enthielt nur eine Aussage über die Rechtsgültigkeit der Steuergesetze, aber keine, weder negative noch positive, Erklärung über die constitutionelle Bedingtheit der Steuererhebung. Er wurde deshalb auch nicht unter Tit. VII., der das Finanzrecht der Landesvertretung regulirte, sondern weit entfernt davon, unter einen Anhang gesetzt, der mit der Abgrenzung jenes Rechts nicht das Geringste zu thun hatte. Aber allerdings auch das damalige Stadium der Verfassungsangelegenheit erforderte eine solche provisorische Anordnung, denn die berufenen Landesvertreter sollten die Verfassung erst vereinbaren; und ehe diese Aufgabe vollendet und auf Grund des von der Krone sanctionirten Staatsgrundgesetzes neue Kammern berufen waren, konnte von der Vorlage und Genehmigung eines Staatshaushalteetats nicht die Rede sein;

es konnte also auch während dieser Zwischenzeit die Erhebung von Steuern und Abgaben nicht an die Bedingung einer Aufnahme in den Etat oder einer Anordnung durch besondere Nachtragsgesetze geknüpft werden. Auch in dieser Hinsicht schuf also der §. 82 ein unerläßliches Provisorium. Es sollte gelten bis die verfassungsmäßige Möglichkeit zur ersten Budgetverhandlung gewonnen wäre.

Weil dies die anerkannte Intention der Regierungsvorlage war, so fand der betreffende Wortlaut derselben auch in der Commission der Nationalversammlung keinen dauernden Widerstand. Der Verfassungscommission unter Waldeck's Präsidium fehlte es bekanntlich nicht an Entschiedenheit in der Wahrung der Volksrechte. Aber in ihrem Entwurf vom 26. Juli 1848 haben die drei Artikel nur die Nummern gewechselt. Die beiden ersten kehren an der Spitze des Tit. VIII. über die Finanzverwaltung wieder, der dritte ist unter den allgemeinen Bestimmungen wiederholt. Eines der Mitglieder der Commission bestätigte später, daß dieselbe auf Grund der entwickelten Anschauungen den Artikel angenommen hätte. „Ich bin gutmüthig" gewesen, so wurde jetzt geklagt, „ich habe auf Treue in's Blaue gerechnet."

Nach der Auflösung der vereinbarenden Versammlung wurde die Verfassungsurkunde vom 5. December octroyirt. Die drei Artikel erschienen wörtlich in ihr wieder; die beiden ersten abermals im Eingang des Finanztitels, der letzte als Art. 108, nur verschmolzen mit einigen Vorschriften, welche in dem Maientwurfe dicht vorher oder nachher gestanden hatten. Und doch war die Tragweite des Artikels jetzt in's Unermeßliche erweitert. Man hatte die Paragraphen, die bisher unter der Ueberschrift: „Allgemeine Bestimmungen" einen Anhang zu den Verfassungsentwürfen gebildet hatten, jetzt in zwei Rubriken getheilt, und die letzte derselben mit der ganz neuen Bezeichnung: „Uebergangsbestimmungen" versehen. Hierunter waren nunmehr alle transitorischen Anordnungen zusammengestellt. Dadurch bekam die erstere Rubrik, für welche die ältere Ueberschrift: „Allgemeine Bestimmungen" beibehalten war, einen ganz veränderten Charakter. Sie enthielt jetzt nur noch Grundsätze von dauernder und absoluter Geltung, die gleichsam als bestimmende Allgemeinheit alle früheren Paragraphen der Urkunde einschränkten. Unter ihnen befand sich auch unser dritter Artikel. Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben — dies bedeutete jetzt oder sollte jetzt bedeuten: die Erhebung der Steuern steht über dem Einspruch der Kammern, die Regierung ist unter allen Umständen dazu befugt; das Recht der Volksvertretung beschränkt sich auf die Verwendung. Von einer Beseitigung des Artikels mit der Publication des ersten Etats war nicht mehr die

Rede, vielmehr sollte er der Fels sein, auf welchem sich das unbedingte Uebergewicht der Regierungsgewalt gründete.

Diese Entstehungsgeschichte des entscheidenden Artikels unserer Verfassung ist gewiß etwas Merkwürdiges. Man lernt hier an einem praktischen Beispiel jene Eigenschaft kennen, welche unsere Gegner preußische Pfiffigkeit gescholten haben. Daß Verfassungen, die in Zeiten revolutionärer Gährung rasch entworfen sind, späterhin verbessert oder durchgestrichen werden, ist nicht gerade selten, aber ohne Beispiel ist es vielleicht, daß fundamentale Sätze sich in buchstäblicher Gleichheit durch eine Reihe von Entwürfen hindurchziehen, und daß lediglich durch Ueberschriftsänderungen und daran geknüpfte Interpretationskünste der Nerv ihrer Bedeutung ertödtet wird. Wie gewaltsam diese Procedur übrigens war, läßt sich noch heute aus den Spuren erkennen, die sie in dem Text unserer Verfassungsurkunde zurückgelassen hat. Der Widerspruch zwischen §§. 100 und 109 derselben (er wurde 1849 am schärfsten von Simson entwickelt) ist völlig unheilbar; denn der erstere knüpft die Erhebung der Steuern an die Bedingung ihrer Aufnahme in das Etatsgesetz, der andere verwirft diese Bedingung. Um den Inhalt von Art. 100 mit dem von 109 in Einklang zu bringen, müßte man ihn in sein gerades Gegentheil verwandeln; er müßte lauten: Die Steuern dürfen erhoben werden, obwohl sie nicht in den Staatshaushaltsetat aufgenommen sind. Auch das genügt zur Ausgleichung des Widerspruches nicht, daß man die Worte: „oder durch besondere Gesetze angeordnet sind" ihres ursprünglichen Sinnes, demzufolge darunter Nachtragsgesetze zum Etat verstanden waren, entkleidet, und sie conform mit Art. 109 auf die ganze Steuergesetzgebung bezieht. Denn in diesem Fall wird der Widerspruch nur an eine andere Stelle, nämlich in das Innere des §. 100 verlegt. Die Verfassung würde dann erklären, daß es zwei Formen gebe, welche alternativ, und eine jede selbständig für sich, zur Erhebung der Steuern berechtigten, nämlich theils die einzelnen Steuergesetze, theils die Aufführung einer Einnahme in dem Etat. Aber bekanntlich ist der Anspruch des Staats auf eine Zahlung der Unterthanen immer von der Existenz eines bestimmten Gesetzes abhängig, welches die Art und den Modus der Steuer vorschreibt. Ein anderer Versuch, den Widerspruch zu tilgen, den das Ministerium 1849 anstellte, ist der Erwähnung kaum werth. Durch den §. 100, so lautete diese Ausflucht, werde das Verhältniß der Regierung zu den Kammern, durch §. 109 das Verhältniß zu den steuerpflichtigen Unterthanen regulirt. Das Unhaltbare dieser Unterscheidung liegt zu Tage, da ja eben beide Artikel von der Steuer*erhebung*, also von den Rechtsbeziehungen zwischen der Staatsverwaltung und den einzelnen Steuerzahlern handeln.

Die octroyirte Verfassungsurkunde vom 5. December wurde von den im August 1849 zusammentretenden beiden Kammern einer Revision unterzogen. In der zweiten Kammer hatte die liberale Partei, soweit ihr die Unterstützung der Fraction v. Bodelschwingh zu Theil wurde, die Majorität. Ihre Führer waren Simson, Graf Schwerin, A. v. Auerswald, v. Beckerath &c., während die Herren v. Kleist-Retzow und v. Bismarck den Royalismus vertraten, welcher den König als den wahrsten Vertreter des Volks auf breitester Grundlage betrachtete. In der ersten Kammer überwog bereits ein Conservatismus, der das Königthum nur durch möglichste Abschwächung der constitutionellen Grundrechte glaubte sichern zu können. Hier standen Camphausen, Dahlmann, Kühne, Hansemann &c. an der Spitze der Minorität; die bedeutendste Capacität der Gegner war unzweifelhaft Stahl. Die Debatten, welche sich bei der Berathung des Finanztitels entspannen, sind für unsere gegenwärtige Situation voller Interesse. Der Natur der Sache nach trat in den Mittelpunkt der Discussion die Frage: welcher Einfluß bleibt der Volksvertretung, wenn sie auf die Ausgabenbewilligung beschränkt ist. Während nun diese Frage der Macht sehr verschieden beurtheilt wurde, wagte sich über das Budget-Recht kaum ein dissentirendes Votum hervor. Es war die allgemeine Voraussetzung, daß ein Ministerium die Verfassung verletze, wenn es ohne Etatgesetz fortregiere. Von dieser Voraussetzung aus begründete v. Bodelschwingh-Hagen in der zweiten Kammer einen Antrag auf eventuelle Verlängerung des alten Etats für die Zeit von 4 Monaten. Welche Bedeutung, sagte der Antragsteller, man auch dem Staatshaushaltsetat geben mag, man wird ihn im Minimum doch immer als die Regel und Form betrachten müssen, unter welcher allein die Regierung die Finanzen des Staats administriren darf. Ohne Beachtung dieser Form, ohne diese Regel ist jede Verfügung der Staatsverwaltung über die Finanzmittel des Staats ungesetzlich. Deshalb muß in dem Augenblick, wo kein gesetzlich festgestellter Staatshaushaltsetat existirt, jedenfalls eine wesentliche Stockung in dem Gange der Staatsmaschine eintreten. Für den Fall also, wo durch zufällige Umstände, sei es mit oder ohne Schuld der Regierung, mit oder ohne Schuld der Kammern, der alte Etat abläuft, genügt es nicht — wie in einem andern Amendement unter Voraussetzung des Wegfalls von Art. 108 vorgeschlagen war — die Steuern zu prolongiren, sondern es ist eine Prolongation des Etats erforderlich; denn sonst würden keine Ausgaben von Seiten der Staatsregierung geleistet werden können, ohne daß sie sich dem gerechten Vorwurf aussetzte, über die Finanzen des Staats ohne gesetzliche Autorisation zu verfügen. Hinsichtlich der Ausgaben, erklärte Camphausen als Referent des Centralaus-

schusses der ersten Kammer, ist die Verfassung unzweifelhaft. Es steht fest, daß, wenn aus irgend einem Grunde am ersten Januar der Etat nicht zur Festsetzung gelangt ist, alsdann weitere Ausgaben nicht bestritten werden können, ohne die Verfassung zu verletzen. Der natürliche Gedanke, daß zur Streichung von Ausgaben an sich Ein Factor genüge, daß die Budgetbeschlüsse der Kammer also negativ maaßgebend seien, wurde damals auch von conservativen Männern als selbstverständlich betrachtet. Dies beweist unter Anderm ein Amendement, welches Graf Alvensleben, unterstützt durch Graf Rittberg, v. Witzleben 2c., einbrachte. Danach sollte der Etat in einen ordentlichen und außerordentlichen geschieden und die Streichung von Ausgaben in dem ersteren Theil an die Uebereinstimmung beider Kammern geknüpft werden. Die Observanz, so motivirte Graf Alvensleben seinen Vorschlag, daß die zweite Kammer allein die Macht hat Ausgaben zu streichen, hat sich in anderen Ländern nur deshalb gebildet, weil die erste Kammer in der Regel durch die aus dem Erbrecht oder durch landesherrliche Ernennung hervorgehenden privilegirten Klassen gebildet ist. Unsere erste Kammer — dies Verhältniß dauerte bekanntlich nur bis 1854 — ist dagegen recht eigentlich aus den steuerzahlenden Volksklassen hervorgegangen, und eben deshalb hat sie einen Anspruch darauf, daß in dem ordentlichen Budget eine Streichung nur mit ihrer Zustimmung vorgenommen werde. Was geht aus diesem Antrag hervor? Diese Männer hatten die betreffenden Artikel der Verfassung genau in dem Wortlaut vor sich, der in unserer heutigen Urkunde steht, aber der Gedanke war ihnen vollkommen fremd und unfaßbar, daß das Etatsgesetz, weil es, wie alle Gesetze, die Uebereinstimmung der Krone und der beiden Kammern erfordere, durch die einfache Weigerung des ersten Factors vereitelt, dauernd vereitelt werden dürfe. Sie gingen von dem Grundsatze aus, daß die Streichungen der zweiten Kammer — vorbehaltlich natürlich des Rechtes der Krone zu einer Auflösung und Appellation an das Land — endgültig seien; und eben weil dies Princip für sie feststand, schlugen sie mit Rücksicht auf den damaligen Charakter der ersten Kammer, als einer Repräsentation der Höchstbesteuerten, vor, daß seine Geltung auf die Grenzen des ordentlichen Budgets beschränkt werde. Niemand dachte an die Möglichkeit, daß das abstracte Recht der Negation der drei Factoren von dem Gebiet der allgemeinen Gesetzgebung schrankenlos auf die Budgetangelegenheit übertragen werde, daß die Krone durch ihr Veto ein Etatgesetz etwa so hinausschieben könne, wie ein Gesetz über Gewerbefreiheit, über obligatorische Civilehe und dergleichen. Lag es doch zu Tage, daß ein solches Veto, während es hier nur die Fortdauer der alten Ordnung zur Folge hatte, dort zu einem Punkt führen

mußte, wo mit dem Ablauf des letzten Etats überhaupt jede Ordnung aufhörte. Nur das eine Recht vindicirte man der Krone, die Volksvertretung aufzulösen, wenn sie sich mit ihr nicht einigen könne, das Land um seine Meinung zu befragen. Um für diesen Fall — von zufälligen Verzögerungen abgesehen — der Regierung Zeit und die Möglichkeit zu gewähren, die Staatsausgaben legal fortzuleisten, wurden die Anträge auf eine vier- bis sechsmonatliche Prolongation des alten Etats gestellt. Aus praktischen Gründen, weil das Budget sich nicht zerstückeln lasse, concedirte die erste Kammer sogar zwölf Monate.

Nur einem Redner dämmerten schon damals allerhand Gedanken, die mit der heutigen Regierungstheorie sehr nahe verwandt sind. Herr v. Bismarck übertrug schon in jener Zeit das Princip des absoluten Veto der Krone mit Bewußtsein auf das Budgetgebiet. Wie im Allgemeinen alle älteren Gesetze fortdauern, bis die neuen die Zustimmung der Kammern und der Krone gefunden haben, so müßten auch die Bestimmungen des Etats über die Ausgaben in Kraft bleiben, bis sie durch ein neues Gesetz auf dem Wege der Vereinbarung geändert seien. Das Falsche dieses Vergleichs lag auf der Hand, da jedes Etatgesetz das bestimmte Zeitmaaß seiner Gültigkeit in sich trägt, aber der Kern des Gedankens lag auch nicht in jener schiefen Analogie, sondern in dem allgemeinen Grundsatz, daß auch die bisherigen Ausgaben nur mit Genehmigung der Krone beschränkt werden dürften. Uebertrug man diesen Grundsatz ohne Unterschied auf alle Posten des Budgets, mochten sie ordinäre oder extraordinäre, mochten sie auf die Dauer oder bisher nur auf bestimmt bemessene Zeit bewilligt sein, so mußten daraus Folgen hervorgehen, gegen welche alle Vorkehrungen, wie sie Bodelschwingh und seine Gesinnungsgenossen treffen wollten, vollkommen wirkungslos wurden. Was hilft ein vier- oder selbst ein zwölfmonatliches Provisorium, wenn das absolute Veto noch länger als 12 Monate geübt wird? Diese bodenlose Lücke auszufüllen, dazu würden alle Verfassungsparagraphen der Welt nicht ausreichen. Niemand dachte daran, hiergegen Präventivmaaßregeln zu treffen, weil Niemand eine solche Lücke sah oder anerkannte.

Wie gesagt, die Gedanken des Herrn v. Bismarck blieben damals isolirt und unbeachtet. Ja, die Sicherheit ihrer Rechtsüberzeugung übte auf das Votum vieler Abgeordneten über die Cardinalfrage einen offenbar ungünstigen Einfluß aus. Es gab in beiden Kammern eine gute Anzahl von Köpfen, die nicht begriffen, daß zu dem Recht eines Staatsfactors noch ein Moment hinzugehöre, nämlich die Macht, es zu vertheidigen. Die gutmüthige Gedankenrichtung dieser Naturen wurde dann von denen ausgebeutet, welche bewußte Gegner der constitutionellen Sache

waren. Es war der naive Ausdruck jener politischen Unerfahrenheit, wenn ein Abgeordneter z. B. ausrief: wie soll ein Ministerium weiter regieren, sobald es zwar Einnahmen hat, aber keine Ausgaben machen kann? — wenn ein anderer versicherte: die Budgetverweigerung ist ein ausreichendes Mittel, ein Ministerium zu stürzen, welches dem Bewußtsein des Volks entgegensteht; die Steuerbewilligung ist also ein Recht, dessen wir nicht bedürfen, ja dessen Forderung aus einem Gefühl constitutioneller Schwäche entspringt. „Glauben Sie," fragte der Abgeordnete Urlichs, „daß, wenn (nach einem Appell an das Land) die neue Volksvertretung ihr feierliches Ja zu dem Urtheil (ihrer aufgelösten Vorgängerin) sagt, daß es in Preußen Menschen giebt, welche so verblendet sein sollten, das Staatsruder noch in ihren Händen zu behalten? Glauben Sie, daß einer der Hohenzollern zweimal die Stimme des Landes an seinen Ohren unbeachtet vorübergehen lassen wird?" „Der Zweck, den man im Auge hat," meinte Graf Arnim, „die Regierung zur Nachgiebigkeit zu nöthigen, kann eben so durch die Ausgabenverweigerung erreicht werden. Wo ein wahres Bedürfniß im Volk ist, macht es sich auch ohne solche Mittel Bahn. Vertrauen wir nach beiden Seiten, vertrauen wir auch der Krone, daß sie nicht ein Ministerium aufrecht erhalten, ein System verfolgen werde, wenn es dem entschieden ausgesprochenen Sinn des Volkes widerspricht!" „Ein Mißtrauensvotum, gegeben durch Nichtbewilligung des Budgets," erklärte Graf Rittberg, „muß ein constitutionelles Ministerium veranlassen, sich dem Willen der Kammer zu fügen oder abzutreten, oder durch Auflösung an das Volk zu appelliren. Es muß dies um so mehr thun, als mit dem alten Etat auf die Dauer nicht zu regieren ist. Schon die Nichtbewilligung der außerordentlichen Ausgaben wird das Ministerium nöthigen, sich mit den Kammern in's Einvernehmen zu setzen." Herr v. Manteuffel war so vorsichtig, nur im Allgemeinen zu behaupten, daß die Volksvertretung ja hundert andere Mittel habe, ihr Recht geltend zu machen. Man muß allerdings berücksichtigen, daß die Abgeordneten von der Voraussetzung ausgingen, es werde demnächst ein Gesetz über die Ministeranklage fertig werden. Damit wäre das Budgetrecht der Kammern wenigstens nicht ganz in die Luft gestellt gewesen. Indeß bei den Führern der Conservativen waren die Schilderungen von der übrigbleibenden Macht der Landesvertretung doch nur eine façon de parler. Sie sahen klar, daß der Art. 108 jenen durchgreifenden Einfluß auf den seltnen Moment von Anleihen oder neuen Steuern beschränken werde, wenngleich sie diesen dürftigen Rest reeller Macht durch schöne Worte möglichst auszustaffiren suchten. „Es giebt Gründe genug," sagte Stahl, „welche eine legale Regierung nöthigen, die Kammern bei gutem Willen zu erhalten, während

eine illegale, welche die Verfassung brechen will, sich auch an die Steuerverweigerung nicht kehren wird. Die Kammern werden jährlich berufen, sie haben die Zustimmung zu allen Gesetzen, zu neuen Steuern, zu Abänderungen im Staatshaushaltsetat, die Ministeranklage steht ihnen frei, sie haben das Recht zu Interpellationen, sie wirken durch die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen, sie werden durch die Tagespresse unterstützt, die öffentliche Meinung steht ihnen zur Seite." In diesem langen Verzeichniß war doch außer den neuen Steuern und dem noch zukünftigen Anklagerecht gegen die Minister kein Punkt, der über die bescheidene Linie einer moralischen Einwirkung hinausging; kein Punkt, der den Einfluß der Landesvertretung nicht nur für bewegte und ungewöhnliche Zeiten, sondern für jede Zeit garantirte. Daß der Antheil an der Legislative für die Kammern kein Pressionsmittel werden könne, da das Interesse an einer organischen Neugestaltung weit mehr bei der liberalen Opposition, als bei einer ihr entgegenstehenden Regierung liegt, war dem Redner schwerlich entgangen, und sicher nicht ohne Ironie berief er sich auf die Festigkeit und die unwiderstehliche Kraft der öffentlichen Meinung, der in's Gesicht zu schlagen er ja später für den Hauptberuf des Herrenhauses hielt.

Auf Seiten der Liberalen stand in dieser Frage theils das Beispiel der alten Stände, theils das Vorbild so ziemlich aller constitutioneller Länder, theils endlich der Begriff eines Gleichgewichts der Factoren im constitutionellen Staat. Daß die alten Stände es als ihr wichtigstes und ursprünglichstes Recht betrachteten, ihrem Fürsten die verlangten Zuschüsse unter Umständen zu verweigern, war eine allbekannte Thatsache. Es ließ sich auch geschichtlich nicht halten, daß dieses Weigerungsrecht sich nur auf neue Auflagen, nicht auf die herkömmlichen, nur auf directe Abgaben, nicht auch auf indirecte, Zölle :c. bezogen habe. So blieb nur der Unterschied, daß im Mittelalter der Landesherr selbständige Einkünfte besaß und daß viele Verpflichtungen nicht in Geld, sondern in Diensten und Naturalien geleistet wurden. Aber jene Einkünfte reichten doch auch zum Bedürfniß nicht aus, mithin übte die Beitragsweigerung der Stände eine ähnliche zwingende Wirkung aus, wie eine constitutionelle Verweigerung der Steuern, und soweit diese Wirkung schwächer war, stand den Ständen noch das altgermanische Recht des bewaffneten Widerstands zur Seite. Die Analogie war demnach nicht abzuleugnen, und die gewandte Dialektik Stahl's machte nur den Versuch, ihre Zulässigkeit im Princip zu bestreiten. „Dieses Recht der Steuerverweigerung ist eben ein Ausfluß des ständischen Systems, eine Consequenz der Anschauung, die den höheren Staatsbegriff noch nicht kennt und auch die Beziehungen zwischen dem Fürsten und den

Ständen als ein Aggregat von Privatverhältnissen betrachtet. Als ein solcher Rest mittelalterlicher Verhältnisse ist es in England auf die neue Zeit übergegangen. Wir aber bewilligen nicht dem Fürsten, sondern dem Staat, dessen Existenz nicht in Frage gestellt werden darf. Und wenn dieser Staat durch die herrschenden Regierungsgrundsätze dauernd, durch das Votum der Kammern aber, welches ihn aus dem Bann jener Grundsätze erlösen kann, nur momentan erschüttert wird?" — Hier bricht die Gedankenfolge ab. Es wird eben übersehen, daß, wie im Mittelalter die Interessen von Fürst und Ständen, so im modernen Staat das Wohl der Nation und die Fortdauer eines bestimmten Regierungssystems in unverträglichen Gegensatz gerathen können.

Die Opposition dieses Conservatismus gegen das Steuerbewilligungsrecht hat sich stets weniger auf dieses Recht an sich, als auf die Bevölkerungsklassen bezogen, denen seine Ausübung vorzugsweise zufallen würde. Wäre es möglich, das mittelalterliche Ständethum wiederherzustellen, oder etwa aus den 90 Delegirten des alten und befestigten Grundbesitzes und ihrer Standesgenossen ein preußisches Unterhaus zu bilden, so würde jenes Recht wahrscheinlich als ein Ausfluß uralter deutscher Freiheit gepriesen und das Nein unter Umständen so rücksichtslos ausgesprochen werden, wie wir dies bei anderen Vorlagen, der Civilehe, den Wuchergesetzen, der Kreisordnung ꝛc. trotz aller Nothstände des Staates erlebt haben. Es ist entweder der Interessengegensatz gegen das Bürgerthum, oder doch das Mißtrauen in seine politische Befähigung, weshalb unsere Conservativen die Analogien der Vergangenheit wie die Vorbilder der Gegenwart ablehnen, weshalb sie, da einmal die Nothwendigkeit einer Constitution nicht mehr geleugnet werden kann, wenigstens den Standpunkt einnehmen, daß für Preußen ganz specifisch preußische Verfassungsgrundsätze erforderlich seien. Wenn die Liberalen sich auf den Satz beriefen, daß das, was allen Constitutionen gemeinsam sei, doch wohl zum Wesen des Constitutionalismus gehören müsse, so kehrten die Conservativen jene ganz absonderliche Natur und Aufgabe des preußischen Staats und seines Königthums hervor, oder sie erinnerten an die üblen Erfolge des Constitutionalismus in den größeren Staaten des Continents, in Frankreich, Spanien, Neapel, an seine unbewährte Tugend in Belgien; kurz, ihr Gedankengang nahm eine Richtung, die sich nicht blos gegen die Eine Grundsäule des Verfassungsstaats, sondern gegen diese Staatsform überhaupt kehrte. Geängstigt durch die möglichen Gefahren, welche dem Staat aus dem Parlament erwachsen könnten, wollten sie die Macht desselben wenigstens auf ein Minimum reduciren. Sie stellten, wie heute, nur die Alternative auf zwischen einem Scheinkönigthum und einem Scheinconstitutionalis-

mus, d. h. sie erklärten Königthum und Verfassung, Königthum und reelle Schranke seines Willens für unverträglich, und sie erstrebten die Ohnmacht der letzteren, um die Allmacht des ersteren zu erhalten.

Es war eben dieses dritte Moment, die Verderblichkeit einer Scheinverfassung, die Nothwendigkeit eines Gleichgewichts zwischen den Factoren des constitutionellen Staats, welches von den Liberalen mit überlegenen Gründen entwickelt wurde. In der ersten Kammer rückte Dahlmann die einzelne Frage in das Licht eines weltgeschichtlichen Zusammenhangs. „Die Auseinandersetzung zwischen Fürstenmacht und Volksfreiheit ist der bewegende Mittelpunkt, von dem aus die neueren Staatsordnungen sich bilden. In dieser Entwicklung werden und müssen gewisse große Grundwahrheiten zur Anerkennung kommen, wie sehr auch der subjective Wille sich dagegen sträube. Es ist das ursprünglichste Volksrecht, daß diejenigen, welche die Steuern zahlen, sie auch bewilligen. Ich bekenne mich unterthan diesen Satzungen! Ich stimme für keine Fassung, die das geschlossene Thor der Revolution wieder aufreißen will!" „Die Zeit ist gekommen," sagte v. Auerswald, „wo die Throne nur noch auf verfassungsmäßiger Ordnung feststehen, wo sie auf die entwickelte Mündigkeit des Volks sich gründen müssen. Es handelt sich um das Recht, welches ein conservativer Staatsmann, ein Burke, für das edelste Vorrecht des Parlaments erklärte, um eine der wenigen aber großen Garantien, die zu aller Zeit und in allen Ländern als wesentliche Bestandtheile der constitutionellen Monarchie gegolten haben." Mit jener männlichen Gradheit, die ihm auch in ungünstigen Zeiten die entfremdeten Gemüther wieder erobert, erklärte sich Graf Schwerin: „Es giebt kein Recht, wenn sich nicht an dasselbe ein gesetzliches Mittel knüpft, es geltend zu machen. Ich bin mir bewußt, mit diesem Mittel gebe ich dem Volke die Macht in die Hand, seinen Willen den Regierungsgrundsätzen gegenüber zur Geltung zu bringen, ich glaube aber auch, daß es das Wesen der constitutionellen Monarchie bedingt, daß das Volk ein solches gesetzliches Mittel besitze. Wie wir entschlossen sind, der Anarchie entgegenzutreten und uns des festen und entschiedenen Haltens an dem Königthum bewußt sind, so wollen wir auch, wo es sich um den Kern der Volksrechte handelt, kein Haarbreit weichen. Für die Zukunft des Vaterlandes werden aus der Verfassung nur dann schöne Früchte heranreifen, wenn im Volke das Bewußtsein lebendig ist, daß es in letzter Instanz das Mittel in der Hand hat, sich der Willkür entgegenzusetzen." Am klarsten und erschöpfendsten wurde die Frage von Camphausen in der ersten Kammer behandelt. Er entwickelte das Problem, das von den Gesinnungsgenossen unter den Begriffen Ebenbürtigkeit oder Gleichgewicht der Factoren, Erhebung der Volksvertretung zu einer wirk-

lichen Staatsgewalt, dargestellt worden war. „Es ist unsere Aufgabe,“ sagte er, „eine Institution zu schaffen, welche die Garantie ihrer Existenz, ihrer Wirksamkeit und Dauer in sich selbst trägt und welche von der Regierung nicht überwältigt werden kann, wie sie selbst die letztere nicht zu überwältigen vermag. Auf Seiten der Regierung steht die materielle Macht, eine gehorchende Armee, die volle Executive, das absolute Veto bei der Legislation, auf der andern Seite steht eine Urkunde. Dieses Mißverhältniß kann nur aufgehoben werden, wenn der Volksvertretung die wenigstens indirecte Macht gegeben wird, ihre Sache im äußersten Falle der Entscheidung der steuerzahlenden Nation anheimzustellen. Alle Motive, welche man hiergegen aus Verhältnissen anführt, die außerhalb der Verfassung liegen, der innige Verband der Dynastie mit dem Volke, gegenseitiger guter Wille, gegenseitiges Vertrauen, gehören nicht hierher; denn es handelt sich darum, durch die Institution selbst jeden Factor so auszustatten, daß er den andern zwingen kann, an der Verfassung festzuhalten. Jeder Theil muß so selbständig sein, daß der andere es nicht wagen kann, ihn zu verletzen, ohne die Gefahr eines Kriegs von ungewissem Ausgang. Die Ausgabenbewilligung allein begründet eine solche Stellung nicht, sie bietet keine Garantie. In alter Zeit bewahrten die Stände die Steuern in ihrem Landkasten auf, in der richtigen Einsicht, daß eine Regierung, welche die Mittel für dringende Bedürfnisse habe, sie auch verwenden werde. Jene indirecte Macht wird ebensowohl auf die Maximen der Regierung, als auf die Haltung der Volksvertretung eine heilsame Wirkung üben. Innerhalb der Regierung wird sie den Willen zur Einhaltung der Verfassungsvorschriften stärken, die Achtung vor den Volksrechten erhöhen. Man benimmt sich nun einmal anders gegen die Republik Krakau als gegen die Republik Frankreich, obwohl die völkerrechtlichen Grundsätze dieselben sind. Für unsere innere politische Frage gilt dieselbe Erfahrung. Hier ist der Unterschied, daß die Regierung in dem einen Fall verfassungsmäßig regieren kann, wenn sie will; und daß sie in dem anderen Falle es muß, auch wenn sie nicht will. Aber auch innerhalb der Volksvertretung wird der Besitz der vor der Willkür schützenden Macht das Gefühl der Pflicht, die Vorsicht und Mäßigung im Gebrauch ihrer Rechte erhöhen. Weil durch die Anwendung des äußersten Mittels nicht blos für die vorhandene Kammermajorität die Auflösung herbeigeführt, weil damit zugleich die Existenz der Verfassung selbst bedroht werden, weil es ein Spiel um Alles sein würde, welches verloren gehen muß, wenn nicht die besitzenden Klassen der Nation hinter ihrer Vertretung stehen, — darum würde das Steuerverweigerungsrecht, wie es denn thatsächlich in älteren constitutionellen Staaten nicht geübt ist,

nur im Fall der schlimmsten Gefährdung der nationalen Interessen zum praktischen Gebrauch kommen. Vielmehr werden beide Theile nachgiebiger gegen einander sein, weil beide bewaffnet sind, und am wenigsten in Preußen, wo der Einfluß des Königthums factisch so groß ist, wo also bei einem Mißbrauch des Rechts die Niederlage des Parlaments im voraus entschieden wäre, würde durch das erworbene Rüstzeug die Landesvertretung der Krone überlegen werden."

Die staatsrechtlichen Grundsätze, welche die Gegner diesen Deductionen gegenüberstellten, reichten für ihre praktischen Wünsche nicht aus. Es war ein annehmbarer Vordersatz, wenn sie das Princip hinstellten: „es solle kein Factor gezwungen werden, unbedingt dem Willen des anderen nachzugeben. Auch der König solle nach seiner freien Entschließung ohne Zustimmung der Kammern nicht handeln dürfen." — Wir könnten befriedigt sein, wenn diese Thesen heute praktisches Recht wären, wenn das Abgeordnetenhaus in der Lage wäre, jedem einseitigen Vorgehen der Regierungsgewalt eine wirksame Negation entgegenzusetzen. Aber man war fern davon, aus dieser Theorie der gegenseitigen Bedingtheit die praktischen Consequenzen zu ziehen. An die Stelle solcher Folgerungen traten die Schlagwörter der Partei, von der Lotterie der Wahlen, von der Tyrannei der wechselnden Majoritäten. Stahl führte aus, daß bei der Abhängigkeit der Verwaltung von den Geldmitteln der König trotz des absoluten Veto, der Armee und der Beamten zum Vollziehungsbeamten der Wähler werden würde. „Der Art. 108 ist die Scheidelinie zwischen dem Scheinkönigthum und dem beschränkten Königthum; wird er gestrichen, so ist die Souveränetät der Bourgoisie, oder auch der Demokraten proclamirt; die edle sittliche Abhängigkeit der Könige von dem Geist ihres Volkes ist in das niedere Band finanzieller Abhängigkeit verwandelt; der Schwerpunkt der Gewalt in die Majorität verlegt."

Diese Schlagwörter, ferner die Erinnerungen an die Extravaganzen des Revolutionsjahres, an die Leidenschaftlichkeit der constituirenden Versammlung, endlich der Einfluß der Regierung gewannen wenigstens in der ersten Kammer die Oberhand. Die Mehrheit beschloß die sieben Worte zu conserviren; auch der vermittelnde Vorschlag des Centralausschusses, das Recht zur Forterhebung auf die bis 1849 existirenden Steuern zu beschränken und so die jährliche Votirung Seitens der Kammern allmählich anzubahnen, wurde nicht angenommen. Dagegen entschied sich die zweite Kammer für die Streichung der Worte, räumte aber für den Fall einer Differenz beider Häuser der Regierung die Befugniß ein, bis zur erfolgten Einigung derselben die Steuern zu erheben. Bei der damaligen Zusammensetzung der ersten Kammer hatte diese Abstumpfung des Prin-

cips einigen Sinn. Nachdem es später der feudalen Partei gelang, sich ihre Herrenhausburg zu erbauen, würden jene Beschlüsse freilich, auch wenn sie gültiges Recht geworden wären, für den heutigen Stand der Verhältnisse keine Hülfe bieten. — Eine Vermittlung zwischen beiden Revisionskammern gelang nicht. Eine jede lehnte die Beschlüsse der andern wiederholt ab. Von Seiten der Regierung aber war an ein Nachgeben nicht zu denken, ja, die Verhältnisse lagen derart, daß jede Verzögerung des Verfassungswerks den absolutistischen und ständischen Gegnern desselben einen immer breiteren Spielraum gab. Man mußte annehmen, was geboten war, oder auf jeden Abschluß der Verfassung verzichten. Unter diesen Umständen konnte die Thätigkeit der Liberalen nur noch dahin gehen, die auf ein geringes Maaß beschränkten Volksrechte nicht auch noch bei der Ausgabenbewilligung abzuschwächen. Sie erklärten sich gegen alle Anträge auf Prolongation des Etats. Die Macht gegen eine illegale Regierung war gebrochen; eine legale aber mußte durch die Besorgniß, die gesetzliche Basis beim Abschluß des Jahres zu verlieren, angetrieben werden, um so rechtzeitiger sich für die Feststellung des Etats zu bemühen. Außerdem blieb bei besonderen und unverschuldeten Anlässen immer das Auskunftsmittel, für die Zwischenzeit bis zum Abschluß des Budgets einen provisorischen Credit zu beantragen. So blieb es bei dem Text der Verfassung vom 5. December 1848. Nur an einer andern Stelle wurden in Betreff der Budgetangelegenheit zwei Aenderungen getroffen. Die Regierung beabsichtigte die bisher gewählte erste Kammer, zur Hälfte wenigstens, in eine Pairskammer mit königlicher Berufung zu verwandeln. Mit Rücksicht hierauf bot sie dem Unterhause (Art. 62) das Vorrecht, daß Finanzgesetz-Entwürfe und Staatshaushalts-Etats ihm zuerst vorgelegt werden sollten, und ging schließlich auch auf das Verlangen ein, das Budgetrecht der Pairskammer auf die Annahme oder Ablehnung im Ganzen zu beschränken. —

Wir stehen heute in dem Anfang der Conflicte, welche durch dieses Resultat der Verfassungsverhandlungen hervorgerufen werden mußten. Durch richtige Vertheilung der Gewalten, sagten die Liberalen vor dreizehn Jahren, kann man den principiellen Kampf im Innern des Staates zur Ruhe bringen; aber er wird am ehesten wieder hervorbrechen, wenn die Kammer zwar genug hat, um mehr zu erwerben, aber zu wenig, um nicht mehr zu verlangen. In einem Lande, welches eine freie Presse und öffentliche Landtagsverhandlungen hat, muß eine Bewegung der Geister entstehen, welche die Abgeordneten antreibt ihre eng begrenzte Macht zu erweitern, Eroberungen zu machen. Je weniger durchgreifend ihre Finanzbefugnisse sind, um so leichter werden sie dazu kommen, Streichungen zu

beschließen, welche die Feststellung des Etats erschweren und Conflicte hervorrufen. Auf der anderen Seite wird eine Regierung, welche unbeschränkt über die Einnahmen gebietet, nicht geneigt sein, sich an jene Beschlüsse zu binden. Wie in der untergeordneten Position der Volksvertretung für die letztere ein Reiz liegt zum unruhigen Streben nach einer ausreichenden Competenz, so liegt für die Regierung darin eine Versuchung zum rücksichtslosen Beharren auf dem eigenen Willen. Ist dann der Conflict ausgebrochen — wir entnehmen diese Aeußerungen den Reden Camphausen's, der den schärfsten Blick in die Zukunft bewies, — so muß ein Ministerium, wenn es sich im Amte erhalten will, die Verfassung verletzen. Das ist, auch wenn die Rechtlosigkeit ruhig ertragen wird, ein großes Uebel, es ist der Zustand einer schleichenden Revolution. Dies sind die gewissen Gefahren, die sich an eine Scheinverfassung knüpfen und in die man sich stürzt aus Furcht vor der ungewissen Gefahr eines ehrlichen Constitutionalismus.

Wir haben diesen prophetischen Worten heute nichts hinzuzufügen, außer den Wunsch, daß wenigstens ihr ernstester und trübster Theil niemals in Erfüllung gehen möge. In Betreff des Ausgangs unserer Verfassungskämpfe halten wir uns an Dahlmann's kräftiges Wort: „die Furcht ist mir fern, daß die preußische Volksvertretung nicht das ungeschmälerte Steuerbewilligungsrecht einmal und binnen Kurzem erlangen werde.“ Wer Vertrauen hegt zu unserer germanischen, für die Freiheit und Selbstverwaltung innerlich vorbereiteten Natur, den werden die constitutionellen Experimente romanischer Länder, denen übrigens in neuester Zeit glücklichere Versuche nachzufolgen scheinen, nicht erschrecken. Er wird auch an dem Ausbau des Verfassungsstaats deshalb nicht verzweifeln, weil uns der Himmel keinen Adel und keine Geschichte wie England gegeben hat. Hier gilt es in der That, uns nicht ängstlich nach dem umzusehen, was im Vergleich mit fremden Schablonen uns mangelt, sondern mit frischem Muth unsere Freiheit und Größe auf die Elemente zu gründen, über die wir zu verfügen haben. Sei es denn das Bürgerthum allein mit seiner Tüchtigkeit, seinem Gewissen und seinem Fleiß, wenn unsere Aristokratie nun einmal so geartet ist, daß sie die Ehren des Hof- und Dienstadels der großen Stellung einer politischen Aristokratie an der Spitze der Nation vorzieht. Das besorgen wir also nicht, daß unsere Kämpfe wegen jener Mängel mit der dauernden Ohnmacht der Landesvertretung, mit der Herstellung des Absolutismus endigen könnten. Aber wir fürchten, daß, je klarer das Bewußtsein über unsere factische constitutionelle Lage wird, desto mehr auch das Volk in die Stimmungen zurückkehren wird, die mit dem 31. Januar 1850 überwunden zu sein schienen, daß das Wort Becke-

rath's sich erfüllen werde: Wir gründen mit dem Art. 108 ein baufälliges Haus, das dem nächsten Sturm nicht widerstehen wird. Niemals war es nöthiger als heute, daß große äußere Geschicke uns aus der inneren Erkrankung herausreißen, daß das Bedürfniß gemeinsamer That Fürst und Volk zum Vergleich und die Machthaber zur Gewährung der fundamentalen Landesrechte antreiben möchte. Doch dies liegt in der Hand der Vorsehung. Eins aber ist unabwendbar: nach den Erfahrungen, die wir seit dem October 1862 gemacht haben, muß es der leitende Gesichtspunkt jeder preußischen Volksvertretung werden, Garantien für ihre Existenz und die Respectirung ihrer Rechte zu gewinnen. Das ausschließliche Gewicht, welches die Liberalen bisher auf die Durchführung der Verfassungsgrundsätze in den Kreis- und Gemeinde-Verhältnissen, in der Abgrenzung von Justiz und Verwaltung u. s. w. gelegt haben, wird durch eine zweite noch ernstere Sorge modificirt werden. Es ist doch nicht richtig, daß wir im Centralpunkt gesichert sind und nur darauf zu halten haben, daß der Geist der Verfassung in die Peripherie ausströme. Ein Gesetz zur Begrenzung der Befugnisse von Gensd'armen und Polizisten ist nicht ganz so wichtig für uns, als ein Gesetz über die Anklage der Minister. Aber auch das letztere wird unsere Freiheit noch auf keine feste Grundlage stellen, so lange uns der Weg verschlossen ist, den Widerstand der 350 Vertreter in einen legalen Widerstand der Nation zu verwandeln. Wie bald sich die politische Bewegung in den Schranken des Gesetzes auf dieses wichtigste Ziel — die Streichung der sieben Worte von Art. 108 (jetzt Art. 109) und eine, jede Sophistik beseitigende Declaration von Art. 100 — richten wird, das wissen wir nicht, aber wer da meint, eine solche Bewegung durch religiös-mystische Theorien von dem Ursprung der Fürstengewalt hemmen zu können, versteht den Geist der Gegenwart schlecht. Auch der redlichste Royalismus, soweit er Verstand hat, betrachtet das Königthum nicht als eine Institution, deren Werth absolut in sich selbst liegt, sondern er schätzt diesen Werth nach seinem Dienst für den Staat, nach seiner Unentbehrlichkeit für die Verhältnisse und Interessen des Landes, und er kämpft für die Rechte des Königthums nur, weil und soweit sie von der Wohlfahrt des Vaterlandes untrennbar sind. In diesem Sinne sind in Preußen fast alle Parteien, wenn auch vielleicht mit einigen Abstufungen royalistisch gesinnt. Aber in diesem verständigen Royalismus liegt es zugleich, daß er einen Gegensatz zwischen der Fürstenmacht und den nothwendigen Voraussetzungen der Landesfreiheit nicht gestatten kann, daß er genöthigt ist, die erstere so weit zu beschränken, als die vernünftige und heilsame Ausübung der letzteren es erfordert. Das ist der nüchterne, der mündige, der selbstbewußte Geist unseres modernen Lebens. Diesem Geist die Traditionen

der Geschichte entgegenzuhalten, ist vergeblich; denn er verlangt, daß die Gegenwart sich nach der Beschaffenheit ihrer Bedürfnisse einrichte. Was zu Friedrich des Großen Zeit mühelos war, begeisterte Anhänger für eine möglichst unumschränkte Fürstengewalt zu gewinnen, das ist heute eine fruchtlose Arbeit. Sie mag eine vorübergehende Aussicht auf Erfolg noch in solchen Ländern haben, wo die Vorsehung große Regenten auf den Thron beruft, deren überlegene Einsicht und Kraft den dunkeln Trieben des Volkslebens voraus eilt. Wo aber diese geniale Initiative fehlt, wo die Entwickelung langsam und stockend vorwärts geht und die Leistungen der fast schrankenlosen Regierungsgewalt doch nur eine Geschichte verpaßter Gelegenheiten sind, da muß eine Nation nach eingreifender Mitbetheiligung an den Geschicken des Staats und nach den Garantien streben, welche ihr eine solche Einwirkung zusichern.

Mittheilungen über Gneisenau.

II.

Am 4. September bei Reichenbach hinter Görlitz versuchte Napoleon gegen die schlesische Armee wieder eine Schlacht zu liefern. Er fand aber die leitenden Personen einig, sich nicht hierauf einzulassen.

Die nächste große Frage über die Operationen der schlesischen Armee entstand in der letzten Hälfte des Septembers bei Bautzen, als das große Hauptquartier der böhmischen Armee, welche sich Napoleon nicht genug gewachsen glaubte, die schlesische Armee zu sich heranziehen wollte, was den Unternehmungsgeist Blücher's und Gneisenau's ganz gelähmt haben würde. Der Kronprinz von Schweden war nach der Schlacht bei Dennewitz am 6. September ganz unthätig geblieben und machte keine Anstalten, mit seiner Armee die Elbe zu passiren. Es war vorauszusehen, daß, wenn Blücher nach Böhmen gezogen wurde und der Kronprinz vereinzelt an der Elbe blieb, der Letztere dann noch weniger thun würde. Das einzige Mittel, ihn in Bewegung zu bringen und zugleich der schlesischen Armee wieder freien Spielraum zu gewähren, war, diese letztere dem Kronprinzen in die Nähe zu bringen und ihm dadurch Muth zu machen. Der Obristlieutenant v. Rühle wirkte dieses durch seine Sendung nach Teplitz aus. Er begab sich hierauf zum Kronprinzen, um diesen von der Annäherung Blücher's zu unterrichten und zugleich einen passenden Punkt zum Uebergang über die Elbe ausfindig zu machen. Der Kronprinz schlug hierzu das Dorf Elster vor, bei welchem er schon eine Brücke hatte schlagen, diese aber bei der Annäherung der Franzosen abtragen lassen. Rühle prüfte die Sache an Ort und Stelle, — der Uebergang der schlesischen Armee über die Elbe bei Elster in der Nähe bei Wartenburg wurde beschlossen, und Gneisenau verfügte sich selbst zwei

Tage vor dem Uebergang nach Elster, um den Bau der Brücke persönlich zu leiten. Das Terrain jenseits der Elbe war sehr schwierig und völlig unbekannt. Es fand sich am Tage des Uebergangs, daß man sehr große Schwierigkeiten zu besiegen hatte, die viel Menschen kosteten. York war damit sehr unzufrieden. Indeß die Biegung des Elbarms gewährte sogleich nach dem Uebergang der schlesischen Armee eine sehr feste Stellung, so daß sie, wenn sie von Napoleon angefallen wurde, es mit ihm aufnehmen konnte. Der Uebergang gelang und es war damit ein großer Schritt vorwärts geschehen, um Napoleon endlich mit sämmtlichen Armeen zu umzingeln, so viel Schwierigkeiten auch der Kronprinz machte, darauf einzugehen. Ebenso wenig ließ sich Blücher und Gneisenau durch Napoleon's Versuche von Düben aus nach Magdeburg und Berlin vorzugehen täuschen. Sie verfolgten ruhig den Marsch an die Saale, und so kam endlich die Vereinigung sämmtlicher Armeen bei Leipzig zu Stande. Man hat es getadelt, daß Blücher am 16. October in der Schlacht bei Mökern York ohne hinreichende Unterstützung ließ und ihm nicht das Sacken'sche Corps zur Hülfe sandte. Die Schlachtberichte weisen jedoch nach, daß das Ney'sche Corps von Düben her im Anmarsch und es sehr zweifelhaft war, ob seine Operationen sich nicht gegen York richten würden. Blücher hielt es also für das Gerathenste, für diesen Fall das Sacken'sche Corps in Reserve zu behalten.

Als Leipzig am 19. October genommen war, erklärte Gneisenau auf dem Markt unter den versammelten Generalen, daß man nach Frankreich gehen und Napoleon stürzen müsse, da ohne dieses ein dauernder Friede nicht möglich sei. Wie Blücher hat er unerschütterlich daran festgehalten. Er suchte noch im December 1813 am Rhein in einer besonderen Conferenz Friedrich Wilhelm's III. Bedenken gegen einen Einmarsch nach Frankreich, da dem Könige noch immer die unglückliche Campagne von 1793 vorschwebte, zu beseitigen, — es war wesentlich mit s e i n Verdienst, daß dieser endlich völlig überzeugt wurde, und sich mit dem Einmarsch einverstanden erklärte.

Mich beauftragte Gneisenau, wie schon früher erwähnt, am 3. November 1813 in Gießen, nach Stralsund zu gehen und von den Engländern die für unsere Truppen stipulirten Armeebedürfnisse, bestehend in Waffen, Munition und Bekleidungsstücke in Empfang zu nehmen und die Transportroute dafür durch Deutschland zu reguliren.

Als ich auf der Rückreise Anfang December an der Elbe angekommen, befiel mich, nachdem ich jenen Auftrag ausgerichtet, ein Nervenfieber in Lenzen, welches mich bis Mitte Februar von der Armee fernhielt. Ich traf am 13. in Chalons an der Marne ein und als ich am 15. früh von da weiter in's Hauptquartier fahren wollte, begegnete mir am Ausgange der Vorstadt das Blüchersche Hauptquartier. Meine Freunde hielten mich sogleich an und benachrichtigten mich von den unglücklichen Gefechten bei Mont-Mirail und Etoges: ich erfuhr zugleich, daß der Obristlieutenant v. Oppen, dem ich eigentlich attachirt war, am 14. bei Etoges geblieben sei, — man hatte nur seinen mit Blut gefärbten Schimmel, nicht ihn selbst wieder gefunden. Es ist richtig, wie mir später der Hauptmann v. Scharnhorst als Augenzeuge dieses Gefechts erzählte und wie Müfling S. 129—133 seiner früher erwähnten Schrift auseinandersetzt, daß

Gneisenau am 14. auf dem Rückzug nach Etoges zweifelhaft war, ob man den Marsch auf der Chaussee nach dem Walde von Etoges fortsetzen oder sich rechts in die Weinberge wenden solle, da man bereits von französischer Cavallerie fast völlig umgeben und es zweifelhaft war, ob man sich werde durchschlagen können. Auf Müfling's Zureden entschloß sich Gneisenau zum Rückmarsch auf der Chaussee. Ich meldete mich am 15. sogleich bei Gneisenau, um ihm von dem Zustand der Dinge in Deutschland Nachricht zu geben. Keine erfreuliche Nachricht; denn bei allem guten Willen des Volks waren die Regierungen sehr lässig und die Unterstützung sehr lau. Wir blieben einige Tage in Chalons, Blücher voll Muth, Gneisenau sehr ernst. Eine sehr harte und angreifende sechswöchentliche Campagne sollte folgen.

Zuerst ging es nach Mery. Man wollte die schlesische Armee wieder zur großen Armee ziehen. Um dies abzuwehren, wurde der Oberst v. Grolmann an den russischen Kaiser und unsern König gesandt. Die Sendung bewirkte, daß das Bülow'sche und Winzingerode'sche Corps, welche hinter Soissons standen und vom Norden aus nach Frankreich vorgedrungen waren, dem Oberbefehl Blücher's übergeben wurden. Der Marsch der schlesischen Armee über Ferté-sous-Jouarre nach Soissons war unter Thauwetter, Regen und Nässe sehr beschwerlich und kurz vor Soissons erfuhren wir, daß dieses den Alliirten übergeben worden sei. Nach der kurz hierauf erfolgten Schlacht bei Craon gingen wir nach Laon. Am ersten Schlachttag von Laon war Blücher auf dem Schlachtfelde noch anwesend und wir sahen von der Höhe von Laon den Kampf des Bülow'schen Corps zu unseren Füßen. Blücher mußte sich aber gegen Abend wegen Unwohlsein entfernen. Von den Verhandlungen im Hauptquartier waren wir nicht persönliche Zeugen und erfuhren nur, daß sich französische Legitimisten bei Blücher eingefunden hatten, die ihn zum Marsch nach Paris aufforderten, weil die Franzosen des Krieges müde wären und die Stadt Paris bei unserem Erscheinen sich gegen Napoleon erklären werde. Wenn, wie sich später herausstellte, Gneisenau auf die Verfolgung des geschlagenen Marmont'schen Corps nicht einging und die Vernichtung Napoleon's dadurch aufgehalten wurde — was Müfling S. 165 u. f. dem Einfluß des Bülow'schen Hauptquartiers zuschreibt, — so war dieses allerdings dem ganzen Charakter Gneisenau's und seinem bisherigen Verfahren zuwider, und wenn Gneisenau hierbei einen militärischen Fehler beging, zum Theil aus politischen Rücksichten, so hat gewiß die nicht verborgen gebliebene Krankheit Blücher's und die unsichere Stellung Gneisenau's den älteren Generalen gegenüber mitgewirkt. Blücher konnte uns nur auf dem Weitermarsch zu Wagen begleiten und war immer bei uns. Aber selbst am Schlachttage von Paris, wo ich mich in Gneisenau's Nähe befand, fiel mir die große Vorsicht auf, mit welcher Gneisenau den Corps-Generalen gegenüber verfuhr.

Noch muß ich des Treffens bei Fère Champenoise am 25. März 1814 erwähnen, welches durch ein seltenes Zusammentreffen von Umständen die interessantesten Situationen herbeiführte. Wir marschirten am 25. März früh aus Chalons an der Marne, als die Meldung einging, daß sich auf den Anhöh von Villeseneux ein französisches Corps zeige. Wir hatten für den Auge



nur die Cavallerie-Division des russischen Generals v. Korff zur Hand, aus circa 1500 Dragonern und Kosaken bestehend. Gneisenau beauftragte sogleich den Oberst Krauseneck, sich zu Korff zu verfügen, ihm den Befehl zu hinterbringen, die Franzosen anzugreifen und ihn hierbei zu unterstützen. Ich schloß mich dem Obrist Krauseneck an. Der General Korff trug anfänglich Bedenken auf das Gefecht einzugehen, weil er sich zu schwach glaubte. Krauseneck indeß drängte ihn zum Angriff, schlug seine Bedenken nieder und der Angriff wurde begonnen. Die Franzosen standen mit ihrer Bagage auf der Anhöhe, von welcher sie uns mit ihrer Batterie beschossen. Korff gelangte endlich hinauf. Seine Kosacken suchten die Anhöhe durch eine Schwenkung rechts im Thal zu erreichen und Krauseneck, der sie auf die oben zu erlangende Beute aufmerksam machte, suchte die Attaque zu beschleunigen. So erreichten wir die Höhe und sahen nun die sämmtlichen feindlichen Bataillone der Division aufmarschirt. Die Korff'sche Cavallerie hatte inzwischen ihre Attaque gemacht und kam mit blutigen Köpfen zurück. Inzwischen war auch der russische General Wasiltschikoff mit der Sacken'schen Cavallerie eingetroffen. Krauseneck hatte bisher das Gefecht geleitet; nun erschien Müfling, um die Leitung zu übernehmen. Die russische Cavallerie konnte aber in die französischen Quarrés nicht eindringen. Jetzt war auch Gneisenau eingetroffen, der nun die Leitung übernahm. Kaum hatte er die Stellung der französischen Infanterie untersucht, wobei er sich sehr exponirte, als sich ganz unerwartet der Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm zeigten, welche dem in der Nähe befindlichen Cavalleriegefecht der großen Armee von 12000 Mann Cavallerie gegen die französischen Marschälle Marmont und Mortier beigewohnt hatten und uns nun ganz unerwartet hier fanden. Gneisenau begab sich sogleich mit uns zu den beiden Fürsten, stattete über die Lage der Dinge Rapport ab und bemerkte, daß es an Artillerie fehle, um in die Quarrés einzudringen. Inzwischen war bayrische und würtembergsche Artillerie herangekommen und die Fürsten beorderten sie sogleich, uns Hülfe zu leisten. Nun wurde die Cavallerieattaque auf's Neue begonnen, zuvor aber der Oberstlieutenant Thile, Adjutant des Königs, zum französischen General Pactod als Parlamentair gesandt um ihn aufzufordern, sich zu ergeben. Durch ein Mißverständniß war jedoch während dieser Sendung mit dem Schießen fortgefahren worden; General Pactod wollte daher, da Solches gegen allen Kriegsgebrauch sei, den Oberstlieutenant Thile als Gefangenen bei sich behalten und wies die Uebergabe ab. Thile suchte sich los zu machen. Die Attaque der Cavallerie, von der Artillerie unterstützt, begann auf's Neue — und bald waren die Quarrés genommen. Wir hatten auf der Anhöhe in den Quarrés etwas über die Köpfe der Soldaten Hervorragendes bemerkt, was wir uns nicht erklären konnten. Als die Quarrés genommen waren, ergab sich, daß es die Kutsche des Generals Pactod war, worin sich seine Geliebte befand. Sie wurde sogleich in Empfang genommen, der russische Kaiser wünschte sie zu sehen und sie wurde sehr artig aufgenommen. Wir beritten das Schlachtfeld, auf welchem sich unter den todt Geglaubten viele Soldatenköpfe hervorhoben, die, nachdem das Schießen beendet und die Kosacken sich entfernt hatten, sich wieder aufrichteten. Unsere Pferde waren sehr ermüdet und konnten nur dadurch weiter gebracht werden, daß jeder

einige Heubüschel zu sich nahm und sie dem Pferde des Hintermanns vorhielt. Das Gefecht selbst endigte sich zur größten Genugthuung.

Der Professor Steffens hatte einige Tage vor dem Gefecht zu Gneisenau geäußert, daß er, da die Sache sich noch in die Länge zu ziehen scheine, nach Deutschland zu seinem Beruf zurückzukehren wünsche. Am Tage nach dem Treffen auf dem Marsche kam Gneisenau zu uns heran, wendete sich zu Steffens und sagte: „Nun, Herr Professor, hat es Ihnen gestern gefallen?“ Und auf Steffens' bejahende Antwort: „Wohl! aber glauben Sie denn, daß wir Ihnen alle Tage so etwas machen können? Sie müssen schon zufrieden sein, wenn von Zeit zu Zeit so etwas geschieht. Wir liefern jetzt in einem Monat so viel Gefechte, als im siebenjährigen Kriege in einem Jahr, und so werden Sie sich wohl bis Paris gedulden.“ Nur sechs weitere Tage, und Paris war genommen. — —

Unter der wesentlichen Beihülfe Gneisenau's hatten die Campagnen 1813, 14 und 15 ein glückliches Ende gewonnen. Gneisenau hatte in der Hauptsache die Genugthuung, erreicht zu sehen, was er theils für den preußischen Staat, theils im engsten Zusammenhange mit dem Schicksal des Staates für sich erstrebt hatte. Waren auch die Resultate des Wiener Congresses für Preußen nicht ganz nach Wünschen ausgefallen, so hatte doch Preußen eine möglichst selbstständige Existenz gewonnen, und es kam nur darauf an, dessen innere Kräfte auf's Vielseitigste zu entwickeln und den Staat den Bedürfnissen der Zeit gemäß innerlich auszubauen. Man weiß, welche Ereignisse und Zustände diesen Ausbau verkümmerten. Auch Gneisenau wurde von diesen Verhältnissen betroffen. Er hatte die Hingebung des preußischen Volkes für die Herstellung der preußischen Monarchie in ihrem ganzen Umfange gesehen und war davon ergriffen worden. Jetzt wünschte er, daß dem Volk auch eine angemessene Belohnung dafür zu Theil werde; diese sollte es in einer Repräsentativ-Verfassung finden und diese Verfassung sollte zugleich die Theilnahme des Volks für den Staat dauernd aufrecht erhalten und die Existenz des letzteren dadurch sicher begründen. Zu diesen Ueberzeugungen bekannte er sich offen; er war ein entschiedener Anhänger des liberalen Systems. Was Wunder, wenn auch er, wie entfernt immer von jedem Gedanken radicaler Umwälzung, ein Gegenstand der Intriguen und Verdächtigungen der reactionären Partei wurde. So kam er als Commandirender in der Rheinprovinz um seinen Abschied ein, wurde aber 1817 in den Staatsrath und 1818 als Gouverneur nach Berlin versetzt. Spione der reactionären Partei umgaben ihn, um ihn zu überwachen und verdächtig zu machen. Den persönlichen verbanden sich sachliche Kränkungen. Auch die Militärinstitutionen, die den Militärs von alt-preußischer Farbe zuwider waren, sollten in demselben Geiste umgestaltet werden, dem es gelang die beabsichtigte Volksrepräsentation in feudale Provinzialstände zu verwandeln. Es galt der Landwehr, die an Gneisenau, Boyen, Grolmann und Clausewitz bedeutende Vertheidiger fand. Nach den im Kriege gemachten Erfahrungen hatte sich gezeigt, daß das preußische Volk in kurzer Zeit militärisch auszubilden war. Der preußische Staat war unter den Großmächten der kleinste und mußte alle Mittel aufbieten, sich in dieser Stellung zu erhalten; er konnte im Frieden keine so große Armee unterhalten wie die

übrigen Großmächte: seine Kraft ruhte auf der Theilnahme des ganzen Volks an dem Bestehen des Staats, wie dies die Freiheitskriege gezeigt hatten, und es kam darauf an, neben der unter den Waffen stehenden Mannschaft eine Reserve zu behalten, die im Frieden wenig kostete und im Kriege in die Armee einzutreten bereit war. Dieses sollte die Landwehr sein. Die Militärs vom alten preußischen Schlage boten Alles auf, um dieses Institut zu beseitigen, bei den Manövers wurden alle Mittel versucht, sie als unbrauchbar darzustellen. So insbesondere im Anfange der zwanziger Jahre, bei einem großen Manöver in der Nähe von Potsdam, welchem Gneisenau beiwohnte. Als dieses Manöver trotz aller Gegenbemühungen glücklich von Statten ging, erklärte Gneisenau in Gegenwart der versammelten Officiere ganz laut: „Nun werden wohl die Intriguen gegen die Landwehr endlich ein Ende haben.“ Auch der König war mit den Manövers zufrieden gewesen und hatte sich von der Nothwendigkeit des Landwehrinstituts von Neuem überzeugt, — die Versuche, sie zu stürzen, mußten vertagt werden.

Die eingeleiteten politischen Untersuchungen wegen demokratischer Umtriebe hatten inzwischen ihren Fortgang genommen und wenig oder nichts Erhebliches zu Tage gefördert. Gneisenau hatte sich politisch in großer Zurückgezogenheit gehalten. Als sich endlich der Sturm verlaufen und der König wieder beruhigter geworden, fanden auch gemäßigte Männer wieder sein Ohr; unter andern sein General-Adjutant, der nachmalige Kriegsminister von Witzleben. Das Mißtrauen, welches der König gegen die Männer der liberalen Partei und insbesondere auch gegen Gneisenau gefaßt hatte, machte zum Theil wieder günstigeren Gesinnungen Platz. Der König nahm Gneisenau eines Tages nach dem Diner zu sich an's Fenster und erklärte ihm: Man habe ihn längere Zeit zu verdächtigen gesucht, er, der König habe sich aber von seiner Redlichkeit vollständig überzeugt und Gneisenau habe nun wieder sein altes Vertrauen. Gneisenau wurde hiernächst auch zum Feldmarschall ernannt und erhielt im Jahr 1830 beim Ausbruch des polnischen Krieges das Commando im Großherzogthum Posen.

Als die Anläufe der Reaction im Anfange der zwanziger Jahre im vollen Gange waren und Gneisenau selbst persönlich zurückgesetzt und verletzt wurde, erwartete die liberale Partei von ihm, daß er ganz offen hervortreten und dem Könige das Nachtheilige und Unbegründete der genommenen Maaßregeln vorstellen werde: sie war mit seinem unsicheren Zurückziehen unzufrieden. Gneisenau indeß mußte sich wohl überzeugt haben, daß er nicht durchzudringen vermöge; er hielt sich, seitdem er im Jahre 1818 General-Gouverneur von Berlin geworden war, in der Regel von Weihnachten bis Mai in Berlin, und den übrigen Theil des Jahres auf seinem Gute Erdmannsdorf bei Hirschberg im schlesischen Gebirge auf. Dieses Gut hat wohl die schönste Lage im preußischen Staate, liegt in dem großen, zwei bis drei Meilen breiten und eben so langen Hirschberger Thal, welches vom Riesengebirge und dessen Vorbergen begrenzt wird, etwa anderthalb Meilen vor dem großen Schneekoppenkegel, der hier sehr steil emporsteigt und den höchsten Gipfel des Riesengebirgskammes bildet. Diese Ebene ist von den übrigen Seiten von wenigen hohen mit Fichten bewachsenen Bergen umgeben, es erheben sich aus derselben die grotesken

Fischbacher Berge. Gneisenau hatte vor dem Ausbruche des Krieges 1806 gegen zwanzig Jahre am Fuße des Gebirges als Füselier-Officier und als Hauptmann in den Städten Löwenberg und Jauer gelebt, sich mit einem Fräulein aus einer adelichen Familie dortiger Gegend verheirathet, zuletzt in Kaufung bei Schönau mit einem Rittergute angekauft, er war also in dieser Gegend völlig einheimisch geworden und hatte dort die ihm theuersten persönlichen Beziehungen. Das Gut Erdmannsdorf faßte wohl einen Flächeninhalt von wenigstens 2000 Morgen, die Felder und Wiesen ganz eben und fruchtbar, der dazu gehörige Fichtenwald auf einem benachbarten Berge. In der Nähe des Wohnhauses befanden sich eine Anzahl schöner Teiche, welche von klaren Gebirgswässern gespeist wurden. Das Wohngebäude war sehr zerfallen und Gneisenau faßte den Entschluß, hier ein neues geschmackvolles Wohnhaus — ein Schloß, wie es die Umwohner nennen — zu bauen und es ganz nach seinem Geschmack einzurichten. Die Umgebungen dieses Wohnhauses mit Teichen und Gebüschen ließen sich sehr leicht in einen reizenden Park verwandeln, den er herzustellen suchte. Die ihm vom Könige verliehene Dotation war die Domäne Sommerschenburg zwischen Magdeburg und Helmstädt mit sehr fruchtbarem Boden und schönem Eichenwald, wovon er einen Theil parzellirte, um die sehr beträchtlichen Baukosten für Erdmannsdorf bestreiten zu können, — er besuchte es zuweilen: sein Lieblingsaufenthalt aber blieb Erdmannsdorf, wo er sich den größten Theil des Jahres aufhielt. Hier hatte er in nicht zu weiter Entfernung die Verwandten seiner Gemahlin und Bekannte aus früherer Zeit, er fand in den benachbarten Städten Hirschberg und Schmiedeberg viele gebildete Männer, Gelehrte, Juristen, Aerzte, Kaufleute. Der Prinz Wilhelm hatte sich in der Nähe das Gut Fischbach gekauft und verlebte einen Theil des Jahres daselbst. Im Sommer belebten die Badegäste und die Fremden, welche das Gebirge besuchten, die Gegend. Hier in Erdmannsdorf lebte Gneisenau theils mit der Oekonomie seines Gutes, theils auf die mannichfaltigste Weise geistig beschäftigt. Er interessirte sich fast für Alles, was auf geistigem, politischem und staatswirthschaftlichem Gebiet bedeutend hervortrat. Als Mitglied des Staatsraths, wohnte er in den Wintermonaten in Berlin dessen Sitzungen bei und nahm den lebhaftesten Antheil an dessen Verhandlungen. Gerade in dieser Zeit zeigte sich seine Vielseitigkeit auf's Deutlichste. Er wußte die Männer der Gegend, in denen sich irgend eine bedeutend geistige Seite zeigte, an sich zu ziehen, er suchte ihren Umgang und vereinigte sie von Zeit zu Zeit bei sich in kleineren Mittagsgesellschaften, — dabei behielt er den Gang der politischen, europäischen Angelegenheiten fortwährend im Auge. So war er noch in den letzten Jahren aufmerksam auf die Polen, die sich während der Badezeit häufig in Warmbrunn einfanden, und es war ihm nicht unerwartet, als im Jahr 1829 der polnische Krieg ausbrach. Im Jahr 1830 erhielt er, wie gesagt, das Obercommando im Herzogthum Posen. Hier ist er im Jahr 1831 beim Ausbruch der Cholera erkrankt und gestorben. —

Sein Stern war spät aufgegangen, er war in der Mitte der vierziger Jahre, als der Krieg 1806 ausbrach. Bis dahin kaum gekannt, verschaffte gerade das Unglück, welches den preußischen Staat traf, ihm Gelegenheit, seine geistigen Kräfte geltend zu machen. Er hatte den Krieg und die Feldzüge im

großartigsten Sinne aufgefaßt und er wußte sich trotz seiner Gegner dennoch so nothwendig zu machen, daß sein Rath in den größten Angelegenheiten gehört wurde. In militärischen Dingen genoß er des Königs größtes Vertrauen, sein Rath stand oben an. Mit sicherm Blick erkannte er die Bestimmung Preußens, und mit diesem Blick vereinigte er die Kühnheit eines großartigen Charakters. Wenn er sich zu einer Zeit resignirend zurückgezogen, wo die liberalen Ideen noch ohne tiefere Wurzel in der Masse des Volkes nur in den Köpfen der Gebildeten lebten, so würde er jetzt in der gewonnenen Repräsentativ-Verfassung und in dem gehobenen Geiste der ganzen Nation die sichere Unterlage erblicken, um nach Innen wie nach Außen die Bahn mit Sicherheit zu bezeichnen, welche Preußen, von heimischen und auswärtigen Gegnern gedrängt, einzuschlagen hat.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 23. Februar 1863.

In der gegenwärtigen ereignißvollen Zeit würden unsere Leser uns wenig Dank wissen, wollten wir ihre Geduld für eine Recapitulation der Hergänge in Anspruch nehmen, die seit vier Wochen von ihnen durchlebt sind. Seit unserem letzten politischen Bericht sind die Adreßdebatte, die abweisende königliche Antwort, das Vertrauensvotum des Herrenhauses, endlich der Beschluß der Abgeordneten über ihre Stellung zum Staatshaushaltsetat von 1862 und 1863 und zwei Interpellationen in der brennenden Frage des Tages an uns vorübergegangen. Wir glauben nicht das Recht zu haben, bei einem dieser Acte zu verweilen, sofern sie nicht noch in die zukünftigen Verhandlungen eingreifen. Freilich war es für die gemäßigte Partei ein schwerer Schlag, als Se. Majestät in der Antwort an die Rheinländer die Ueberzeugung wiederholte, daß eine Abkürzung der Präsenzzeit mit der Aufrechterhaltung der Armeereorganisation unverträglich sei. Freilich erhöhte der Erlaß vom 3. Februar nicht die Aussichten auf die Verständigung, welche Se. Majestät als ein Bedürfniß seines Herzens bezeichnete. Aber nach der Lage der Dinge mußten diese Abweisungen erwartet werden. Und wen hätte die staatsrechtliche Deduction des Herrenhauses überrascht, wonach wir auf die verfassungsmäßigste Weise in den Zustand der Gesetzlosigkeit gerathen sind, in welchem nur noch die Unterwerfung unter die Autorität des Landesvaters einen Halt geben soll? Auch diesen Hergang haben wir mit der Ruhe an uns vorübergehen lassen, mit welcher man ein periodisch wiederkehrendes Uebel erträgt, aber es würde das Maaß der Langmuth unserer Leser überschreiten, wollten wir ihnen die traurige Wahrheit wiederholen, daß unsere Aristokratie fleißig dabei ist, ihre politische Zukunft zu verspielen.

Nur auf einen einzigen Eindruck dürfen wir für einen Augenblick zurückgehen, er betrifft den ersten und bisher bedeutendsten Act des Abgeordnetenhauses. Wir haben unsere Bedenken über Form und Inhalt der Adresse geäußert, und sie sind durch die Art der Antwort, welche ihr zu Theil werden konnte, be-

stätigt; aber wir bekennen gern, daß die Adreßdebatte auf das Land eine große moralische Wirkung geübt hat. Diese Debatte stieg in ihrer Bedeutung mit jedem Tage ihrer Dauer. Es gelang den meisten Rednern, von den untergeordneten Punkten abzusehen und ihre geistige Kraft auf die große Frage des Landesrechts und der Landeswohlfahrt zu concentriren. Die Energie des Rechtsgefühls, die Klarheit in der Darstellung der Ursachen und Folgen des Conflicts, der politischen Pflichten der Regierung, die scharfe Zusammenfassung unserer politischen Gesammtverhältnisse, endlich die mächtige Entgegenstellung des constitutionellen Rechts gegen Verwaltungs- und Cabinetswillkür gab diesen Verhandlungen die Würde und den Werth eines sittlichen und rechtlichen Urtheilsspruchs der Nation über die Politik des Ministeriums Bismarck. Das aber verkennen wir in der Situation, in welcher sich das Abgeordnetenhaus befindet, keineswegs, daß es seine Acte nicht blos nach ihrer Wirkung auf die anderen Staatsfactoren zu berechnen hat. Die Macht, auf die es sich zu stützen hat, ist die Gesinnung des Landes, und seine Aufgabe ist es, diese Gesinnung lebendig zu erhalten. Es ist vom Uebel, das Volk durch leere Schaustücke in Spannung zu versetzen, es über die Macht des Hauses, über die Erfolge, die erreicht werden können, in Illusionen zu versetzen, aber es ist eine nothwendige Agitation, sein Rechtsbewußtsein und damit seinen Willen zur beharrlichen Vertheidigung der edelsten Güter zu stärken.

Wir knüpfen an dieses Urtheil über die Adreßdebatte noch eine allgemeinere Anerkennung. Irren wir in unserer Beobachtung nicht, so verrathen die Handlungen des Hauses seit jener Debatte, daß die Mehrheit ein Gefühl von der Gefährlichkeit ihrer Lage und die Einsicht in die richtigen Wege gewonnen hat, auf der sie der Gefahr entgehen kann. Die negative Richtung scheint an Einfluß zu verlieren; die verständigen Köpfe scheinen das Uebergewicht zu gewinnen. Einzelne Extravaganzen, wie sie z. B. bei der vorläufigen Discussion über die Convention vom 8. Februar stattfanden, beirren uns in dieser Meinung nicht. Herr Parrisius ist als enfant terrible seiner Partei bekannt, und ohne Zweifel giebt es in dem Haus eine extreme Linke und Männer von weißen Haaren, welche den Träumen und Phantasien von 1848 aus Mangel an Entwickelungsfähigkeit niemals entwachsen werden. Aber dieses Extrem hat auf die wichtigeren Beschlüsse bisher keinen Einfluß geübt. Die Principienreiterei, die gegen die Geldbewilligung für Invaliden und Veteranen sich erhob, hat keinen Anklang gefunden; die Versuche zu unzweckmäßigen Remonstrationen auf die Antwort des Königs sind bei Seite geschoben, der gefährliche Rathschlag, die Beschlüsse über den Etat von 1863 von der Lösung der Wirrnisse pro 1862 abhängig zu machen, ist von der Hand gewiesen; und eben jetzt scheint auch bei der Militärnovelle die abstracte Negation dem besonnenen Entschluß zu unterliegen, die Vorlage Punkt für Punkt durchzuarbeiten und zu amendiren. Die Form der königlichen Antwort, die Vorsicht, welche der rechten Seite des Herrenhauses bei der Abfassung der Adresse angerathen wurde, mag auf jene Haltung eingewirkt haben. Es war ja hiernach sonnenklar geworden, daß in dem gegenwärtigen Kampfe der Theil sich am besten stellt, der am längsten kaltes Blut behält. Aber gleichgültig, welche Motive dabei mitwirkten: wir haben jene Symptome

mit großer Genugthuung verfolgt. Denn die Hoffnung auf den Sieg unseres Landesrechts — das ist unsere innerste Ueberzeugung — ruht lediglich in der Sachlichkeit, mit welcher das Haus der Abgeordneten auftritt. Je mehr es sich von Allem fern hält, was auf unreife Versuche, auf plötzliche Effecte, auf gewagte Operationen hinausläuft, je überlegter es sich in den Grenzen seiner unzweifelhaften Aufgaben hält, desto sicherer wird das heutige Regierungssystem an seiner ernsten und umsichtigen Pflichterfüllung scheitern.

Wir sprechen dies aus, obwohl ein Theil unserer näheren politischen Freunde noch im bestimmten Gegensatz zu allen Schritten der Majorität verharrt. Daß uns dabei nichts ferner liegt, als ein Nachgeben gegen das äußere Gewicht der Menge, daß wir in jeder einzelnen Frage, wo Grundsätze trennend in den Weg treten, an denselben unbeirrt festhalten, dies beweisen alle unsere bisherigen Ausführungen. Aber dieses Festhalten in der Sache macht uns um so unbefangener in der Beurtheilung der Personen und Parteien. Wir meinen, daß dies Urtheil nicht nach allgemeinen Voraussetzungen, auch nicht nach einer vierzehn Jahre alten Vergangenheit, sondern nur nach den gegenwärtigen Handlungen einzurichten ist. Es ist wahr, nichts wäre für einen Staat in der schwierigen Lage Preußens verhängnißvoller, als wenn die Festigkeit und Einheit seines Willens durch allmähliche Demokratisirung aufgelöst würde. Diesen Vordersatz erkennen wir an; aber die Folgerung erkennen wir nicht an, daß man eben deshalb von der heutigen Mehrheit an jedem Punkt, und wäre es nur durch stilistische Verbesserungen, sich unterscheiden müsse. Denn wenn in dieser Mehrheit auch die Demokratie zahlreich vertreten ist: bis jetzt sind von ihr — wir sehen von den Septemberbeschlüssen ab, bei welchen der constitutionelle Formalismus mit der demokratischen Entschiedenheit zusammenwirkte — keine anderen Zielpunkte aufgestellt, als constitutionelle. Man hat aber in der Praxis nicht gegen Tendenzen zu kämpfen, welche kommen werden, sondern nur gegen die, welche da sind. Kehrt man diese Taktik um, opponirt man den Parteien lediglich wegen ihrer radicalen Vergangenheit oder ihrer radicalen Zukunft, so gewinnt diese Stellung leicht den Schein einer grundlosen persönlichen Antipathie oder einer kleinlichen Nörgelei, welche die Position der bisherigen liberalen Partei und ihre Geltung im Volksleben schwächt und untergräbt. Die richtige und gesunde Methode scheint uns doch die, das Extrem zu bekämpfen, wo es in der Behandlung concreter Gegenstände sich zeigt, da wird jedem besonnenen Streiter für die Interessen des Landes auch die schließliche Hülfe des Volkssinns nicht fehlen; das aber ist weder richtig noch gesund, mit unauslöschlichem Mißtrauen das Extrem auch da im Geheimen zu supponiren, wo es sich nicht zeigt.

Wir wissen allerdings sehr wohl, daß diese unbefangene Auffassung der gegenwärtigen Verhältnisse gerade unserer, der liberalen Mittelpartei sehr schwer gemacht ist. Man kann uns entgegenhalten: seid Ihr blind, um nicht zu sehen, was seit nun bald zwei Jahren um Euch her vorgegangen ist? Mehr und mehr haben sich die politischen Stimmungen des Landes nach links geschoben. Wieviel Richtungen des Liberalismus sind nicht seitdem zu den überwundenen Standpunkten geworfen? In der Legislaturperiode von 1858--1861 gab es die beiden liberalen Schattirungen Matthis und v. Vincke. Jene ist ganz zu

den Todten geworfen. Diese spaltete sich im Frühjahr 1861 in die Anhänger des milderen Kühne'schen und des schärferen Vincke'schen Amendements. Gegen jene wurde dann die Wahlparole ausgegeben und sie sind vom Schauplatz verschwunden. Dann nach dem Hagen'schen Antrag erreichte das Geschick auch die Vincke'sche Minorität, die Grabowiten. Der größere Theil dieser alten Parteien wurde von der Strömung fortgerissen, nur einige Splitter blieben auf dem bisherigen Platze. In immer dichteren Massen drang die Demokratie in das Abgeordnetenhaus. Die Mitglieder von der Linken der constituirenden Versammlung aus der Revolutionszeit sind heute die beliebtesten Candidaten; selbst hervorragende, constitutionell gefärbte Mitglieder der Fortschrittspartei, wie Mommsen, fangen an im Lande, Herr von Unruh und Genossen fangen an in der Berliner Commune — zum überwundenen Standpunkt gerechnet zu werden. Womit kann dieser Proceß, der von den demokratischen Organen sehr geschickt zur Verdrängung der ihnen hinderlichen Personen geleitet wurde, sein Ende nehmen, außer mit der Herrschaft des politischen Dilettantismus und der Unvernunft?

Diese düstere Ansicht von unseren Verhältnissen scheint uns doch erhebliche Momente zu übersehen. Das eine und hauptsächlichste ist, daß wir heute nicht mehr im Sommer 1862 stehen, daß wir seitdem einige schwere Erfahrungen durchgemacht haben. In der vorjährigen Session ging die Mehrheit des Abgeordnetenhauses an ihre Aufgabe so zu sagen mit einem Gefühle der Allmacht. Man meinte, die vollen Befugnisse des Hauses seien von den schwachherzigen Liberalen bisher nur noch nicht geübt, durch ihren entschiedenen Gebrauch werde der Staat ganz anders vom Flecke kommen. Von der Beschaffenheit unserer Constitution, von den engen Schranken, die sie dem Recht, von den noch engeren, die sie der Macht der Volksvertreter zieht, hatte man — wir behaupten dies kühn — keine deutliche Vorstellung. Weil dies so war, darum wurde die Streichung von 6 Millionen beschlossen. In naiver Verwechselung von Recht und Macht betrachtete man diese Ausgabenverweigerung als ein zureichendes Zwangsmittel, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Seitdem ist eine Reihe von Ereignissen gefolgt, welche die Vorstellungen rectificiren, welche in allen nüchternen Köpfen ein Verständniß unserer wirklichen Verhältnisse erwecken mußte. Es stellte sich heraus, daß ein unvorsichtiger Strich im Budget da am gefährlichsten ist, wo die Volksvertretung keine directe Macht, d. h. wo sie kein Steuerbewilligungsrecht besitzt und daß, wenn ein solcher Strich einer Regierung den Impuls gegeben hat, sich über legale Formen hinwegzusetzen, die Aufgabe schwer und langwierig ist, sie zu überwinden. Denn es fehlt eben die Möglichkeit, das System durch die Wucht eines einzigen Beschlusses zu brechen, es fehlt diese Möglichkeit insbesondere so lange, als die Regierung mit den bestehenden Einnahmen auskommt, als sie kein Bedürfniß nach Anleihen oder neuen Steuern hat. Für diese Zwischenzeit also ist die Volksvertretung auf die kluge Benutzung aller zu Hülfe kommenden Umstände, auf das Rechtsbewußtsein im Volk, auf moralische Mittel angewiesen. Bedingung für die dauernd fortwirkende Macht dieser Mittel aber ist der Ernst, die Würde und das sachliche Maaß. Wie gesagt, das Verständniß dieser Situation scheint sich uns im Hause zu verbreiten und diese im Vergleich zum vorigen Herbst nicht geringe

Stimmungsveränderung wird von jenem Centrum aus auch auf das Land übergehen, wo freilich in weiten Kreisen vorläufig noch die unklarsten Vorstellungen über die Omnipotenz des Hauses und über die Leichtigkeit herrschen, mit der man durch entschiedenes Draufgehen den Staat in liberalen Geschwindschritt versetzen könne. Eine solche Lage ist geeignet, um den in den größeren Fractionen zersplitterten constitutionellen Elementen das Uebergewicht über die anderen, um den positiven Kräften — im Gegensatz zum vorigen Jahr — den Sieg über die negativen zu verschaffen. Sie ist auch geeignet, um denjenigen Capacitäten der Demokratie, die seit 1848 durch praktische, zum Theil sehr verdienstliche Unternehmungen Sinn für die Realität gewonnen haben, mit Evidenz zu zeigen, daß man hier nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen kann, daß man Unvorsichtigkeiten meiden müsse, durch welche da, wo die äußere Macht schon fehlt, auch noch das Recht zweifelhaft werden könnte.

Wir meinen also, der Augenblick sei gekommen, wo auch der gemäßigte Liberalismus einen ersprießlichen Boden für seine Thätigkeit im Hause wie demnächst im Lande wieder finden wird. Ueber die Schranken der Fractionen hinaus, von denen fast jede die heterogensten Elemente in sich vereinigt, werden sich alle Besonnenen, Frage für Frage, die Hand zur Verständigung reichen können. Man entschlage sich dabei aller Erinnerungen aus der allerdings nicht erfreulichen jüngsten Vergangenheit; aller wenn auch natürlich begründeten, persönlichen Antipathie. Man entschlage sich vor Allem jenes seltsamen Gesichtspunktes, den man „gouvernementale Politik" genannt hat. Auch wir hätten es für ein Glück erachtet, wenn unserm Staat das System einer „langsamen, aber regelmäßigen Reform" erhalten geblieben wäre. Indessen scheint uns heute nicht Zeit — weder an dieses durch gemeinsame Verschuldung verlorene Glück zu erinnern, noch über die Eventualitäten seiner Wiederkehr nachzudenken. Augenblicklich ist aus verschiedenen Gründen keine der im Abgeordnetenhause befindlichen Parteien regierungsfähig: in dieser Behauptung hatte Hr. von Bismarck unzweifelhaft Recht. Wann aber der Moment wieder eintritt, wo Preußen ein liberales Ministerium bekommt, und welche Personen dann nach dem Urtheil des Landes und nach den zukünftigen Fractionsbildungen der zukünftigen Volksvertretung — denn die heutige wird diese Gunst des Geschickes kaum erleben — als die bewährtesten und geeignetsten erscheinen werden, das sind vorläufig müßige Fragen. Heute gilt es Eins, — das Landesrecht zu schützen! Und wie nach den Kämpfen von 1848—1858 die Nation diejenigen als ihre geistigen Führer ansah, die nach oben wie nach unten der Willkür widerstanden und am kraftvollsten und nachhaltigsten die vernünftige Freiheit vertreten hatten, so wird sie in Zukunft an denen sich halten, die in den jetzt beginnenden Krisen sich als die Tüchtigsten beweisen. Denn, irren wir nicht, so ist unser heutiger Conflict der Quell und das erste Stadium langdauernder Verfassungskämpfe. Nachdem das Land durch die Thatsachen darüber belehrt worden ist, daß die Befugniß der Ausgabenbewilligung allein ihm noch keine Garantien für seine Rechte gewährt, wird fortan jede Volksvertretung den Trieb haben, solche Garantien zu gewinnen. Es ist ein Schritt in diesem Sinne, wenn die Fractionen der Mehrheit damit umgehen, einen Gesetzentwurf über die Ministeranklage in das Haus zu

bringen; indeß daß hier nicht der Kern der Sache liegt, zeigt uns unter Anderem die Adresse des Herrenhauses. Mit harmloser Offenheit setzt uns dieselbe auseinander, warum unsere Verfassung in ihrer heutigen Gestalt Conflicte, wie den jetzigen, nicht verhindern noch lösen könne. Sie schreibe nämlich nicht vor, wer bei dem Zusammenstoß der gegenseitigen formellen Rechte nachgeben müsse, während in andern Ländern diese Frage thatsächlich dadurch entschieden werde, daß den Regierungen dort nicht, wie der unsrigen durch Art. 109, das Recht zur Forterhebung der Steuern zustehe. Man kann das nothwendige Ziel unserer künftigen politischen Entwickelung nicht klarer hinstellen. Befände sich der Staat augenblicklich in einer mißlichen Finanzlage, welche die baldige Erhöhung der bestehenden Auflagen nothwendig machte, so würde auch der Weg zu jenem Ziel sofort gefunden sein. Die Volksvertretung würde, um die eben jetzt erlittene Calamität in Zukunft von dem Lande abzuwenden, sich auf eine neue Steuer nur unter der Bedingung einlassen, daß die jährliche Erhebung derselben von der Aufnahme der betreffenden Einnahme in den Etat abhängig gemacht, daß also der Art. 109 auf die bisher bestehenden Steuern beschränkt würde. Indessen solche Bedürfnisse sind bei einem regulären Lauf der Dinge für die nächste Zukunft nicht zu erwarten; vielmehr gewinnt die Regierung mit dem 1. Januar 1865 durch die Gebäudesteuer einen bedeutenden Zuwachs an Hülfsquellen. Auch der Ablauf der Zollvereinsverträge am Schluß des nächsten Jahres wird uns keinen Ausweg bieten, da die Lebensinteressen des Staats, welche dabei in Frage kommen, es kaum gestatten, daß wir ihr Schicksal mit der Befriedigung unsrer inneren Bedürfnisse in Connex bringen. So läßt sich augenblicklich noch kein klares Bild von den Eventualitäten entwerfen, auf welche gestützt die Landesvertretung die nothwendige Unterlage für ihr Budgetrecht erreichen kann. Um so wahrscheinlicher ist es, daß die politische Unruhe, die mit der gegenwärtigen Krise eingetreten ist, lange Zeit anhalten wird. Sie wird durch provisorische Friedensschlüsse temporär beschwichtigt werden können, aber der principielle Abschluß des Kampfes — dafür bürgt uns der unwiderstehliche Drang eines gebildeten, vorwärtsschreitenden Volkes — wird nicht eher eintreten, als bis die Cardinalbedingungen eines ehrlichen constitutionellen Systems gültiges Verfassungsrecht geworden sind. —

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Charakter und Bedeutung der gegenwärtigen Wirren wünschten wir nur noch zwei specielle Punkte zu berühren, auf welche im Verlauf der Session ein Hauptgewicht fallen wird: wir meinen die Budgetfrage für 1862 und die Militärnovelle.

Den über die Forkenbeck'schen Resolutionen erstatteten Commissions-Bericht rechnen wir mit zu den Symptomen, welche uns, wie bemerkt, ein vorläufiges Uebergewicht der gemäßigten Anschauungen über die negativen andeuten. Wenigstens hoffen wir, daß die ausführliche Erörterung des Compromisses, zu welchem die Mehrheit bei einigem Nachgeben der Regierung bereit gewesen wäre, nicht blos den Zweck haben soll, die Vergangenheit zu rechtfertigen, sondern auch den, für die Zukunft die Wege des Vergleichs offen zu halten. Dann aber waren jene Resolutionen insofern ein Sieg des praktischen Verstandes, als sie die Absicht abschnitten, die Gültigkeit der Beschlüsse über das diesjährige Budget an

die Entwirrung der vorjährigen Verhältnisse zu knüpfen, also das Abgeordnetenhaus zum Mitschuldigen an der Fortdauer des budgetlosen Zustandes zu machen. Was unseren Wünschen allein nicht völlig genügt, ist die Form der für 1862 beschlossenen Verwahrungen. Wir haben früher an diesem Orte die Gründe entwickelt, weshalb uns die nachträgliche Vorlage eines Etats, der mit dem Begriffe eines Voranschlags nicht zusammenfällt, sehr wohl möglich erscheine. Sobald man nur festhält, daß der Etat allerdings mit Hinblick auf die wirklich befolgten Verwaltungsgrundsätze hätte entworfen werden müssen, so verschwinden alle dagegen erhobenen Einwände. Nun ist es freilich richtig, daß eine volle Erfüllung des Art. 99. eben in Folge der eingetretenen Verfassungsverletzung nicht mehr thunlich ist, indeß in solcher abnormen Lage ist es doch rathsam, sich wenigstens möglichst nahe an die Vorschriften der Verfassung anzuschließen. Die letztere aber kennt nur zwei Wege, auf welchen der Regierung eine gesetzliche Autorisation für ihre Führung des Staatshaushalts gegeben werden kann, das Etatgesetz für diesen Haushalt im Allgemeinen, und die nachträgliche Genehmigung für bestimmte Ueberschreitungen. Wurde übrigens die Etatsvorlage von der Regierung verweigert, und erschien es bedenklich wegen einer formalen, dem Lande unverständlichen Frage sich den Eintritt in die materielle Berathung pro 1862 zu versperren, so war immer noch der Ausweg offen, unter einer Rechtsverwahrung, die jedes Präjudiz für die Zukunft abschnitt, auf die dargebotene Vorlage einzugehen. Jedenfalls schien uns kein Grund vorzuliegen, die von der Regierung beliebte Form des Gesetzentwurfs, die wir erst in der zweiten Hälfte des März zu Gesicht bekommen werden, schon im Februar zu acceptiren. Dies ist aber im Unterschied von dem Benda'schen Verbesserungsantrag, welcher die Formfrage offen zu halten suchte, im Eingang der ersten Forckenbeck'schen Resolution thatsächlich geschehen.

Bei der Berathung einer Vorlage über die wirklichen Einnahmen und Ausgaben ist das Herrenhaus bekanntlich nicht an die Schranken gebunden, welche der Art. 62 ihm für den Staatshaushaltsetat auferlegt. Es kann die erstere titelweise durchberathen und genehmigen. Das Resultat wird also sein, daß die Regierung für die Reorganisationskosten nachträglich Ein positives Votum erhält, während sie im vorigen Jahr nur zwei Negationen hatte. Warum hat die Budgetcommission diesen Umstand so gering veranschlagt? Herr v. Forkenbeck fand sogar, daß eine wiederholte Etatsberathung das Haus in eine ungünstigere Stellung bringen werde, da die Frage der Verfassungswidrigkeit der einzelnen Ausgaben dann in suspenso gelassen werde. Dieses Urtheil hängt mit einer anderen Anschauung der Majorität zusammen, die sich in ihrem Beschluß vom 7. October kundgab. Obwohl sie natürlich den Grundsatz theilt, daß das Etatsgesetz die einzige Rechtsquelle für alle Staatsausgaben ist, daß dieselben also, falls ihnen jene Autorisation fehlt, sämmtlich gesetzwidrig sind, so wendet sie doch diesen Begriff in einem ganz besondern Sinne und mit dem gesteigerten Ausdruck „Verfassungsverletzung" auf die Ausgaben an, welche gegen den ausdrücklich ablehnenden Beschluß des Hauses geleistet sind. Wir begreifen die sittlich-politischen Gründe für diesen Unterschied sehr wohl, aber es gelingt uns leider nicht, die juristische Rechtfertigung dafür zu finden. Moralisch und

politisch ist die Schuld des Ministeriums bei der letzten Klasse von Ausgaben eine größere, aber sie ist keine größere nach dem Buchstaben unserer Verfassung. Die einmalige Streichung bestimmter Ausgaben macht es zwar sehr wahrscheinlich, daß dieselben auch bei wiederholter Budgetberathung der Zustimmung des Hauses ermangeln und keine Aufnahme in den Etat finden werden, den Ministern fehlt also hier jeder Anlaß, die bona fides einer späteren Genehmigung zu hegen: indessen es steht doch nicht unbedingt fest, daß die Sachlage wirklich unverändert bleiben, daß das spätere Urtheil des Hauses — vielleicht eines neuen — dem früheren gleich sein werde. In der Zwischenzeit zwischen einer gescheiterten und einer nachträglichen Budgetverhandlung haben demnach alle Ausgaben staatsrechtlich den gleichen Charakter.

Indessen gerade das Gefühl von der Richtigkeit dieser Deduction scheint bei dem Hause den Ausschlag dahin gegeben zu haben, daß ein Gesetzentwurf über die geleisteten Ausgaben einer abermaligen Etatsvorlage vorzuziehen sei. Indem wir — dies ist wohl der leitende Gedanke — den ersteren unserer Prüfung unterwerfen, durchschneiden wir den endlosen Proceß einer wiederholten Etatsverwerfung, der den Streichungen eines einzelnen Factors beständig wieder einen gleichsam provisorischen Charakter aufdrückt. Wo wir jetzt unsere Genehmigung verweigern, da ist diese Weigerung und also der Mangel an gesetzlicher Autorisation unzweifelhaft definitiv. Weiter aber wird uns die Möglichkeit gewährt, den Vorwurf der Verfassungsverletzung gegen das Ministerium dadurch zu verstärken, daß er durch unser jetziges Votum auf einen engeren Kreis beschränkt wird. Eine Verantwortlichkeit für 139 Millionen, der Mehrzahl nach ganz unumgängliche Ausgaben, ist so gut wie keine; sie wird größer und ernster, wenn ihr Umfang kleiner geworden ist. Der Rest der nicht genehmigten Summen wird dann ein solcher, dessen Gesetzwidrigkeit nicht mehr ausgelöscht, für welche also zukünftig die Minister im civilrechtlichen Wege in Anspruch genommen werden können.

Wir wollen das Gewicht dieser Gründe keineswegs verkennen, nur würden wir, wenn im Hause später nach diesen Gesichtspunkten verfahren wird, Reservationen in Bezug auf das verletzte Princip für geboten halten. Der Fall, daß der Staatshaushalt während eines ganzen Jahres ohne gesetzliche Norm geführt ist, schneidet so tief in die Wurzeln unserer Verfassung, daß seine Wiederkehr wahrlich nicht durch das Präcedenz einer bis auf einen Rest gewährten nachträglichen Genehmigung erleichtert werden darf. Mag man nun im Eingang des Gesetzes oder durch eine besondere Resolution das verletzte Princip wahren, jedenfalls wird man sich zu hüten haben, daß die theilweise Geldbewilligung nicht auch eine theilweise Indemnisation für das von dem Ministerium eingeschlagene Verfahren einschließe.

In den Verhandlungen der Commission und des Plenums kamen noch zwei Momente vor, die wir wenigstens vorübergehend erwähnen wollen. Dort erörterte der Regierungscommissär die Normen, nach welchen die Verwaltung 1862 geführt sei, und es ergab sich, wie durch die Vorliebe für den Militäretat die alten festen Grundsätze abhanden gekommen sind. Nach dem Staatsministerialbeschluß von 1850 sollten bei mangelndem Etat neu aufgenommene



Ausgaben, Ausgabeerhöhungen und Extraordinarien im Allgemeinen nicht geleistet werden. Diese Maximen konnten nicht zur Richtschnur dienen, da ja die Reorganisationskosten bisher nicht im Ordinarium standen. Für die Liberalität an diesem Punkt ist dann an andern Stellen, z. B. bei Besoldungen von Behörden, die auf gesetzlicher Grundlage neu organisirt sind, Sparsamkeit geübt. Wir dürfen darauf rechnen, daß diese Mischung von Sparsamkeit und Freigebigkeit nebst den Uebelständen, welche die Budgetlosigkeit — wir erinnern nur an den Wegfall der Etatfonds für Bauten — in allen Zweigen der Verwaltung hervorruft, für unsre an gute Ordnung gewöhnten Beamten je länger, desto drückender werden wird. Ein anderer Punkt, der uns interessirt, wurde von einem conservativen Redner in der Debatte erwähnt. Wenn das Haus, so meinte er, die Minister für die gestrichenen 6 Millionen strafbar machen wolle, so träfe dies auch die im März 1862 zurückgetretenen Mitglieder der Regierung. Wir bezweifeln, daß ein künftiges verfassungstreues Ministerium, welches als Vertreter des Fiscus die Civilklage einleitete, diese Solidarität anerkennen würde. Die liberalen Minister durften die Ausgaben für die Reorganisation über den 1. Januar 1862 hinaus bona fide leisten; ihnen stand kein directer Ausspruch des Hauses entgegen, vielmehr hatten sie in der Fortbewilligung des Steuerzuschlags bis zum 1. Juli eine indirecte Legitimation. Nur die Pflicht einer nachträglichen Gesetzesvorlage war ihnen auferlegt. Sie erfüllten dieselbe, und als sie sahen, daß mit der bisherigen Politik nicht durchzukommen sei, legten sie der Krone ein neues Programm vor, das auf eine Ermäßigung der Ansprüche, auf eine Verständigung mit dem Lande angelegt war. Hätten ihre Nachfolger das gleiche Ziel im Auge gehabt, so würde es heute keine Ausgabeposten geben, für die sie haftbar gemacht werden könnten. —

Bei politischen Aufgaben ist es nun einmal nicht gleichgültig, von wem oder wann sie übernommen werden. Hat ein voller Systemwechsel Regierung und Land in Zwiespalt gebracht, so kann man nicht mehr mit den früheren Forderungen kommen, als ob nichts geschehen wäre. Wenn Herr von Roon die diesjährige Kriegsnovelle mit dem ursprünglichen Reorganisationsentwurf vom 9. Februar 1860 vergleicht, so mag er sie eine Concession nennen und sich gegen eine Identificirung der heutigen Einrichtungen mit jenem ersten Plane verwahren. Aber hundertmal größer als jener Unterschied, ist der Gegensatz der Gefühle und Erwartungen des Landes im Februar 1860 und im Februar 1863. In den Motiven zur Novelle wird der Conflict in der Militärfrage aus dem Umstand erklärt, daß die frühere Minorität des Abgeordnetenhauses zur Majorität geworden sei. Nur hat man versäumt hinzuzufügen, daß dieser ungünstige Wechsel zumeist das Werk jener Partei war, welche nicht begreifen konnte, daß unsere Verfassung nicht aus den beiden Paragraphen besteht: der König befiehlt nnd der Unterthan gehorcht. Nachdem man durch die wesentlich absolutistische Behandlung einer schwerwiegenden Sache die constitutionellen Mittelparteien ruinirt und der Agitation gegen die Heeresverstärkung den fruchtbarsten Boden geschaffen hat, kann doch diese leidenschaftliche Opposition nicht wieder als ein Rechtfertigungsgrund dafür dienen, daß man seinen Weg unbekümmert weiter geht, als hätten wir keine Constitution in Preußen. Es giebt

bei Beurtheilung des rechtlichen Charakters der Militairreform im Grunde nur zwei Doctrinen, und für die eine oder andere muß man sich entscheiden. Die allgemeine Wehrpflicht, so lautet die eine Theorie, ist Gesetz und die dreijährige Dienstzeit ist Gesetz; der König kann also alle wehrfähigen Preußen für drei Jahre ausheben und das Abgeordnetenhaus ist verpflichtet, die zur Ausführung jener Gesetze erforderlichen Mittel zu bewilligen. Ob wir 63,000 oder 90,000 Rekruten stellen, ob der Militairetat auf 39 oder 50 Millionen sich berechnet, dies hängt demnach ausschließlich von dem Willen und der Weisheit des Kriegsherrn ab. Wer sich schämt, dieser von der Kreuzzeitung gepredigten Lehre zuzustimmen, dem bleibt dann nur die entgegengesetzte Doctrin übrig, daß der constitutionelle König nicht das Recht hat, das altgewohnte Maaß der Belastung der Nation an Geld und persönlichem Dienst ohne die definitive Zustimmung der Landesvertretung zu erhöhen, und daß die letztere die Befugniß hat, an die höhere Forderung die ihr heilsam scheinenden Bedingungen zu knüpfen. Was zwischen diesen beiden Doctrinen mitteninne liegt, ist schwankend und unklar, — und in dieser unklaren Mitte bewegen sich die Motive zur Novelle. Sie behaupten, daß die Dauer der Dienstpflicht eine technische und organisatorische Frage sei, welche die Regierung allein sachkundig beantworten könne; sie erklären, daß die Organisation der Armee zu der ausschließlichen Executive der Krone gehöre; sie gestehen dann wieder zu, daß die Landesvertretung dabei indirekt mitwirken könne, sofern sie die Mittel zur Erhaltung der Armee zu bewilligen habe; sie heben endlich dieses Zugeständniß wieder auf, indem sie bestreiten, daß die gesunde und kräftige Existenz des Heeres, d. h. seine jetzige Einrichtung, wegen der mangelnden Bewilligungen in Frage gestellt werden dürfe; sie kommen zuletzt auf den Gedanken, es möge für das Heer ein für allemal eine Subsidie festgestellt werden, die nur durch Vereinbarung der drei Staatsfactoren geändert werden könnte; natürlich aber soll in diese Summe das Extraordinarium eingeschlossen werden, um welches sich heute der Streit bewegt. Demnach darf man wohl sagen, daß die Motive der ersteren von jenen beiden Doctrinen näher stehen, als der letzteren. Für den vorliegenden Fall wenigstens soll der Gegensatz, der zwischen dem Formationsrecht des Kriegsherrn und dem Budgetrecht der Landesvertretung entstanden ist, dadurch gelöst werden, daß die letztere sich unterwirft. Ja nicht einmal dazu hat man sich entschließen können, wenigstens die unerfreuliche Perspective auf neue Millionen bei Seite zu schieben. Es wird uns vielmehr versichert, daß nicht nur die Aufrechterhaltung, sondern auch die »weitere Vervollständigung« der militairischen Reformen nothwendig sei.

Die Novelle selbst ist aus dem schmalen Umfang, welchen der Entwurf vom 14. Januar 1862 hatte, wieder fast zu der Ausführlichkeit der Vorlage vom 9. Februar 1860 angewachsen. Für die Flotte und Seewehr enthält sie detaillirte Bestimmungen, welche früher fehlten. Die Dauer der Reserveverpflichtung wird, wie in dem vorjährigen Entwurf, um zwei Jahre verlängert; in Betreff der Landwehr ist die Neuerung getroffen, daß der älteste Jahrgang des ersten Aufgebots zum zweiten Aufgebot geschlagen werden soll. Gegen diese Aenderung würden wir von unserm Standpunkt aus nichts einzuwenden ha-

mit großer Genugthuung verfolgt. Denn die Hoffnung auf den Sieg unseres Landesrechts — das ist unsere innerste Ueberzeugung — ruht lediglich in der Sachlichkeit, mit welcher das Haus der Abgeordneten auftritt. Je mehr es sich von Allem fern hält, was auf unreife Versuche, auf plötzliche Effecte, auf gewagte Operationen hinausläuft, je überlegter es sich in den Grenzen seiner unzweifelhaften Aufgaben hält, desto sicherer wird das heutige Regierungssystem an seiner ernsten und umsichtigen Pflichterfüllung scheitern.

Wir sprechen dies aus, obwohl ein Theil unserer näheren politischen Freunde noch im bestimmten Gegensatz zu allen Schritten der Majorität verharrt. Daß uns dabei nichts ferner liegt, als ein Nachgeben gegen das äußere Gewicht der Menge, daß wir in jeder einzelnen Frage, wo Grundsätze trennend in den Weg treten, an denselben unbeirrt festhalten, dies beweisen alle unsere bisherigen Ausführungen. Aber dieses Festhalten in der Sache macht uns um so unbefangener in der Beurtheilung der Personen und Parteien. Wir meinen, daß dies Urtheil nicht nach allgemeinen Voraussetzungen, auch nicht nach einer vierzehn Jahre alten Vergangenheit, sondern nur nach den gegenwärtigen Handlungen einzurichten ist. Es ist wahr, nichts wäre für einen Staat in der schwierigen Lage Preußens verhängnißvoller, als wenn die Festigkeit und Einheit seines Willens durch allmähliche Demokratisirung aufgelöst würde. Diesen Vordersatz erkennen wir an; aber die Folgerung erkennen wir nicht an, daß man eben deshalb von der heutigen Mehrheit an jedem Punkt, und wäre es nur durch stilistische Verbesserungen, sich unterscheiden müsse. Denn wenn in dieser Mehrheit auch die Demokratie zahlreich vertreten ist: bis jetzt sind von ihr — wir sehen von den Septemberbeschlüssen ab, bei welchen der constitutionelle Formalismus mit der demokratischen Entschiedenheit zusammenwirkte — keine anderen Zielpunkte aufgestellt, als constitutionelle. Man hat aber in der Praxis nicht gegen Tendenzen zu kämpfen, welche kommen werden, sondern nur gegen die, welche da sind. Kehrt man diese Taktik um, opponirt man den Parteien lediglich wegen ihrer radicalen Vergangenheit oder ihrer radicalen Zukunft, so gewinnt diese Stellung leicht den Schein einer grundlosen persönlichen Antipathie oder einer kleinlichen Nörgelei, welche die Position der bisherigen liberalen Partei und ihre Geltung im Volksleben schwächt und untergräbt. Die richtige und gesunde Methode scheint uns doch die, das Extrem zu bekämpfen, wo es in der Behandlung concreter Gegenstände sich zeigt, da wird jedem besonnenen Streiter für die Interessen des Landes auch die schließliche Hülfe des Volkssinns nicht fehlen; das aber ist weder richtig noch gesund, mit unauslöschlichem Mißtrauen das Extrem auch da im Geheimen zu supponiren, wo es sich nicht zeigt.

Wir wissen allerdings sehr wohl, daß diese unbefangene Auffassung der gegenwärtigen Verhältnisse gerade unserer, der liberalen Mittelpartei sehr schwer gemacht ist. Man kann uns entgegenhalten: seid Ihr blind, um nicht zu sehen, was seit nun bald zwei Jahren um Euch her vorgegangen ist? Mehr und mehr haben sich die politischen Stimmungen des Landes nach links geschoben. Wieviel Richtungen des Liberalismus sind nicht seitdem zu den überwundenen Standpunkten geworfen? In der Legislaturperiode von 1858—1861 gab es die beiden liberalen Schattirungen Matthis und v. Vincke. Jene ist ganz zu

den Todten geworfen. Diese spaltete sich im Frühjahr 1861 in die Anhänger des milderen Kühne'schen und des schärferen Vincke'schen Amendements. Gegen jene wurde dann die Wahlparole ausgegeben und sie sind vom Schauplatz verschwunden. Dann nach dem Hagen'schen Antrag erreichte das Geschick auch die Vincke'sche Minorität, die Grabowiten. Der größere Theil dieser alten Parteien wurde von der Strömung fortgerissen, nur einige Splitter blieben auf dem bisherigen Platze. In immer dichteren Massen drang die Demokratie in das Abgeordnetenhaus. Die Mitglieder von der Linken der constituirenden Versammlung aus der Revolutionszeit sind heute die beliebtesten Candidaten; selbst hervorragende, constitutionell gefärbte Mitglieder der Fortschrittspartei, wie Mommsen, fangen an im Lande, Herr von Unruh und Genossen fangen an in der Berliner Commune — zum überwundenen Standpunkt gerechnet zu werden. Womit kann dieser Proceß, der von den demokratischen Organen sehr geschickt zur Verdrängung der ihnen hinderlichen Personen geleitet wurde, sein Ende nehmen, außer mit der Herrschaft des politischen Dilettantismus und der Unvernunft?

Diese düstere Ansicht von unseren Verhältnissen scheint uns doch erhebliche Momente zu übersehen. Das eine und hauptsächlichste ist, daß wir heute nicht mehr im Sommer 1862 stehen, daß wir seitdem einige schwere Erfahrungen durchgemacht haben. In der vorjährigen Session ging die Mehrheit des Abgeordnetenhauses an ihre Aufgabe so zu sagen mit einem Gefühle der Allmacht. Man meinte, die vollen Befugnisse des Hauses seien von den schwachherzigen Liberalen bisher nur noch nicht geübt, durch ihren entschiedenen Gebrauch werde der Staat ganz anders vom Flecke kommen. Von der Beschaffenheit unserer Constitution, von den engen Schranken, die sie dem Recht, von den noch engeren, die sie der Macht der Volksvertreter zieht, hatte man — wir behaupten dies kühn — keine deutliche Vorstellung. Weil dies so war, darum wurde die Streichung von 6 Millionen beschlossen. In naiver Verwechselung von Recht und Macht betrachtete man diese Ausgabenverweigerung als ein zureichendes Zwangsmittel, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Seitdem ist eine Reihe von Ereignissen gefolgt, welche die Vorstellungen rectificiren, welche in allen nüchternen Köpfen ein Verständniß unserer wirklichen Verhältnisse erwecken mußte. Es stellte sich heraus, daß ein unvorsichtiger Strich im Budget da am gefährlichsten ist, wo die Volksvertretung keine directe Macht, d. h. wo sie kein Steuerbewilligungsrecht besitzt und daß, wenn ein solcher Strich einer Regierung den Impuls gegeben hat, sich über legale Formen hinwegzusetzen, die Aufgabe schwer und langwierig ist, sie zu überwinden. Denn es fehlt eben die Möglichkeit, das System durch die Wucht eines einzigen Beschlusses zu brechen, es fehlt diese Möglichkeit insbesondere so lange, als die Regierung mit den bestehenden Einnahmen auskommt, als sie kein Bedürfniß nach Anleihen oder neuen Steuern hat. Für diese Zwischenzeit also ist die Volksvertretung auf die kluge Benutzung aller zu Hülfe kommenden Umstände, auf das Rechtsbewußtsein im Volk, auf moralische Mittel angewiesen. Bedingung für die dauernd fortwirkende Macht dieser Mittel aber ist der Ernst, die Würde und das sachliche Maaß. Wie gesagt, das Verständniß dieser Situation scheint sich uns im Hause zu verbreiten und diese im Vergleich zum vorigen Herbst nicht geringe

Stimmungsveränderung wird von jenem Centrum aus auch auf das Land übergehen, wo freilich in weiten Kreisen vorläufig noch die unklarsten Vorstellungen über die Omnipotenz des Hauses und über die Leichtigkeit herrschen, mit der man durch entschiedenes Draufgehen den Staat in liberalen Geschwindschritt versetzen könne. Eine solche Lage ist geeignet, um den in den größeren Fractionen zersplitterten constitutionellen Elementen das Uebergewicht über die anderen, um den positiven Kräften — im Gegensatz zum vorigen Jahr — den Sieg über die negativen zu verschaffen. Sie ist auch geeignet, um denjenigen Capacitäten der Demokratie, die seit 1848 durch praktische, zum Theil sehr verdienstliche Unternehmungen Sinn für die Realität gewonnen haben, mit Evidenz zu zeigen, daß man hier nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen kann, daß man Unvorsichtigkeiten meiden müsse, durch welche da, wo die äußere Macht schon fehlt, auch noch das Recht zweifelhaft werden könnte.

Wir meinen also, der Augenblick sei gekommen, wo auch der gemäßigte Liberalismus einen ersprießlichen Boden für seine Thätigkeit im Hause wie demnächst im Lande wieder finden wird. Ueber die Schranken der Fractionen hinaus, von denen fast jede die heterogensten Elemente in sich vereinigt, werden sich alle Besonnenen, Frage für Frage, die Hand zur Verständigung reichen können. Man entschlage sich dabei aller Erinnerungen aus der allerdings nicht erfreulichen jüngsten Vergangenheit; aller wenn auch natürlich begründeten, persönlichen Antipathie. Man entschlage sich vor Allem jenes seltsamen Gesichtspunktes, den man „gouvernementale Politik“ genannt hat. Auch wir hätten es für ein Glück erachtet, wenn unserm Staat das System einer „langsamen, aber regelmäßigen Reform“ erhalten geblieben wäre. Indessen scheint uns heute nicht Zeit — weder an dieses durch gemeinsame Verschuldung verlorene Glück zu erinnern, noch über die Eventualitäten seiner Wiederkehr nachzudenken. Augenblicklich ist aus verschiedenen Gründen keine der im Abgeordnetenhause befindlichen Parteien regierungsfähig: in dieser Behauptung hatte Hr. von Bismarck unzweifelhaft Recht. Wann aber der Moment wieder eintritt, wo Preußen ein liberales Ministerium bekommt, und welche Personen dann nach dem Urtheil des Landes und nach den zukünftigen Fractionsbildungen der zukünftigen Volksvertretung — denn die heutige wird diese Gunst des Geschickes kaum erleben — als die bewährtesten und geeignetsten erscheinen werden, das sind vorläufig müßige Fragen. Heute gilt es Eins, — das Landesrecht zu schützen! Und wie nach den Kämpfen von 1848—1858 die Nation diejenigen als ihre geistigen Führer ansah, die nach oben wie nach unten der Willkür widerstanden und am kraftvollsten und nachhaltigsten die vernünftige Freiheit vertreten hatten, so wird sie in Zukunft an denen sich halten, die in den jetzt beginnenden Krisen sich als die Tüchtigsten beweisen. Denn, irren wir nicht, so ist unser heutiger Conflict der Quell und das erste Stadium langdauernder Verfassungskämpfe. Nachdem das Land durch die Thatsachen darüber belehrt worden ist, daß die Befugniß der Ausgabenbewilligung allein ihm noch keine Garantien für seine Rechte gewährt, wird fortan jede Volksvertretung den Trieb haben, solche Garantien zu gewinnen. Es ist ein Schritt in diesem Sinne, wenn die Fractionen der Mehrheit damit umgehen, einen Gesetzentwurf über die Ministeranklage in das Haus zu

bringen; indeß daß hier nicht der Kern der Sache liegt, zeigt uns unter Anderem die Adresse des Herrenhauses. Mit harmloser Offenheit setzt uns dieselbe auseinander, warum unsere Verfassung in ihrer heutigen Gestalt Conflicte, wie den jetzigen, nicht verhindern noch lösen könne. Sie schreibe nämlich nicht vor, wer bei dem Zusammenstoß der gegenseitigen formellen Rechte nachgeben müsse, während in andern Ländern diese Frage thatsächlich dadurch entschieden werde, daß den Regierungen dort nicht, wie der unsrigen durch Art. 109, das Recht zur Forterhebung der Steuern zustehe. Man kann das nothwendige Ziel unserer künftigen politischen Entwickelung nicht klarer hinstellen. Befände sich der Staat augenblicklich in einer mißlichen Finanzlage, welche die baldige Erhöhung der bestehenden Auflagen nothwendig machte, so würde auch der Weg zu jenem Ziel sofort gefunden sein. Die Volksvertretung würde, um die eben jetzt erlittene Calamität in Zukunft von dem Lande abzuwenden, sich auf eine neue Steuer nur unter der Bedingung einlassen, daß die jährliche Erhebung derselben von der Aufnahme der betreffenden Einnahme in den Etat abhängig gemacht, daß also der Art. 109 auf die bisher bestehenden Steuern beschränkt würde. Indessen solche Bedürfnisse sind bei einem regulären Lauf der Dinge für die nächste Zukunft nicht zu erwarten; vielmehr gewinnt die Regierung mit dem 1. Januar 1865 durch die Gebäudesteuer einen bedeutenden Zuwachs an Hülfsquellen. Auch der Ablauf der Zollvereinsverträge am Schluß des nächsten Jahres wird uns keinen Ausweg bieten, da die Lebensinteressen des Staats, welche dabei in Frage kommen, es kaum gestatten, daß wir ihr Schicksal mit der Befriedigung unsrer inneren Bedürfnisse in Connex bringen. So läßt sich augenblicklich noch kein klares Bild von den Eventualitäten entwerfen, auf welche gestützt die Landesvertretung die nothwendige Unterlage für ihr Budgetrecht erreichen kann. Um so wahrscheinlicher ist es, daß die politische Unruhe, die mit der gegenwärtigen Krise eingetreten ist, lange Zeit anhalten wird. Sie wird durch provisorische Friedensschlüsse temporär beschwichtigt werden können, aber der principielle Abschluß des Kampfes — dafür bürgt uns der unwiderstehliche Drang eines gebildeten, vorwärtsschreitenden Volkes — wird nicht eher eintreten, als bis die Cardinalbedingungen eines ehrlichen constitutionellen Systems gültiges Verfassungsrecht geworden sind. —

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Charakter und Bedeutung der gegenwärtigen Wirren wünschten wir nur noch zwei specielle Punkte zu berühren, auf welche im Verlauf der Session ein Hauptgewicht fallen wird: wir meinen die Budgetfrage für 1862 und die Militärnovelle.

Den über die Forkenbeck'schen Resolutionen erstatteten Commissions-Bericht rechnen wir mit zu den Symptomen, welche uns, wie bemerkt, ein vorläufiges Uebergewicht der gemäßigten Anschauungen über die negativen andeuten. Wenigstens hoffen wir, daß die ausführliche Erörterung des Compromisses, zu welchem die Mehrheit bei einigem Nachgeben der Regierung bereit gewesen wäre, nicht blos den Zweck haben soll, die Vergangenheit zu rechtfertigen, sondern auch den, für die Zukunft die Wege des Vergleichs offen zu halten. Dann aber waren jene Resolutionen insofern ein Sieg des praktischen Verstandes, als sie die Absicht abschnitten, die Gültigkeit der Beschlüsse über das diesjährige Budget an

die Entwirrung der vorjährigen Verhältnisse zu knüpfen, also das Abgeordnetenhaus zum Mitschuldigen an der Fortdauer des budgetlosen Zustandes zu machen. Was unseren Wünschen allein nicht völlig genügt, ist die Form der für 1862 beschlossenen Verwahrungen. Wir haben früher an diesem Orte die Gründe entwickelt, weshalb uns die nachträgliche Vorlage eines Etats, der mit dem Begriffe eines Voranschlags nicht zusammenfällt, sehr wohl möglich erscheine. Sobald man nur festhält, daß der Etat allerdings mit Hinblick auf die wirklich befolgten Verwaltungsgrundsätze hätte entworfen werden müssen, so verschwinden alle dagegen erhobenen Einwände. Nun ist es freilich richtig, daß eine volle Erfüllung des Art. 99. eben in Folge der eingetretenen Verfassungsverletzung nicht mehr thunlich ist, indeß in solcher abnormen Lage ist es doch rathsam, sich wenigstens möglichst nahe an die Vorschriften der Verfassung anzuschließen. Die letztere aber kennt nur zwei Wege, auf welchen der Regierung eine gesetzliche Autorisation für ihre Führung des Staatshaushalts gegeben werden kann, das Etatgesetz für diesen Haushalt im Allgemeinen, und die nachträgliche Genehmigung für bestimmte Ueberschreitungen. Wurde übrigens die Etatsvorlage von der Regierung verweigert, und erschien es bedenklich wegen einer formalen, dem Lande unverständlichen Frage sich den Eintritt in die materielle Berathung pro 1862 zu versperren, so war immer noch der Ausweg offen, unter einer Rechtsverwahrung, die jedes Präjudiz für die Zukunft abschnitt, auf die dargebotene Vorlage einzugehen. Jedenfalls schien uns kein Grund vorzuliegen, die von der Regierung beliebte Form des Gesetzentwurfs, die wir erst in der zweiten Hälfte des März zu Gesicht bekommen werden, schon im Februar zu acceptiren. Dies ist aber im Unterschied von dem Benda'schen Verbesserungsantrag, welcher die Formfrage offen zu halten suchte, im Eingang der ersten Forckenbeck'schen Resolution thatsächlich geschehen.

Bei der Berathung einer Vorlage über die wirklichen Einnahmen und Ausgaben ist das Herrenhaus bekanntlich nicht an die Schranken gebunden, welche der Art. 62 ihm für den Staatshaushaltsetat auferlegt. Es kann die erstere titelweise durchberathen und genehmigen. Das Resultat wird also sein, daß die Regierung für die Reorganisationskosten nachträglich Ein positives Votum erhält, während sie im vorigen Jahr nur zwei Negationen hatte. Warum hat die Budgetcommission diesen Umstand so gering veranschlagt? Herr v. Forkenbeck fand sogar, daß eine wiederholte Etatsberathung das Haus in eine ungünstigere Stellung bringen werde, da die Frage der Verfassungswidrigkeit der einzelnen Ausgaben dann in suspenso gelassen werde. Dieses Urtheil hängt mit einer anderen Anschauung der Majorität zusammen, die sich in ihrem Beschluß vom 7. October kundgab. Obwohl sie natürlich den Grundsatz theilt, daß das Etatsgesetz die einzige Rechtsquelle für alle Staatsausgaben ist, daß dieselben also, falls ihnen jene Autorisation fehlt, sämmtlich gesetzwidrig sind, so wendet sie doch diesen Begriff in einem ganz besondern Sinne und mit dem gesteigerten Ausdruck „Verfassungsverletzung" auf die Ausgaben an, welche gegen den ausdrücklich ablehnenden Beschluß des Hauses geleistet sind. Wir begreifen die sittlich-politischen Gründe für diesen Unterschied sehr wohl, aber es gelingt uns leider nicht, die juristische Rechtfertigung dafür zu finden. Moralisch und

politisch ist die Schuld des Ministeriums bei der letzten Klasse von Ausgaben eine größere, aber sie ist keine größere nach dem Buchstaben unserer Verfassung. Die einmalige Streichung bestimmter Ausgaben macht es zwar sehr wahrscheinlich, daß dieselben auch bei wiederholter Budgetberathung der Zustimmung des Hauses ermangeln und keine Aufnahme in den Etat finden werden, den Ministern fehlt also hier jeder Anlaß, die bona fides einer späteren Genehmigung zu hegen: indessen es steht doch nicht unbedingt fest, daß die Sachlage wirklich unverändert bleiben, daß das spätere Urtheil des Hauses — vielleicht eines neuen — dem früheren gleich sein werde. In der Zwischenzeit zwischen einer gescheiterten und einer nachträglichen Budgetverhandlung haben demnach alle Ausgaben staatsrechtlich den gleichen Charakter.

Indessen gerade das Gefühl von der Richtigkeit dieser Deduction scheint bei dem Hause den Ausschlag dahin gegeben zu haben, daß ein Gesetzentwurf über die geleisteten Ausgaben einer abermaligen Etatsvorlage vorzuziehen sei. Indem wir — dies ist wohl der leitende Gedanke — den ersteren unserer Prüfung unterwerfen, durchschneiden wir den endlosen Proceß einer wiederholten Etatsverwerfung, der den Streichungen eines einzelnen Factors beständig wieder einen gleichsam provisorischen Charakter aufdrückt. Wo wir jetzt unsere Genehmigung verweigern, da ist diese Weigerung und also der Mangel an gesetzlicher Autorisation unzweifelhaft definitiv. Weiter aber wird uns die Möglichkeit gewährt, den Vorwurf der Verfassungsverletzung gegen das Ministerium dadurch zu verstärken, daß er durch unser jetziges Votum auf einen engeren Kreis beschränkt wird. Eine Verantwortlichkeit für 139 Millionen, der Mehrzahl nach ganz unumgängliche Ausgaben, ist so gut wie keine; sie wird größer und ernster, wenn ihr Umfang kleiner geworden ist. Der Rest der nicht genehmigten Summen wird dann ein solcher, dessen Gesetzwidrigkeit nicht mehr ausgelöscht, für welche also zukünftig die Minister im civilrechtlichen Wege in Anspruch genommen werden können.

Wir wollen das Gewicht dieser Gründe keineswegs verkennen, nur würden wir, wenn im Hause später nach diesen Gesichtspunkten verfahren wird, Reservationen in Bezug auf das verletzte Princip für geboten halten. Der Fall, daß der Staatshaushalt während eines ganzen Jahres ohne gesetzliche Norm geführt ist, schneidet so tief in die Wurzeln unserer Verfassung, daß seine Wiederkehr wahrlich nicht durch das Präcedenz einer bis auf einen Rest gewährten nachträglichen Genehmigung erleichtert werden darf. Mag man nun im Eingang des Gesetzes oder durch eine besondere Resolution das verletzte Princip wahren, jedenfalls wird man sich zu hüten haben, daß die theilweise Geldbewilligung nicht auch eine theilweise Indemnisation für das von dem Ministerium eingeschlagene Verfahren einschließe.

In den Verhandlungen der Commission und des Plenums kamen noch zwei Momente vor, die wir wenigstens vorübergehend erwähnen wollen. Dort erörterte der Regierungscommissär die Normen, nach welchen die Verwaltung 1862 geführt sei, und es ergab sich, wie durch die Vorliebe für den Militäretat die alten festen Grundsätze abhanden gekommen sind. Nach dem Staatsministerialbeschluß von 1850 sollten bei mangelndem Etat neu aufgenommene

Ausgaben, Ausgabeerhöhungen und Extraordinarien im Allgemeinen nicht geleistet werden. Diese Maximen konnten nicht zur Richtschnur dienen, da ja die Reorganisationskosten bisher nicht im Ordinarium standen. Für die Liberalität an diesem Punkt ist dann an andern Stellen, z. B. bei Besoldungen von Behörden, die auf gesetzlicher Grundlage neu organisirt sind, Sparsamkeit geübt. Wir dürfen darauf rechnen, daß diese Mischung von Sparsamkeit und Freigebigkeit nebst den Uebelständen, welche die Budgetlosigkeit — wir erinnern nur an den Wegfall der Etatfonds für Bauten — in allen Zweigen der Verwaltung hervorruft, für unsre an gute Ordnung gewöhnten Beamten je länger, desto drückender werden wird. Ein anderer Punkt, der uns interessirt, wurde von einem conservativen Redner in der Debatte erwähnt. Wenn das Haus, so meinte er, die Minister für die gestrichenen 6 Millionen strafbar machen wolle, so träfe dies auch die im März 1862 zurückgetretenen Mitglieder der Regierung. Wir bezweifeln, daß ein künftiges verfassungstreues Ministerium, welches als Vertreter des Fiscus die Civilklage einleitete, diese Solidarität anerkennen würde. Die liberalen Minister durften die Ausgaben für die Reorganisation über den 1. Januar 1862 hinaus bona fide leisten; ihnen stand kein directer Ausspruch des Hauses entgegen, vielmehr hatten sie in der Fortbewilligung des Steuerzuschlags bis zum 1. Juli eine indirecte Legitimation. Nur die Pflicht einer nachträglichen Gesetzesvorlage war ihnen auferlegt. Sie erfüllten dieselbe, und als sie sahen, daß mit der bisherigen Politik nicht durchzukommen sei, legten sie der Krone ein neues Programm vor, das auf eine Ermäßigung der Ansprüche, auf eine Verständigung mit dem Lande angelegt war. Hätten ihre Nachfolger das gleiche Ziel im Auge gehabt, so würde es heute keine Ausgabeposten geben, für die sie haftbar gemacht werden könnten. —

Bei politischen Aufgaben ist es nun einmal nicht gleichgültig, von wem oder wann sie übernommen werden. Hat ein voller Systemwechsel Regierung und Land in Zwiespalt gebracht, so kann man nicht mehr mit den früheren Forderungen kommen, als ob nichts geschehen wäre. Wenn Herr von Roon die diesjährige Kriegsnovelle mit dem ursprünglichen Reorganisationsentwurf vom 9. Februar 1860 vergleicht, so mag er sie eine Concession nennen und sich gegen eine Identificirung der heutigen Einrichtungen mit jenem ersten Plane verwahren. Aber hundertmal größer als jener Unterschied, ist der Gegensatz der Gefühle und Erwartungen des Landes im Februar 1860 und im Februar 1863. In den Motiven zur Novelle wird der Conflict in der Militärfrage aus dem Umstand erklärt, daß die frühere Minorität des Abgeordnetenhauses zur Majorität geworden sei. Nur hat man versäumt hinzuzufügen, da[illegible] ungünstige Wechsel zumeist das Werk jener Partei war, welche nicht [illegible] konnte, daß unsere Verfassung nicht aus den beiden Paragraphen be[illegible] König befiehlt nnd der Unterthan gehorcht. Nachdem man durch die absolutistische Behandlung einer schwerwiegenden Sache die constitutione[illegible] telparteien ruinirt und der Agitation gegen d[illegible] [illegible]erstärkung de[illegible] barsten Boden geschaffen hat, kann doch diese[illegible] [illegible]che Opposit[illegible] wieder als ein Rechtfertigungsgrund dafür d[illegible] [illegible]inen W[illegible] kümmert weiter geht, als hätten wir keine C[illegible] [illegible]ssen.

bei Beurtheilung des rechtlichen Charakters der Militairreform im Grunde nur zwei Doctrinen, und für die eine oder andere muß man sich entscheiden. Die allgemeine Wehrpflicht, so lautet die eine Theorie, ist Gesetz und die dreijährige Dienstzeit ist Gesetz; der König kann also alle wehrfähigen Preußen für drei Jahre ausheben und das Abgeordnetenhaus ist verpflichtet, die zur Ausführung jener Gesetze erforderlichen Mittel zu bewilligen. Ob wir 63,000 oder 90,000 Rekruten stellen, ob der Militairetat auf 39 oder 50 Millionen sich berechnet, dies hängt demnach ausschließlich von dem Willen und der Weisheit des Kriegsherrn ab. Wer sich schämt, dieser von der Kreuzzeitung gepredigten Lehre zuzustimmen, dem bleibt dann nur die entgegengesetzte Doctrin übrig, daß der constitutionelle König nicht das Recht hat, das altgewohnte Maaß der Belastung der Nation an Geld und persönlichem Dienst ohne die definitive Zustimmung der Landesvertretung zu erhöhen, und daß die letztere die Befugniß hat, an die höhere Forderung die ihr heilsam scheinenden Bedingungen zu knüpfen. Was zwischen diesen beiden Doctrinen mitteninne liegt, ist schwankend und unklar, — und in dieser unklaren Mitte bewegen sich die Motive zur Novelle. Sie behaupten, daß die Dauer der Dienstpflicht eine technische und organisatorische Frage sei, welche die Regierung allein sachkundig beantworten könne; sie erklären, daß die Organisation der Armee zu der ausschließlichen Executive der Krone gehöre; sie gestehen dann wieder zu, daß die Landesvertretung dabei indirekt mitwirken könne, sofern sie die Mittel zur Erhaltung der Armee zu bewilligen habe; sie heben endlich dieses Zugeständniß wieder auf, indem sie bestreiten, daß die gesunde und kräftige Existenz des Heeres, d. h. seine jetzige Einrichtung, wegen der mangelnden Bewilligungen in Frage gestellt werden dürfe; sie kommen zuletzt auf den Gedanken, es möge für das Heer ein für allemal eine Subsidie festgestellt werden, die nur durch Vereinbarung der drei Staatsfactoren geändert werden könnte; natürlich aber soll in diese Summe das Extraordinarium eingeschlossen werden, um welches sich heute der Streit bewegt. Demnach darf man wohl sagen, daß die Motive der ersteren von jenen beiden Doctrinen näher stehen, als der letzteren. Für den vorliegenden Fall wenigstens soll der Gegensatz, der zwischen dem Formationsrecht des Kriegsherrn und dem Budgetrecht der Landesvertretung entstanden ist, dadurch gelöst werden, daß die letztere sich unterwirft. Ja nicht einmal dazu hat man sich entschließen können, wenigstens die unerfreuliche Perspective auf neue Millionen bei Seite zu schieben. Es wird uns vielmehr versichert, daß nicht nur die Aufrechterhaltung, [illegible] auch die „weitere Vervollständigung“ der militairischen Reformen noth

[illegible]velle selbst ist aus dem schmalen Umfang, welchen der Entwurf [illegible]uar 1862 hatte, wieder fast zu der Ausführlichkeit der Vorlage [illegible]r 1860 angewachsen. Für die Flotte und Seewehr enthält sie [illegible] welche früher fehlten. Die Dauer der Reserveverp[illegible] vorjährigen Entwurf, um zwei Jahre verlängert; [illegible]e Neuerung getroffen, daß der älteste Jahrgang [illegible] Aufgebot geschlagen werden soll. Gegen diese [illegible]em Standpunkt aus nichts einzuwenden ha-

den. Bei der Polemik gegen eine solche Beschränkung, oder wie wir sagen würden, Erleichterung der Landwehr, wird nur zu sehr übersehen, daß man nicht zu gleicher Zeit die allgemeine Wehrpflicht zu einer annähernden Wahrheit machen und die Landwehr bis in die älteren Jahrgänge hinein aufrecht erhalten kann. Je breiter die Basis der jährlichen Aushebung wird, desto mehr muß die Dauer der Wehrpflicht für die Landwehr sich verkürzen. Denn die Masse der waffengeübten Mannschaft wächst so bedeutend, daß es für den reichsten Staat unmöglich werden würde, sie in einem Kriege zu benutzen. Rechnen wir nach Anleitung der Novelle für den Dienst bei den Fahnen, die Reserve und das erste Landwehraufgebot zusammen 11 Jahrgänge, so ergiebt dies schon eine Zahl von 11 mal 63,000 Mann, also nach Abrechnung der Rekruten und des Abgangs über eine halbe Million Streiter. Das ist mehr, als wir im Kriege ausrüsten und ernähren können, und es müßte schon ein langdauernder und blutiger Kampf sein, wenn wir bei einer solchen Wehrkraft noch auf die Landwehr zweiten Aufgebots zurückzugreifen hätten. Bei den neuesten Ideen von einem Volksheer, in welchem alle wehrfähigen Männer der Nation in der kurzen Zeit von einigen Monaten ausgebildet werden sollen, wird ebenfalls übersehen, daß man damit auf Kosten der militairischen Ausbildung eine enorme Zahl gewinnt, welche im Kriege doch nur im beschränkten Umfang verwandt werden kann. Außer der erwähnten Aenderung enthält die Novelle nur einen Punkt, der wie eine Concession an die öffentliche Meinung aussieht; sie stellt nämlich die Reservisten den Landwehrleuten in Bezug auf die Auswanderung rechtlich gleich. Im Uebrigen aber hält sie es für zeitgemäß, nicht nur den bisherigen schwerbestrittenen Boden zu behaupten, sondern noch auf neue Eroberungen auszugehen. Sie legt den Freiwilligen die Pflicht auf, sich die Qualification zu Landwehrofficierstellen zu erwerben und sie droht denen, welche dieser Pflicht nicht genügen, mit einer um zwei Jahre längeren Dienstzeit in der Reserve. Wie man nun glauben kann, daß je eine Landesvertretung das Lebensschicksal ihrer gebildeten Jugend statt dem Schutze des Gesetzes dem Ermessen der militairischen Prüfungscommissionen anheimstellen werde, das ist wirklich kaum begreiflich. Nicht minder erstaunlich ist die Verbesserung, welche der Art. 15 des Gesetzes vom 3. September 1814 in der Novelle erfährt. Es ist der unzweideutige Inhalt jenes Artikels, daß die verschiedenen Abtheilungen der bewaffneten Macht — das stehende Heer und die Landwehr — nicht vermischt werden dürfen, daß sie auch in den Krieg als selbständige, von einander geschiedene Formationen ziehen sollen und daß erst „im Kriege," wenn ein „Abgang," wenn Verluste eintreten, die Lücken durch die zurückgebliebenen Wehrpflichtigen lediglich nach dem Bedürfniß ergänzt werden können. Natürlich handelt es sich dabei um die allgemeine Regel, nicht um einzelne überschüssige oder fehlende Wehrmänner. Jenes Princip wird aber in §. 9 der Novelle, dessen volle Tragweite aus den Motiven erhellt, dahin ausgedeutet, daß von dem Augenblick der Mobilmachung an für die Militairverwaltung jede gesetzliche Schranke bei Einstellung der Mannschaften in die einzelnen Abtheilungen wegfallen soll. Selbst die Mobilmachungsordres von 1830 und 1850, welche man für diese Forderung anführt, gehen nicht soweit. Damals war von einem wechselseitigen Austausch

überzähliger Reservisten oder Landwehrmänner in einzelnen Fällen die Rede, aber es war nicht die ganze Organisation darauf angelegt, um die Einreibung eines starken Procentsatzes der Landwehr in die Linie zu einer im Voraus ersichtlichen Nothwendigkeit zu machen. Wir haben einer mäßigen Verlängerung der Reserve immer das Wort geredet, aber auch wir meinen nicht, daß das Abgeordnetenhaus sich darauf einlassen könne, in §. 3 zunächst eine Ausdehnung derselben auf noch zwei Jahre festzustellen und dann in §. 9 der Regierung die indirecte Vollmacht zu geben, auch noch über einen dritten Jahrgang der Landwehr für die Linie zu disponiren.

Aus dem Gesetz vom 3. September 1814 ist; wie in den Entwurf vom 9. Februar 1860, so auch in die neue Novelle der Satz hinübergenommen: die Stärke des stehenden Heeres wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt. Hier wird also bei der Berathung der Vorlage das entscheidende Amendement seinen Platz finden. Wir haben diese Punkte und die weitere Consequenz, die sich für die Regulirung des Budgets daran knüpft, erst vor Kurzem in Betracht gezogen. Wie weit die bisherigen Erfahrungen den nüchternen Sinn für das Maaß und für den praktischen Vortheil geweckt haben, das wird sich an diesen Beschlüssen erweisen. In dem Prozeß, den Regierung und Haus mit einander führen, ist bis heute noch auf Seiten des letzteren ein gutes Theil sachlichen Unrechts. Man vergiebt seiner Ehre nichts, wenn man es möglichst hinwegschafft, aber die Hoffnung, über den Gegner zu siegen, erhöht man dadurch bis zur Gewißheit. —

Seit der Wiedereröffnung des Landtags traten die inneren Verhältnisse für uns so bestimmt in den Vordergrund, daß wir es unterließen, den Blick unserer Leser auf die reichen und mannichfachen Ereignisse zu lenken, welche in unserem Welttheil und jenseits des Oceans sich abspielten. Heute ist der Eindruck dieser Dinge durch einen plötzlichen Zwischenfall zurückgedrängt, der sich an die jüngste revolutionäre Bewegung geknüpft hat, und dessen Folgen bis heute Niemand übersehen kann. Daß Herr v. Bismarck zu derselben Zeit, wo er mit dem Grundrecht der preußischen Volksvertretung brach, der Welt verkündigte, die deutsche Einheit müsse mit dem Schwert gemacht werden, daß er auf den Delegirtenplan mit der Drohung antwortete, den preußischen Gesandten vom Bunde abzurufen, daß er weiter im vierten Monat seiner budgetlosen Verwaltung in Frankfurt erklären ließ, das Bedürfniß der deutschen Nation müsse durch ein aus unmittelbaren Wahlen hervorgehendes Parlament befriedigt werden, — alle diese Leistungen, zumal sie zum Glück ohne weitere Consequenz blieben, treten in ihrem Werth zurück vor der jüngsten großen Action, der Convention mit Rußland vom 8. Februar. Wir wollen uns eines nüchternen Urtheils befleißigen; die Wogen des leidenschaftlichsten Unwillens über diesen Act schlagen schon außerhalb Preußens so hoch auf, daß wir, wenn es möglich wäre, weit lieber entschuldigen, als anklagen möchten. Wir nehmen an, daß das Abkommen sich wirklich nur auf den Inhalt beschränkt, der von Lord John Russel im englischen Unterhaus angegeben wurde, und daß weitergreifende Interventionsideen bisher nur unbestimmt in's Auge gefaßt waren. Aber auch in dieser Beschränkung ist die Convention ein Schritt, zu dessen Erklärung man sich vergeb-

lich nach irgend einem preußischen Interesse, nach irgend einem politischen Gedanken umsieht. Hätte Preußen heute noch die Grenzen von 1795, besäße es ein wenigstens annähernd gleich ausgedehntes polnisches Territorium, wie Rußland; wäre dann die Insurrection in beiden Gebieten gleichzeitig losgebrochen, so möchte es Gründe geben, welche diesem Vertrag, wenn auch nicht alles Bedenkliche, so doch das Unbegreifliche nähmen. Man könnte sich dann darauf berufen, daß eine Grenze, die von den Guerillaschaaren der Insurgenten nicht respectirt wird, aber von den verfolgenden Truppen nicht angetastet werden darf, lediglich der Revolution zum Vortheil und der geordneten Macht beider Staaten zum Schaden gereiche. Bekanntlich aber haben wir kaum so viel Hunderte Quadratmeilen rein polnisches Gebiet, als die Russen Tausende besitzen, und was die Convention zu einer geradezu beispiellosen Handlung macht: dieses Gebiet befindet sich in der vollständigsten Ruhe, und seine Bewohner hüten sich, auch soweit sie nationalpolnische Sympathien haben, durch unzeitige Betheiligung dem Aufstand einen neuen mächtigen Feind auf den Leib zu hetzen. Die Deutschen an unsern Ostgrenzen haben 1848 die Folgen zu großer Milde und Zögerung viel zu bitter erfahren, als daß sie an sich geneigt sein sollten, die Gefahr ihrer Lage zu unterschätzen. Gleichwohl ist von Gutsbesitzern und Kaufleuten in Westpreußen, von dem conservativ gesinnten Vorstand des „Vereins zur Förderung der deutschen Interessen in der Provinz Posen," von den Abgeordneten streng gemäßigter Richtung aus jenen Landestheilen und selbst von dem bisherigen Oberpräsidenten der Provinz der einstimmige Wunsch zu erkennen gegeben, daß die preußische Regierung sich auf den militärischen Schutz der Grenze beschränken möge. Sogar die Kreuzzeitung hat zugestehen müssen, daß die Aristokratie in Posen für den Aufstand nicht günstig gestimmt sei, und für den höheren Klerus ist es bezeichnend, daß gerade in dem Organ des Erzbischofs von Przyluski die radicale Tendenz der Bewegung scharf verurtheilt worden ist. Also haben wir der russischen Regierung auf Kosten preußischer Unterthanen einen bedeutenden Dienst erwiesen, ohne daß bisher irgend ein Symptom dafür vorläge, daß wir selbst in Verlegenheit kommen und dann aus dem Gegendienst wenigstens einen kleinen Nutzen ziehen könnten. Vorläufig müssen wir es uns gefallen lassen, daß die Kosacken die friedlichen Ortschaften unserer Mitbürger an der Grenze — selbst in Ostpreußen und Schlesien durchziehen; und daß sie in unsere ruhigen polnischen Kreise mit der Verfolgung alle Greuel eines solchen Kampfes und die leidenschaftlichste Verbitterung hinüber tragen. Das heißt unserer Meinung nach russische, nicht preußische Politik treiben. Dazu ist dieser Dienst von unserer Seite mit solcher Schnelligkeit geleistet, daß alle Welt darin nicht sowohl ein Zeichen von der Schwäche Rußlands, als von unserem Eifer ihm zu dienen erkennt. Selbst wenn die Klage der russischen Staatskanzlei in Warschau über unsere Aufdringlichkeit unecht sein, wenn die hiesige russische Diplomatie unseren Beistand dringend erbeten haben sollte, so haben wir sie doch durch unsere Hast über jeden Schein der Demüthigung glücklich hinweggehoben.

Inzwischen hat Oestreich, das in Galizien zwei Millionen Polen hat, hinter denen bekanntlich im Süden und Südwesten die Ungarn und Venetier wohnen, sich begnügt, den galizischen Landtag zu vertagen und die Grenzwachen

durch bewaffnete Bauern als Warnungszeichen für die adligen Gutsbesitzer zu verstärken. Seine leitenden Kreise tragen inmitten großer Gefahren eine kaltblütige Ruhe zur Schau und sie haben den Beitritt zur Convention abgewiesen, der ihnen von russischer und wie man sagt auch von preußischer Seite angetragen war. Wenn wir nun auch nicht so frische Anlässe haben, um uns über die Schwächung Rußlands zu freuen, wie Oestreich seit dem italienischen Krieg; wenn unsere Interessen auch nicht so direct mit ihm concurriren, als die jenes Staats in der orientalischen Frage, so haben wir doch wahrlich auch wenig Grund, es in seinen Verlegenheiten großmüthig zu unterstützen. Mit den ersten Gerüchten von dem Interventionsgelüste unserer Regierung tauchten auch in allen Kreisen unseres Volkes die schlimmen Erinnerungen auf, die es sich aus der Zeit unserer Allianzen von 1806 und 1813 bewahrt hat. Noch ist ferner das Gedächtniß von der Suprematie des allmächtigen Czaren nicht verloren, vor der sich die deutschen Höfe in den dreißiger und vierziger Jahren schmählich beugten; und die feindselige Stellung, welche Rußland gegen uns im schleswig-holsteinschen Krieg und bei unserm Conflict mit Oestreich einnahm, hat auf das deutlichste bewiesen, wie eine Erstarkung Preußens, eine Consolidirung Deutschlands seinen weitreichenden Plänen direct entgegenläuft. Die schwersten Demüthigungen, die wir in diesem Jahrhundert erlitten, die Friedensbedingungen von Tilsit und die Stipulationen von Olmütz haben wir seiner Lauheit und seinem Uebelwollen zuzuschreiben. Liegt in alledem nicht für uns einiger Grund zur Zurückhaltung, wenn ihm grade auf dem Terrain eine ernste Gefahr erwächst, durch welches es seine Macht zwischen Oestreich und Preußen mitten hinein geschoben und sich besonders an unser Gebiet in einem tief eingreifenden Bogen herangedrängt hat? Preußen kann eine Wiedergeburt des alten Polen nicht wünschen — und sie ist wahrlich unwahrscheinlich genug —; aber noch weniger kann es wünschen, daß die Assimilirung Polens den Russen gelinge, daß ihre Macht künftig einig und ungebrochen bis an unsere Grenze reiche. Allein wenn die Hyder der Revolution irgendwo in unserer Nähe sich regt, da verschwinden, wie es scheint, bei unseren Staatsmännern alle diese Gedanken, da geht Maaß und Fassung verloren. Ja man übertrifft in seinem Eifer heute noch die Zeiten der heiligen Allianz. Die Revolution von 1830—31 war vom ersten Augenblick an ein weit bedeutsameres Ereigniß, als es der jetzige Aufstand zu werden verspricht. Noch hatten die Polen ein nationales Heer; durch den Uebertritt desselben gelang es ihnen Warschau mit allen seinen Hülfsquellen, die Festungen des Landes rasch zu gewinnen und den Großfürsten Constantin mit den russischen Truppen zum Abzug aus dem Königreich zu zwingen. Ja, es lag damals in ihrer Hand, auch die altpolnischen Länder, Litthauen, Podolien und Volhynien, insbesondere die litthauische Armee in ihre Sache hineinzuziehen. Was die preußische Politik betrifft, so erhob sie sich damals wenig über die Gesichtspunkte der dynastischen Verschwägerung; das hatte sie noch ein Jahr zuvor bewiesen, als sie den Friedensschluß von Adrianopel vermittelte, durch welchen die Diebitsch'sche Armee südlich vom Balkan gerettet, die Donaumündungen direct und die Donaufürstenthümer indirect der Herrschaft des Czaren unterworfen wurden. Indessen davor hütete sie sich doch, die

militärischen Maaßregeln in Polen durch einen Vertrag irgend einer Art sofort zu unterstützen, obwohl Posen und Westpreußen damals polnischer waren als heute. Erst in dem zweiten Jahr des Kampfes traten unter der Hand einige Hülfsleistungen ein, die den russischen Truppen die gestörte Verpflegung und den Uebergang über die Weichsel erleichterten. Gegen die Polen, die auf preußisches Gebiet übergetreten waren, geschah viel Hartes, indessen wurde doch den Meisten gestattet, vor der russischen Rache nach Frankreich zu entfliehen.

Es ist für den Stolz eines altpreußischen Herzens eine bittere Demüthigung, zu sehen, wie auf die Verwendung der edlen Kraft eines zukunftreichen Staats jene feudale Begierde Einfluß gewinnt, die bei dem Ausbruch jedes revolutionären Brandes mit ihrer Löschmannschaft auf dem Platze sein will. Das Interesse der Krone an der Armeereform wird dabei leider nicht gewinnen. Wir fürchten, daß der Gegensatz des Landes gegen die Verstärkung unserer Wehrkraft durch nichts mehr geschärft werden wird, als durch jenen legitimistischen Eifer. So viel ist gewiß, daß niemals ein Volk einmüthiger hinter seiner Vertretung gestanden hat, als es jetzt bei dem Protest der Fall ist, der sich im Abgeordnetenhause gegen die Convention vorbereitet.

Man hat von Herrn v. Bismarck gesagt, daß er sich gegen die engen Gesichtspunkte unserer Legitimisten indifferent verhalte, und daraus geschlossen, daß ihm die Convention durch den Einfluß der Militärpartei aufgedrängt sei. Wir müssen diese Annahme abweisen, da er von seinem Posten nicht zurückgetreten ist. Vielleicht haben die inneren Verhältnisse ihn in jene Unruhe versetzt, wo man leicht nach jeder Veränderung der Lage greift, ohne die Wirkungen genau zu berechnen. Wir haben vor kurzem ein langes Actenstück gelesen, in welchem Herr v. Bismarck unserer Diplomatie von seinen Verhandlungen mit Oesterreich Kenntniß giebt. Aus demselben geht hervor, daß er das Wiener Cabinet aufgefordert hat, auf seinen traditionellen Einfluß bei den deutschen Höfen zu verzichten, Preußen in Deutschland Raum zu geben, widrigenfalls es in künftigen europäischen Verlegenheiten auf die Unterstützung Preußens nicht zählen, vielmehr dessen Bündniß mit dem Gegner zu gewärtigen habe. Unserer Ansicht nach blieben solche Erörterungen am besten auf den Moment verspart, wo man ihnen praktischen Nachdruck geben kann. Aber wenn man solche Gedanken ausspricht, so sollte man sie nicht sofort durch die That vereiteln. Der polnische Aufstand kann in seinen Rückwirkungen nicht uns, wohl aber Oesterreich gefährlich werden. Wir glauben allerdings nach den bisherigen Resultaten kaum, daß es dem Aufstand gelingen wird, sich fester zu organisiren, den Russen ihre Verbindungen durch die Insurrection von Litthauen und Volhynien abzuschneiden, oder gar — wovon der schließliche Erfolg abhinge, im Innern Rußland's die socialen Krisen zu steigern. Wenn er aber längere Monate sich mit Glück entwickeln sollte, so werden die Ungarn, von denen bis heute die Steuern nicht ohne Militärgewalt zu erlangen waren, diesem Schauspiel nicht ruhig zusehen, und der Drang zur Befreiung Venedigs wird sich dann in Italien zu einer Leidenschaft steigern, welche von Peruzzi und dem Turiner Parlament nicht so leicht beschwichtigt werden könnte. Bei solchen Eventualitäten würden die Gedanken der erwähnten Circulardepesche in Wien vielleicht Eindruck machen. In-

dessen die Abschwächung solcher ungewisser Chancen ist noch das Geringste; schlimmer ist die positive Verschlechterung unserer gegenwärtigen europäischen Beziehungen. Unser Ministerpräsident war sorgloser, als viele Leute in Preußen, wenn er erklärte: „wir erwarten in der beregten Sache keine Rathschläge von irgend einer auswärtigen Macht." Es war vorauszusehen, daß Louis Napoleon seine Position wechseln müsse, sobald ein zweiter Staat in der polnischen Angelegenheit Partei nahm. Daß ihm der Aufstand nicht erwünscht kam, vielleicht weil er durch denselben eine Verstärkung der demokratischen Stimmungen bei den Wahlen befürchtete, vielleicht weil er nach den von England erlittenen Schlappen sein Verhältniß zu Rußland nicht gestört sehen wollte, das beweisen die Aeußerungen Billault's während der Adreßdebatte. Schärfer kann eine französische Regierung den Wunsch nach Förderung der Insurrection kaum abweisen und den Charakter derselben kaum verurtheilen, als es durch Billault geschah. Wenn aber solche Erklärungen unsere Staatsmänner sicher gemacht haben, so übersahen sie eben, daß man dem französischen Volke in dieser Sache doch nicht zu viel bieten kann, daß es zwischen ihm und den Polen ein Band der Sympathie und der Erinnerung an gemeinsame Thaten und Leiden giebt, das ein Napoleonide am wenigsten unbeachtet lassen darf. So ist denn unser Verhältniß zu Frankreich gegenwärtig mißlicher als nach dem Frieden von Villafranca, weil wir eine viel mißlichere Sache haben. Wir sind zwar nicht so schüchtern, um vor den Phrasen der Herren Limayrac und de la Guerronière sofort in Schrecken zu gerathen, indessen sind diese officiösen Wortmacher doch immer die Tirailleure der Regierung, und ob ihre Declamationen auf den Zweck beschränkt bleiben, dem gereizten Volksgefühl eine momentane Genugthuung zu verschaffen, wird von Umständen abhängen, die nicht in unserer Hand liegen. Wenn Louis Napoleon fände, daß er die Niederlagen und zweifelhaften Unternehmungen des letzten Jahres, sowie die oppositionellen Regungen, die sich daran geknüpft haben, durch eine neue Action hinwegwischen müßte, so würden ihm die Karten zu diesem Spiel in die Hand gegeben sein. Ein Auftreten am Rhein und abermals zu einem civilisatorischen Zweck könnte leicht eine doppelt populäre Sache werden; und es träfe uns in einem Zustande, wie er äußerlich isolirter und innerlich zerrissener kaum gedacht werden kann. Bis zu diesem Punkt sind wir jedoch noch nicht. Frankreich wird sich begnügen, eine höfliche diplomatische Erörterung einzuleiten und den Verlauf der Dinge in Polen abwarten. Ernste Verwickelungen liegen unserer Ansicht nach nicht nahe. Schlimmer aber, als jede Gefahr derselben wäre es, wenn unsere Regierung eingeschüchtert durch den Lärm in Europa von der abgeschlossenen Convention ganz oder durch Ausdeutungen zurückträte, wenn wir abermals eine Niederlage aus Furcht erlitten.

Die Idee einer Tripelallianz mit Rußland und Frankreich scheint unserem Ministerpräsidenten seit dem Amtsantritt des Herrn Drouyn de Lhuys abhanden gekommen zu sein; die Idee einer partiellen heiligen Alliance aber ist ein unglücklicher Ersatz, denn sie bietet Oesterreich Gelegenheit, seine Beziehungen zu den Westmächten freundlicher zu gestalten, und befestigt die Bande zwischen den letzteren, welche durch Mexico, Rom und Griechenland locker genug geworden waren. England hat ein zu dringendes Interesse daran, daß das russische

Reich durch innere Kämpfe an seiner Erstarkung und dem Vorrücken im Orient gehindert werde, um nicht die preußische Nichtintervention wenn auch aus andern Motiven als Frankreich zu verlangen. Diese Gemeinschaft beider Staaten in der polnischen Frage wird nicht immer vorhalten, aber doch so lange bis etwa die Gefahr eines continentalen Krieges droht.

Wie dem indeß sei: ein Irrthum wäre es, wenn man an diese neue Phase sanguinische Hoffnungen für die Verbesserung unserer innern Verhältnisse knüpfen wollte. Der Beweis, daß es unserer feudalen Partei an Capacitäten gebricht, welche das Staatsschiff selbst bei leidlich ruhigem Wetter draußen zu steuern wissen, ist freilich eklatant, — gleichwohl wird durch diesen auswärtigen Zwischenfall unser Hauptkampf schwerlich abgekürzt werden. Einzelne Personen mögen wechseln, — das System wird erst fallen, wenn der Existenz des Staates Gefahr droht. Sollten wir demnächst von der thatenlustigen Unruhe befreit werden, so ist Alles danach angethan, um uns einem Regiment im Manteuffel'schen Sinne zu überliefern, das sich nach Außen insofern nicht compromittirt, als es nur nach Innen activ ist.

Notizen.

Zur neuesten Geschichte des deutschen Verfassungslebens. — Wieviel anders und besser steht es, bei allem Wechsel unserer Schicksale, mit der Politik in Deutschland, seit an die Stelle des die Dinge umschreibenden Räsonnements das die Sache treffende Urtheil zu treten angefangen hat. Das Urtheil setzt Sachkunde voraus und diese ist bedingt durch Arbeit, durch anhaltende, ernste Beschäftigung mit dem gesammten politischen Material. In dieser Richtung wirkt die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung unserer Tage; demselben Zwecke dienen noch unmittelbarer eine Anzahl von Sammelwerken, welche die Nation in den Stand setzen, den Gang der Tagesereignisse mit dem Blick des Kenners zu verfolgen. Wir haben in diesen Blättern wiederholt des seit zwei Jahren erscheinenden »Staats-Archivs« von Klauhold und Aegidi gedacht. Während hier vorwiegend internationale Actenstücke zusammengestellt werden, so sammelt Zöpfl die Bundesbeschlüsse, so H. A. Zachariä die Verfassungsgesetze der deutschen Staaten.

In einem zweibändigen Werk, das im Jahr 1855 unter dem Titel: „Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart" erschien, hatte der Letztere sein im hohen Grade dankenswerthes Unternehmen fest begründet. Wir entnahmen daraus, was in jenem Jahr von einem Ende Deutschlands bis zum andern öffentlich Rechtens war. Aber dies konnte selbstverständlich nur als Ausgangspunkt einer fortgesetzten Thätigkeit gelten. Darum begrüßten unsere Jahrbücher seiner Zeit (Band II. S. 103—105) das Erscheinen der ersten Fortsetzung als eine Gewähr dafür, daß der ausgezeichnete Staatsrechtslehrer sich das bleibende Verdienst erwerben wolle, der Nation eine sichere Grundlage für die Kunde der Verfassungsgeschichte ihrer Staatenwelt bis auf die jedes-

malige Gegenwart zu bieten. Dieser Erwartung ist eben auf's Neue entsprochen worden. Eine zweite Fortsetzung (Göttingen, 1862.) liegt vor uns. Der Herausgeber ist seinem Plane treu geblieben, den er mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit in einer Weise weiter ausführt, welcher wir schon bei Besprechung der ersten Fortsetzung unsere lebhafte Zustimmung gegeben haben.

Es ist eine ziemlich abgeschlossene Epoche unseres staatlichen Lebens, welche zwischen das Erscheinen jener ersten und dieser zweiten Fortsetzung fällt, — nämlich die Zeit von 1858 bis 1862. Der Eintritt der sog. neuen Aera in Preußen, die Geschichte ihres Schwankens und der vorläufige betrübende Ablauf derselben liegen in der Mitte. Daß jener Aufschwung, welchen die Sache des öffentlichen Rechts und der bürgerlichen Freiheit unmittelbar und mittelbar dem redlichen Willen des „Prinz-Regenten" zu verdanken hatte, nicht fruchtlos geblieben, zeigt Zachariä's Sammlung auf allen ihren Blättern.

Sie folgt wieder der Reihe der Stimmen des Engeren Raths der Bundesversammlung. Oesterreich sehen wir zuerst sich den constitutionellen Staaten beigesellen und zugleich die staatlichen Bande zwischen den deutschen und außerdeutschen Kronlanden fester schließen, ohne doch der Centralisation die Selbständigkeit der Theile zum Opfer zu bringen. Eine Vergleichung dessen, was die Zachariä'sche Sammlung 1855 und 1858 aus Oesterreich mitzutheilen gehabt, mit dem, was sie heute zu bringen hat, ist an und für sich von höchstem Interesse. Die erste Sammlung enthielt die Kaiserlichen Patente von 1851, welche die Märzverfassung von 1849 aufhoben (S. 61—73). Die erste Fortsetzung mußte sich — auf drei Seiten — auf einen officiösen Artikel der österreichischen Correspondenz über die leitenden Gedanken einer beabsichtigten Organisation der „Provinzialstände" beschränken. Dagegen die eben erschienene Sammlung (S. 1—39) bringt die bedeutungsvollen Zeichen neuen politischen Lebens, die Acte vom 20. October 1860, 26. Februar u. 8. April 1861.

Bezeichnend sind die Worte, mit denen der Herausgeber die preußische Verfassungsentwicklung einleitet. Sie mögen hier um so mehr eine Stelle finden, da Zachariä schwerlich zu denjenigen zu rechnen sein wird, die eine vorgefaßte Meinung für Preußen befangen gemacht hat. Es ist nur zu bekannt, mit wie schneidender Schärfe sich der berühmte Staatsrechtslehrer bei Gelegenheit seiner Kritik der fraglichen Ansprüche Preußens auf die Nachfolge im Herzogthum Braunschweig öffentlich ausgesprochen hat. Die Sprache, welche er dabei führte, ließ ihn nicht nur als einen streng rechtlich denkenden Mann, sondern auch einen der preußischen Irrgänge herzlich überdrüssigen und in seinem nationalen Gefühl beleidigten Politiker erkennen. Die ätzende Lauge, die seiner juristischen Beweisführung beigemischt war, hat keinen Zweifel übrig gelassen, daß die frühere freundliche Gesinnung für Preußen bis auf die letzte Spur erloschen ist. Zachariä sagt: „Die Hauptsammlung von 1855 und die erste Fortsetzung derselben vom Jahr 1858 hat nächst der revidirten Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 auch die dieselbe abändernden Gesetze und Verordnungen gebracht. Die meisten derselben tragen einen reactionären Charakter zur Schau und bekunden das Streben, die mißliebigsten Artikel der revidirten Verfassungs-Urkunde zu beseitigen. Die Verfassungs-Urkunde wurde in dieser



Zeit, auch in Betreff der äußerlich nicht angetasteten staatsrechtlichen Principien, welche namentlich der Titel II. derselben sanctionirte, nur als ein Katalog frommer Wünsche behandelt, welche vor ihrem Uebergang in besondere Gesetze keine rechtliche Verpflichtung begründeten und neben welchen die damit in Widerspruch stehenden älteren Gesetze fortdauernd ihre Kraft behaupteten. Preußen hatte eine Constitution, aber nur zum Schein, nicht in der Wahrheit. — In diesem traurigen, jede freiere Regung des Volksgeistes ausschließenden Zustand trat mit der definitiven Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen und die bekannte Ansprache desselben an das Staatsministerium eine ebenso bedeutende als erfreuliche Aenderung ein und auch das übrige Deutschland hat das Wehen frischeren Luftzugs aus Preußen empfunden. Die Verfassungsnormen blieben dieselben, aber der Geist, in welchem sie angewendet wurden, war ein durchaus veränderter. Die Krisis, in welcher sich gegenwärtig der preußische Staat zu seinem eigenen und ganz Deutschlands Nachtheil nicht ohne Schuld beider Theile, der Regierung sowohl als der Volksvertretung, befindet, wird hoffentlich einer befriedigenden Lösung entgegengeführt. · Preußen fordert ein starkes Königthum; stark kann es aber nur sein, wenn es sich in Uebereinstimmung befindet mit dem zum lebendigen Bewußtsein seines verfassungsmäßigen Rechts erwachten Volke. — Die Verfassung ändernde Gesetze sind seit 1857 gar nicht in's Leben getreten. Nur ein die bisher bei der Bildung der Wahlbezirke für die Wahlen zum Hause der Abgeordneten ausgeübte Willkür ausschließendes, in der Verfassungs-Urkunde Art. 69 ausdrücklich vorbehaltenes Gesetz vom 27. Juni 1860 ist seitdem ergangen ....« — Dieses wohlthätige Gesetz enthält die neue Sammlung; außer demselben für Preußen nur noch die beiden zu Manteuffel's Zeit erlassenen Verordnungen in Betreff der vormals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen vom 12. und 22. November 1855.

Von fernerem großem Interesse ist der Abschnitt, welcher dem Verfassungsrecht von **Kurhessen** gewidmet und ebenso umfassend wie erfreulichen Inhalts ist (S. 77—123). Die vortreffliche Einleitung berichtet in gedrungener Kürze, doch mit Erwähnung eines jeden wichtigen Moments der Entwicklung, den Hergang von dem Bundesbeschluß vom 27. März 1852 bis zu dem Bundesbeschluß vom 13. Mai 1862 und der kurfürstlichen Verkündigung vom 21. Juni 1862, diese Geschichte der Sühne von öffentlichem Unrecht, welche — sollen wir sagen wie ein Meteor oder wie ein Stern? — unsere Bundesnacht durchstrahlt. Der Herausgeber sagt selbst: »die Wahrheit des echt deutschen Spruchs »»Recht muß doch Recht bleiben«« hat sich hier einmal wieder glänzend bewährt. Die Bundesversammlung hat für die unheilvolle Theorie von ihrer plenitudo potestatis in Betreff des verfassungsmäßigen Rechts der Unterthanen ein Sühnopfer gebracht und sich endlich zu einer von der Gerechtigkeit gebotenen **Umkehr** entschlossen. Daß es dahin kam, ist **Preußens** unverkennbares Verdienst.« Schließlich weist Zachariä die Behauptung von den »vielen Bundeswidrigkeiten« der kurhessischen Verfassungs-Urkunde von 1831 als bodenlos zurück, erklärt den Einwand gegen das Wahlgesetz von 1849 in Betreff der Standschaftsrechte der Reichsunmittelbaren, der ja die Verfassung von 1831 nicht einmal berührt, für

den einzigen unzweifelhaften Widerspruch mit dem Bundesrecht. Auch die badische Denkschrift, deren Werth und Wirkung (S. 80 und vgl. die Anmerkung daselbst) freudige Anerkennung findet, geht dem Herausgeber zu weit, indem er die Beseitigung oder Beibehaltung einiger weniger Paragraphen für keine bundesrechtliche, sondern nur für eine staatsrechtlich politische Frage erachtet. So schließt diese Einleitung über Kurhessen zugleich mit einem auch für die Zukunft bemerkenswerthen Rechtsgutachten, das wohl ins Gewicht fällt. Die mitgetheilten Urkunden sind dann außer der landesherrlichen Verkündigung vom 21. Juni 1862 die in die Reihe der deutschen Verfassungs-Gesetze hier erst aufgenommene Verfassungs-Urkunde vom 5. Januar 1831 und die sie abändernden Gesetze von 1848 und 1849, insbesondere das vom Tage von Eckernförde datirende Wahlgesetz.

Bei Holstein und Lauenburg vermissen wir Zweierlei; hier wäre wohl der Erlaß vom 6. November 1858, wodurch die Geltung der sogenannten Gesammt-Verfassung für Holstein und Lauenburg außer Kraft gesetzt worden ist, aufzunehmen gewesen; ferner, da der Herausgeber das zu Frankfurt a. M. 1858 erschienene Urkundenbuch, das von 1851—1858 reicht, citirt, hätte wohl auch das in Hamburg 1862 erschienene „Urkundenbuch zur deutsch-dänischen Angelegenheit“ eine Erwähnung verdient. Dieses begreift die Acte vom 29. October 1857 bis 26. December 1861 und enthält u. A. die oben erwähnten wichtigen Patente vom 6. November 1858 auf S. 48–52. Eine Fortsetzung dieser Urkundensammlung liegt ja wohl, beiläufig bemerkt, ganz auf dem Wege und im Plan der Herausgeber des Staatsarchivs.

Am vielsagendsten ist ohne Zweifel die lakonische Zusammenfassung alles dessen, was seit der neuen Aera in Preußen für den öffentlichen Rechtszustand der Großherzogthümer Mecklenburg geschehen ist (vgl. S. 151); das liberale preußische Ministerium hat von dem ihm kundgegebenen Willen des Prinz-Regenten, überall das Recht zu wahren, hier nicht einmal den bescheidenen Gebrauch gemacht, den Monarchen zur Zurücknahme des von der Krone Preußen erhobenen Protestes gegen die Einführung einer constitutionellen Verfassung in Mecklenburg, der freilich von Hrn v. Schleinitz contrasignirt war, zu veranlassen. — Einen im umgekehrten Verhältniß zu ihrem rechtlichen Werth stehenden Raum nimmt die Rückkehr Anhalts zu der „uralten deutschen ständisch-repräsentativen Verfassung“ ein (S. 151—167 und im Anhang S. 225 und 226). — Anhangsweise sind die dem Herausgeber später erst zugänglich gewordenen Verfassungs-Gesetze Liechtensteins vom 26. September 1862 mitgetheilt (S. 227—244). — Den Schluß endlich bildet der Uebergang der Hansestadt Hamburg in ihr neues Verfassungsleben (S. 168—223). Wir aber schließen mit dem wiederholten Ausdruck lebhaften Danks, zu welchem Zachariä durch die beharrliche Fortführung seines Werks die Nation bleibend verpflichtet.

Zur griechischen Frage. Die ohnehin schon vielgetheilte Aufmerksamkeit der europäischen Welt ist im vorigen Herbst gewaltsam wieder auf den kleinen griechischen Staat an der Südspitze der Balkanhalbinsel gelenkt worden, der

seit den Erschütterungen des Krimkrieges fast in Vergessenheit gekommen war. Die jähe Revolution, der schnelle Zusammensturz eines vor 30 Jahren unter großen Hoffnungen aufgerichteten Thrones, die ganz neue Wendung der griechischen Führer, die sich mit größter Entschiedenheit der britischen Politik in die Arme warfen, der feine Schachzug Englands in Sachen der ionischen Inseln, endlich das noch nicht abgeschlossene Suchen nach einem neuen fürstlichen Führer der Hellenen, — das Alles beschäftigte die politische Welt des Abendlandes um so lebhafter, als man in diesen Ereignissen nur das Vorspiel einer neuen Phase der orientalischen Weltfrage zu erkennen glaubte. —

Das Urtheil über die Griechen ist seit Langem beständigen Schwankungen unterworfen gewesen. Die enthusiastische Begeisterung, die ihnen während ihres Befreiungskrieges entgegengetragen wurde, ist längst erloschen. Die langwierigen und zum großen Theil in ihrer äußeren Erscheinung abstoßenden Bemühungen dieses aus den Abkömmlingen der alten Hellenen, aus hellenisirten Slaven, Wlachen und Albanesen zusammengeschmolzenen Volkes, sich aus halb orientalischen, halb mittelalterlichen Zuständen zu höherer Cultur und etwas dem abendländischen Staatsleben Aehnlichem emporzuarbeiten, haben nur für wenige Beobachter Interesse; die bei jeder über die engen Grenzen des Königreiches hinausgehenden Regung dieses Volkes unbedingt, zu großem Theil ohne Grund, vorausgesetzte Hinneigung zu der russischen Politik ließ allenthalben die heftigsten Anklagen gegen die Griechen erheben, je weniger die letzteren überdem den sonst auf ihre Entwicklung etwas voreilig gesetzten Hoffnungen entsprachen. Ihre Theilnahme an dem letzten Kriege gegen die Türkei, die gegen ein europäisches Interesse verstieß, vernichtete die letzten philhellenischen Stimmungen um so mehr, als damals die neue Doctrin von der bedingungslosen Berechtigung des Nationalitätsprincipes noch nicht entdeckt und noch viel weniger von mächtigen Stimmführern in Presse und Politik auf den Schild erhoben war. Die jüngste griechische Revolution hat dem Volke der sogenannten Hellenen mit der erneuten Aufmerksamkeit auch wieder viele Apologeten zugeführt; — zum Theil genau dieselben, die die Griechen vor acht Jahren auf das Härteste und Schonungsloseste verurtheilt haben. Anders, und keineswegs in solcher Weise den Schwankungen der Tagesmeinungen unterworfen, weder in blinder Vorliebe oder höchst unbegründeter Hoffnungsseligkeit befangen, noch durch gehässige Vorurtheile bestimmt, — anders ist das Urtheil, das sich bei gründlicherer Kenntniß dieses hellenischen Wesens ergiebt.

Die mitwirkenden Umstände, die den Ausbruch der letzten griechischen Bewegung veranlaßt haben, die Fäden, die etwa nach den Sitzen griechischer Colonien in anderen europäischen Staaten außerhalb des griechischen Staates und der Türkei, oder noch weiter sich verlaufen, bergen sich zur Zeit noch in Dunkel. Um so klarer ist die Situation des Landes, die es für die Führer der Bewegung so leicht machte, ihre Hebel mit Erfolg einzusetzen. Für diese Verhältnisse besitzen wir jetzt eine treffliche kleine Schrift von Dr. Heinrich Thiersch in Marburg, „Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krisis (Frankfurt a. M. 1863). Der mit Griechenland sehr genau vertraute Verfasser giebt, außer Anderem namentlich auch an die beiden letzten Bände von Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts gelehnt, die besonders das Labyrinth der diplomatischen Verhandlungen über Griechenland theils erst vollständig lichten, theils in übersichtlicher Weise darstellen, — er giebt, sagen wir, in gedrängter Weise eine sehr instructive Uebersicht über den Gang und Charakter der griechischen Geschichte von 1821—1862. Für die Dinge bis 1843 vollkommen ausreichend, wäre indessen wohl eine mehr ausführliche Schilderung gerade der letzten zwanzig Jahre unter Otto's Regierung zu wünschen gewesen. Allein auch so kann das kleine Buch mit seinem ruhigen Urtheil und seiner leidenschaftslosen Art als ein nützlicher Beitrag zu der Zeitgeschichte betrachtet werden; — nur daß wir an die

Möglichkeit einer Rückberufung des Königs Otto, die der Verfasser als die naheliegendste Lösung der griechischen Wirren bezeichnet, nicht glauben können. —

Es wird in neueren Zeiten nicht leicht einen Mann gegeben haben, dem bei seinem Regierungsantritt eine verzweifeltere Aufgabe gestellt war, als dem jungen bairischen Fürstensohne, der auf den Ruinen des kleinen Congreß-Griechenlands einen neuen abendländischen Staat gründen sollte. Das Regiment des Grafen Kapodistrias, der für die ideale Seite des griechischen Charakters gar keine Empfindung hatte, der, bei vielen nützlichen Arbeiten für das unmittelbar materielle Wohl des verwüsteten Landes, den Männern und Elementen, die in vieljährigem entsetzlichen Kampfe so Großes geleistet, kalt, ablehnend, schroff autokratisch gegenüberstand, hatte allerdings den Griechen den Gedanken an einen König aus griechischem Stamme bleibend verleidet. Darum aber war die Aufgabe der neuen Regierung um nichts leichter geworden. Schon der Raum des neuen Staates war vollkommen unzureichend, um einem frischen Aufblühen die nöthigen Lebensbedingungen zu bieten. Die Griechen empfanden es überaus bitter, daß gerade Landschaften, die während des Krieges so entschieden sich hervorgethan, wie die Insel Kreta, von dem neuen Staate getrennt blieben. Mehr aber, bei der Kleinheit des Landes konnte und können noch heute Calamitäten wie das Mißrathen der Corinthen-Ernte oder das Erfrieren der Oelbäume in einigen Cantonen, das weitgreifendste Elend herbeiführen. Die Neigung der Griechen, sich mit Vorliebe dem Handel zuzuwenden, konnte wohl auf einigen Punkten eine neue Blüthe hervorrufen; es fehlte dazu aber ein ackerbauendes und industrielles Hinterland, wie es die seit Jahrhunderten erschöpften Cantone von Morea und Rumelien vielleicht erst unter der langsamen Arbeit vieler Generationen wieder werden können; um so heißer der Wunsch, wenigstens die reichen Getreideländer von Thessalien und die schönen Thäler von Epirus mit ihrer Bevölkerung von Griechen und gräcisirten Wlachen mit dem Königreiche vereinigt zu sehen. Hier also die Wurzel des beständigen Antriebs, über die Grenze hinauszudringen, der in unserer Zeit, neuerdings vor Allem durch das italienische Beispiel gestärkt, die sogenannte großgriechische Partei, mit der kühnen Phantasmagorie von einem neuen byzantinischen Reich, immer lebhafter erfüllen sollte. Dazu zeigt sich auch in Griechenland jenes schlimme Erbtheil so vieler halbentwickelten Stämme, jene schlimme Neigung, an Stelle der zähen und langwierigen socialen und politischen Arbeit am liebsten mit dem Schwerte zu pflügen; die heimische Kleinlichkeit und Misère durch erobernde Ausbreitung zu heilen; auch in diesem Lande lebt jenes elementare Gefühl des Nationalitätsprincipes, das unter Anderem die benachbarten ionischen Inseln immer und immer wieder trieb, die großen Vortheile der englischen Verwaltung zu Gunsten der Vereinigung mit den nichts weniger als glänzenden Zuständen Griechenlands vertauschen zu wollen. —

Und Griechenland selbst entwickelte sich im Inneren nur sehr langsam. Zu den vielen Fehlern des Kapodistrias kamen nicht minder schwere Seitens der Regentschaft, die dem jungen König zuerst zur Seite stand. Es war sehr schlimm, daß auf die lange Bewegung mit ihren Nationalversammlungen der büreaukratische Absolutismus folgte; das Land, dessen ganzer Zustand auf byzantinische Zustände hinwies, wo neben den kühnen Klephtenhäuptlingen mit ihrer Unbändigkeit und ihren weitgreifenden Ansprüchen sich die ganze nationale Gewalt eines volksthümlichen Klerus, das durch das Türkenthum hindurch sich seine municipale Verfassung erhalten hatte, — dies Land sollte nunmehr halb als ein klassisches Hellenenland angesehen, halb in abendländisch-büreaukratischer Weise regiert werden. Solche Mißgriffe führten endlich wieder im Jahre 1843 zu der Bewegung, aus welcher die griechische, den alt entwickelten Verhältnissen wie dem Bildungsgrade der Massen in keiner Weise entsprechende Verfassung hervorging.

Und nun konnten die schlimmen Züge des griechischen Charakters, die, — neben höchst energischem Nationalgefühl, scharfem Verstand, regem Lerntriebe, strenger geschlechtlicher Sittlichkeit, warmem Familiensinne, — seit der byzantinischen Zeit unter der Türkenherrschaft sich nicht gebessert hatten, erst recht üppig wuchern. Die ganze Neigung zu schnellem Gewinne, die auch die Erschließung der Bodenschätze des Landes, die Pflege der Waldungen, die Verbesserung des Ackerbaues so schwer macht; jenes stolze Selbstgefühl, das auch materielle Verbesserungen, wenn Fremde sie vorschlagen, ablehnt; die wüste Stellenjägerei, die sich an den Wechsel der zahlreichen Ministerien heftete; endlich die schon an den alten Hellenen nur zu bekannte Geldgier und Corruption, und die stumpfe politische Moral im Parteikampfe trat erst jetzt, nach Austreibung der fremden Lehrmeister und unter den Kämpfen, die sich an das neue Verfassungsleben knüpften, recht grell hervor. Die Scenen bei den Wahlen erinnerten an Nordamerika; sonst hatten Regierung und Opposition einander wenig vorzuwerfen; national war die schmachvolle Verbindung der parlamentarischen Parteien mit den Räuberbanden des Nordens. Speciell verderblich für die Regierung aber war es, daß man die kleine Armee, die man (anstatt das für Griechenland weit geeignetere schweizerische System einzuführen, daneben aber der Marine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden) mit schweren Kosten und doch nur ungenügend unterhielt, wiederholt zur Erschleichung oder Erzwingung von Wahlen im Sinne der jeweiligen Minister in einer Weise mißbrauchte, die in das Heer selbst den schlimmsten Parteigeist hineintrug. Ohnehin dem abendländischen Kriegergeist völlig fremd, ist gerade dieses unbeschäftigte Heer in den letzten Jahren der Sitz der Verschwörungen gegen den Thron geworden. Sehr gut erörtert diesen Punkt eine kleine Schrift eines preußischen Officiers: v. Rundstedt, „die griechische Armee und die Revolution“ (Berlin, 1863). Nimmt man nun noch die einander kreuzenden Einflüsse der sogenannten Schutzmächte hinzu, ihre Verbindungen mit den griechischen Parteien, die argen Demüthigungen, welche die griechische Krone wiederholt durch die Presse und die Politik namentlich Englands erlitt: so ist es an sich nichts weniger als überraschend, wenn ein wohlmeinender, milder aber schwacher Regent, den seine Kinderlosigkeit und seine Confession doch immer den Massen, die Abneigung gegen das Kriegswesen und der politisch ihm zur Pflicht gemachte Gegensatz gegen die großgriechischen Pläne auch dem Heere fremd machten, mit so erschreckender Leichtigkeit gestürzt werden konnte.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Goethe als Staatsmann.

IV.

Wie Goethe's präsidialische Verwaltungsführung bis zum Antritt der italiänischen Reise sich mit ihm und vor ihm zur Anschauung vollkommener Wirklichkeit entwickelte und so den festen Boden seines epischen Dichtens bildete, das ist in unserem letzten Artikel gezeigt worden. Wie schon gesagt jedoch: seine Amtsthätigkeit hatte auch eine negative Seite. Wie auch diese den ruhig Ausdauernden zur Förderung, ja zur Vollendung seiner epischen Production gereichte, dies entwickeln wir versprochener Maaßen im Folgenden.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Thatsachen.

Gleich im ersten Kammerjahr waren, unter dem Zustrom fürstlicher Gäste zur Taufe des Erbprinzen und nach derselben, die Nachrichten von den Reiseverlegenheiten des Prinzen Constantin und die Verwicklungen, unter welchen er im Juni ankam, so bedenklich, daß des Herzogs Benehmen, wie es Goethe rühmt, doppelte Anerkennung verdiente. Gegen Ende Juli bezieht sich Goethe's Erguß heroischer Selbstverleugnung an die Geliebte wohl auf die Abreise des Herzogs mit dem schonend gehegten Bruder nach Brückenau und nach Würzburg zum Fürstbischof. Der Besuch des Letzteren geschah wahrscheinlich in Betheiligung an dem geheimen, von Preußen gebilligten, gegen Oesterreichs Erweiterung seiner Reichsmacht gerichteten Plane Dalberg's, welcher für vorkommende Wahlen geistlicher Reichsstände Abrede mit verschiedenen Capitularen getroffen hatte. Am 8. August kehrte der Herzog zurück, am folgenden Morgen verreiste die Herzogin Mutter nach Braunschweig. Während der Herzog in der ersten Hälfte Septembers wieder verreiste, hatte Goethe auf seiner Harzwanderung die rückkehrende Herzogin Mutter begegnend zu begrüßen, die von der fürstlich Braunschweigischen Familie begleitet war. Einen Tag in der Nähe der Letzteren zuzubringen, besonders den Herzog von Braunschweig zu sehen, war dem Dichter von „mehr" Bedeutung als „er sich merken ließ." Anfangs October, als Goethe von dieser naturwissenschaftlichen Wanderung zurückkam, traf er mitten in die Fêten, die der Hof dem Herzog von Curland, einem großen Jagdfreunde Karl August's, auch der Erbprin-

zessin von Baden zu geben hatte, und sofort kam auch der Markgraf von Baden mit dem Erbprinzen an. Dieser Fürst pflog damals eines geheimen, von Edelsheim entworfenen Planes (gleicher Absicht wie jener Dalberg's), wonach sich die kleinen Fürsten unter sich, und die Kurfürsten untereinander, auf bestimmte Maaßregeln gegen Oesterreichs Eingriffe in die Reichsverfassung vereinigen, dann in einen größeren Bund mit Preußen an der Spitze zusammentreten sollten. In diesen wurde jetzt Karl August und an seiner Seite Goethe eingeweiht. Mit Baden im Einverstand war auch des Herzogs Freund, der Fürst von Dessau, der nun im November mit Gemahlin und mehr Begleitern ebenfalls zu Besuch kam, dann sich nach Braunschweig begab, wo er dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Badische Denkschrift mittheilte, darauf dieselbe mit dessen Gutachten, nachdem inzwischen Karl August zu ihm nach Dessau gekommen, den Ministern in Berlin und dem Prinzen von Preußen zur Kenntniß brachte. Ihre beistimmende, jedoch verschiebende Erwiderung übermittelte er dann im Januar 1784 an Braunschweig.

Im Anfang dieses Jahres war Goethe, nachdem er an der Herzogin Geburtstage dem fürstlichen Elternglück seinen „Planetentanz" gewidmet hatte, und bevor er nach Ilmenau zur Eröffnung des Bergwerkes ging, mit „bösen Acten" beschäftigt und faßte daher am 16. Februar seine Mittheilung an Knebel vom „guten Stande des Oeconomicums" mit dem Nachsatze: „Persönlich bin ich glücklich: die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis, in den ich mich klüglich verschanzt habe" — und mit dem Vordersatze ein: „Obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind." — Zwischen seine die Ueberschwemmung bekämpfenden Arbeiten und seine osteologischen Studien im März in Jena, fiel zu Weimar der plötzliche Tod der fünfjährigen Prinzessin Louise. „Der Tod des Prinzeßchens," schrieb er, „hat viele Hoffnungen zerstört und Sorgen vermehrt." Im Frühling dann, zu Eisenach waren die politischen Berührungen für den Kammerpräsidenten verschiedene. Zwar was er an den schleppenden Formalien des Landtags, an der Langenweile der Hofcavaliere und der Alltäglichkeit der mitgefolgten Bellomo'schen Komödianten nicht bessern konnte, das besserte und bildete er in seiner von Felsen und vom Casseler Elephantenschädel bewachten, von Liebe beseelten Einsamkeit an den „Lehrjahren" und der Anlage ihres fünften Buchs. Andere Reflexionen gaben ihm hier die zu Gotha ihm behändigten geheimen Memoiren Voltaire's. Von ihrer subtilen Entblößung der Weltherrscher urtheilte er, daß sie gleichwohl der Welt die Augen nicht öffnen würden; wie er von entgegengesetzter Seite ein Halbjahr später über den Timoleon von Leopold Stolberg bemerkte: „Ich bin so weit verdorben, daß ich gar nicht begreifen

kann, was diesem guten Mann und Freunde Freiheit heißt; was es in Griechenland und Rom hieß, begreif' ich eher." Näher betraf seine politische Ueberlegung, daß er nach Conferenzen mit sächsischen Fürsten während dieses Landtags bereits vom Herzog eingeladen wurde, im August ihn nach Braunschweig, dann nach Zweibrücken zu begleiten zur stillen Förderung des Badischen Planes. Er „ließ es so hingehen." Der Freundin sagte er am Schluß des Landtags: „Schmidt hat eine Stimme im geheimen Conseil bekommen, wodurch ich auch sehr erleichtert werde; indessen ist das Leben für Den, der etwas Vernünftiges und Planmäßiges darin sucht, immer eine wunderliche Aufgabe." Am 5. Juli besuchte den herzoglichen Hof zu Eisenach Prinz Heinrich von Preußen mit Gefolge. „Der Prinz war," schreibt Goethe, „sehr gnädig hier. Ich habe einige Beiträge zu meinem fünften Theil (der Lehrjahre) im Fluge geschossen." Vor Ende Juli traf hier noch der Fürst von Dessau ein, jenen Plan weiter zu betreiben gesonnen, über den mit dem besonders interessirten Zweibrücken schon Correspondenz gewechselt war und dem Preußischen Ministerium ferner mitgetheilt wurde. Am 30. Juli kam der Fürst von Dessau mit dem Herzog nach Weimar und ward des andern Abends von Goethe bis Auerstädt begleitet.

Nach acht Tagen brach der Dichter mit stiller Welterfahrungslust wirklich auf, um seinem Herzog in Braunschweig zur Seite zu sein. Vorerst aber ging er nach seinen Harzbergen in so gehobener Stimmung, wie jener Prolog der Geheimnisse erkennen läßt, zu dessen Niederschrift am ersten Reisetag die gebrochene Wagenachse Muße gab. An diesem Gedicht, auch der Operette für Kayser, sann er in Augenblicken der Rast zwischen seinen und seines zeichnenden Begleiters Felsenstudien weiter. Zu Braunschweig dann das glänzende, langtafelnde Hofleben sammt großer Oper, Spiel, Redouten, dem er von Mitte bis Ende August sich anzubequemen hatte, so daß er während dieser Zeit sogar mit der Geliebten französisch correspondirte. Es unterhielt ihn, weil er „ohne Prätension für sich, über eine Menge neuer Gegenstände zu denken und ohne sich's merken zu lassen, die Menschen zu beobachten vermochte, die ihrerseits meist mit sich selbst beschäftigt, dem Anstelligen arglos bloßstehen; weshalb auch, beiläufig gesagt, die Spitzbuben zu mehr in der Welt kommen als die Ehrlichen." Er beachtet die Formen, den Geschmack, die herrschende und gewinnende Klugheit Karl Wilhelm Ferdinand's in seinen Einrichtungen, die Wahl und Behandlung seiner Umgebung, und was sonst zu schauen und zu hören ist. Gegen Ermüdung wahrt er sich mit Erinnerung seiner Liebe in schwungvollen Dichterklängen, mit der Waide an einer Felsenzeichnung, an den „Charakteren der Natur, die groß und schön und alle lesbar sind;

obgleich die kleinlichen Vorstellungen dem Menschen mehr zusagen, der selbst klein, sich immensen Wesen nicht gern vergleicht." Der Staatsverwaltung hier möchte er gerne „bis auf die innern Springfedern sehen." „Wenn Originalität zu allem gut ist, so ist sie am nöthigsten zur Führung der politischen Oeconomie. Wir können von Andern Details lernen, Formen nachahmen, müssen aber durch uns selbst ein Ganzes zu bilden wissen." Er bezeugt den guten Eindruck, den sein Herzog hier gemacht, die Achtung des Oheims für ihn und seine Offenheit in mehreren Conferenzen. Er vertraut der Freundin, daß der scheinbare Vergnügensbesuch einen „heimlichen ernsthaften Zweck" gehabt, der „vollkommen gut reussirt." Da der Herzog von Braunschweig sich gegen die Vermittler des Badischen Plans herabmäßigend aussprach, insbesondere die Punkte, die auf Contingente einer engeren Kriegsmacht und Aussicht zur Offensive gingen, wegzulassen rieth, so kam dies der Hoffnung Goethe's auf ein gelindes Ablaufen des Unternehmens und auf ruhige Erledigung der Theilnahme seines jungen Herzogs, entgegen.

Er wandte sich im Anfang September, indeß der Herzog, von Goßlar ab, nach Dessau eilte, wieder in die „Freiheit der Berge," auch auf zwei Tage zur schönen Frau in Langenstein, und war am 16. September zu Haus. Während er seine Ablehnung der Begleitung nach Zweibrücken dem Herzog schrieb, hatte er Jacobi's Besuch, in dessen Folge sich demnächst seine Lossagung von den Idealen abstracter Dogmatik energisch vollziehen sollte. Im October zu Ilmenau, wo er sich des neuen Werks freute, drei Wochen vor dem gewöhnlichen Novembertermin der Bücher-Schlüsse, brachte er das fünfte Buch seines Romans zu Ende, und als er am letzten October schon wieder an Wilhelm weiter dichtete, sagte er: „Das liebe Phantom hilft mir sehr freundlich fort." Denn ihm war inzwischen von seinem Fürsten, der Mitte Octobers die Bündnißwerbungs-Rundreise nach rheinischen Höfen angetreten, Nachricht am 26. zugekommen. Karl August hatte in Zweibrücken die entgegengesetzte Partei schon thätig und den russischen Botschafter für Oesterreich eingreifend gefunden. Goethe zweifelte nicht, daß zur Beschleunigung hiervon das Ruchbarwerden des beabsichtigten Bündnisses gewirkt, wozu des Fürsten von Dessau Ansprache solcher Vettern, die abgeneigt blieben, und seine Reise nach England zu dem geneigten König-Kurfürsten von Hannover den Anlaß gegeben; — wie denn auch von Karl August's Reisezweck öffentlich gesprochen und er dadurch bestimmt wurde, auf einen Umweg (zu scheinbarer Widerlegung) zu denken. Goethe's Schreiben hierauf an den Herzog vom 28. October (in diesen Jahrbüchern VI, 6 gedruckt) giebt ihm mit ironischer Heiterkeit die Erwartung zu verstehen, diese erfahrene Ueberraschung dürfte ihm empfeh-

len, von Unternehmungen zurückzutreten, deren wirkende und entscheidende Fäden Andere in Händen haben und behalten. Nach diesem Wink sagt der Kammerpräsident: „Nun zu dem Haushalt," und giebt über die Einleitung einer Kammergutstheilung, die Herstellung eines Armen-Arbeitshauses, die Beseitigung eines vorgespiegelten Gesundbrunnens, die Vollführung der Dammbauten in Jena sachlichen Bericht. Nach dem Neuesten aus der herzoglichen Familie und von seinen engsten Freunden, gedenkt er auch der Fortsetzung seines Romans, seiner osteologischen Correspondenz, der trefflichen Zeichnung dazu von dem Eleven Waitz. Zwischen diesen Darlegungen aus dem Kreise, den er als den eigentlichen des fürstlichen Interesses behandelt, sagt er: „Uebrigens gehe ich das Kammerrechnungswesen durch und werde überhaupt, wenn Sie wiederkommen, einige Vorschläge wegen dieses Departements thun." Weiter ersucht er den Fürsten, in Darmstadt den Herrn Schwager auf den Rückstand für seine Ilmenauer Kuxe zu exequiren, auch — in Voraussetzung des ausbeugenden Umwegs — Lavatern, Schlossern zu grüßen, „und wem Sie gutes begegnen. Wie sich auch Ihr Geschäft wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehen Sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne Sich mit Denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und compromittirt haben." Inzwischen wirkte auf Karl August die Verschiebung des Schachspiels weniger abkühlend als Goethe gedacht. Theils daß in Zweibrücken Widerstandselemente gegen die russisch-österreichische Bearbeitung waren, wohl auch geheime Kundschaft, daß Friedrich des Großen Cabinet Maaßregeln berathe, die der Bundesabsicht entgegenkommen würden, ließ ihn auch jetzt noch vorbereitende Versuche fortsetzen. Nach drei Wochen theilte Goethe seiner Vertrauten einen neuen Brief des Herzogs mit: „Du wirst sehen, daß ihm wohl ist; möge diese Reise zur Berichtigung seines Wesens beitragen." Anfangs December erhielt er von dem Fürsten, der sich damals nach Darmstadt begab, eine Einladung zum Zusammentreffen mit ihm in Frankfurt, um ihn von da auf der Heimreise zu begleiten — eine Einladung, der jedoch Goethe, im Kreise ruhiger Thätigkeit und enger Freundschaft fest beharrend, nicht Folge leistete. Schon seit dem 12. November hatte er einen Grafen Morelli diplomatisch hinzuhalten, der sich als französischer Geschäftsträger dem Weimarischen Hofe vorstellte, vielleicht in einem oder dem andern der getheilten Interessen, mit welchen sich das Pariser Cabinet zur Krisis in Zweibrücken verhielt. Aber der Herzog machte am Jahresende „noch nicht Miene, zu kommen." Am Abend des 11. Januar 1785 traf er endlich ein. Schon hatte der Herzog von Zweibrücken gegen die ihm als Erben Bayerns gestellte Anmuthung, daß er Bayern an Oesterreich fallen und gegen die österreichischen Niederlande eintauschen lasse, bei Preußen Schutz

gesucht, welches nun für seine Rechte bei den Großmächten protestirte und einen Bundesentwurf zur Wahrung des Reichsbestandes in Angriff nahm. Am 23. Februar empfing Karl August seinen bisherigen Kammerherrn v. Seckendorf, nun bevollmächtigten Preußischen Minister in Sachen dieses Bundes für den fränkischen Kreis, in feierlicher Auffahrt — Goethe war „dans la nécessité de copier un long discours français qui ne m'intéresse pas beaucoup.“ Drei Tage darauf endigte die Hofbewirthung jenes französischen Diplomaten, und Goethe schrieb launig (in einem ungedruckten Brief an Knebel): „Graf Morelli ist gesprengt, er hat seine Flucht im tiefen Schnee ergreifen müssen.“ Nach zwei Tagen kam der Herzog von Gotha, und am 2. März war Conferenz mit Seckendorf. Morgens darauf schrieb Goethe: „Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu Nichts zu brauchen. Die Conferenz von gestern Abend ist mir wieder eine der besten Scenen werth.“ Freilich, da Friedrich der Große eine Vereinbarung der Zwecke und Mittel des Bündnisses blos unter den Kurfürsten voraussstellte, welche um Conferirung zu dem Ende erst angegangen wurden, so konnte Seckendorf den kleinen Fürsten wenig Bestimmtes bieten und nur ihren guten Willen zu einem Bunde notiren, der noch nicht formulirt war. Goethe spielte in diesen Tagen ein Mikroskop aus, und als es Seckendorf gewann, bemerkte er: „ob er es bei seinen Negociationen wird brauchen können, weiß ich nicht.“ Er begab sich, wie der Herzog von Gotha abgereist war, am 5. März nach Jena, um neben den Geschäften „die Verhältnisse der natürlichen Dinge, an welchen ihm gelegen war,“ mit Büttner und Loder in Präparaten und secirten Cocosnüssen zu verfolgen. Am 13. war er zurück, am 17. Seckendorf's feierlicher Abschiedsabend, — worauf Seckendorf im April zu Ansbach plötzlich starb, eh' in Berlin der Unionstractat der Kurfürsten geschlossen war. Indessen erhielten die lebhaften, zum voraus gegen denselben warnenden und reizenden Wiener Noten, die fortdauernden Gerüchte aus Bayern, daß Karl Theodor das Land zu räumen und von den Niederlanden Besitz zu nehmen, Oesterreich aber mit russischer Kriegshülfe Bayern zu besetzen im Begriff stehe, — alles dies erhielt die veränderungslustigen Geister in Erwartung naher, großer, kriegerischer Umschwünge. In der letzten Märzwoche sagt Goethe seiner Freundin: „Der Herzog war heute lang bei mir, um sich in einer Sache rathen zu lassen, die schon durch Leidenschaft bei ihm ausgemacht ist.“ Als am 26. Karl August auf vierzehn Tage verreist, meldet Goethe an Knebel: „Der Herzog ist nach Leipzig. Und wir sind still.“ Am 2. April dann: „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich

wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor und mir ist's, als wenn ich mit ihnen träumte . . . . Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug. Das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf Anderer Unkosten machen möchten. — Ich habe auf dies Capitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr. Befleißige Dich, dies Kreuz auch auf Dich zu nehmen und mir nachzufolgen."

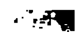
Der Staatsmann Goethe sah hier richtig. Als Friedrich der Große den Tractat im Juli zu Stande gebracht hatte, die Ratificationen der Kurfürsten am 21. August gewechselt waren, genügte dieser Schritt, daß ohne Schwertstreich Oesterreich seinen Absichten entsagte. Und als nun Karl August der erste war, der den Beitritt zu dieser Union der Kurfürsten (am 29. August) unterzeichnete, ward ihm, wie dann Mehreren, nicht einmal der geheime Artikel, der ausdrücklich gegen den bayrischen Tauschplan ging, noch der geheimste über bewaffnete Hülfsleistung der Bündner mitgetheilt. Erst im Januar 1786, als Friedrich's Einladung, die Karl August zu den Frühlingsmanövern gehofft, sich in die zum Carneval verwandelt hatte, verursachte des Herzogs Beschwerde bei den Ministern, daß auch ihm diese Artikel vorgelegt und von ihm (am 10. März) unterzeichnet wurden. Doch wurde die „Hülfsleistung den Umständen nach," wozu er hiermit sich verpflichtete, niemals von ihm gefordert und blieb überhaupt dieser schriftliche Fürstenbund, wie bekannt, weiterhin ohne politische Folgen. Aber des Herzogs Zug nach einer militairischen Laufbahn war entschieden. Im nächsten Mai war er wirklich bei den Frühlingsmanövern in Magdeburg, und im Winter des folgenden Jahres führte ihn wieder seine wachsende Annäherung an Friedrich Wilhelm II. sowohl zur Betheiligung an äußerer Politik, die er sofort im aufwandvollen Betreiben von Dalberg's Wahl zum Coadjutor bethätigte, als auch zur Begleitung des Preußischen Generalstabs in Berlin, in Schlesien, im Satisfactionskrieg in Holland, und gleich nach diesem als Inhaber eines Kürassier-Regiments und Generalmajor auf lange hinaus.

In jenem Frühjahr 1785 aber, wo Karl August's großpolitische Versuche und heroische Erwartungen am Erfolge widerlegt waren und nur um so unaufhaltsamer sein Zug zum Kriegswesen sich entschied, hatte des Ministers Goethe gefaßt abwartende, unbefangen theilnehmende, einsichtig abmahnende und endlich bewußtvoll resignirende Begleitung jener Versuche und dieser Entscheidung eben so bestimmt die Form seiner dichterischen Weltanschauung geschärft und vertieft. Mit dieser stetig durchgemachten und folgerichtig erschöpften Probe vollzog er in derselben

Epoche, wo er gegen Jacobi sich von den Idealen abstracter Dogmatik völlig löste, mit gleich individuell erlebtem Rechte seine Befreiung auch von den Idealen abstracter Politik. Er befestigte jetzt eben so völlig seine Beschränkung auch der politischen Wahrheit auf das reine Verständniß der Naturgrundlagen des Handelns und des Rechtes, und die totale Einigkeit eines Jeden mit den wirklichen Bedingungen seiner Stellung. Diese bestimmte Befestigung vollendete die Objectivität seiner epischen Anschauung. Mit dem unausgeführten Roman über das Weltall ging in diesem Frühjahr auch das mystisch-ritterliche Epos der „Geheimnisse" unter in das Epos der Lehrjahre. Und wie er in diesem Frühjahr geurtheilt, die causa finalis der Welt- und Menschenhändel sei die dramatische Dichtung, so entwickelte sich gegenseits in seinem Roman Wilhelm's Durchgang durch die leidenschaftlichen Reize, Versuche, Uebungen, Studien dramatischer Kunst zur stetigen Hinüberleitung seiner Erfahrung und der Gruppen um ihn her in die natürliche Bildung und den wahren Zusammenhang der praktischen und politischen Wirklichkeit. Statt Schauspieler wird Wilhelm Gutsbesitzer, statt der scheinbaren Totalität des dramatischen Künstlers erreicht er die wirkliche des glücklich Gebildeten, den weltkundige Freundschaft und begeisternde Liebe in freie Verbindung mit dem Existenzgrunde der Natur und mit dem socialen System der Mitwelt heben. Und mit diesem Wege Meister's aus dem Labyrinthe der der Zeitbildung gemäßen Sittenabenteuer in das Noviziat naturverständiger Lebensökonomie vollendet sich gleichfalls die Vorstellung von der natürlichen Wirklichkeit der Poesie in jenem Labyrinth und von der natureinigen Kunstcultur und Schönheit in dieser Oekonomie.

Für die epische Hinüberleitung Wilhelm's aus der dramaturgischen Weltspiegelung in die politisch wahre Welt ist das äußere Motiv im Roman das Interesse jenes adlichen Kreises, das Wilhelm sich unbewußt und mehr, als zuerst die Interessenten selbst wissen, verdient. Und in diejenigen unmittelbaren Berührungen mit diesem adlichen Kreise, mittelst welcher seine praktische Erfahrung der Schauspielerwelt sich allmählich und stetig in die der politischen wandelt, tritt Wilhelm zuerst mit seiner poetischen, ihn vielfach verwickelnden Rolle auf dem Grafenschloß. Gräfin und Graf, sahen wir, wurden vom Dichter gleich bei der ersten, dem Uebergange auf die Höhe seines Staatsdienstes gleichzeitigen Wiederaufnahme dieses Epos aus dem Leben geschöpft. Die Scenen aber auf dem Grafenschlosse muß das fünfte Buch vorgeführt haben, da Wilhelm's Einführung in das Schloß ihren Anlaß an dem gefeierten Gastbesuche eines heerführenden Prinzen findet, und der Dichter von dem Gastbesuche des Prinzen Heinrich von Preußen in Eisenach sagte, er habe dabei einige

Beiträge zu seinem fünften Theil im Fluge geschossen. Die Mittel also im Epos, an welchen poetische Welterfahrung und praktische, theatrale und politische zur Totalität der Wirklichkeit ineinander übergehen, bewegte der Dichter eben damals in seinem Geiste, als sein staatsmännischer Sinn dem feudalen Formalismus des Landtags die Anschauung naturgemäßer politischer Oekonomie entgegensetzte und er bereits auch angegangen war, den Herzog nach Braunschweig und nach Zweibrücken zu seiner Unternehmung äußerer Idealpolitik zu begleiten. Das fünfte Buch der Lehrjahre, das die Anknüpfungen macht für die Erleuchtung des politischen Systems der Wirklichkeit und Rückführung von politischen Idealismen auf praktische, mit der Natur übereinstimmende Tüchtigkeit, führte er nach der Ablehnung seiner Mitfolge nach Zweibrücken aus und zeigte den Schluß desselben, und daß er „abwarten müsse, wie es aufgenommen werde," dem Herzog in dem heiter abmahnenden Briefe nach Zweibrücken an. Als im Frühjahr 1785 die Probe der herzoglichen Politik für Goethe geschlossen war, bildete er gleich im Anfang Juni weiter an den Lehrjahren, ferner in den Herbstmonaten, wo er am 11. November das sechste Buch schloß. Wieder war er in den Tagen, als der Herzog nachträglich die geheimen Artikel des Unionstractats unterzeichnete, im März 1786, dann im Mai fleißig am siebenten Buch, bis nun die Sammlung und Ueberarbeitung seiner fertigen Werke für die Herausgabe eine Unterbrechung machte. Indessen ist sichtbar, daß alle wesentlichen Momente des Epos vor der italiänischen Reise schon gebildet waren. Die bis in's Jahr der Reise erwähnten Einzelheiten führen nur bis in's fünfte Buch des gedruckten Romans. Aber schon vor Ende 1785, als bereits des Herzogs Januarbesuch in Berlin in Begleitung Wedel's und Klinkowström's beschlossen war, wobei Goethe sagte: „Und ich weiche nun nicht vom Platze, bis mich die gute Jahreszeit in's Karlsbad führt," — schon am Abend des 8. December 1785 schrieb der Dichter den Plan für alle folgenden Bücher der Lehrjahre auf, im Ganzen zwölf, die er späterhin auf die acht zusammenzog, in welchen wir das Werk besitzen. Daß der Plan des Ganzen schon bestimmt war, beweisen nicht allein, wie vorerwähnt, die bereits gestalteten epischen Vermittlungsmotive, sondern auch Andeutungen, die der Dichter schon in dieser Zeit von seinen Studien giebt, wie am 20. September 1785, daß ihm „Edelsheim Manches zur Charakteristik der Stände geholfen, auf die er so ausgehe," — das beweist ebenso im vollendeten Werk die organische Erscheinung gerade der politischen Einsichten, die im Staatsdienste des Kammerpräsidenten den falschen Formen und den idealistischen Ausschweifungen sich entgegengesetzt und mit dem Fortschritt des ihm praktisch darüber auferlegten Verzichtes in seiner reinen Anschauung sich befestigt hatten.



Im Roman ist Lothario das lebendige Bild des Standesherrn, der durch natureinige Oekonomie nach Goethe's Auffassung politisch frei wird. Im siebenten Buch enthält das sechste Capitel Lothario's begeistertes Urtheil über die Macht und den Beruf des echten Weibes, dem Manne durch Liebe und einige Beherrschung seines Haushalts das innere von seinem politischen Leben unaufhörlich beeinträchtigte Gleichgewicht, das „schönste Ziel, das er da in jedem Augenblick aufgeben muß, die Harmonie mit sich selbst" zu sichern, so daß er „sein Gemüth auf große Gegenstände wenden und wenn das Glück gut ist, das, was ihr zu Hause so wohl ansteht, dem Staate sein kann." Die Schilderung giebt sehr übereintreffend wieder, was Goethe selbst für seine Ermächtigung zum selbstentäußernden Verwaltungsdienste bei der geliebten Vertrautesten suchte und fand. Den Plan für seinen Verwaltungsboden, den er ihr darlegte, die Mißbilligung der Privilegien, die dem Lande den Segen entziehen, die gewünschte Hinüberführung des feudalen Zustandes in naturgemäße Gerechtigkeit, billige Güterzerschlagung, Erleichterung des Bauern, — das Alles finden wir in Lothario's Grundsätzen und Handlungsweise wieder, und zwar die letztere in Gestalt einer Bekehrung von vorausgegangener Verirrung in äußere Idealpolitik. Als Lothario in Verbindung mit dem Meister'schen Handelshause das große Freigut erwirbt, macht ihn der Ankauf minder froh als Wernern, weil „er sich nicht sowohl über einen Besitz freuen kann als über die Rechtmäßigkeit desselben, kein Besitz aber ihm ganz rechtmäßig und rein vorkommt, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt." Er „wünscht die frei gekauften Güter steuerbar: denn durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Besitz des Edelmanns für weniger gegründet anzusehen als den seinigen? nur den, daß jener nicht belastet ist, und auf ihm lastet." Bei Besteuerung aber „wird es mit den Zinsen unseres Capitals um nichts schlimmer aussehen, wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokus-Pokus erlassen und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen. Wie viel glücklicher" u. s. w. Auf seinen Erbgütern macht Lothario entlastende Zugeständnisse an seine Bauern gerichtlich fest: „Ich übersehe sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bei der Wirthschaft meiner Güter, die Dienste meiner Landleute nicht ent-

behren kann, und daß ich auf gewissen Rechten strack und streng halten muß: ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich sind, so daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Nütze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? Und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? Soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?" Die Erinnerung, es bleibe doch natürlich, daß man Alles, was man an sich bringen könne, nur nach seinem Belieben verwenden wolle, ergänzt Lothar: „O ja! wir könnten Manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkürlich umgingen." Und da er, der Schulden wegen, deren Abzahlung ihn für jetzt noch einenge, zu hören bekommt: Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im Reinen wären — fällt er ein: „Und indessen einer Kugel oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund! das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie Alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? Warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit? meine Geschwister so lange sich selbst überlassen, als um einer Idee willen? In America glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu sein; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so werth, so theuer geworden." Da erinnert sich Lothario's Freund des Briefes, den er von ihm noch über das Meer erhalten: „Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier, oder nirgend ist America!"

Eben diese Maxime (sie wird im gleich Folgenden auch gegen den dogmatischen Idealismus gerichtet, der die wirklichen Mittel zum Gemeinwohl mit ängstlicher Entsagung an's Unwirkliche opfert), eben dieses: „Hier oder nirgend" stand noch immer über der Expeditionsstube des Kammerpräsidenten Goethe, nachdem sein junger Herzog bereits von einer Idee — so sah es Goethe an — aus seinen natürlichen Grenzen gelockt war. Er hatte außerhalb seinem Lande zu wirken geglaubt, er glaubte noch in fremdem Machtbereich nützlich und nothwendig zu sein, und war schon entschlossen, sich von den Seinigen in eine bedeutende, von Gefahr umgebene Laufbahn zu entfernen, auf welcher die verschobene Pflege des Heimathbestandes auch etwa von einer Kugel konnte vernichtet werden. Natürlich hatte der politische Aufwand des Fürsten den Reformplan Goethe's durchbrochen, die

ausbedungene Grenze überschritten, und als Karl August im März 1785 lange mit ihm über eine Sache berieth, die schon durch Leidenschaft ausgemacht war, blieb auch keine Hoffnung auf nahes Ausgleichen und Herstellen der festen Eintheilung. Dies war die letzte Probe im Verwaltungsdienste des Dichters, und daß er sie ohne Bruch des Verhältnisses überstand, erhielt noch diesem äußersten Uebergange der selbstverleugnenden Erfahrung in freithätige Anschauung die stille Stetigkeit, und übergab den ganzen Gewinn seines beendigten Staatsdienstes dem Dichter und seinem Epos der Lehrjahre.

Daß der „gute Grund," auf den Goethe das „Oeconomicum" vorsatzgemäß binnen zwei Jahren gebracht, von den vielen „Schwingungen" des dritten und ihrem neuen Aufschlagen am Ende desselben durchrissen war, fühlte er peinlich. Vergebens hatte er nun mit der Gesammtverwaltung sich belastet, da das, was wohl kein Anderer vermocht hätte, die Fixirung des Etats, doch nur zwei Jahre vorgehalten hatte, der jetzt unvermeidliche wechselnde Zustand aber, den andere Verwalter wohl von Anfang angenommen hätten und leichter als er sich darein schicken mochten, auch die Aussicht auf Mittelersparung für künftige Pflanzungen edler Bildung und eine warme fürstliche Kunstpflege, also gerade das wegnahm, worin erst der Lohn des Dichters selbst für seine Aufopferung bestanden hätte. Nun machte er sich's zum Vorwurf, daß er einer Bedingung vertraut, von der der ganze Erfolg abhing und die doch nicht in seiner Gewalt war. Noch am 9. Juli 1786 gab ihm die Bekanntschaft mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig, dem verdrängten Vormunde des Erbstatthalters Wilhelm's V, Gelegenheit zu der Aeußerung: „Der alte Herzog ist eben von den Kindern dieser Welt, denen ich ihr Wesen gern gönnen mag; schade, daß er nicht regierender Herr war. Denn ich sage immer, wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister, oder ein Schelm, oder ein Narr sein. Diesen, wäre er Prinz von Oranien gewesen, hätten sie vergöttert; so war er des Prinzen von Oranien Verstand, nun haben sie ihn zum Teufel geschickt. Ueber diese Materie mache mich reden, wenn ich zu Dir komme; zu schreiben ist's nicht, man sagt zu viel oder zu wenig." Schwermüthiger empfand er das Mißverhältniß in der ersten starken Deutlichkeit des Unterganges seiner schöneren Hoffnung. Am 17. März 1785 zeichnete er sich in das Stammbuch seines kleinen Pflegesohns mit den Zeilen ein: „Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn sich selber zu kennen, Leiden giebt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft. Uns lehrt eigener Schmerz der Anderen Schmerzen zu theilen, eigner Fehler erhält Demuth und billigen Sinn" ... Ende April schreibt er an Knebel: „Wie gut es ist, vertraulich über sei-

nen Zustand mit Freunden hin und wieder reden! Ich ging mit viel freierem Muthe von Dir weg und habe meine Arbeiten wieder angegriffen, als wenn es für ewig sein sollte. Ich danke Dir, daß Du mich hast fühlen lassen, daß ich so nah in Dein Dasein verwebt bin, ferne sei es von mir, solche Bande vorsätzlich zu trennen." — Man sieht — sieht es auch aus dem Briefe an die Stein vom 20. April 1785 — die Freunde fürchteten, Goethe scheide aus Weimar. Auch hatte er, gemäß der festen Abrede, das Recht zu quittiren. Dies war so notorisch, daß Inländische und Ausländische noch kurz vor Goethe's Rückkunft aus Italien, seinen Wiedereintritt in Weimar bezweifelnd, sich darauf beriefen, daß die Bedingung, an die er sein Bleiben geknüpft, ihm nicht gehalten worden. Aber die letzten jener Worte an Knebel zeigen auch, daß Goethe selbst sich loszureißen nicht gedachte und die Geschäfte, zu welchen er nicht länger verpflichtet war, doch in schicklich ruhiger, nicht plötzlich schroffer Weise niederzulegen wünschte. Es war nicht leicht. Am 7. Mai schreibt er wieder: „Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will." Die Collision, die ihm so nahe lag, hätte einen factischen Bruch seines totalen Willens mit dem Blitz der Entscheidung aufgedeckt, und so war die Stimmung, in die der geniale Mann schien fallen zu müssen, die tragische. Indem er gleichwohl ihr nicht unterlag, sondern in standhafter Selbstverleugnung sie wieder in freie Betrachtung heraufnahm, wurde sie zum bloßen Moment seiner epischen Thätigkeit ermäßigt. Die sinnverwandte kritische Tragödie eines Helden, „der unter einer Last zu Grunde geht, die er weder tragen noch abwerfen kann," beschäftigte, in diesem Sinn zergliedert und erklärt, seinen productiven Geist.

Im Frühling 1785 (an die Stein, 25. Juni) erwähnt Goethe, daß er „diese Tage den (auf die Gebirgsreise mitgenommenen) Hamlet viel studiert habe"; Am 8. Januar 1786 sagt er der Freundin: „Auf den Abend steht mir die Freude bevor, an Deiner Seite den Hamlet durchzugehen, und Dir auszulegen, was Du lange besser weißt." Wohl wird es schon im ersten Plan der Lehrjahre gelegen haben, die Erläuterung und dramaturgische Behandlung einer Shakespearischen Tragödie dem Bildungsgange Wilhelm's einzuflechten; ob gerade des Hamlet, bleibt fraglich. Aber für das ausgebildete fünfte Buch mit den Scenen der Aufführung des Hamlet von so plastisch reicher Dichtung in Gestalten, Umständen, Folgen, ist für die der letztern vorangehende Erklärung der tragischen Situation in Hamlet's Seele die Entstehung in der Zeit bezeugt, in welcher der Dichter der Lehrjahre in seiner vereitelten staatsmännischen Stellung das Schwanken zwischen Ertragen und Aufgeben der Last empfand und verwand.

Auch die letzte Collision in seinem Staatsdienste verwand Goethe so glücklich, daß der Naturfriede seiner plastischen Totalanschauung ununterbrochen wuchs und er seine Verwaltung über das dritte in's vierte seiner Kammerjahre und bis zum völligen Ende des vierten ausdauernd führte. Unter körperlichen Leiden, die im letzten Quartal des dritten (in jenem März und April 1785) ihn mehrmals ein, zwei Tage an's Haus fesselten, hatte er, „schöne Offenbarungen" über seine Blumensämereien und bei Mikroskop und Zeichnung die Geliebte zur Collegin, „weidete" dann auch wohl im Garten zu Belvedere seine „botanischen Augen und Sinne," „ordnete in den ersten warmen Tagen seine mineralogischen Eroberungen vom vorigen Jahr," schickte davon seinem Schüler Knebel einen Theil, und „freute sich mehr als jemals auf den Sommer, wo er mit diesem die Gebirgsreise machen und im Karlsbade die vorausgegangene Freundin finden sollte. Ueber diesen Vorsatz sagt er ihr am 13. April 1785: „Du machst mich recht glücklich, Du Einzige!" und am 20.: „Ich befinde mich recht wohl, mein lieber Schutzgeist, und freue mich Deines Wohlseins. Wir wollen immer zusammenbleiben, meine Liebe. Darüber sei ohne Sorgen." — In traulichen Abendstunden nahm er Theil am sinnigen Fleiß Herder's und zwischen jenen Leiden feierte er bei Hof am 3. April den Kirchgang der Herzogin mit und erwirkte für Andere wohlwollende Beschlüsse des Herzogs. Sein Ernst aber bei der inneren Spannung, seine Schweigsamkeit bei angegriffenem Zustande, die Karl August schon früherhin bemerkt, so daß er ihn zu erheitern gesucht, ihm zu Reisen zugeredet hatte, konnten jetzt um so weniger den Fürsten unempfindlich lassen, je besser er wußte, daß die Ansprüche, die er selber mit anhaltendem Vertrauen an ihn für seinen Eigenwillen machte, Goethen die Aufopferung seiner amtlichen Planmäßigkeit und Verleugnung seiner Ansichten jetzt mehr als je anmutheten. In diesem Frühjahr nun, bevor der junge Fürst wiederum eine Reise an den Rhein und dann nach Hannover auf drei Monate hin am 24. Mai antrat, vertraute Goethe seiner Freundin: „Der Herzog, der, wie bekannt, ein großer Freund von Gewissensreinigung ist, hat mir vor seiner Abreise noch eine Besoldungszulage von 200 Rthlr. gemacht und 40 Louisd'or geschickt auf die Karlsbader Reise."

Diese „Gewissensreinigung" des Herzogs, da sie so kurz vor dem Ende von Goethe's drittem Kammerjahr freundlich eingriff, versteht sich als Erkenntlichkeit für sein Verharren bei diesen Geschäften. Der Herzog, der acht Wochen vorher die Absichten seiner nach außen treibenden Thatlust, so gewiß er sie dem Sinne Goethe's zuwiderlaufend wußte, doch mit keinem Andern als nur mit ihm ausführlich durchsprach, wird bei dieser Offenheit auch nicht ungefragt und unbesorgt Goethe's Verbleiben in dem Amte

vorausgesetzt haben, in das er nur für einen Zweck eingetreten, der jetzt dahingefallen war. Der anerkennenden Besserung des Amtsgehaltes wird natürlich das vertraulich abverlangte Versprechen Goethe's, dies Amt zu behalten, vorausgegangen sein. Es läßt des Herzogs Gemüth und läßt Goethe's Charakter, dem nicht eignete, sich blind in Handel zu geben, nichts Anderes erwarten als daß dabei fürstliche Gegenversprechungen mit zur Sprache kamen und vornehmlich — des Dichters italiänische Reise. Ihr Antritt im nächstfolgenden Jahre war so entschieden keine improvisirte Flucht, daß nicht einmal anzunehmen ist, dieser Urlaub sei erst jetzt, bei der zweiten Verlängerung seines Kammerpräsidiums, in diesem Mai 1785 zum erstenmal in Aussicht gekommen.

Die Reise nach Italien, so frühzeitig in Goethe's Lebensplane aus seines Vaters Lieblingserinnerung und durch dessen Vorausbestimmung für den Sohn festgesetzt, dann von dem poetischen Jüngling selbst als höchster Weihegenuß vor dem Antritt praktischen Berufs beabsichtigt, stand nur fester in seiner Seele, seit er nach der ersten Reise in die Schweiz an der Grenze umgekehrt war, und er war schon auf dem Wege sie auszuführen, als er nach Weimar abgeholt wurde. Es kann dieses Vorhabens bei Goethe's Anwerbung zum Genossen Karl August's um so weniger vergessen worden sein, als die Genossenschaft der Absicht nach ebensowohl dem Erhöhen seines Dichterberufes als dem des fürstlichen Lebens galt. Nach dieser Bundesabsicht wurde in die Pläne des Kunsterwerbs und Residenzbaues damals, als der junge Fürst die Kunststudien Goethe's noch unmittelbar mitmachte, auch die künftige italiänische Reise als gemeinschaftliche im Zusammenhang dieser Zwecke aufgenommen. Als der Geheimrath Goethe im Spätjahr 1779 den jungen Herzog den Rhein hinauf durch die Schweiz, auf dem Wege jegliche Kunstschau mitnehmend, bis in's Wallis geführt hatte, schrieb er am 13. November auf dem Gotthard bei den Capuzinern: „Hier ist der Herzog mit mir allein und dem Jäger auf dem Gipfel unserer Reise. — Auch jetzt reizt mich Italien nicht. Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo... wendet meine Augen zum zweitenmal vom gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde.“ Hier ist eine Zukunft vorausgesetzt, wo der Herzog die Reise nach Italien mit Nutzen machen werde. Als hernach Goethe immer deutlicher sah, daß erhebliche Kunstzwecke erst nach vorausgegangener Verwaltungsreform in's Auge gefaßt werden können, hat er bei seinem Erbieten, selbst diese Reform zu leiten, gewiß nicht diesen mit seiner Kunstbegeisterung vermählten, durch zweimaliges Entsagen vertieften Plan aufgegeben. Am wahrscheinlichsten blieb derselbe auch bei dem angehenden Kammerpräsidenten in vorbedachter Verknüpfung mit dem



Neubau des Weimarischen Residenzschlosses, das damals bereits acht Jahre als Brandruine dastand. Denn wir sehen hernach bei der verwirklichten Reise nach Italien ein gut Theil der Studien und Berichte Goethe's, besonders die fleißige Betrachtung italiänischer neuklassischer Architektur von Palästen, in Perspective auf den bezweckten Weimarischen Schloßbau. Daß er dann, seit seiner Rückkunft aus Italien, Heinrich Meyer an Weimar anzuknüpfen sucht, und ebenso Alles, was er mit diesem allmählich zur Förderung von Kunst betreibt, — es geschieht mit Beziehung auf Bereitung von Kunstschmuck für den Neubau des Schlosses. Und als die Anfänge zu diesem, die im Jahre nach Goethe's Heimkehr gemacht worden, durch die Kriegsläufe unterbrochen, 1797 wieder aufgenommen werden, ist es Goethe, der die ausführenden Künstler wirbt, welchen auch Meyer zugesellt wird. Dieser in solcher Verspätung noch festgehaltene Zweck lag also der italiänischen Reise Goethe's voraus, wahrscheinlich bestimmt bedungen bei Uebernahme der Kammer-Reform als lohnende Folge für ihre Durchführung und vom Herzog noch als Hoffnung gemeinsamen Genusses angenommen, weil sich damals seine Kunstliebhaberei neben Jagd- und Reiterlust noch behauptete. Nachdem sie aber inzwischen gegen politische Bestrebung und nun auch gegen Reiz und Vorsatz einer Kriegerlaufbahn zurückgetreten war, kam der Fürst wohl nach Eröffnung hiervon, dem Dichter, dessen Aushalten in der Verwaltung er wünschte, mit dem Antrage entgegen, ihn dafür bald die bezweckte Reise zu seiner gründlichen Erfrischung machen zu lassen. Was im folgenden Jahr geschah, daß, während der Herzog sich in die Wege preußischer Politik und Heerlager wandte, Goethe den Weg der Künstlerwallfahrt einschlug, ward jetzt schon, als ein Geheimniß, zwischen ihnen beiden ausgemacht.

Die Fortführung von Goethe's Geschäften in seinem vierten und letzten Kammerjahr war eine ruhige auch darin, daß auf dieselbe die in der stillen Brust feststehende Aussicht nach Italien bereits insoweit einfloß, um ihnen eine gemessene Abwicklung und Beendigung ohne plötzlichen Abbruch zu geben. Den nachmaligen Minister Christian Gottlob Voigt, der im Jahr der Rückkunft Goethe's aus Italien Hauptordner des Kammerwesens werden sollte, hatte Goethe schon in seinem zweiten Kammerjahr sich in der Bergbau-Commission zugesellt, 1784, wo derselbe zum wirklichen Hofrath ernannt ward, ihn anhaltender und näher in seinen und des Herzogs Umgang gezogen, — jetzt im Jahr 1785 nahm er ihn auch im Zweige des Ilmenauer Steuerwesens zu seinem Collegen, Anfangs Juni besorgte er wieder mit ihm die laufenden Geschäfte daselbst, im September ließ er sie ihn allein führen, im Winter und nächsten Frühjahr war er gleichwohl selbst wieder in Ilmenau thätig, so daß die Stellvertretung,

die er sich schuf, unauffällig leise war. Auch für die Pflege der Jena'schen Sammlungen während seiner Abwesenheit sorgte er voraus; im April 1785 schrieb er an Knebel (wohl von dem nachmaligen Bergrath C. Wilh. Voigt): „Sorge, daß Loder Voigten gut aufnehme und daß dieser sein Wesen im Cabinet treiben könne," er selbst aber war in den Jena'schen Anstalten in seinem letzten Kammerjahr öfter, lebhaft und noch am Ende desselben beschäftigt. Seine Ausdauer im Lästigen, seine Freude am Gedeihlichen ließ nicht nach. Er sagt am 27. März 1785: „Nun will ich meinen Tag zum unpoetischen Wesen der Nothwendigkeit widmen;" Ende Mai fesseln ihn Arbeiten und Anfang Juni schreibt er von Ilmenau: „Unsere Expeditionen gehen gut und unsere Liebhabereien laufen so gätlich nebenher, es wäre Menschen und Geschäften geholfen, wenn es immer so werden könnte." Anfang September: „Ich bin fleißig und packe auch nebenher meine Steine aus" und: „Necker's neues Werk (De l'administration des finances) macht mir viel Freude, besonders, da ich auch seine heftigen Gegner lese. Wenn Stahl und Stein so zusammenkommen, springt der Funke heraus, an dem man sein Licht anzünden kann, wenn man klug ist. Ueberhaupt ist es in dieser Materie wie in allen: auf's Thun kommt alles an." Am 15. September: „Ich habe wenig Hoffnung, meine Beste zu sehen: Schnaus ist noch nicht zurück und jeder Tag bringt seine Plage mit." Am 2. October, nach einem Brande in Weimar: „Unsere Anstalten haben sich gut bewiesen und die Maschinen vortrefflich; es ist mir lieb, daß ich da war, um der Erfahrung an der Sache und an mir selbst willen." Im Anfang November aus dem Bergwerk: „Noch finde ich in meinen Angelegenheiten hier nichts, als was mir Freude machen könnte. Es geht gut, was ich angelegt habe, und wird jährlich besser werden. Wenn ich noch eine Zeit lang daure und aushalte, dann kann es wieder eine Weile von selbst gehn. — Es ist die Art der Geschäfte, daß sie sich vermehren, wie man tiefer hineindringt. Sie machen mir Freude, weil ich auf viele Seiten wirken kann, und wenn man nur ein Licht wohinbringt, schon viel gethan ist." Im December aus Jena: „Meine Sachen gehen gut und in Ordnung, meine Gegenwart war nothwendig." Aehnliche Andeutungen fortdauernder Geschäftsthätigkeit im Anfang des folgenden Jahres. Als zum Beispiel den 1. Februar: „Durch meine Abwesenheit bin ich sehr zurückgesetzt: mein erster Rechnungsmonat ist um und ich muß heute Abend nothwendig arbeiten und rechnen;" am 29. März: „Heute hab' ich viel zu thun, gehe auch gegen Abend zur Herzogin Mutter." Im Mai zu Ilmenau: „Heute werde ich noch mit allerlei Angelegenheiten zubringen und morgen bei Zeiten wegreiten, wenn ich fertig werde." 8. Juni in Weimar: „Ich muß Ernst machen, sonst bleiben viele Sachen liegen, da ich Sonn-

tag oder Montag nach Ilmenau gehe." Am 9. Juli: „Meine Geschäfte sind geschlossen und wenn ich nicht wieder von vorne anfangen will, so muß ich gehen — in Jena hab' ich noch drei Tage zu thun; hätt' ich die Verspätung unserer Hoffnungen ahnden können, so wäre ich indessen hinübergegangen und hätte meine Sachen vollendet." Und nun schreibt er am 12. Juli an Jacobi: „Du bist in England und wirst des Guten viel genießen; wenn Du wiederkommst, werde ich nach einer andern Weltseite gerückt sein, schreibe mir nicht eher, bis Du wieder einen Brief von mir hast." Und am 16. August aus Schneeberg: „Hier hab' ich viel Interessantes gesehen, nur zu viel für die zwei Tage und doch mag und will ich nicht länger, ich will von meinem Vorsatze nicht abgeleitet sein." — So planmäßig gemessen, so treu fortgeführt und gründlich abgewickelt waren die Geschäfte von Goethe's letztem Kammerjahr, so stetig hinübergeleitet in die Reise. Und da die Documente vorliegen, daß er auch in Italien mit den Jena'schen Studienfreunden, mit dem Weimarischen Collegen Voigt und mit Unterbeamten der Kammer in Correspondenz blieb — wie kann man den Urlaub als entschiedenen Bruch eines unhaltbaren Zustandes, wie die Reise als rettende Flucht aus jahrelangem Widerstreite fassen?

Bei aller Geheimhaltung des Reisevorhabens, die Goethe dem Herzog und, zum Verhüten zweckwidriger Begleitung, sich selber schuldig war, lassen auch seine freien Beschäftigungen vom Jahre 1784 her die genäherte Aussicht auf Italien durchblicken. Daß er von diesem Jahr an sich eine Operette in Form der italiänischen buffa ausbildete und sie Kaysern, dessen Briefe aus Italien ihm gezeigt, wie er den „Geist der dortigen komischen Oper wohl gefaßt," zu componiren gab, bethätigte seinen Zug nach dem Lande des Gesanges, motivirte seinen fleißigeren Antheil an den Concerten bei der Herzogin Mutter zum Anhören italiänischer Musik, Herbeiziehen von Texten und Partituren derselben und Mittheilen derselben an Kayser. Es war dies auch eine Vorbereitung für die Berufung Kayser's zu sich nach Rom im Spätjahr 1787, damit derselbe noch mehr von seinen Dramen in Musik fasse, und vor der Hand gab es der italiänischen Sprachübung Goethe's, wozu er auch Knebeln und selbst den jungen Pflegling heranzog, eine unverfängliche Auslegung. Wenn er im Januar 1786 den armseligen Zustand der deutschen Bühne aus dem Theaterkalender sieht und betheuert: „Hätt' ich vor zwanzig Jahren gewußt, was ich weiß, ich hätte mir wenigstens das Italiänische so zugeeignet, daß ich für's lyrische Theater hätte arbeiten können, und ich hätte es gezwungen," — so verräth er, wie sehr schon mit der italiänischen Musik die Sprache ihn eingenommen. Und wenn er im Spätherbst 1785 sich darauf freut, Tischbein's Conradin in Gotha zu sehen: — „der Anblick dieses jenseits der Alpen

gefertigten Werkes wird mich auch auf den thüringischen Winter stärken helfen," — so ist hieran merklich, wie nah ihm schon jede Verknüpfung mit diesem Jenseits der Alpen lag. Am bedeutendsten aber liegt in den Lehrjahren Italien im offenen Hintergrunde der epischen Scenen und reicht in ihr Gemälde warm herein in der Gestalt des Harfners, in dem unvergleichlich naiven Kinde Mignon und den Verbindungsfäden der Freundschaft und Liebe, des Unglücks und der lösenden Führung zwischen den Hauptgestalten des Romans und der italiänischen Familie. Daß an Mignon's Liedern und rührend gedrungener Seele das vorfühlende Hinstreben nach Italien mitgedichtet, ist unverkennbar, und Mignon mit dem Liede: „Nur wer die Sehnsucht kennt" finden wir schon im Frühling 1785 (20. Juni, an die Stein) genannt.

Also in derselben Plan-Einheit, mit welcher wir die italiänische Reise schon in der fortgehenden Geschäftsführung von Goethe's letztem Kammerjahr vorbereitet und ohne deren Abbruch eingeleitet sahen, ist auch das productive Vorgefühl dieser Reise zur selben Zeit schon in seine dichterische Anschauung und in sein werdendes Epos aufgenommen. Sehen wir endlich, wie er auch diejenigen praktischen Aufgaben, die gerade mit der italiänischen Reise direct wieder aufgenommen schienen, vielmehr mit gründlichem Verzicht einzig der inneren frei bildenden Anschauung übergab, so daß in der That die ganze Erbschaft des Staatsmanns dem Dichter zufiel!

Die abgewartete ganz objective Vereitelung seines staatsmännischen Reformplanes, die im letzten Quartal seines dritten Kammerjahres ihn sein Recht zu quittiren überlegen, und die Freunde sein Scheiden aus Weimar fürchten ließ, erkannte und empfand er bei seinem Verharren in den Arbeiten noch eben so klar und unwiederbringlich. Am 1. September 1785, in der ersten Quartalmitte des vierten Kammerjahrs vertraut Goethe Knebeln bei Anzeige seiner Heimkunft aus dem Karlsbade: „Hier geht's übrigens im Alten. Schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat! Doch was hat Grund auf der beweglichen Erde!" Dann im zweiten Vierteljahr, am 9. November, zwischen den Ausdrücken seiner Zufriedenheit und Geschäftsfreude am Bergwerk ruft er: „Ach, meine Liebe, wie viel wäre zu thun und wie wenig thun wir!" Das schon oben angeführte Urtheil endlich vom 9. Juli 1786 über das Schicksal eines Administrirenden, der nicht regierender Herr ist, erscheint nach dem Abschlusse dieses letzten Kammerjahrs als das völlige Saldo der Resignation.

Da des Herzogs ihm anvertraute Vorsätze äußerer Politik und heroischer Laufbahn Goethen das Entgehen der Grundlage für die Staatsökonomie und damit auch für die „Erhöhung und Erweiterung des schö-

nen Gebäudes" einsehen ließen, so täuschte der Dichter sich nicht über das künftige äußere Schicksal der Vorbereitung von Weimarischem Kunstbau, der Sammlung von Mitteln zu einem schönen Leben, die seiner italiänischen Reise, dem Auftrage nach, als Wiederaufnahme ursprünglicher Hoffnungen bewahrt schien. — Die Ansprüche auf ein Weimarisches Theater hatte Goethe ganz aufgegeben. Die Vorstellungen der Belluomo'schen Truppe besuchte er selten, noch seltener um der Stücke willen und selbst in diesem Falle sah er etwa schon voraus, daß er sie „nicht aushalte." Am 4. März 1785 beklagt er, daß ihn die „leidige Probe des Clavigo um ein Paar gute Abendstunden bringe;" am 5. Februar 1786 hat er eine „Versuchung, auf dem Theater zu erscheinen, glücklich abgelehnt," seine „Orestmaske wird der Alceste von Wieland aufgeopfert." Wie in den Lehrjahren Wilhelm von seiner Schauspielerstelle und Begeisterung für Darstellungen großer Dramen durch das Singspiel verdrängt wird, das bei Direction und Publicum überhandnimmt, so war der Dichter selbst auf jenes Singspiel reducirt, das er am 1. Februar 1785 bei'm Herzog vorlas, und zu welchem Kayser's Composition vom ersten Act zu Anfang September 1785 und vierzehn Tage darauf die vom Anfange des zweiten Acts ankam, bevor Goethe den ersten mit voller Musik hatte hören können, — was dann im December und nach fernerer Sendung im Februar 1786 in Probeconcerten geschah. Eine Bühne für diese Operette und Entwürfe von andern suchte Goethe außerhalb Weimar in München und Wien mit Vorfragen (an Knebel 18. November und 30. December 1785), bei welchen es bewenden mußte. Des Herzogs Musikliebe knüpfte sich jetzt an seine Jagdlust, die noch lebhaft stieg. „Zur Jagd" — schrieb Karl August an Knebel den 9. October 1785 — „erwarte ich den Oberkammerherrn v. Pöllnitz aus Ansbach, welcher mir die Meute geschenkt hat; er wird ehstens eintreffen und die Parforcejagd methodice lehren." — Wirklich war Pöllnitz mit einem Bruder Hauptmann vom 23. October bis 15. December des Herzogs Gast, Jagdbegleiter und Parforce-Methodiker. Schon im vorigen Jahre hatte dem Fürsten der Waldhornvirtuos Punto acht angenehme Tage gemacht. „Nie," schrieb der Fürst an Knebel 15. Januar 1784, „nie hörte ich solche himmlische Töne wie die, welche dieser sonst auch vortreffliche Musiker aus seinem Instrumente zog." Jetzt schreibt er am 26. December 1785: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden ... Etwas erfrischt das bessere Publicum Kayser's Composition zu Goethe's neuester Operette und des Waldhornisten Hey vortreffliches Blasen. Dieser ist von Paris wiedergekommen, wo er Punto's Lehre ein und ein halbes Jahr ausnehmend gut benutzt hat." Einer Probe davon wohnte Goethe am 16. Januar 1786 an, „wo es nicht zum

schlimmsten ging, wenn gleich nicht zum besten," und wieder sagt er am 12. Februar: „Ich sollte heut Abend in das Concert, wenigstens um die neue Parforce-Horn-Symphonie zu hören, wenn ich meine Cour machen wollte." Schon im vorigen Herbst aber, im ersten Semester seines letzten Verwaltungsjahres bemerkte der Kammerpräsident (an die Stein 5. September 1785): „Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Ich gönn' es ihm. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe, viel Lärms um einen Hasen todt zu jagen. Und ich brauche beinah so viel Umstände um einen Hasen zu erhalten." Das Abschaffen der Hofleute bezieht sich dabei auf die neue Einrichtung, daß gewöhnlich die Herrschaften auf ihrem Zimmer Mittags nur mit den drei Hofdamen (und etwa einem Gast, Goethe oder Wieland, Herder, Knebel oder einem Fremden) tafelten, die Cavaliere dagegen und Abends auch die Hofdamen wegblieben, wenn sie nicht ausdrücklich eingeladen wurden, was bei den häufigen Besuchen von Fürsten und Edelleuten noch oft genug geschah. In gleichem Bezug sagt Goethe am 8. September 1785: „Die neue Einrichtung geht fort und beim Mittagsessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Frankenberg's da waren, mußten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich die Aufwartung mitgerechnet. So geht's, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen."

Als ein so nüchterner Beobachter und Prophet konnte der Staatsökonom auch als Kunstrath des Fürsten und demnächst Commissar in Italien dem in Aussicht stehenden Neubau des Weimarischen Schlosses, der Ausstattung der Residenz mit Kunstwerken und der Veredlung des Hofstadt mit milden Musengaben und Sitten weder eine nahe noch gesicherte und folgerichtige Ausführung versprechen. Jener Schwung zu sympathetischem Verständniß und harmonischem Genuß des Lebens in geistreichen Erholungen, welchen er in den ersten fünf Dienstjahren im Hofkreise zu unterhalten gesucht und als Bildungsaussaat in Stadt und Oeffentlichkeit überzupflanzen gehofft hatte — wie sollte er sich wiederanknüpfen und bilden lassen, wenn der Herzog mehr mit Fremden als den Seinigen, mehr auswärts als daheim lebte und wohl bald aus Garnisonen, oder gar aus Kriegslagern, selbst nur als Gast in seiner Residenz einkehrte? Was der Dichter für eine solche Fassung des geselligen Lebens in musische Formen, aus jenen Anlässen still in sich weiter gebildet hatte, und in dem Lande der Oratorien und der Masken, der Mimik und des Gesanges noch unterscheidender sich entwickeln und aneignen sollte, dafür konnte er nach der Heimkunft wenig Boden zu finden erwarten. Von Baukunst und bildender Kunst, für die er auf Reisen seine Sinne geöffnet, zu Haus

manche Stunde an ihren Schattenbildern und Modellen seine Sehnsucht gestillt, sollte er jetzt, wo zu ihnen die plastische Grundstimmung seines Geistes verwandter als jemals war, bald die Monumente auf dem Boden und in dem Sonnenlicht ihres ursprünglichen Klimas betrachten. Sie konnten in ihm für solide Veredlung von Bedürfniß, von Lebensernst und Spiel durch würdiges Gelaß, festliche Gestaltung, anmuthig behagliche Sonderung das anwendungsfähigste Verständniß erhöhen: in welchem Umfang aber und welchem Sinne sich dies am neuen Fürstenschloß in Weimar werde erproben dürfen, und welcher fürstlichen Lebensweise und Bildungseinrichtung Plan und Formen des Baues anzupassen sein werden, — dafür fehlten feste Gesichtspunkte und Anhalte. Zum voraus mußte er daher auch für diese praktische Spitze der italiänischen Commission auf wirkliche Bestimmtheit nach Zeit, Maaß, Form verzichten, und so trat auch ihre Planmäßigkeit, je weniger sie äußerlich verbürgt war, um so intensiver in des Dichters bildende Totalanschauung zurück, in die Stetigkeit seines Epos ein.

In den Lehrjahren finden wir ein musterhaftes Schloß in italiänischem Palaststil, mehr würdig als prächtig, mit wohlgesparten Räumen für die Betrachtung gesammelter Kunstwerke und den Gebrauch wissenschaftlicher Sammlungen, schicklich mit den Nebengebäuden und umgebendem Park eingetheilt nach Wohnräumen und Gemächern für Gäste verschiedenen Alters und Charakters, Räumen für festliche Versammlung, für ungestörte Einsamkeit, für bewegte Spiele, und durchaus in Einrichtung und Geräth harmonisch ausgestattet. Es ist das Schloß jenes edeln und lebensweisen Familienhauptes, dem wir zuerst als dem Oheim in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ nahe kommen und in die plastische Einheit seiner Gründungen, Anstalten, Grundsätze eingeweiht werden. Es ist das Schloß, in welchem Wilhelm überrascht seine großväterlichen Statuen und Gemälde wiederfindet, und in welchem schließlich alle Schicksalsfäden aller Hauptgestalten des Romans zusammenlaufen, wo sich Vergangenheit und Gegenwart, wo sich die rührendsten und erschütterndsten Abschlüsse, mit dem Aufschluß in geläutertes und erhebendes Glück der Liebe für eine lebensvolle Zukunft natürlich verbinden. Als die Stätte von Mignon's letztem Lebensaugenblick und ihrer feierlichen Beisetzung wird uns im Garten dieses Schlosses der Tempel, der „Saal der Vergangenheit“ anschaulich, wo das Standbild des Erbauers jenes Blatt hält mit den Worten: „Gedenke zu leben!“ der ganze Raum aber in kunstreiner Heiterkeit mit Bildern des menschlichen Lebens, wie es die Natur auf allen Stufen erfüllt und verbindet, Augen und Gemüth erhebt. Auch die Musik, der Gesang wird uns hier bedeutet, wie sie der Oheim nicht als zerstreuendes

Virtuosen-Schauspiel, sondern durch unsichtbar geordnete Chöre zu reiner Sammlung und Erhebung der Seele wirken ließ. Diese Oratorien, die Wahl der Momente dazu in feinem Gefühl, den richtig verbindenden Gebrauch der Künste, und den sympathetischen von allem Schönen und Guten, was der wohlwollend thätige Mann besaß und fortpflanzte, lehrten uns schon die „Bekenntnisse der schönen Seele“ kennen. Damals war es eine frohe Familienverbindung, deren Vollzug und Feier unter seiner Begünstigung das Schloß mit Gästen erfüllte und ihnen Anlaß gab, die lebensverständige Fürsorge des Wirthes zu bewundern. Er hatte etliche Marschälle gewählt und zwischen die jüngere und ältere Welt vertheilt, so daß jede Partie leicht zu den ihr gemäßen Localen, Vergnügens- und Erholungsmitteln geleitet ward, hier zur frohen Aufregung, dort zur Gemächlichkeit. „Wie selten ist eine Fête, wobei derjenige, der die Gäste zusammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen.“ — Der Oheim sagt: „Unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie loswerde... Was es auch sei, der Verstand oder die Empfindung, die uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigste am Menschen... Aber ich bin weit entfernt, die Menschen — wegen ihres Unbestandes — zu tadeln; denn sie sind eigentlich nicht schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden“ — — Es ist derselbe Oheim, mit dem sich Lothario da entzweite, als ihn ideale Politik nach America in eine kriegerische Laufbahn fortriß. Wie dann in Lothario's beschränkungsfroher Rückkehr auf den Heimathgrund und in seiner Wirthschaftlichkeit, die gegen Privilegien und Lehenshokuspokus auf Befreiung der Mitarbeiter wirkt, sich dasjenige als reine Dichteranschauung natürlich begründet, was dem Staatsökonomen Goethe durchzuführen versagt war, so erscheint die geistige Einheit und der Kunst-Ausbau fürstlichen Bildens und Vergnügens, deren Verzicht er nach Italien hinübernahm, im Schloß des Oheims und seinen Sammlungen, in seiner Verbindungs- und Vergnügungsweisheit, in dieser Planmäßigkeit, womit er die Bildung und Kunst dem alltäglichen Dasein und der ewigen Natur vereinigt.

Indem auf diese Weise den Dichter Goethe alles das ununterbrochen bereicherte und reifte, was von der einen Seite seine praktische Tüchtigkeit, von der andern die Collision war, in der sich die Wege des Kammerpräsidenten und seines jungen Fürsten schieden, so war dieser Zwiespalt selbst als

ein Moment in ihre Freundschaft aufgenommen. Goethe handhabte noch das Kammerpräsidium, während er sich ganz leise daraus löste; der Herzog pflanzte und baute auf's Betriebsamste an seinem Residenzpark, als er schon von Berlin die Einladung zu den nächsten Frühlingsrevüen hoffte. Wie Goethe als unentlassener Kammerpräsident nach Italien ging, und in Italien mit Kammercalculatoren und Wegecommissaren nach Weimar correspondirte, so war schon die Festsetzung seines Urlaubs aus den Geschäften und seiner Förderung nach Italien sein und des Herzogs Geheimniß. Selbst dem Vertrauten seiner Amtspläne und Schwierigkeiten, wie seiner epischen Fortschritte, dem Studien- und Reisegenossen Knebel schrieb Goethe in der Mitte seines letzten Kammerjahres, am 30. December 1785: „Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weiß ich noch nicht. Großen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zuwenden" — wahr insofern, als er mit Anstrengung den Blick im nächsten Kreise festgeheftet hielt, Mitte vorigen Monats von treuen Arbeiten in Ilmenau kam, vor vierzehn Tagen mit dem Herzog geschäftlich in Gotha, gestern bei Dalberg's Anwesenheit mit am Hofe war — geheimnißhütend insofern, als er schon im Mai des Jahres mit dem Herzog sich verständigt und Mignon's Lieder in der Seele hatte, jetzt in eben diesen Wintermonaten mit italiänischen Chören und Arien auch zur Sprachübung sich unterhielt und schon im nächsten Monat, indeß der Herzog zu Berlin war, nach Gotha ging, seine Dichtungen dort vorzulesen, weil er sie für die Herausgabe sammelte, deren Fortsetzung in Italien beschlossen war. Eben das also, was ihn vom Herzog schied, war zwischen ihnen festgeknüpftes Vertrauensband, und während die Fäden ihres praktischen Bundes leise auseinandergingen, war ihre persönliche Freundschaft enger als vorher. Im Ausgang des dritten Kammerjahres förderte ihn der Herzog zur Reise in's Fichtelgebirg und nach Böhmen, nicht nur damit er als Haupt der Bergcommission Studien machte, in Joachimsthal und Johanngeorgenstadt sich unterrichtete, sondern vor Allem damit er im Karlsbade seine Gesundheit stärkte. Hier am 5. Juli mit Knebel angekommen, traf er die Freundin, Herders, mehr gute Bekannte und seine Fürstin. Er erheiterte durch seinen aufmerksamen Umgang den Kreis um Herzogin Louise, auch durch poetische Scherze, und blieb, als derselbe sich verminderte, auf ihre Andeutung gerne länger ihr und ihrer Gesellschaft zu Nutzen, — „so wird," sagte er, „aus meiner zerstückten Badewirthschaft ein Ganzes." Nach der Fürstin Abreise am 13. August wandte er sich am 16. in jene Bergstädte und war am 23. in Weimar, wo er zu Mittag mit Herzog und Herzogin allein zusammen war. So noch wiederholt im Spätherbst und Winter, unerachtet der geschäftlichen Ausflüge, die öfter ihn oder den Herzog entfernten. Im letz-

ten Quartal seines letzten Kammerjahres, Anfangs Mai 1786, war er noch einmal mit Karl August in Ilmenau, wo wieder (mit dem eintreffenden Herzog von Meiningen) „auf Waldweise gelebt wurde, doch ziemlich mäßig." Ueberhaupt aber war Goethe in dem Halbjahr 1786 vor seiner Abreise besonders häufig an der fürstlichen, meist engsten Tafel. Auch den endlichen Aufbruch zur Reise hatte Goethe auf eine Epoche des fürstlichen Familienlebens ausgesetzt, auf die erwartete Entbindung der Herzogin. Da sie sich verzögerte, war der Reisefertige so wenig ein abspringender Flüchtling, daß er sich vielmehr nach erledigten Geschäften schon am 9. Juli „überreif" nennt, am 12. aber sagt: „Da ich einmal auf diese Entbindung wie auf einen Orakelspruch compromittirt habe, so soll mich Nichts zur Unruhe, Nichts außer Fassung bringen;" und nach der glücklichen Geburt der Prinzessin Caroline am 18., deren Taufe am 21. er mitfeierte, bestimmte er den 24. zu seiner Abreise, „wenn es der Wille der Himmlischen ist, die seit einiger Zeit gewaltsam liebreich über mich gebieten." So freundlich war der Weggang; er hatte nach seinem eigenen heiteren Ausdruck (an Seidel, aus Neapel 15. Mai 1787) „die Grille Karl's V., sein Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe anzusehen." Während dieser „Exequien" begann schon der Dichter das Inventar seiner Erbschaft vom Hof- und Staatsmann aufzunehmen. Unmittelbar nach Ablauf des vierten Kammerjahres hat er Mitte Juni in Ilmenau seine „kleinen Gedichte" geordnet und arbeitet den „Triumph der Empfindsamkeit" durch, nach acht Tagen bessert er am früher schon überarbeiteten Werther und an Iphigenie mit Antheil Wieland's und Herder's, auch am Götz. Am 6. Juli ist er schon mit Göschen über die Ausgabe seiner Werke einig und hat den Ankündigungsbrief für das Journal von Bibra geschrieben. Nach Karlsbad nimmt er seinen Abschreiber mit und vollendet hier den Werther. Vierzehn Tage war er hier noch vereint mit der geliebten Vertrautesten, deren Rückweg er bis Schneeberg begleitete, woselbst er zwei Tage in den Gruben zubrachte. Wieder dann in Karlsbad vereinten ihn noch vierzehn Tage mit seinem Fürsten, der Anfangs August ihm nachgekommen und mit Herders und einem glänzenden Kreise nun auch am Inventar des Dichters theilnahm. Jeden Abend las Goethe vor; die „Vögel" machten unsägliches Glück; Iphigenie „ward gut sentirt; dem Herzog ward's wunderlich dabei zu Muthe." Als Karl August abreiste, gab ihm Goethe noch ein schlichtes Maskenspiel in der Weise seiner früheren zu Weimar, den „Abschiedsgruß der Engelhäuser Bäuerinnen." In demselben Stil und Versmaaß, in welchem einst der junge Staatsmann, als Bauer verkleidet, dem herzoglichen Jüngling das „bäurischtreue Blut" als „sein bestes Gut" an's Herz gelegt, ließ er ihm jetzt von Bäuerinnen nach Erinnerung an seinen

lustigen Badehumor sagen: „So laß in Deines Herzens Schrein die Freunde desto fester sein.“ Und dann wählte er zu seiner eigenen stillen Abreise den Morgen von Karl August's Geburtstag.

Diese rein persönliche Anhänglichkeit und Verbindlichkeit blieb allein übrig aus der bisherigen Staatsrolle des Dichters. Für den Fürsten war er noch der Vertraute, Hochgehaltene, auch noch Kammerpräsident, während er selbst wohl wußte, daß er diesen ganz ausgezogen, die Rückkehr in's Finanzwesen ihm erlassen bleiben werde. Für ihn war Karl August noch der fürstliche Freund nach seinem wahren natürlichen Charakter, von dem er nun ferner nicht verlangte, daß er nach seinen, des lebensweisen Staatsmanns, des Wahrheit schauenden Künstlers Grundsätzen handeln und genießen solle. Um dies nicht ferner verlangen zu müssen, hatte er sich der Verwaltung so planmäßig begeben, als er planmäßig hinein und darin fortgegangen war. Mit jedem Fortschritt in seinem Staatsdienste hatte er sich fester in Natureinigkeit, tiefer in das Erschauen des Vollkommenen in der Wirklichkeit getrieben, von den dogmatisch abstracten, von den abstract politischen Idealen durch die praktische Probe sich objectiv befreit, — und nun vollzog er auch von seinem eignen Ideal des poetisch politischen Bundes mit Karl August die Befreiung mit gleich ruhiger Erschöpfung der Probe und gleich objectiv. Zu jeder Aenderung seiner Vertrauensrolle hatte er sich natürlich und die natürliche Entwicklung seines Fürsten begleitend verhalten, — gerade so wie in den Lehrjahren der Abbé zu der jungen Familie, deren Leitung ihm der Oheim vertraut, zu der Thurm-Gesellschaft, deren Zweck und Formen er in bewußt natürliche, praktische Freiheit auflöst, und zu dem in diesem Kreise frei werdenden Wilhelm Meister. Jetzt mit der Vollführung von Goethe's naturgemäßer Begleitung seines Fürsten war Alles, was er auf dem Staatsmannswege in sich ruhig aufgesammelt, Alles, was der Meisterbrief in den Lehrjahren enthält, nur seine innere Totalanschauung, es war jetzt, auf dem einsamen Wege nach Italien, natürlich wirklicher Zustand. Der Geliebten, die bei'm Betreten, bei dem Fortgang und im Ausgange der Bahn des Staatsmannes all' seinen Kräften die natürliche Harmonie erhalten hatte, schrieb er aus Karlsbad am 23. August 1786: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber alles so sanfte endigen und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind.“ So hatte der 37jährige Goethe den Anspruch seiner Jünglingsgenialität auf vollkommene Wirklichkeit praktisch durch die gegebenen Verhältnisse hindurch und mit männlich behauptetem Gleichgewicht zur individuell freien Plastik hinausgearbeitet, so seiner concreten

Poesie die epische Totalität gewonnen. Der ganze Plan und die Ausgestaltung des Epos der Lehrjahre war nun dem freien Geist des Dichters überantwortet. Er hatte ihn nicht mehr aus dem Widerspruch der Amtspraxis herauszuheben, seit er, diesen lösend, auf Planmäßigkeit des Regenten und auf die eigene Staatspraxis verzichtet hatte. Um so reiner war von da an die Planmäßigkeit in das Epos selbst übergegangen. Im zweiten Quartal seines letzten Kammerjahres sagte er (an die Stein 7. November 1785), er habe „am Fertigen der Lehrjahre gebessert und mit großer Sorgfalt es durchgehend gefunden, daß man es immer besser machen könnte. Will's Gott, sollen die folgenden Bücher von meinen Studien zeugen;" im letzten Quartal dieses Erledigungsjahres (13., 21., 23. Mai 1786), daß „ihm die Fortsetzung recht wohl gelungen — daß er einige Sorge für dies Buch (das siebente) habe — daß er denke, auch dies Buch solle glücken, aber bei allen diesen Dingen, was freiwillig kommt, das Beste sei." So war sein epischer Fleiß schon ganz Eins mit der freien Gabe der Dichternatur. Vollendet traten daher die Lehrjahre erst nach neuen zehn Jahren an's Licht. Daß aber die Hauptbestandtheile ihres Inhalts und ihrer Verknüpfung, daß die Grundform der epischen Begeisterung und die Plastik der Ausführung in diesen Lehrjahren Meister's der wahre und größte Gewinn vom Staatsdienste des Dichters gewesen, das haben wir gesehen, — und das ist die allgemeine Bedeutung dieses Staatsdienstes für die sittliche Welt, für unsere Bildung, die Lehrjahre als Frucht für die Menschheit. Sie geben uns unsere wahr ausgeführte Wirklichkeit als behagende Schönheit: sie können uns frei machen vom Grundübel der modernen Bildung.

Das homerische Epos gehört der Menschheit, es bleibt unsere Jugendwelt und ist plastische Darstellung vollkommener Wirklichkeit. Denn auch die homerischen Götter und Phantasmen gehen als plastische Gestaltungen der schaffenden Natur und der sittlichen Macht, in der Ausführung offen anschaulich, behaglich mit der wirklichen Mitte des Menschenlebens und Handelns zum vollkommenen Dasein zusammen. Ungleich trüber sind die Nibelungen, gepflanzt auf die barbarische Cultur-Auflösung und Vermengung der Völkerwanderung und disparate, unausgeführte ideale Elemente. Sie sind mehr unsere abgelegte Weltjugend, als, wie Homer, die bleibende, klare, sind heißblütige, traumschwere Morgendämmerung. Dante's divina comedia, die Nekyia des Mittelalters, kann uns durch großartige Glieder und die gewaltig einige Mechanik der Ausführung ergreifen; aber um in seiner Hölle, Fegfeuer und Himmel mit Behagen zu wandeln, muß man scholastischer Katholik und Ghibelline sein. Hingegen müßten wir protestantische Puritaner sein, um in Milton's „verlorenem Paradiese"

die Vollkommenheit unserer Welt zu finden. Das vollendete Epos des Mittelalters, das zugleich die Wahrheit unserer Wirklichkeit hat, darum komisches Behagen giebt, ist der Don Quixote. Er bleibt unschätzbar. Wie er jedoch ganz heimisch nur in dem Lande ist, das am meisten im Mittelalter stehen geblieben, so greift er, wegen dieses parodischen Bezuges auf die spanische Wirklichkeit, nicht ganz so umfassend plastisch in die Tiefen der unsrigen ein. Gerade das positive Behagen, das er auch giebt, kann uns eher einen Reiz aus unseren Städten heraus nach den sonnigen Abenteuern der spanischen Sierren und Waiden zurücklassen.

Meister's Lehrjahre geben uns ganz unsere Welt, ihre Stadt und Landschaft, ihre Stände und Gewerbe, Arbeiten und Vergnügungen, Leidenschaften und Ideale. Und welche Leichtigkeit, welche leise Feinheit der Vergegenwärtigung und Bewegung, der Führung und Wandlung hebt uns diese in eine Helligkeit, worin wir sie nie zuvor gesehen, in eine Welt-Einheit, die sich als ruhiger Aether über sie ausbreitet! Die Seele saugt sie ein mit dem stillen Erstaunen, das Alltägliche so offen sinnreich, das Bekannte so bedeutend schön, das Leichtsinnige, Thörichte, Frivole so unbeschönigt und so unverletzend, das Verwickelte so verständlich, das Ueppige und Schmerzliche so rein, das Erschütternde, Herzzerreißende so durchdrungen von mächtiger Liebe, das Ernste, Edle, Heilige so menschlich zu finden. Welche Fülle ganz bestimmter Physiognomien, individueller Gestalten verschiedenster Art, jede einig mit sich, das Versteckte an jeder, wo es zu Tag tritt, am fühlbarsten wahr, das Räthselhafteste, wie es gelöst wird, von der stärksten Seeleneinheit! ihre Verbindung jetzt in kleinen, jetzt in dichtgedrängten Gruppen immer ungezwungen in Anziehung und Bewegung, immer so maaßvoll in Schatten und Licht, daß es der Tag der Wirklichkeit, die Familie unserer Menschheit ist! Wohl sind frischer anmuthige, tiefer rührende Geschöpfe, originellere und edlere Charaktere darunter als die geläufigen unserer Erfahrung; aber sie prägen unsern Sinnen und Gefühlen sich ein, daß sie uns gegenwärtiger leben als die Lebendigen um uns her. Wir zerstreuen uns in dieser Wirklichkeit und sind immer gesammelt, wir werden überrascht und erkennen das Seltsame vorbereitet, das Zufällige folgerichtig. Wir genießen und irren mit, sehnen uns und leiden mit, und ein stets wachsender Gehalt macht uns dies Leben immer lieber und stärkt das Behagen bis in seine bittern Widersprüche, bis in seine ehrwürdigen Höhen. Es ist die moderne Welt, ist unser Dasein, aber getaucht in den Frieden schöpfungseiniger ewiger Wahrheit. Es ist das deutsche Epos unserer Bildungsperiode, aber es wird auch andern Völkern und spätkünftigen Geschlechtern noch wahr und wirklich-schön und behagend sein.

Der Dichter, der die Lehrjahre bildete, ging bei der praktischen Erfahrung dieser Wirklichkeit und Bildungsgegenwart, in unvorgreifender Selbstverleugnung, von Natur auf Natur mit der natürlichen Harmonie eines individuell in Liebe Beseligten. Das Bedingte, Unvollkommene, Gebrechliche im Dasein leugnete er sich nicht ab, er nahm es in ungetheilte Anschauung, verfolgte es mit gelassener Ausdauer und sah, daß es mit Nothwendigkeit hervorgehe und zurückgehe auf einigschaffende, allverbindende Natur. In seiner epischen Anschauung tritt daher das menschlich Beschränkte, Mangelhafte, Widersprechende deutlicher als bei irgend einem Zeichner und dennoch frei vom übertreibenden oder abstoßenden Ausdruck eines selbstgereizten Darstellers in der nur natürlichen Wahrheit hervor, zu der es in seinem naturbefriedigten Geist sich klärte. Auch was der Zeitsitte angehörig, Costüm, moderne Wirklichkeit in diesem Epos ist, hat von diesem reinen Bezuge auf den beständigen Naturgrund und die immerwährende menschliche Natur, die hier die Bestimmtheit seiner Vorstellung und Einheit der Verknüpfung macht, eine überall gültige Wahrheit, und dies ist die Idealität dieser reellen Gestalten und Scenen. Es hat hier auch das Geringe, mit keiner geliehenen Trefflichkeit Herausgesteigerte einen fühlbaren Adel, hat diese Idealität lediglich von seiner richtigen Stellung zur Gesammtanschauung, welches die des vollkommenen Daseins in der Natureinheit ist. Diese Idealität ist so unvergänglich wie die Natur selbst, diese epische Form wahr für alle Zeiten. Nicht um ein historisches Inventar seines Zeitalters war es diesem Epiker zu thun, sondern um die wesentliche Wahrheit desselben. Er ging in praktischer Uebung der Aufgabe nach, innerhalb des Sittensystems seiner Gegenwart auf ein vollkommenes Leben, nach Ordnung und Genuß der Existenz, hinzuwirken. Er erprobte an diesem Zeitsystem, daß es nach allen Seiten bedingt, in dieser Bedingtheit nur das Natürliche, so nützlich wie schädlich wirksam, unbedingt wirkend nur das einige Totalwesen der Schöpfung sei. Auf allen Stufen des Naturreichs erschaute er die Gegenwart dieses schaffenden Wesens in der Einstimmigkeit der Theile und Glieder als Lebensgrund und Leben, das Vollkommene als Wahrheit des Daseins. Am Menschen erprobte er, daß er wahrhaft nur durch natürliche Totalität lebe, wirke, genieße. Alle Individuen und Gruppen seines Epos sind in bedingten Zuständen innerhalb des Zeitsystems in schädlichen und nützlichen, alle deutlich nach ihrem Verhältniß zur wirklichen Totalität der Menschennatur vorgestellt und entwickelt. Geschlechter und Stände werden nach dieser Beziehung auf harmonische Totalität verglichen, Ungebildete und Gebildete, Unschuldige und Bedachte, Leichtsinnige und Begeisterte, Glückliche und Unglückliche in diesem Licht unterschieden und verbunden. Der Mensch

hat die Totalität seines Wesens in sich, wirklich aber nur im harmonisch-thätigen Leben. Sie wirkt in ihm als Anspruch auf Herrschaft, Freiheit, Lebensgenuß, und da er sich jederzeit in bedingten Zuständen findet, wird sie ihm gebrochen wirklich im Mißverhältniß seiner Zustände zu seinen Ansprüchen. Dies sind die Ideale der Menschen. Auch diese bringt das Epos der Lehrjahre zur Vorstellung, die von der Sitte der Zeit bedingten Ideale des Lebensgenusses und der Virtuosität, der geerbten oder erarbeiteten Herrschaft, naiven oder erschlichenen Freiheit, der künstlerischen, politischen, religiösen, Begeisterung. Es führt an individuellen Darstellungen auch ihre Wahrheit auf Natureinigkeit, auf harmonische Totalität zurück und macht rein anschaulich, daß sie in jeder unnatürlichen, abstracten Wirklichkeit nur pathologische Ergänzungen unreifer oder stockender Zustände, verstimmter Individuen, flickende Einbildungen für gestörte menschliche Totalitäten sind. Und es gipfelt seine immer anschaulichen, lebensgleichen Processe mit den Lehren und dem Gemälde eines durch natureinige Lebensökonomie, Bildungsverbindung und Kunst vollkommenen Menschendaseins. Der moderne Mensch kann dies Epos durchwandern zu einer Wallfahrt, die ihn aus seinem betäubten Wesen zu sich selbst, aus dem zerstückten Leben in's ganze führt. *)

Adolf Schöll.

Prinz Albert.

The principal speeches and addresses of His Royal Highness the Prince Consort. With an introduction, giving some outlines of his character. London. John Murray. 1862.

Als gegen Ende des Jahres 1861 Albert, der Prinz Gemahl der Königin von England, in der Blüthe der Jahre durch eine tödtliche Krankheit von wenigen Stunden hingerafft wurde, da war alle Welt von aufrichtiger Theilnahme und Trauer ergriffen. In England schlug man sich an die Brust und gestand, über den Menschen und Fürsten nicht immer edel geurtheilt zu haben, und eine Trauer, noch tiefer und inniger als

*) Wir berichtigen hier einige Druckfehler in den früheren Abschnitten dieses Aufsatzes. Man lese Bd. X. Heft 5 S. 457 Z. 18 u. 19: feinweltlicher, S. 463 Z. 8 statt Herrlichkeit: Helligkeit, S. 466 Z. 2: verweilender Faust; ferner Heft 6 S. 606 Z. 5: Verdrusse Knebel's und Z. 17 v. u. statt Geschwindigkeit: Geschmeidigkeit; endlich Bd. XI. Heft 2 S. 136 Z. 12 statt formreiche: formreine und S. 137 Z. 24: das anmuthigst plastische.

einst vor 44 Jahren bei'm Tode der Prinzessin Charlotte, ergriff Hoch und Niedrig rings durch das Land in Tagen, wo der große Bürgerkrieg in Nordamerika bereits seine empfindlichen Einwirkungen zu üben begann, wo stündlich der Dampfer erwartet wurde, welcher den Entscheid bringen sollte, ob die der britischen Flagge angethane Beleidigung Krieg oder Frieden zur Folge haben werde. In Deutschland fehlte es nicht an herzlichem Beileid für die tief gebeugte königliche Wittwe, doch hafteten die Gedanken mit besonderer Wehmuth an der treuen nationalen Haltung, die der Dahingeschiedene dem Vaterlande auch in der Fremde bewahrt hatte, die ihm unlängst noch so reich gelohnt worden, als die Tochter der Krone Preußens einen Erben gebar und in diesem Lande zu gleicher Zeit ein Regiment der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit wiedergekehrt zu sein schien, die zuletzt aber noch neue Wolken emporsteigen sah, als man das Schicksal Deutschlands durch die identischen Noten bestimmen wollte und in der Zeit zwischen der Krönung in Königsberg und der Eröffnung des Landtags drohend eine preußische Verfassungsfrage heraufzog. Ueberall regte sich das Gefühl, daß der Tod des Prinzen Albert ein Ereigniß von weitreichender Bedeutung sei. Ließ es sich auch nicht vergleichen mit einem Thronwechsel, wie er während des letzten Jahrzehnts in Rußland oder Preußen Statt gehabt, so ergriff es die Gemüther doch tiefer und nachhaltiger: denn hier gab es keine neuen Persönlichkeiten, Zustände und Systeme, welche in die Lücke traten, um sofort die Blicke von dem Verlust abzulenken, hier war von keinem Ersatz die Rede.

Auf das Lebhafteste werden wir jetzt nach einem Jahre in der Erinnerung in jene düsteren Weihnachtstage zurückversetzt durch das schöne Denkmal, welches die Königin Victoria bei der ersten Wiederkehr des Todestags ihrem Gemahl gestiftet hat, indem sie das Buch herauszugeben befahl, dessen Titel wir an die Spitze dieser Zeilen gestellt haben. Es bietet auch uns Gelegenheit, zurückzuschauen auf den Lebensweg des deutschen Prinzen, auf die seltene geistige Entwickelung, die ihm zu Theil geworden und auf das, was er der Familie, der Gesellschaft und dem Staate, was er seiner Zeit genützt hat.

Von einem Ahnherrn wie Johann Friedrich stammend, behauptete das Haus Coburg in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts freilich nicht durch politische Macht, aber um so mehr durch die Persönlichkeit einiger seiner Mitglieder und durch eine seltene Reihe von Verbindungen mit verschiedenen Thronen Europas eine hervorragende Stellung unter den Fürstengeschlechtern des Welttheils. Schon hatte der gegenwärtige König der Belgier seine denkwürdige Laufbahn angetreten, als dem regierenden Herzoge Ernst I., einem Manne von klarem Blick und über manche Vor-

urtheile seines Standes erhaben, zwei stattliche Söhne heranwuchsen, deren sorgfältige Erziehung sich der Vater besonders angelegen sein ließ. Wer weiß nicht, wie die Söhne namentlich kleiner Fürsten groß zu werden pflegen, wie viel an ihnen traditionell verbildet wird, in welche Lebensart sie nur zu häufig gerathen, wie den Mindergeborenen wenig Anderes übrig bleibt als das glänzende Elend des Kriegsdienstes in einem größeren Staate, wie eng und spärlich Glücksfall und Unternehmungsgeist für sie bemessen sind. Hier waren dagegen zwei Knaben von trefflicher Körperbildung und offenem, für alle nützliche und edle Erkenntniß empfänglichen Sinn, die eine tüchtige, einsichtsvoll geleitete Erziehung erhielten, bis sie nicht nur die Lust am Lernen spürten, sondern in Wissenschaft und Kunst selber zu schaffen begannen. Und während sie hochgeboren die ritterlichen Spiele keineswegs hintenan setzten, vielmehr im Reiten und Jagen frühe schon nach Meisterschaft strebten, führten sie doch, lange Zeit knapp und bescheiden gehalten, ein schlichtes, bürgerliches Leben, dem die Etiquette wenig Zwang anthat, das im Gegentheil Umgang auch mit solchen Kreisen gewährte, von denen sich unwissend und stolz die jungen Fürsten nur zu früh abzukehren pflegen. Auch nachdem sie siebenzehn und sechszehn Jahre alt ihr protestantisches Glaubensbekenntniß abgelegt, wurden Ernst und Albert von Coburg-Gotha nicht schleunigst in eine fremde Uniform gesteckt, um an einem großen europäischen Hofe zu glänzen und es etwa den Gardeofficieren an Aufwand und an Schulden zuvorzuthun, sie wurden statt dessen auf der ersten größeren Reise nach jenem Lande gesandt, dessen Besuch billigerweise eine wesentliche Episode in den Lehrjahren eines jeden Erbprinzen bilden sollte. Als Gäste ihrer Tante, der verwittweten Herzogin von Kent, sahen sie zuerst England, den Hof in Schloß Windsor, die ungeheure Stadt; aus dem Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft wie aus dem Gewoge eines rastlos thätigen, großartigen Volkslebens trat ihnen überall ein gewaltiger, mit tausend selbständigen Rädern und Spindeln arbeitender Staatsorganismus entgegen. Auch sie blieben nicht unbemerkt bei einer Aristokratie und unter einem Volke, die von jeher eifersüchtig, ungelenk und stolz dem Fremdling begegnen, mag er auch noch so vornehmer Herkunft sein, die mindestens seit den Tagen des Prinzen Rupert die kleinen Höfe Deutschlands vor allen als die eigentlichen Pflanzstätten schlechter Sitte und politischer Unbildung betrachteten. Noch berichten Augenzeugen von dem entgegengesetzten Eindruck, den das offene, ungezwungene Benehmen der beiden fürstlichen Brüder am Hofe Wilhelm's IV. wie im Verkehr mit ihrer Cousine, der Prinzessin Victoria, hervorgebracht. Ja, der Mythus rankte sich bald hernach an der Thatsache dieses Aufenthalts empor, indem er ein noch



früheres, längeres Zusammensein des Prinzen Albert mit der Erbin des englischen Throns erdichtete und beide gar mit einander erziehen ließ. Zu ernster Erwägung des Erlebten und fleißigem Studium englischer Sprache und Literatur wurde auf dem Heimwege die Residenz des königlichen Oheims in Brüssel benutzt, des trefflichsten Lehrmeisters, um den politischen Blick zu erschließen.

Im Frühling 1837 bezogen dann bekanntlich die beiden Brüder die Universität Bonn, um drei Semester hindurch sich eifrig den strengen wie den schönen Wissenschaften, der Naturkunde wie den historisch-politischen Disciplinen hinzugeben. Noch haftet ihr Andenken an dem freundlichen Professorenhause unweit der Münsterkirche, wo sie einfach wie bisher gelebt, noch wird genug von ihrer leutseligen Freundlichkeit, ihrem Fleiß, der Freude an den Künsten, an Natur und Leibesübung, der Sicherheit erzählt, mit der sie ihre Zeit zu Rathe hielten. Geist und Charakter entfalteten sich jetzt rasch, da beide, ein jeder freilich in seiner Weise, reich begabt waren. Ernst, der ältere, trat schon damals mehr aus sich heraus und ließ Schwung und Feuer ahnen, womit er seine Talente geltend machen würde. Albert, höher in der Erscheinung, hielt an sich und zeigte ein Temperament, welches Vielen bei oberflächlicher Berührung als Kälte erschien. Es war ihm vergönnt das schöne Ebenmaaß seiner geistigen Anlagen auf einer Reise nach Italien noch weiter auszubilden, Sinn und Verstand für alles Wahre und Große zu schärfen, während bereits sein Schicksal den großen Wurf für das Leben that.

Die junge Königin von England hatte mittlerweile ihre Regierung angetreten und blickte bald in der Nähe und Ferne nach dem Würdigsten aus, dem sie ihre Hand reichen könnte. Eine Menge, zum Theil unmöglicher Candidaten wurden genannt, bis im Herbst 1839 auch die beiden Prinzen von Coburg in Gesellschaft König Leopold's abermals am Hofe von St. James erschienen. Kaum waren sie abgereist, so sprach die Königin am 28. November ihre Absicht aus, den Prinzen Albert zu ihrem Gemahl zu erheben. Das Parlament vernahm dasselbe aus ihrem Munde durch die Thronrede, welche am 16. Januar 1840 die Sitzung eröffnete und die zur Naturalisirung und Dotation nothwendigen Maaßregeln einzuleiten hatte. Es läßt sich denken, daß die bevorstehende Heirath den Clubs und Gesellschaften jeder Art und vorzüglich der Presse einen reichen Stoff der Beurtheilung und des Klatsches bot. Nur in Einem Punkte erschien die Wahl willkommen, indem sie nämlich nach allen Anzeichen die des Herzens war und mit dynastischen Tendenzen nichts gemein hatte. Aber da nur wenige Eingeweihte den Prinzen hatten kennen lernen oder Näheres über seine trefflichen Eigenschaften, über die Studien in Brüssel

und Bonn konnten erfahren haben, so regte sich der alte Widerwille gegen den Fremden, den Deutschen zumal wieder mächtig in vornehmen wie in niederen Kreisen. Zwar schätzte man sich glücklich, daß wenigstens nicht das Haus Hannover, dem man nach allgemeiner Auffassung so lange die Interessen Englands zum Opfer hatte darbringen müssen, den Bräutigam stellte; — aber wer bürgte dafür, daß der Sproß jener kleinen thüringschen Dynastie nicht eine Aera ankünde, welche das gegen die Welfen niemals völlig überwundene und in einzelnen Erscheinungen nur zu sehr gerechtfertigte Vorurtheil für jeden Ausländer von vorn herein unüberwindlich machen mußte. Man malte sich daher in Erinnerung an die Vergangenheit die Zukunft keineswegs sehr tröstlich aus. Das Volk begaffte zustimmend die Caricaturen, die ihm den Prinzen mit seiner hungrigen, bärtigen, Tabak rauchenden Reisegesellschaft vorführten, den zukünftigen Pfründenhaltern des neuen Hofs. Nicht minder stolz und naserümpfend sah ihm die Aristokratie entgegen, längst gewohnt die materiellen und geistigen Mittel kleiner deutscher Potentaten mit Verachtung zu behandeln, und wenig geneigt sich von einem solchen auch nur den Ton in der Mode angeben zu lassen. Die eingefleischte nationale Selbstsucht beider Sphären gab sich deutlich auch in den Verhandlungen kund, durch welche das Parlament die Mittheilung der Königin in Berathung nahm. Der erste Staatssecretär Lord Melbourne fand schon Widerstand in der Frage wegen der Rangordnung, die er dem Prinzen unmittelbar nach der Gemahlin anzuweisen wünschte. Es war klug von ihm den Punkt einstweilen ganz fallen zu lassen, um jeden Verdacht abzuschneiden, als ob er sich etwa durch den jungen Fürsten eine politische Stütze habe sichern wollen. Die Tories indeß in der Opposition mit dem Herzoge von Wellington an der Spitze verriethen natürlich am meisten Besorgniß und erhoben sogar Bedenken wegen der Confession des Prinzen, dem ein elendes Gerücht gar romantisch katholisirende Gefühle zuschreiben wollte. Wie zeigten sie sich doch unwissend in der Geschichte des ältesten protestantischen Hauses der Welt nicht nur, sondern auch in Betreff der wahrhaft erleuchteten Begriffe von Glauben und Sitte, von Kirche und Staat, die den Gegenstand ihres Mißtrauens durchdrangen. Im Unterhause machte man sich eifrig mit der Dotation zu schaffen, bis es den radicalen Vorkämpfern des Sparsamkeitssystems im Bunde mit den Tories gelang, die von der Regierung beantragten 50,000 Pfund auf 30,000 herabzusetzen, was sich allerdings mit der keineswegs günstigen Lage des Landes rechtfertigen ließ und deshalb auch von der Königin mit gutem Tact stillschweigend hingenommen wurde. Alle aber, die sich noch in erbärmlichen Spötteleien über die traditionelle Dürftigkeit des deutschen Fürsten ergehen mochten, wußten wieder nicht, wie



ihm, nachdem er kürzlich großjährig geworden, daheim ein trefflich verwaltetes, ansehnliches Vermögen zugefallen war. So konnte dann am 10. Februar 1840 unter großem Glanz und wirklich herzlicher Theilnahme des Volks die königliche Vermählung gefeiert werden. Man frohlockte doch allgemein, seine Herrscherin glücklich zu sehen und ließ jetzt auch die Einwendung fahren, daß sie ihren rechten Vetter, der überdies drei Monate jünger als sie selber, zum Gemahl genommen. Indeß mit der Zeit erst sollte man begreifen, wie aufrichtig das Wort gemeint war, welches der Prinz auf die Glückwünsche des Oberhauses dem Führer der Deputation, dem würdigen Lord Lansdowne, bescheiden erwiderte: „Mit lebhafter Genugthuung vernehme ich die Billigung der Wahl, welche Ihre Majestät getroffen hat; es wird das Streben meines Lebens sein, die günstige Meinung zu rechtfertigen, welche Sie mir so eben ausgedrückt haben."

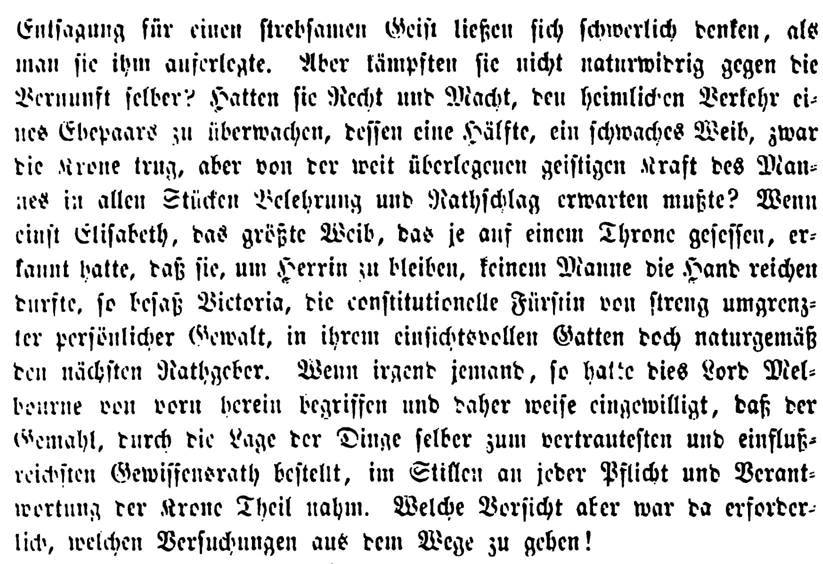
Jetzt erst jedoch mußte ihm die ungeheure Schwierigkeit seiner Lage grell entgegen treten, jetzt galt es zu lernen und an sich zu halten, um sicher und correct innerhalb der geheiligten Wände des Hauses, auf dem glatten Parquet des Hofs und in dem Gewoge der Parteien und Interessen des öffentlichen Lebens einherzuschreiten. Seine männliche Schönheit war sicherlich ein großes Gut, mit dem ihn die Natur beschenkte, eine gewisse angeborene Scheuheit, eine steife Haltung, die er niemals völlig überwand, mochte auf den ersten flüchtigen Blick als ein beträchtlicher Nachtheil erscheinen. Aber konnte sein gewinnendes Aeußere ihm nicht geradezu zum Verderben werden? und konnte auf der anderen Seite jener kleine Mangel an sicherem Benehmen nicht eben so sehr als hoher Vorzug gelten, da er aus einer fein besaiteten Seele entsprang, in welcher keine Eitelkeit, wohl aber Bescheidenheit ihren Platz hatte? Nicht sowohl auf diese in die Augen springenden Eigenschaften, als auf die Tugenden, die im Verborgenen schlummerten, das Maaß und den Charakter, kam es an. Das Schicksal hatte ihn hoch begnadigt, aber auch eine schwierige Aufgabe hinzugefügt, deren Lösung doch wesentlich ihm selber zugemuthet wurde. Wer will heute noch leugnen, daß er von Anfang an klar und besonnen den Weg überblickte, den er zu wandeln haben würde?

Es darf wohl als einer der vielen Beweise des monarchischen Sinnes gelten, der unverwüstlich im englischen Volke steckt, daß zu allen Zeiten der Hof in seinen Spitzen den allgemeinen Gradmesser von Anstand und Sitte abgegeben hat. So war das auch unter den Söhnen Georg's III. der Fall gewesen, die mit sehr laxer Moral, nicht einmal den Schein landesüblicher Respectabilität wahrend, die vornehme Welt hinter sich hergezogen hatten. Die dissolute Torygesellschaft jener Tage war noch keineswegs ausgestorben, als der zwanzigjährige Ausländer die Stellung einnahm,



von der aus er das höchste Modemuster zu bieten vermochte. Seiner Schönheit, seinem Geschmack hätte die noch so starke Eifersucht der Nation Vieles nachgesehen, wenn er in den bisherigen Bahnen des high life weiter geschritten und an strahlenden Hoffestlichkeiten, an üppigen Genüssen jeder Art, an Wettrennen und Fuchshetzen sich für so manchen Verzicht entschädigend sein Genüge gefunden hätte. Wer kann sagen, welche Ausschreitungen ihm verziehen worden wären, wie er selbst in die Fußtapfen des Prinzen Regenten hätte treten dürfen, falls er sich ausschließlich mit der Rolle des ersten Dandy hätte befriedigen wollen. Daß er dies nicht that, daß mit ihm sofort eine streng sittliche Häuslichkeit am Throne einzog, ohne den Glanz desselben irgend wie zu beeinträchtigen, daß er bei allen Zerstreuungen, die ihm vor Allem die Jagd und ähnliche männlich-ritterliche Uebungen boten, ein edles Maaß beobachtete, machte ihm den Theil der Aristokratie am feindseligsten, dessen Neigungen bisher vorgewaltet hatten. Aus diesen Kreisen ist hinfort stets der bitterste Tadel gegen seine ganze Haltung erklungen. Sie warfen ihm vor, daß er nicht genug leichte und populäre Manier besitze, um sich die Gemüther ihrer Art und des Volks, wie sie es sich noch dachten, zuzuwenden. Sie beschuldigten ihn, daß er die steife Etiquette deutscher Höfe nicht abstreifen und deshalb nicht sich aus der Verlegenheit entwinden könne, seinen wirklichen Einfluß mit seiner äußeren Stellung in Einklang zu setzen. Da die Quelle hohen Skandals plötzlich versiegt war, haben wir in diesen Sphären vorzüglich nach dem Ursprung der albernsten Gerüchte, fingirter Familienscenen und Eifersüchteleien zu suchen, mit denen die Zeitungen eine Weile ihr Publicum zu regaliren trachteten. Solche Stimmen sind bald genug verstummt, da es ihnen an jedem thatsächlichen Anhalt gebrach; jener Adel aber, dessen socialer und politischer Einfluß immer mehr in den Schatten trat, hat dies niemals vergeben. Uebte in dieser Beziehung schon, unbekümmert um den Gegensatz und die Lockungen, die von einer überstandenen Phase der gesellschaftlichen Entwickelung ausgingen, seine erhabene Persönlichkeit voll Talent und Bildung eine bedeutende Wirkung, wußte er sich trotz alledem gewandt und tactvoll den Formen des englischen Lebens anzubequemen, so verfuhr er nicht minder behutsam auf dem noch weit dornenvolleren Felde des Staats.

Zwischen der regierenden Königin, seiner Gemahlin, und den politischen Organen eines seit der Reformbill zumal auf eigenen Füßen stehenden großartigen Staatswesens war ihm bei der Naturalisation durch Mißgunst und Argwohn officiell höchstens nur die Rolle eines ausgeputzten Statisten zuerkannt worden. Nicht einmal Titel und Rang eines Prinz-Gemahls wurden ihm Anfangs verliehen. Größere Demüthigung und



Entsagung für einen strebsamen Geist ließen sich schwerlich denken, als man sie ihm auferlegte. Aber kämpften sie nicht naturwidrig gegen die Vernunft selber? Hatten sie Recht und Macht, den heimlichen Verkehr eines Ehepaars zu überwachen, dessen eine Hälfte, ein schwaches Weib, zwar die Krone trug, aber von der weit überlegenen geistigen Kraft des Mannes in allen Stücken Belehrung und Rathschlag erwarten mußte? Wenn einst Elisabeth, das größte Weib, das je auf einem Throne gesessen, erkannt hatte, daß sie, um Herrin zu bleiben, keinem Manne die Hand reichen durfte, so besaß Victoria, die constitutionelle Fürstin von streng umgrenzter persönlicher Gewalt, in ihrem einsichtsvollen Gatten doch naturgemäß den nächsten Rathgeber. Wenn irgend jemand, so hatte dies Lord Melbourne von vorn herein begriffen und daher weise eingewilligt, daß der Gemahl, durch die Lage der Dinge selber zum vertrautesten und einflußreichsten Gewissensrath bestellt, im Stillen an jeder Pflicht und Verantwortung der Krone Theil nahm. Welche Vorsicht aber war da erforderlich, welchen Versuchungen aus dem Wege zu gehen!

Er allein unter allen Genossen eines freien Staates war von den politischen Vorrechten desselben ausgeschlossen, ihm war ausdrücklich untersagt, je nach seinen Neigungen und Anlagen in Krieg und Frieden irgend welchen Platz zu füllen. Denn trug er auch die Uniform des Feldmarschalls, so hatte er doch keine Compagnie zu führen, keine Brig kampffertig zu machen. Saß er auch im obersten Geheimen Rathe neben der Gemahlin, so führte er doch keine entscheidende Stimme; das Haus der Lords wie der Staatsdienst war ihm verschlossen. Der ungestüme Ehrgeiz, der berechtigte Drang des Mannes, zu wirken und seine Fähigkeiten geltend zu machen, hätte jede andere, noch so großartig angelegte Natur bald hingerissen; wie mancher Prinz irgend eines continentalen Hauses hätte ihm nicht widerstanden! Neben den eigenen dynastischen Reminiscenzen bedurfte es nur eines Rückblicks in die nächste britische Vergangenheit, um die Lust an der persönlichen Macht der Krone wieder zu entzünden und, so ungünstig auch die modernen Verhältnisse, jene erbitterten Versuche zu erneuern, durch welche die Namen der beiden letzten George keineswegs denkwürdig in der Verfassungsgeschichte fortleben. Wer kann sagen, welche ungeahnten Wandlungen im Getriebe der Parteien, in den Reibungen zwischen der die Executive einsetzenden Landesvertretung und einer neuen mächtig an die Seite der Selbstverwaltung rückenden Büreaukratie die Regierung Victoria's hätte heraufbeschwören können, wenn derjenige, für den die Verfassung keine Stelle hatte, der aber größere Geistesmittel besaß als irgend ein Hannoveraner, welcher die britischen Kronen getragen, der Selbstbeherrschung den Zügel schießen ließ. Wahrlich, im

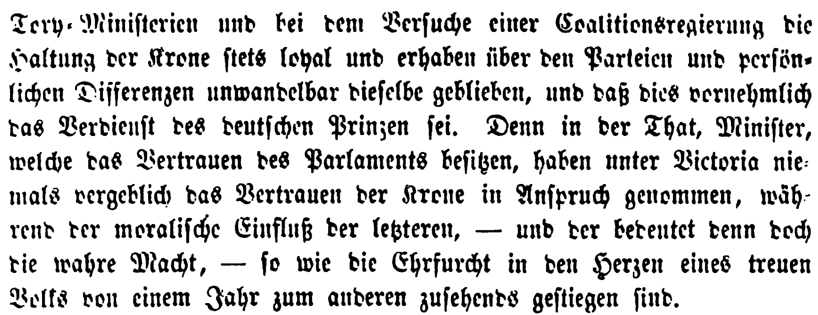
Hinblick auf solche Eventualitäten müssen Eifersucht und Mißgunst, mit denen ihn die Engländer auf Schritt und Tritt verfolgten, fast gerechtfertigt erscheinen. Dadurch aber, daß er anders wählte und handelte, erwarb er sich nicht nur den höchsten Preis echter Tugend, sondern ein unvergängliches Verdienst um den Staat, das, wiewohl langsam anerkannt, jetzt und in alle Zukunft um so heller leuchtet. Es ist bekannt, daß Prinz Albert, unmittelbar nachdem er Engländer geworden, die eigenthümliche, fremde politische Welt, in die er sich versetzt sah, mit geduldigem Eifer und eisernem Fleiß zu begreifen und zu durchdringen suchte, daß er sich die ganze staatsrechtliche Literatur, wie sie sich aus und gegen Blackstone's Commentarien entwickelt hatte, zu eigen machte. In den ersten Jahren sind ihm die scharfsinnigsten Rechtsgelehrten dabei zur Hand gegangen, in der Folge hat der freundschaftliche Verkehr mit den sichersten und aufgeklärtesten Kennern der Vergangenheit und den edelsten Staatsmännern der Gegenwart das an sich todte Capital des Wissens zu der immer reicheren Fülle eines Leben und Ueberzeugung durchdringenden Schatzes entwickelt. Fortan trachtete der Prinz, die Zeit und seine Stellung in derselben zu begreifen, mit scharfem Blick hatte er namentlich die so mächtig anwachsende Bedeutung der socialen Verhältnisse erfaßt und an der Hand der großen Lehrer, die in Theorie und Praxis in England aufgetreten, sich selber zu einem Meister in der Nationalökonomie herangebildet. Aus allen diesen Studien aber zog er für sich die einzig richtige Summe, dem Anscheine nach so unwillkommen für einen thätigen, kraftvollen Geist, daß er sich mit seinem Wissen und Vermögen still beschied und sie in gleichem Maaße, wo immer es nur gestattet war, der Königin in ihrem hohen Berufe, der aufwachsenden Generation ihrer Kinder, dem Staate und dem Volke sogar in Schichten zu Theil werden ließ, bis in welche auch die erleuchtetste Königsgewalt nur selten einzuwirken vermocht hat. Es ist die große That seines Lebens, daß er sich stark genug gefühlt hat, jeder persönlichen Machtstellung zu entsagen, dagegen aber es verstanden hat, sich selbst unter den Argusaugen, die ihn umgaben, ein Gebiet zu schaffen, das seinen hohen Eigenschaften stets gesteigerte, segensreiche Wirksamkeit eröffnete.

Man wende nicht ein, daß ihm in Zeiten verhältnißmäßiger Ruhe und nationalen Wohlseins in England überhaupt die Gelegenheit gefehlt habe, den dynastischen Trieb walten zu lassen, daß der Wirkungskreis der Krone nunmehr fest und eng umschrieben und selbst für ein großes Talent nicht mehr zu durchbrechen sei. Als ob nicht trotz allen Schranken und Formen dem Listigen und Kraftvollen überall im Leben Schleichwege und Hinterthüren offen stünden, als ob nicht gerade an einem Hofe wie dem

englischen, in einer constitutionellen Monarchie wie dieser, beim rastlosen Drängen der Parteien und der Einzelnen nach der Spitze des Staates die Intrigue einen unermeßlichen Spielraum besäße, als ob der Verkehr mit wirklichen oder gewesenen Ministern und mit den Gesandten auswärtiger Mächte nicht täglich zu verfänglichen Aeußerungen und zu allerhand Wagnissen verlocken könnte! War etwa die Katastrophe, von welcher beinah das ganze Festland im Jahre 1848 betroffen wurde, in der an den meisten Stellen die alte dynastische Weisheit rettungslos zusammenbrach, so ganz ohne Gefahr für England? Angesichts der europäischen Hergänge und einzelner communistisch-revolutionärer Zuckungen in den drei Reichen gestand man sich doch offen, daß der Staat entschieden in Gefahr gerathen wäre, falls noch ein Georg IV. auf dem Thron gesessen hätte. Wäre diesem auch damals schwerlich — so wenig wie 1817 oder 1829 — der Umsturz der liberalen Institutionen gelungen: Ruhe und Sicherheit hätten dennoch in Frage gestanden, wenn nicht schon vorher der stille, unscheinbare Wächter über Fürst und Land sein Amt so weise und thätig verwaltet hätte, daß niemals und in keinem anderen Lande die Eintracht zwischen Krone und Volk vollkommner erschien, wenn die Regierung Victoria's nicht sicher und ohne Schwanken sich ein für alle Mal hoch über den Parteien aufgerichtet und darin gerade ihre unermeßliche Stärke gefunden hätte. Auch England verdankte damals einem Coburger dasselbe, weshalb das kleine Belgien so oft und laut gerühmt worden ist. Und als bald darauf die ersten Bände von Macaulay's großem Werke erschienen, die freudig seinen Oranier introducirten und in den Schlußworten einen Blick auf die wüsten Zustände in Frankreich und Deutschland warfen, da hieß es in gerechtem Stolz über die Grundsätze, welche der große König einst zur Anerkennung gebracht: „auf unserer Insel ist inzwischen der regelmäßige Gang der Regierung auch nicht für einen Tag unterbrochen worden." Prinz Albert wußte so gut wie Macaulay, woher das kam. Auf einem costümirten Hofballe zur Zeit der Ausstellung von 1851, wo Trachten und Persönlichkeiten nachgeahmt wurden, wie sie der berühmte Historiker geschildert, erschien der Prinz im Gewande Wilhelm's III., denn kein erhabeneres Vorbild meinte er sich zum Leitstern wählen zu können.

Etwas später indeß glaubten die wachsamen Leidenschaften ihn einige Male auf unbefugten Wegen zu ertappen. Zuerst, als nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 das Cabinet beschlossen hatte, in keiner Weise zu interveniren, Lord Palmerston aber als Minister des Aeußeren sich herausnahm, die volle Billigung des Schritts, welchen Louis Napoleon gethan, der französischen Regierung ausdrücken zu lassen, und da die Differenz nicht lange verborgen blieb, von seinem Amte hatte zurücktreten

müssen. Da wurden vielfach unwillige Stimmen laut, die sogar mit Namen auf den geheimen, unberechtigten Einfluß hindeuteten, der sich hinter der Königin rege, obwohl die Krone nur von dem ihr verfassungsmäßig zustehenden Rechte, die höchste Controle über ihre Regierung zu üben, den allseitig anerkannten, richtigen Gebrauch gemacht hatte und der englische Gesandte in Paris selber die Erklärung nicht zurückhielt, der Prinz habe sich in keiner Weise in den diplomatischen Verkehr gemischt. Späterhin dann, als im Krimkriege Führung und Verpflegung der tapferen englischen Truppen so viel zu wünschen übrig ließen, daß sie, die vor den Bajonetten der Russen Stand gehalten, durch Seuchen zusammenschwanden, da erregte eine der Gelegenheitsreden des Prinzen, indem sie, was er äußerst selten sich erlaubte, politische Tendenzen anklingen ließ, arges Mißverständniß und viel böses Blut. In kurzen, treffenden Worten hatte er den mächtigen Gegner geschildert, der als Autokrat die Leitung seiner Unternehmungen in der einen, starken Hand hielt und sich zugleich alle Kräfte nutzbar zu machen wußte, welche anderswo unter dem gedeihlichen Schutze der Freiheit und Bildung in's Leben gerufen werden. Aus einem warmen, patriotischen Herzen ertönten dann die Worte: „Das constitutionelle System hat eine schwere Prüfung zu bestehn und kann nur siegreich daraus hervorgehn, wenn das Land der Regierung volles Vertrauen und patriotische, hingebende Selbstverleugnung schenkt." Der Lärm war gleich am nächsten Morgen gewaltig und wurde mit Schmähreden und Ausfällen aller Art vorzüglich von den niedrigen Tagesblättern unterhalten, wie sie am Schenktische von Hand zu Hand wandern. Wenn nicht geradezu der Verräther, so sei doch der Usurpator entlarvt, der sich in öffentlichen Angelegenheiten aufwerfe und sogar bei den vertraulichsten Audienzen, welche die Königin ihren Ministern ertheile, gegenwärtig sei. Selbst in gebildeteren Kreisen wurde die Debatte über des Prinzen discrete Stellung lebhaft aufgenommen und zeigte, wie fest das Mißtrauen saß, daß es auch nach funfzehn Jahren noch nicht in Dunst aufgegangen. Wie damals aber, so war es auch jetzt nur von Unwissenheit und Bosheit getragen, denn als selbst im Oberhause eine Frage über das populäre Gerücht an Lord Aberdeen gerichtet wurde, da lautete die freimüthige Antwort, der Prinz nehme in der That einen hervorragenden Antheil an dem Rathe der Krone, er pflege stets bei den Verhandlungen mit den Ministern zugegen zu sein, er übe einen unbestreitbaren Einfluß, und es werde seine Pflicht sein, in derselben verfassungsmäßigen Bahn zu verharren. Wunderbar, wie plötzlich da mit einem Schlage das laute Gezeter verstummte, wie alle Welt jetzt die Anordnung durchaus schicklich fand, indem auch die Lästerer schamerfüllt sich sagen mußten, daß bei dem häufigen Wechsel zwischen Whig- und



Tory-Ministerien und bei dem Versuche einer Coalitionsregierung die Haltung der Krone stets loyal und erhaben über den Parteien und persönlichen Differenzen unwandelbar dieselbe geblieben, und daß dies vornehmlich das Verdienst des deutschen Prinzen sei. Denn in der That, Minister, welche das Vertrauen des Parlaments besitzen, haben unter Victoria niemals vergeblich das Vertrauen der Krone in Anspruch genommen, während der moralische Einfluß der letzteren, — und der bedeutet denn doch die wahre Macht, — so wie die Ehrfurcht in den Herzen eines treuen Volks von einem Jahr zum anderen zusehends gestiegen sind.

Die echt constitutionelle Gesinnung, welche die Kreuzzeitung und ihre Trabanten als den Standpunkt des „vulgären Liberalismus" zu bezeichnen pflegen, jene aufrichtige Liebe zu freier politischer Entwickelung, mit der den Prinzen das Verständniß der Bedürfnisse und Ansprüche des Jahrhunderts erfüllt hatte, sollte ihm trotzdem bei Lebzeiten niemals durch freudige Anerkennung vergolten werden; die Nation verhielt sich auch fernerhin kühl gegen ihn, so sehr er auch, um jeden Eclat zu vermeiden, ihr im Verborgenen zu dienen fortfuhr, weise, ausdauernd und selbstlos, in den Augen der Welt weder Fürst noch Staatsmann, der Sache nach aber Beides in einer Person wie selten jemand vor ihm. Daß diese Gesinnung lauter wie Gold gewesen, das bezeugt nun auch ein denkwürdiges Actenstück, welches neuerdings auf Befehl der Königin in dem erwähnten Buche mitgetheilt worden ist.

Im Frühling 1850 nämlich war es im Werke, die Stelle eines Generaladjutanten und Generalquartiermeisters nach continentalem Muster in die eines Stabchefs des Oberbefehlshabers der Armee zu verschmelzen. Letzterer, der beinah zweiundachtzigjährige Herzog von Wellington, wurde daher nach Windsor berufen, um den Plan mit dem königlichen Paare zu berathen. Er erklärte sich nur in dem Falle dafür, wenn jetzt bei seinem hohen Alter, das ihm freilich einstweilen noch gestatte, die ganze Arbeit, auch die des Stabs selber zu besorgen, der Prinz, wie er längst gewünscht, zu seinem Nachfolger im Obercommando designirt werde. Alsdann erscheine es passend, daß die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit auf einen Chef des Generalstabs übertragen werde, zu gleicher Zeit aber bliebe das Princip gewahrt, welches der Herzog beständig verfochten, daß die Armee unmittelbar dem Souverän untergeben sei. Man wird heute nicht anders als sich dem einstimmigen öffentlichen Urtheile Englands anschließen können, daß der eiserne Herzog, hochbetagt, in treuer Devotion für die Krone einen guten Ausweg gesucht haben mag, aber ebenso, daß er, anbetreffend die allgemeinen Verhältnisse des gegenwärtigen Großbritanniens, keinen weisen Vorschlag machte. Entweder übersah er völlig die ungeheure Versuchung,

der er dadurch den geborenen deutschen Fürsten aussetzte und unterschätzte die Schwierigkeiten, die dieser, bisher niemals Militär von Fach, haben werde, wenn er sich wirklich in einen durchaus neuen Beruf hineinarbeiten wollte, oder aber er schlug den Sturm des Widerstands zu gering an, den die Absicht, sobald sie verlautete, durch das ganze Land, im Adel und im Heere, nothwendig hervorrufen mußte. Er konnte doch selber wissen, wie scharf auch in den kleinsten Dingen dem Prinzen auf die Finger gepaßt wurde, nachdem dieser einmal versucht hatte, auf einige der zahllosen kleinen Mißbräuche in Bekleidung und Organisation der Truppen in harmlosester Weise aufmerksam zu machen: — immer wieder figurirte der Alberthut auf dem großen Bilde des Punch. Und welches gewaltige Feld, noch ganz andere Gedanken zur Ausführung zu bringen, wäre gar mit dem Oberbefehl über die ruhmreiche britische Armee dem talentvollen Fürsten eröffnet, welche Thatenlust wäre dadurch vielleicht in seiner Seele entfacht worden, welche Verantwortung schon hätte auf seinen Schultern gelastet, als im Jahre 1855 der volle nationale Unwille über die fast verzweifelte Lage der englischen Truppen gegen die gesammte Militärverwaltung losbrach. Die meisten Anderen freilich an seiner Stelle hätten wahrscheinlich dennoch mit beiden Händen zugegriffen, — denn wer will leugnen, daß in den dynastischen Familien die Ueberzeugung fortlebt, ihre Prinzen seien, sobald sie nur das Detail des Dienstes erlernt, geborene Generale und Helden von Geburt. Es war in der That eine nicht minder verführerische Lockung als vor Zeiten das Anbieten der funkelnden Krone an Oliver Cromwell. Daß Prinz Albert gleich diesem sich selbst überwunden, hat ihm mit Recht den allgemeinen Dank seines zweiten Vaterlands und den ungetheilten Beifall der Geschichte erworben. Auch wir dürfen uns wohl aus seiner eigenen Aufzeichnung die Gründe vergegenwärtigen, die ihn zu seinem Entschlusse bewogen haben.

Am Abend des 3. April 1850 saßen im Zimmer der Königin zu Windsor der Held von Waterloo, der stattlich schöne Prinz mit ernstem, klarem Antlitz und die Monarchin beisammen, um unter sechs Augen die Frage nach allen Seiten zu erörtern, — fürwahr, ein Bild, nach dessen Gelegenheit auch der bedeutendste Künstler hätte Verlangen tragen müssen. Prinz Albert hob nicht sowohl seine Besorgniß vor der populären Mißgunst oder die Befürchtung hervor, er werde sich etwa nicht die Fähigkeiten für das ihm zugedachte hohe Amt erwerben können: er betonte vielmehr die allgemeine Pflicht, die er vorzüglich deshalb zu erfüllen habe, weil der Souverän eine Frau sei. Er sei, wozu frühere Herrscher einen besonderen Vertrauensbeamten gehabt, der Privatsecretär der Königin, in allen Gebieten ihres vielseitigen Amtes ihre rechte Hand. Was solle

daraus werden, wenn er sich einem Departement ausschließlich zu widmen hätte? Die Königin, schon wegen der rastlosen Thätigkeit des Gemahls für seine Gesundheit besorgt, pflichtete ihm vollständig bei; und auch der Herzog konnte nicht verhehlen, wie delicat und ersprießlich zugleich in politischer, socialer und moralischer Beziehung die Stellung des Prinz-Gemahls sei, und sprach warme, anerkennende Worte über seine bisherige Wirksamkeit, die auch im Publicum immer mehr gewürdigt werde. Nachdem ihm noch einmal aufgetragen, seine Gründe in einer Denkschrift zusammen zu fassen, nach zwei Tagen Bedenkzeit, die sich der Prinz erbeten, schrieb ihm dieser: „Während eine regierende Königin mannigfach im Nachtheil steht gegen einen König, so besitzt ihre Stellung doch, wenn sie verheirathet ist und ihr Mann seine Pflicht versteht und erfüllt, manche aufwiegende Vortheile und kann, Alles in Allem, stärker befunden werden als die eines männlichen Souveräns. Aber das erfordert, daß der Gemahl seine eigene individuelle Existenz ganz in die seiner Frau aufgehn lasse .... Als das natürliche Haupt ihrer Familie, der Oberaufseher ihres Haushalts, der Verwalter ihrer Privatangelegenheiten, der einzige vertraute Rathgeber in der Politik und der einzige Beistand im Verkehr mit den Staatsbeamten, ist er außerdem der Gemahl der Königin, der Vormund der königlichen Kinder, der Privatsecretär der Herrscherin und ihr beständiger Minister." Aus diesen Gründen lehnte er ab, und die Welt erfährt nicht weiter, was ihn der Kampf gekostet. Die Königin aber leiht nun, nachdem ihr diese unersetzliche Stütze entrissen worden, ihrem Schmerz und ihrem Dank Worte, die sie unstreitig selber dem Herausgeber des Aktenstücks in die Feder dictirt hat. „Es gewährt," so heißt es in den einleitenden Worten, „Ihrer Majestät eine passende Gelegenheit, klar und bündig auszusprechen, was sie seit Jahren auszusprechen sich gesehnt hat. Während des Lebens des Prinzen hat die Königin oft verlangt, die Welt wissen zu lassen von der stets gewärtigen, wachsamen, treuen, unschätzbaren Hülfe, die sie bei Leitung der Staatsgeschäfte vom Prinz-Gemahl empfangen. Ihre Majestät konnte damals kaum länger ertragen, über diesen Gegenstand zu schweigen und nicht zu erklären, wie viel ihre Herrschaft ihm verdanke. Jetzt kann die Königin nicht länger anstehn auszudrücken, was sie so lange gefühlt, und den unersetzlichen Verlust zu verkünden, welcher mit des Prinzen Tod den Staatsdienst, sie selber und ihre Familie betroffen hat."

So viel über die einzige politische Denkschrift des hohen Verewigten, welche bis jetzt der Geschichte als Quelle zur Beurtheilung seiner Handlungsweise dargeboten wird. Welche Schätze seiner geistigen Hinterlassenschaft noch vorhanden sind, vermögen wohl nur sehr wenige Personen zu



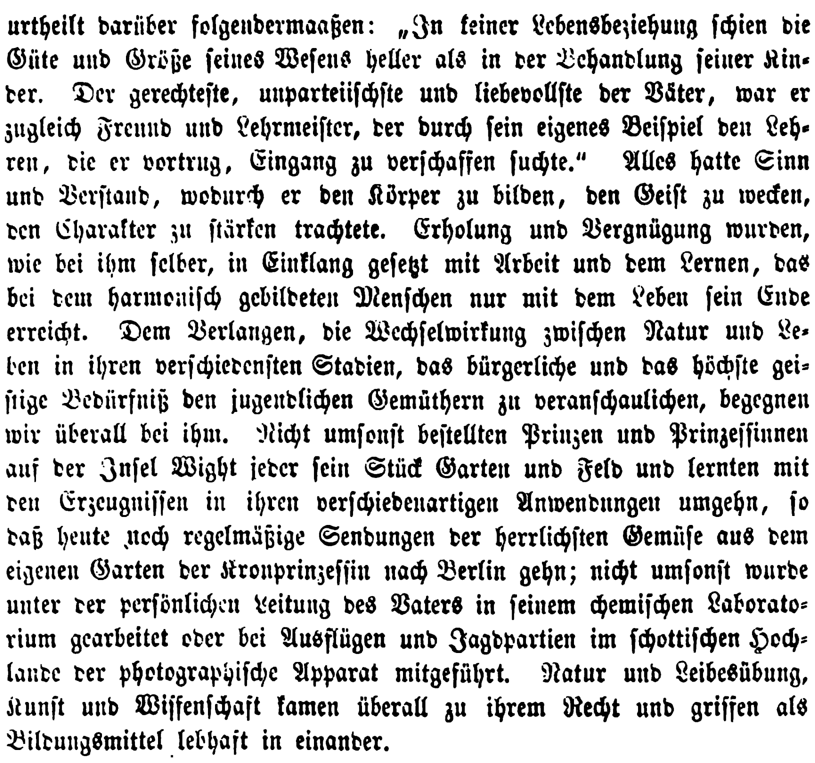
sagen; ob und wann sie einmal reif für die Veröffentlichung erachtet werden dürften, läßt sich bei den intimen Beziehungen des Verfassers in England und im Auslande heute noch nicht bestimmen. Daß sie aber ein Licht geschlossen halten, welches hell auf die Geschichte seiner Zeit, auf den politischen Fortschritt, wie auf die Hindernisse desselben fallen muß, — wer will es bezweifeln, der einmal wahrgenommen oder näher beobachtet hat, mit welchem staatsmännischen Blick Prinz Albert die politische Lage der Welt, die Wandlungen der vornehmsten Reiche und die internationalen Beziehungen derselben durchdrang, wie er die vorübergehenden so gut wie die lange lauernden Fragen zu verstehen suchte und denen, die ihn darum angingen und seines Vertrauens werth waren, die reiche Fülle seines Wissens und seiner klaren Ueberzeugung aufzuschließen liebte? Hatte ihm ernstes Studium dazu verholfen, in das naturwüchsige Gewebe der britischen Verfassung, in das Chaos des gemeinen und Statutarrechts einzudringen, um im praktisch politischen Leben sich selber zu einem seltenen Muster constitutioneller Haltung zu gestalten, so ermüdete sein Eifer auch niemals, die auswärtigen Dinge nach allen Seiten zu erkennen und, hoch über den Parteien stehend, von der Warte jenes Königthums aus, das ihm für die Bedingungen des neunzehnten Jahrhunderts unter rasch vorschreitenden Nationen als das einzig dauerhafte erschien, den Ansprüchen und Rechten, wie sie in jedem einzelnen Falle collidiren, möglichst gerecht zu werden. Man weiß im Allgemeinen, wie patriotisch und stets seiner Zeit voran er immerdar auch der Entwicklung seines deutschen Vaterlands gefolgt ist, wie er als treuer Vertheidiger der Rechte Schleswig-Holsteins galt, als in England verstockt und blind niemand davon wissen wollte, wie er an der verfassungsmäßigen Gestaltung des preußischen Staats, an jeder Aussicht, dem übrigen Deutschland endlich ein Beispiel erstehn zu sehn, dem es folgen könnte, mit innigster Freude gehangen, wie tief auch ihn die Rückschläge getroffen, die der politische Unverstand immer wieder heraufbeschwört. Die Acten über diese seine Thätigkeit sind noch lange nicht spruchreif, aber es giebt viele Fürsten und Staatsleute, alt und jung, die in einem gewissen Zimmer im Buckingham-Palast, umgeben von Depeschen, Denkschriften und den Blättern der Times, begierig dem Urtheil des klugen, einsichtsvollen Prinzen gelauscht haben, das er über so manche brennende Frage, an der dem Einzelnen mitunter Alles lag, „treu und fest," wie sein Wahlspruch lautete, entwickelte. Auch wir müssen uns bescheiden, über diesen so besonders fesselnden Punkt keine weiteren Vermuthungen auszusprechen, berufen uns aber auf den Satz, den ein vertrauter Diener des Prinzen aufgezeichnet: „Deutschland wie England, denen beiden in dem Prinzen ein steter treuer Vermittler beiderseitiger Bedürfnisse und gegen-

seitiger Mißverständnisse entrissen werden, verlieren in ihm vor Allem einen weisen Vertreter jener gerechten Einigungspolitik, in der (nicht ohne sein weises Mitwirken) auch England heute angefangen hat, ein europäisches Bedürfniß zu erkennen." Wer kann sich verhehlen, daß dem Prinzen Albert, nachdem er bei'm Anbruch hoffnungsreicherer Tage mit freudigem Stolze die geliebte Tochter als Kronprinzessin nach Preußen sandte, nachdem er noch in seinem letzten Lebensjahre sorgenerfüllt der schweren Verwicklung entgegen sah, die sich jetzt, wer weiß auf wie lange Zeit und mit welchen ernsten Folgen, über diesen Staat zusammengezogen, bei'm Anblick des frivolen Spiels, das dort gegenwärtig mit der Verfassung getrieben wird, das Herz geblutet haben würde gleich jedem schlichten, redlichen Sohn des Vaterlands. Die Leute, welche heute diejenige Staatsdoctrin, der er mit männlichem Ernst und fürstlicher Treue bis an sein Ende gedient, zu einer hohlen, das System selber unterwühlenden Posse herabzuwürdigen trachten, wissen selbst am besten, daß die Bahn, die sie eingeschlagen, wohl von einem Bonaparte oder Bourbon, aber nicht von Albert von Coburg-Gotha gebilligt werden konnte.

Doch genug von diesem Jammer, dessen bittere Eindrücke sogar bis an den englischen Thron reichen. Wenden wir uns lieber den Kreisen zu, in denen des Prinzen edles Walten, unbehindert durch britische Eifersucht oder deutsche Politik, reichen Segen schaffen konnte. Was ist wohlthuender als ein Blick auf sein Privatleben, das, rein und untadelhaft, um so heller glänzte, als es über jedes andere gestellt war. Das eheliche Glück des königlichen Paars wird noch auf ferne Zeiten hin sprüchwörtlich bleiben; es hat nicht nur nach den früheren traurigen Erfahrungen alle Erwartung weit übertroffen, die man in England hegen durfte, es hat vorzüglich die Liebe eines freien Volks mit starken Banden von Neuem an den heimischen Thron gekettet. Statt einer unsittlichen, zügellosen Generation von Prinzen, wie sie zu Anfang des Jahrhunderts einer skandalsüchtigen Zeit unerschöpfliche Nahrung bot, wuchs, zahlreich und merkwürdig ungetrübt durch Schicksalsschläge, eine junge königliche Familie heran, für jeden Hausstand des Landes ein schönes Vorbild elterlicher Liebe und Eintracht und richtiger Erziehung der Kinder. Als Hausvater konnte der Prinz seine trefflichen Eigenschaften frei und unbehindert entfalten, da sie in der hingebenden, völlig ebenbürtigen Liebe der Gemahlin mit denselben Gefühlen und Grundsätzen zusammentrafen. Hier fühlte sich Alles angehaucht von seinem glücklichen, gleichmäßig fröhlichen Temperament; sein freundlicher Blick, sein herzliches Lachen war eine Erquickung für Alt und Jung. Gemüth, das Erbtheil seiner deutschen Herkunft, das der Engländer nur in dürftiger Umschreibung zu bezeichnen weiß, machte ihn

recht eigentlich zur Seele des Hauses. Seine hohe Bildung, die in edelster Humanität ihre Wurzel hatte, gab den geistigen Ton an, der hell und frei eine Luft durchklang, welche in der Regel durch Abschließung und steife Ceremonie schwül und ungesund auf Alle, die sie athmen müssen, einzuwirken pflegt. Wahre, ungeheuchelte Sittenreinheit, ein geläuterter Geschmack beherrschte den Hof, ohne spröde Strenge zu erzeugen oder Glanz oder Luxus in ihrer maaßvollen Berechtigung zu hemmen. Darf von der religiösen Ueberzeugung des Prinzen ein Wort gesagt werden, so verleugnete derselbe nie seine aufrichtig fromme Denkungsart, die indeß gleich fern war von bigotter Hingebung an die äußere Form der Kirchengemeinschaft wie von pietistischer Selbstgenügsamkeit. Wahrhaft duldsam vielmehr gegen Andersdenkende, bestrebte er sich Zeit seines Lebens die Einheit zu finden, die auch zwischen den Unterschieden vorhanden ist, und der ewigen Wahrheit in dem Glauben nahe zu kommen, daß sie von entgegengesetzten Richtungen aus erreicht werden kann. Einer, der ihm sehr nahe gestanden, durfte unter dem erschütternden Eindrucke des plötzlichen Endes versichern: „daß, so weit ein Mensch durch Reinheit des Gewissens und Reife des Geistes auf seinen Tod vorbereitet sein kann, ihm vor Allen eine solche Vorbereitung schon seit lange nicht gefehlt hat.“

Diese tief innerliche Gemüthsverfassung war nun in seltenem Ebenmaaß mit hervorragend praktischem Sinn gepaart, der ihn recht eigentlich zur Wirksamkeit unter dem praktischsten Volk der Erde befähigte. An starkem Pflichtgefühl, an richtiger Bemessung von Raum und Zeit nahm er es mit einem Wellington auf. Das war zunächst für die complicirte Organisation eines großen Hofs eine unschätzbare Gabe, indem Pünktlichkeit und Ordnung auch die unbedeutendsten Theile und jede individuelle Regung in einer Weise beherrschten, wie sie jedem gut geregelten, noch so einfachen Hauswesen als Grundlage dient. Es war zugleich die gesunde Basis bei Erziehung der Kinder, die als oberstem Hofmeister dem Prinzen unablässig am Herzen lag. Von seinem Geiste, seiner Erkenntniß der materiellen und moralischen Kräfte des Lebens den Kindern mitzutheilen, das einzelne Talent bei Söhnen und Töchtern zu fördern, dem Mangel und Unvermögen nachzuhelfen, den Fähigkeiten ein Gleichmaaß zu bereiten, galt ihm für die heiligste Pflicht seiner hohen Stellung. Ganz besonders wird die Leichtigkeit hervorgehoben, sich zum Liebling der Jugend zu machen, denn wie er selber jeden technischen Punkt, jeden höheren wissenschaftlichen Satz, wenn er ihn einmal erfaßt hatte, Anderen mit wenigen klaren Worten deutlich zu machen verstand, so muß er jugendlichen Gemüthern gegenüber ein geradezu seltenes pädagogisches Geschick besessen haben. Eines seiner Kinder, ohne Frage die Kronprinzessin von Preußen,



urtheilt darüber folgendermaaßen: „In keiner Lebensbeziehung schien die Güte und Größe seines Wesens heller als in der Behandlung seiner Kinder. Der gerechteste, unparteiischste und liebevollste der Väter, war er zugleich Freund und Lehrmeister, der durch sein eigenes Beispiel den Lehren, die er vortrug, Eingang zu verschaffen suchte.“ Alles hatte Sinn und Verstand, wodurch er den Körper zu bilden, den Geist zu wecken, den Charakter zu stärken trachtete. Erholung und Vergnügung wurden, wie bei ihm selber, in Einklang gesetzt mit Arbeit und dem Lernen, das bei dem harmonisch gebildeten Menschen nur mit dem Leben sein Ende erreicht. Dem Verlangen, die Wechselwirkung zwischen Natur und Leben in ihren verschiedensten Stadien, das bürgerliche und das höchste geistige Bedürfniß den jugendlichen Gemüthern zu veranschaulichen, begegnen wir überall bei ihm. Nicht umsonst bestellten Prinzen und Prinzessinnen auf der Insel Wight jeder sein Stück Garten und Feld und lernten mit den Erzeugnissen in ihren verschiedenartigen Anwendungen umgehn, so daß heute noch regelmäßige Sendungen der herrlichsten Gemüse aus dem eigenen Garten der Kronprinzessin nach Berlin gehn; nicht umsonst wurde unter der persönlichen Leitung des Vaters in seinem chemischen Laboratorium gearbeitet oder bei Ausflügen und Jagdpartien im schottischen Hochlande der photographische Apparat mitgeführt. Natur und Leibesübung, Kunst und Wissenschaft kamen überall zu ihrem Recht und griffen als Bildungsmittel lebhaft in einander.

Die sichere Hand des weisen Haushalters gab sich dann ferner in der Verwaltung der königlichen und der eigenen Civilliste des Privatvermögens zu erkennen. Während ehedem weder der Besitz der Domänen, noch ungeheure außerordentliche Einkünfte die hannöversche Dynastie vor der Nothwendigkeit geschützt hatten, immer kolossalere Ansprüche zur Deckung von Schulden an den Staat zu erheben, kam der Hof Victoria's, ohne jemals zu einem so erniedrigenden Auswege greifen zu müssen, nicht nur stets mit seinen Hülfsquellen aus, sondern erübrigte durch echte Oekonomie, die andererseits von ängstlicher Sparsamkeit nichts wußte, noch ein Erkleckliches. Die beiden schönen Privatbesitzungen der Königin und ihres Gemahls, Osborne und Balmoral, die verschiedenen Bauten und Pachthöfe des Letzteren liefern schon das laut sprechende Zeugniß, noch mehr aber die Verwaltung des dem Prinzen von Wales als Domäne gelassenen Herzogthums Cornwall mit den alten Zinngruben, eines Besitzes, der früher durch die Schuld der Eigenthümer so gut wie entwerthet war, jetzt bei der Volljährigkeit des gegenwärtigen Inhabers aber mindestens das Doppelte des Ertrags abwirft. Die Engländer haben alle Ursache, eine so musterhafte Führung des königlichen Hofhalts, von der die Ge-

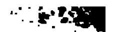


schichte ihres vaterländischen Königthums schwerlich ein ähnliches Beispiel aufweist, dankbar anzuerkennen; die Nachfolger Victoria's aber mögen in ökonomischer Beziehung wohl auf ihrer Hut sein, denn ein Präcedenzfall wie dieser geräth nicht leicht in Vergessenheit.

Von dem verborgenen Staatsdienste und dem heimischen Walten des Prinzen in seiner Familie wird man diejenige öffentliche Thätigkeit unterscheiden dürfen, die ihm neidlos in Regionen gestattet wurde, welche unmittelbar weder mit der Politik noch mit den häuslichen Pflichten zu schaffen hatten. Auf diesem Gebiete liefern nun die vorliegenden Reden sehr erwünschten Stoff und verdienen auch an dieser Stelle schon der schönen Form wegen, in der sie dem Publicum übergeben worden, eine kurze Würdigung. Die Sammlung ist nicht nur bedeutend vollständiger als einige frühere, sie ist nicht nur der königlichen Intention gemäß in würdiger Ausstattung und geschmückt mit einem trefflichen Porträt des Verewigten erschienen, sondern sie bietet in der Einleitung auch einen Abriß seines Charakters. Irren wir uns nicht, so stammt diese sehr lesenswerthe, vom edelsten Mitgefühl und tiefer Trauer durchzogene Arbeit aus der Feder eines Mannes, der sich schon seit einer Reihe von Jahren in seiner Heimath als Geschichtsschreiber des spanischen Amerikas, als beliebter Essayist und Philanthrop einen guten Namen gemacht hat und in den letzten Lebensjahren des Prinzen als Secretär des Geheimen Raths fungirte. In Richtung, Gefühlen und Gedanken ihm nah verwandt, war niemand geeigneter als Arthur Helps, auf den Wunsch der königlichen Wittwe die Ausgabe zu besorgen. Die Reden, 34 an der Zahl, bisweilen nur wenige Worte des Danks auf einen Trinkspruch, gehören den Jahren 1840 bis 1860 an und wurden natürlich von Anfang an in englischer Sprache gehalten bis auf zwei Ausnahmen. Als der Prinz im Jahre 1855 zwei Regimentern der deutschen Legion ihre Fahnen zu überreichen hatte, redet er sie kurz und freundlich in ihrer Muttersprache an und vergißt weder sie auf die Bedeutung des Kampfes aufmerksam zu machen, zu dem sie sich entschlossen haben, noch setzt er auch hier die politische Besonnenheit aus den Augen. Bei'm Empfange der Königin in Cherbourg von Seiten des Kaisers Napoleon im August 1858 hatte er im Namen der Gemahlin die Gesundheit, welche jener ausbrachte, in französischer Sprache zu erwidern. Die englischen Reden, besonders wenn sie ausführlicher bedeutende Gegenstände behandeln, erwecken nun nach Form und Inhalt ein vielseitiges Interesse. Abgesehn von der erhabenen und doch so vielfach beengten Stellung des Redners, zeugen sie auch in dem fremden Idiom, welches er sich indeß rasch und vollständig anzueignen wußte, von angeborenem Geschmack und umfassender wissenschaftlicher

Bildung. Edel und zierlich selbst in der Wahl der Worte und des Satzbaus entsprechen sie dem ganzen Wesen des Mannes, dessen Gedanken sie gerade und treffend wiedergeben. Es will das um so mehr heißen, als sie großentheils der schwierigsten Gattung der englischen Rhetorik, den sogenannten Nachtischreden angehören, die sich nur allzuoft in wohlfeilen Späßen ergehen und eine bunt zusammengesetzte Gesellschaft durch mehr oder weniger glänzende Beleuchtung geläufiger Tagesfragen zu fesseln suchen. Beidem stand natürlich die Würde der Krone, das intime Verhältniß zu derselben gebieterisch im Wege. Für den Prinzen und Ausländer war hier die äußerste Vorsicht erforderlich, damit er besonders in politischen und religiösen Dingen, wenn er überhaupt einmal an ihnen hinzustreifen wagte, nirgends Empfindlichkeit oder Parteileidenschaft berühre. Mit bewundernswürdigem Tact hat er, jenen früher erwähnten Anstoß ausgenommen, diese gefährliche Klippe zu umgehn gewußt und auf dem schmalen Fahrwasser, das ihm vergönnt war, weitergesteuert, vorzüglich doch mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes, von dem er ein so beträchtliches Stück besaß, der mehr als irgend eine andere seiner Eigenschaften ihm das Leben unter den Briten erleichterte und mehr noch als alle Anmuth und Hochherzigkeit seiner Worte das Talent entwickelte, klar und erschöpfend zur Sache zu reden. Endlich erwies er, da es sich selten schickte, Persönlichkeiten zu berühren, die Schärfe seines Verstands gerade auf dem abstracten Gebiete, wo es darauf ankam, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erläutern. Bezeichnend ist die Aeußerung, die er einmal zu seiner Gemahlin gethan: „Mir ist eine lange, eng verbundene Gedankenkette wie eine schöne Tonfolge. Du kannst Dir kaum das Entzücken vorstellen, das ich daran habe." Nur nach der Wahrheit auf dem Wege geduldiger Erforschung wie im anregenden Verkehr mit bedeutenden Geistern auf den verschiedenartigsten Feldern strebte sein Sinn und wußte dann auch für das, was er sich zu eigen gemacht, in der Mittheilung die entsprechende, schöne Form zu finden. Daß er seine Vorträge sorgfältig zu überlegen und auszuarbeiten pflegte, hat er dabei nicht verhehlt, denn, voll Respect vor seinen Zuhörern, wünschte er ihnen überhaupt das Beste zu bieten, dessen er fähig war.

In diesen Reden nun leben seine Gedanken fort, die er auf dem weiten Felde der Cultur, der moralischen und der materiellen Besserung der Menschheit durch seinen ganzen Einfluß in's Werk zu setzen trachtete. Seine umfassende Bildung, ein unerschöpflicher Reichthum von Ideen und der energisch praktische Sinn, der ihm eigen war, erhoben ihn fast, woran es ja in England gebricht, zu einem Minister der Aufklärung; da ist man ihm nicht in den Weg getreten, sondern hat ihm vielmehr lauten Dank



gezollt, sobald sich nur die ersten segensreichen Spuren des großen socialen Fortschritts zeigten, den er anbahnen half. Das geistige Uebergewicht der deutschen Nationalität, unser einziger wahrer Trost bei so vielen Nachtheilen, konnte sich hier gleichsam in ihm verkörpern. Der eigene Bildungsweg hatte dem Prinzen früh den Blick geschärft für Alles, was in der Natur und durch Menschenwerk schön und groß ist. Als Jüngling hatte er fleißig gemalt und gezeichnet und in der Musik eine bedeutende Fertigkeit erlangt. Wenn später vor ernsteren Pflichten die eigene Ausübung der Künste in den Hintergrund trat oder nur der Unterweisung im Kreise der Seinen diente, so wurde darum doch der Genuß, den sie ihm bereiteten, um so höher, die Einwirkung auf ihre Pflege in seiner zweiten Heimath um so tiefer. Nicht aber als gewöhnlicher Kunstmäcen gedachte er seinen fürstlichen Einfluß auszubeuten oder gar den Thron mit hergebrachtem Flitterglanz zu umgeben. Er sah im Gegentheil, daß es den Briten durch nationales Herkommen und durch die Wucht der materiellen Interessen bei ihren kolossalen Mitteln vor Allem an Geschmack gebrach, daß der Sinn für das Schöne höchstens nur einzelne Kreise beseelte und sehr weit davon entfernt war, das Leben im weitesten Bereich mit seinen erhebenden Einwirkungen zu durchdringen. Man hat wohl darüber geklagt, daß er selber bei Förderung der öffentlichen Gemäldegalerien, bei den Privatsammlungen der Königin nicht splendide genug die Anschaffung von Bildern und Kupferstichen, von Statuen und Büsten betrieben habe: allein das Verständniß für alle Zweige der Kunst, für die verschiedenen Motive und Hebel ihrer Pflege, für die pädagogische Herrschaft, welche ihr über die Masse eröffnet werden mußte, stand höher als alles Privatinteresse. Diesen Gesichtspunkt sprach er im Jahre 1850 bei Eröffnung der Nationalgalerie in Edinburgh aus: „Es sind die schönen Künste, welche einen so mächtigen Einfluß auf Sinn und Gefühl einer Nation üben und die so allgemein als der Ausdruck des Grades und Wesens dieser Entwicklung gelten, daß wir gewohnt sind, an den Fragmenten, welche uns von alten Völkern geblieben, unsere Meinung vom Zustande ihrer Civilisation, Sitten, Bräuche und Religion zu bilden.“ Und über die Künstler heißt es bei'm nächsten Jahresfest der königlichen Akademie: „Die Erzeugung aller Werke der Kunst und Poesie erfordert in Vorsatz und Ausführung nicht nur Verständniß, Geschick und Geduld, sondern vorzüglich eine entsprechende Wärme des Gemüths und einen freien Fluß des Einbildungsvermögens. Dies macht sie zu sehr zarten Pflanzen, welche nur in einer Luft gedeihen, die ihnen solche Wärme zuführt, und diese Luft ist die des Wohlwollens, Wohlwollen gegen den Künstler persönlich wie gegen seine Schöpfung. Ein unfreundliches Urtheil zieht wie ein kalter Hauch über

ihre Schößlinge dahin und läßt sie verdorren, indem der Saft in Stocken geräth, welcher vielleicht eine Fülle von Blumen und Früchten hätte treiben können. Dennoch ist die Kritik unerläßlich für die Entwicklung der Kunst, und ein unverständiges Lob über ein geringes Werk wird zur Beleidigung für den höheren Genius." Endlich bei der Eröffnung der vereinigten Kunstausstellung zu Manchester im Frühling 1857 macht er mit gerechtem Stolz darauf aufmerksam, daß die Krone und alle vornehmen und reichen Besitzer des Landes in edlem Wetteifer die besten ihrer Schätze zu einer unvergleichlichen Galerie zusammengebracht haben, damit ein jeder sich daran ergötzen und bilden und die Gegenwart mit den Leistungen der Vergangenheit zusammenhalten könne.

Nicht minder kam die Wissenschaft zu ihrem Recht; mag sie nun unmittelbar dem Geiste oder der Erkenntniß der Natur dienen; auch sie soll, im weitesten Bereiche vom Mittelpunkte aus gegen die Peripherie hin stets vorwärts treibend, in Thätigkeit gesetzt sein. Darum hatte Prinz Albert dasselbe Herz für einen Hallam oder Macaulay wie für einen Owen oder Humboldt. Indem es gelte, die Universalität der Wissenschaft festzuhalten, sagt er einmal schön von letzterem: er habe die einzelnen Bündel der wissenschaftlichen Erkenntniß zusammengefaßt, um ihnen Kraft durch die Einheit zu bewahren. Die Wahl des Prinzen zum Kanzler der Universität Cambridge im Jahre 1847 war noch einmal geeignet, böses Blut zu machen und wird selbst heute noch von einzelnen wohlgesinnten Stimmen als mindestens unbesonnen bezeichnet. Aber sie bedeutete nicht nur eine Huldigung von Seiten der liberalen Partei, sie ermöglichte dem fürstlichen Würdenträger, sich, vorsichtig wie überall, an der zu gebieterischer Nothwendigkeit gewordenen Reform der alten Hochschulen zu betheiligen, damit sie einigermaaßen aus ihren scholastischen Banden gelöst und mit dem modernen öffentlichen Leben wieder in Verkehr gebracht würden. Dem Studium neuerer Geschichte, der allgemeinen Sprachwissenschaft und der einzelnen naturhistorischen Disciplinen werden seit den Arbeiten freier königlichen Commissionen die Thore immer weiter aufgethan; und daß man bei Hofe dem seit Bacon und Newton stets liberaleren Geiste von Cambridge den Vorzug gab, erhellt daraus, daß der Thronfolger, erst dort, nachdem er zuvor in Oxford gewesen, seine Studien abschloß.

Aus allem diesen schon ist es ersichtlich, daß es dem Prinzen vornehmlich darauf ankam, den breiten, oft von den Anfängen der Gesittung kaum berührten Schichten der Bevölkerung Bildungsmittel aller Art zuzuführen. Auf den verschiedensten Gebieten des Lebens suchte er den Engländern eine neue, geradezu philanthropische Schöpfungskraft beizubrin-

gen. Die ersten Worte, mit denen er sich im Juni 1840 schüchtern vor die Oeffentlichkeit wagte, hatten die Negersklaverei betroffen. Wie viel Druck und Elend war aber daheim vorhanden, wie eng hing die Hebung der arbeitenden Klassen mit besserer Cultur des Bodens und einer mehr systematischen Beeinflussung der großartigen Industrie des Landes zusammen! Voll warmer Menschenliebe, hatte der Prinz das große nagende Uebel der Zeit erkannt und trachtete daher die Begüterten und die Dienenden durch sein Beispiel anzuspornen. Es war Nebensache, wenn seine Musterwirthschaften,*) denen er unermüdliche Aufmerksamkeit schenkte, bei den Vieh- und Gemüseausstellungen ihre Preise erzielten: als Hauptzweck erschien ihm, durch Anwendung der Agriculturchemie, des Dampfs und der Entwässerungsröhren es Allen zuvorzuthun, damit immer mehr wüste, unergiebige Gegenden urbar gemacht würden. Nicht minder aber hatte er dabei das physische und moralische Wohl der Arbeiter im Auge. Für die Tagelöhner auf dem Lande errichtete er entsprechende Musterwohnungen, deren Construction vor Allem der Reinlichkeit, Ordnung und sittlichen Zucht dienen sollte. Den Wasch- und Badehäusern der Hauptstadt, den Behausungen der Proletarier in den großen Fabrikstädten schenkte er ähnliche Aufmerksamkeit. Er war darin mit Lord Shaftesbury ganz einverstanden, daß zunächst der Nothdurft des Leibes abgeholfen werden müsse, ehe nachdrücklich an Erziehung gedacht werden könnte. Bei aller Munificenz der Einzelnen und der aufopfernden Thätigkeit bestimmter Gesellschaften sah er doch deutlich, daß den duldenden Klassen nur erfolgreich zu helfen sei, sobald es gelinge, sie selber dauernd an diesen Unternehmungen zu interessiren, sobald sie Schmutz und Unwissenheit als die ärgsten Feinde erkannt haben würden, durch die sie verhindert seien, ihr Leben erträglicher zu machen. Nicht gewöhnliche Mildherzigkeit bewog ihn, den Vorsitz zu übernehmen bei den Instituten zur Versorgung von Dienstboten oder hinterlassenen Kindern armer Geistlichen, bei Eröffnung von Armenschulen oder der Conferenz über Nationalerziehung. Auch folgte er nicht jenem nüchternen utilitarischen Triebe, der sich so häufig in England breit macht und so oft nutzlos verpufft; er war vielmehr stets von den weitesten Anschauungen beseelt und liebte es, in seinen Anreden vorwärts und rückwärts zu blicken und die anscheinend entgegengesetzten Interessen zu einer Einheit zu verknüpfen. Auch der Schifffahrt und dem Seeleben ist seine Vorsorge nützlich geworden, seitdem er im Jahre 1849 den Grundstein zu dem Sicherheitshafen Grimsby gelegt und dann meh-

*) Die neue Publication, welche hierüber Auskunft giebt: „The Prince Consort's Farms. An agricultural memoir. By John Chalmers Morton," lag dem Verfasser bei seinem Aufsatz noch nicht vor.

rere Jahre lang als Master des Trinity-House der alten Corporation vorsaß, welche die Verwaltung der Wasserstraßen der Themsemündung, die Beleuchtung der Küsten, des Lootsenwesens besorgt.

Alle seine Bestrebungen aber, mochten sie nun Besserung und Erziehung des Volks, Förderung der Industrie oder Kunst und Wissenschaft betreffen, gipfelten dann bekanntlich und verschlangen sich gewissermaaßen zu einem nationalen Riesenbau in der großen Weltausstellung vom Jahre 1851, zu der er als Präsident der Society of Arts den Plan entworfen, mit der stets ruhmvoll auch sein Gedächtniß fortleben wird. Seine ruhige Entschlossenheit trug wesentlich dazu bei, gewaltige äußere Schwierigkeiten nicht nur, sondern auch viel bösen Willen zu überwinden, den in manchen stockenglischen Gemüthern der Wettstreit mit dem Auslande, das noch nicht völlig überwundene Dogma der Protection oder beschränktes Confessionstreiben hervorzurufen drohten. Es heißt sogar, der alte Herzog von Wellington, damals doch der Vertraute des Hofs, habe bedenklich den Kopf geschüttelt, bis an seinem Geburtstage die feierliche Eröffnung des Krystallpalastes Statt hatte. Haben wir nöthig, auf den Erfolg zurückzuweisen, der den Engländern in so manchen Stücken über ihre eigenen Leistungen die Augen geöffnet und ihnen als Lehrmeister gedient hat, so daß sie schon zehn Jahre später nach einer zweiten Prüfung der industriellen Kräfte aller Welt begehrten? Wer hat nicht gelesen, wie viel Erfahrung für das ökonomische, gewerbliche und künstlerische Schaffen sie zu verwerthen verstanden, wie allgemein man seitdem den Prinzen als nationalen Wohlthäter gepriesen, so weit es freilich bei seinen Lebzeiten möglich war, ihm Popularität zu gestatten. Nur Ein Zeugniß aus seinem Munde, zugleich charakteristisch als Würdigung einer großen Persönlichkeit und des nationalen Geistes, möchten wir aus den Reden hervorheben, in denen er wiederholt das große Unternehmen gefördert und beleuchtet hat. Im October 1850 wurden die königlichen Commissare vom Lord Mayor von York bewirthet, nachdem einige Monate zuvor ihr berühmtestes Mitglied, Sir Robert Peel, gestorben war. Kein Staatsmann hatte dem Herzen der Königin und ihres Gemahls näher gestanden, die Nation, der gemeine Mann hatte verehrungsvoll zu ihm emporgeblickt, seitdem er das Princip unbehinderter Concurrenz anerkannt und die Schranken der Korneinfuhr gebrochen hatte. Ihm setzte der Prinz jetzt in wenigen Worten ein würdiges Denkmal, indem er sagte: „Die Anlagen Sir Robert Peel's waren in eigenthümlicher Weise die des Staatsmanns, und zwar des englischen Staatsmanns: er war liberal aus Gefühl, aber conservativ aus Grundsatz. Während seine Neigung ihn antrieb, den Fortschritt zu fördern, belehrten ihn sein Scharfsinn und

seine große Erfahrung, wie leicht die ganze Maschine des Staats und der Gesellschaft in Stocken geräth, wie wichtig, aber auch wie schwer es ist, die Entwicklung mit den Grundgesetzen in Einklang zu bringen, gleich dem organischen Wachsthum der Natur. Es war ihm eigenthümlich, daß bei großen wie bei kleinen Dingen ihm alle Schwierigkeiten und Einwürfe zuerst entgegen traten; er pflegte eifrig zu prüfen, zu warten, gegen raschen Entschluß zu warnen. Aber sobald er sich nach einer langen und sorgfältigen Erforschung überzeugt hatte, daß ein Schritt nicht nur der richtige sei, sondern daß er praktisch mit Sicherheit geschehn könne, so wurde es ihm eine Nothwendigkeit und Pflicht ihn zu thun. Alle Vorsicht und scheinbare Furcht waren in Muth und Thatkraft verwandelt, und er war selbst freudig bereit, der Ausführung jedes persönliche Opfer zu bringen. Wenn Peel so großen Einfluß in diesem Lande erlangte, so kam das daher, daß die Nation in seinen Eigenschaften den echten Typus des englischen Charakters erkannte, der wesentlich praktischer Art ist. Voll warmer Anhänglichkeit für seine Institutionen und ehrfurchtsvoll gegen die Erbstücke, die ihm die Betriebsamkeit, Weisheit und Frömmigkeit seiner Vorfahren hinterlassen haben, legt der Engländer wenig Werth auf irgend einen theoretischen Entwurf. Dergleichen lockt seine Aufmerksamkeit nur, nachdem es ihm einige Zeit vorgelegen; es muß gründlich erforscht und besprochen sein, ehe er sich damit einläßt. Sollte es eine leere Theorie sein, so fällt sie schon während der Prüfungszeit zu Boden; sollte sie die Prüfung bestehen, so geschieht es wegen der praktischen Eigenschaften, die ihr innewohnen; doch ihre Annahme wird schließlich allein davon abhängen, ob sie harmonirt mit dem Nationalgefühl, mit der historischen Entwicklung des Landes und der eigenthümlichen Natur seiner Institutionen."

Ein Mann, der so richtig die britische Sinnesart begriffen hatte, der sich ihr und ihrem ersten Repräsentanten so verwandt fühlte, durfte sich wohl an die Spitze des siegreichen Fortschritts der Socialpolitik setzen. Seit 1851 war er daher überall in erster Linie betheiligt, wo große Bildungsanstalten für die neue Lehre errichtet wurden, bei der Schule für alle Zweige der Kunst, des Gewerbfleißes und der Volkserziehung in South-Kensington, wie bei den Vorbereitungen zu einer zweiten Weltausstellung, für welche sein Tod mehr noch als andere Umstände ein harter Schlag sein sollte. Oft genug hat er seine innersten Gedanken über die erhabenen Ziele ausgesprochen, denen die Menschheit entgegenstrebt. Einmal bei Begründung des Centralinstituts in Birmingham im November 1855 erklärt er: „Wir vermögen die Gesetze der Natur, diese göttlichen Gesetze, zu entdecken und zu verstehn, sie zu lesen und uns anzueignen. Das ist

die Aufgabe der Wissenschaft. Während die Wissenschaft diese Gesetze erforscht und lehrt, lehrt die Kunst ihre Anwendung. Keine Bestrebung ist daher zu unbedeutend, als daß sie nicht fähig sein sollte, der Gegenstand der Wissenschaft und der Kunst zugleich zu werden." Hier schlägt er, scheinbar nur ein Schüler Baco's, einen echt deutschen Ton an, der, universal von Natur, unter einer stammverwandten Nation hell durchzuklingen geeignet ist. Noch bei zwei anderen Gelegenheiten durfte er den Gedanken weiter ausführen und alle kleinlichen, widerwilligen Geister belehren, wie weit entfernt sein Streben von jeder Selbstsucht wie von dem gewöhnlichen Nützlichkeitsprincip war. In der schönen, reich ausgeführten Rede, mit welcher er die Versammlung der British Association for the advancement of science im September 1859 zu Aberdeen eröffnete, beleuchtete er Entstehung und Zweck dieser populären Wanderakademie, warf seinen Blick auf die Natur, drang in die Gesetze des Denkens und ihrer Anwendung auf Natur und Leben und schilderte die Wirkung auf alle Bedürfnisse der Gesellschaft. „Die Gesammtheit der Erkenntniß zu ordnen," heißt es da, „ist die erste und vielleicht wichtigste Aufgabe und Pflicht der Wissenschaft. Nur durch ein System, in welchem die unverträglichen Elemente geschieden, diejenigen aber verbunden werden, durch welche wir im Stande sind, den inneren Zusammenhang zu entdecken, den der Allmächtige in sie gelegt, vermögen wir zu ringen mit seiner unbegrenzten Schöpfung und mit den Gesetzen, welche Beides, Geist und Materie, beherrschen." Und endlich, als er im Sommer 1860 dem internationalen Congreß der Statistiker vorsaß, nachdem er die Methode hervorgehoben, aus der größten Zahl der Beobachtungen die Norm zu finden, deutet er wieder auf das universale politische Ziel hin: „Die verschiedenen Nationen sind in ihrem Fortschritt, in ihrer moralischen und materiellen Wohlfahrt von einander abhängig, denn die wesentliche Bedingung ihres gegenseitigen Glücks ist die Erhaltung des Friedens und des Wohlgefallens unter ihnen selber. Mögen sie stets Rivalen bleiben, aber Rivalen in dem edlen Wettlauf nach socialer Besserung, in welchem, obwohl das Loos des Einen ihn zuerst an das Ziel führen mag, doch alle gleichmäßig den Preis erringen, indem alle durch den gesunden Wettstreit ihre Kräfte stählen."

Dem Ganzen also im weitesten Sinne war dies edle Leben gewidmet, das mit rastlosem Fleiß an sich selber, an den Nächsten, an der Gesellschaft, dem Staate und der Menschheit fortarbeitete, bis es durch einen frühen Tod im zwei und vierzigsten Jahre plötzlich abgeschnitten wurde. Höher, edler waren Gestalt und Antlitz des Prinz-Gemahls nie zuvor erschienen. Waren auch anregende Heiterkeit und Liebenswürdig-

keit im Umgang dieselben geblieben, so verriethen doch die Züge immer mehr Ernst und eine Spur von Schwermuth. „Es war die Schwermuth, die aus tiefem Nachsinnen über die Schwierigkeit der menschlichen Dinge, über den Ernst des Lebens entspringt.“ Bei einer trefflichen Gesundheit, sagt die erste Skizze einer Biographie, erwies sich im Kampfe mit stets anwachsender Anstrengung das Herz nicht stark genug, der Puls zu schwach. Hier traf der Tod am 14. December 1861 in der Blüthe des Mannesalters vor der Zeit, in welcher die Leistungen des Menschen zu ihrer vollen Geltung zu gelangen pflegen. Erst mit seinem Ende ist das Mißtrauen völlig verstummt, mit dem sein Weg in England begleitet war, und ist der Kampf entgegengesetzter Meinungen in allseitige, dankbare Bewunderung umgeschlagen, die überall im Wettstreit nach passendem Ausdruck sucht. Der Mann hatte das öffentliche Geständniß verdient, welches sein zweites Vaterland heute reumüthig ablegt:

Virtutem incolumem odimus,
Sublatam ex oculis quaerimus invidi.

Und Deutschland? Hat es nicht eben so viel Ursache den trefflichen Sohn zu betrauern, der gleich tausend anderen bestimmt war, seine Tugenden und seine Thatkraft der Fremde darzubringen in Tagen, wo auch sein Herz immer wieder bekümmert und gereizt werden mußte durch die dunklen Aussichten der Heimath, für die es schlug, wo hier die Eintracht zwischen Regierung und Volk stets von Neuem getrübt und der allgemeine Fortschritt durch alte feindselige Kräfte verkümmert werden sollte. Auch Angesichts des Lebens und Sterbens dieses Fürsten sollte den Deutschen ihr hartes Schicksal zum vollen Bewußtsein kommen, daß die Besten, welche den Grund der nationalen Uebel und die Mittel zu ihrer Heilung erkannt, stets wieder der Nation entzogen werden, während ihre Wirksamkeit daheim von richtiger Stelle aus, wer wagt zu sagen, welche unermeßlichen Segnungen für Heerd und Thron, für Hütten und Paläste, für die ganze Harmonie des privaten und des öffentlichen Lebens hätte erzielen können!

R. Pauli.

Carl von Wulffen-Pietzpuhl.

Ein Cultur- und Charakterbild.

Wer bis zu den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die ausgedehnten Sandflächen des nördlichen Deutschlands, beispielsweise der Mark, der Niederlausitz, Pommerns durchreiste, dem werden die Bilder der damaligen Bodencultur jener Gegenden noch in Erinnerung stehen. Weite Flächen öder Haide, mit Sandschellen unterbrochen; hier und da eine Strecke Kiefernwald, leidlichen Wuchses auf besseren Bodenstellen, Knieholz auf allzuarmem Sande; dann eine Gruppe dürftiger Roggen- und Kartoffelfelder, theilweise wohl vom Flugsande überweht; auf weiten Strecken der Flugsand selbst, in seiner vollen Uebermacht gegen jeden Culturversuch. Manchmal eine Strecke besseren Bodens mit reicherer Vegetation, — im Ganzen aber der Charakter der dürftigen, culturfeindlichen Steppe, in verschiedenen Modificationen der Sterilität.

Aber schon in jener Zeit sann ein tüchtiger Geist auf Mittel und Wege höherer Cultur gerade für diese armen Bodenarten. Schon waren, in unablässiger, immer auf dies eine Ziel gerichteter Forschung, der Natur einige jener Mittel abgelauscht, mit denen sie, wenn nur einigermaaßen unterstützt, den flüchtigen Sand zu befestigen, ihn zur Ruhe und Tragbarkeit zu nöthigen pflegt. Schon waren einige der Pflanzen ermittelt, die gerade diesen Boden zu suchen scheinen. Bald war, in weiterer Ausdehnung gelingender Versuche, an der südlichen Grenze der norddeutschen Sandfläche, in den ersten der beiden Jerichow'schen Kreise, einigen tausend Morgen dieses Bodens eine Vegetation verliehen, wie sie bis dahin nicht für möglich gehalten war. Die Landwirthe der näheren Umgebung, denen die ersten Versuche zu jenen Culturen ein Gegenstand des Spottes gewesen waren, wurden allmählich aufmerksam durch den Erfolg. Bald wurde Pietzpuhl, die Werkstatt jener Bodenculturen, ein Wallfahrtsort für die Wirthe des Sandbodens von nah und fern. Das Gesehene überzeugte und zündete zur Nachfolge. Und so verbreitete sich die Bewirthschaftungsweise des Sandbodens von Pietzpuhl eben so allmählich wie stetig, wie es der Landwirthschaft eigen ist, nach allen Richtungen namentlich des Nordens hin, segenverbreitend, den Wohlstand der Sandgegenden kräftig hebend.

Und wenn nun jetzt, einige dreißig oder vierzig Jahre später, jene Sandstrecken des nördlichen Deutschlands, mit wenigen Ausnahmen ein



anderes Bild bieten, als das damalige, wenn die früher dürren Flächen jetzt begrünt sind mit Weidegräsern, wenn in den späteren Sommermonaten üppige Lupinenfelder weithin leuchten mit den frischen Farben ihrer Blüthe, wenn jetzt die Roggenfelder mit strafferen Halmen und volleren Aehren wogen, wenn das ganze Bild dieser Gegenden ein wesentlich anderes, frischeres, auch dem Auge des nicht landwirthschaftlichen Touristen wohlthuenderes geworden ist, — so sind das zum guten Theil die unmittelbaren oder mittelbaren Wirkungen des in Pietzpuhl gegebenen mächtigen Anstoßes, die verkörperten Gedanken eines geistvollen Mannes: des vor zehn Jahren dahin geschiedenen Besitzers von Pietzpuhl, Carl von Wulffen.

Das Alles wissen die Landwirthe, insbesondere aber die des Sandbodens, und der Name Carl von Wulffen steht bei ihnen in erster Reihe unter den Namen derjenigen, welche den neueren segensvollen Entwickelungen des Landbaues Bahn gebrochen haben.

Aber nicht allein dies. Wer nach Pietzpuhl zu jener Zeit wanderte, als Wulffen noch unter den Lebenden war, der nahm nicht allein den Eindruck eines unvergleichlichen Werkes mit sich fort, sondern auch den einer edlen und großen Persönlichkeit. Auch in dieser Beziehung lebt Wulffen unauslöschlich in der Erinnerung aller der Vielen fort, die sich ihm genaht hatten. Ist es die leidige Art frivoler Menschen, bei der Beurtheilung hervorragender Persönlichkeiten an untergeordneten Zügen ihren Witz zu üben und daran so lange zu modeln, bis ein Zerrbild erscheint: bei dieser Gestalt ging auch der Leichtfertigste still vorüber und suchte sich andere Gegenstände seines Uebermuthes. Keiner konnte ganz der bildenden Gewalt widerstehen, die von ihm, dem seltenen Manne, ausging. Wer aber den Drang zu tüchtigem Lebenswerke in sich trug: an ihm entzündete er sich zum Bewußtsein und zur That. —

Carl von Wulffen ist geboren den 1. December 1785 zu Wuticke bei Kyritz in der Priegnitz. Sein Vater, Carl Christian Christoph von Wulffen, besaß das Allodial-Rittergut Wuticke; seine Mutter, geborne von Nimschefsky, verlor er sehr frühzeitig.

Von Wulffen's Kindheit ist nur bekannt, daß er, nach der Sitte damaliger Zeit, den mangelhaften und planlosen Unterricht einer Bonne genoß, dessen fast ausschließlicher Zweck die Mittheilung möglichster Fertigkeit im Gebrauch der französischen Sprache war. Nur einige kleine Züge sind uns von dem Dichter Fouqué, der, damals Lieutenant im Cürassier-Regiment Quitzow, mit Wulffen's Vater viel verkehrte, aufbewahrt; —

sie weisen deutlich auf den Keim jener kaltblütigen Unerschrockenheit und unbeugsamen Willensstärke hin, die später den Mann charakterisirte.

Aus dem Unterricht der Bonne wurde der Knabe in Pension gegeben zu einem Prediger in Blumberg bei Berlin, woselbst er wissenschaftlichen Unterricht bis zu dem Grade erhielt, der nöthig war, um im Jahre 1800 als Junker in das Regiment „König" zu Potsdam eintreten zu können. Obgleich Wulffen den Stand seiner Bildung in jener Zeit selbst in einem kläglichen Lichte darstellte, so muß er sich doch schon damals an Geist und Gemüth ausgezeichnet haben, denn drei der vorzüglichsten Männer, welche in höheren Graden mit ihm in jenem Regimente dienten, nahmen von daher den entschiedensten Antheil an ihm. Diese Männer waren die späteren Generale von Jagow, Pfuhl, mit welchem er sich besonders gern im Schachspiel maß, und Leopold von Lützow, in welchem Wulffen das Ideal edler Männlichkeit erkannte. Demohngeachtet forderten seine jungen Jahre und die feurige Lebendigkeit seines Wesens ihr Recht und es trat eine Zeit ein, wo Junker Wulffen in dem tollen Treiben seiner damaligen gesellschaftlichen Kreise, unter Anderem namentlich im Hazardspiel wo möglich mehr leistete, als seine Genossen, ja wo er in diesem Strudel untergehen zu wollen schien. Allein öfter wohl wiederholt sich in der Entwickelung bedeutender Menschen die Erscheinung, daß gerade an der bedenklichsten Stelle eines verfehlten Weges eine innere Vision blitzähnlich das eigentliche Lebensziel vor die Seele führt, worauf denn alle Lebenskräfte um so energischer sich der erkannten Mission hingeben. Ein an sich unbedeutend erscheinender Vorfall, der ihm aber eine Beschämung über eine Lücke seines Wissens zuzog, die ihn bei seinem strengen Ehrgefühl tief ergriff, veranlaßte Wulffen zu dem Entschluß, von Stund' an mit voller Ausschließlichkeit nur seinem Dienste, dem Umgang mit einigen bedeutenden Menschen und ernsten Studien zu leben. Unter diesen letzteren war es in erster Linie die Mathematik, die er mit Vorliebe ergriff und in der er es, obwohl ihm seine Vorbildung kaum über die Kenntniß der vier Species hinaus verholfen hatte, durch energische Anstrengung bald zu jenen ungewöhnlichen Kenntnissen brachte, die sich z. B. in seinen spätern scharfsinnigen Arbeiten über die Statik des Landbaues angewandt finden.

Kurze Zeit nach seinem Eintreten als Junker, in demselben Regiment zum Lieutenant befördert, nahm er Theil an den sich nun entwickelnden Kämpfen der preußischen Armee.

Nach dem Unglücke des Jahres 1806 begab sich Wulffen, mit längerem Urlaub versehen, nach dem im ersten Jerichow'schen Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg belegenen Gute Grabow, in dessen Besitz, wie

in den des nahe bei Grabow belegenen Gutes Pietzpuhl, sein Vater nach dem Aussterben der von Wulffen'schen Hauptlinie auf Grabow und Pietzpuhl gelangt war.

Hier war es, wo Wulffen, so durch Familienverhältnisse wie durch aufkeimende Neigung dazu veranlaßt, die Landwirthschaft ergriff, indem er sich zum Erlernen der Technik derselben dem Pächter seines Vaters, dem Amtmann B. zu Grabow, als Eleve übergab und zwar, um das, was er sein wollte, ganz zu sein, mit der bestimmten Forderung, daß B. das ganze Verhältniß des Lehrers zum Lehrling von jeder Ausnahmestellung frei zu halten und strenges Regiment zu führen habe, wogegen er unbedingt gehorchen werde. Bis zur letzten Stunde seiner Dauer wurde dieser Vertrag getreulich von beiden Contrahenten durchgeführt. Man denke sich den jungen Eleven, wie er eines Tages rathlos bei einem unter seiner Führerschaft umgeworfenen Wagen stehend, einen Sturm sehr heftiger Zurechtweisungen von seinem hinzugekommenen Lehrherrn, einem energischen aufbrausenden Manne, mit vertragsmäßigem Gehorsam besteht und ihnen nur die stillen Versuche entgegensetzt, den Wagen wieder auf die Räder zu bringen. Es will nicht gelingen, der Amtmann aber betheuert im höchsten Affect, daß aus ihm nun und niemals ein rechter Landwirth werden könne. Die gleiche Versicherung sprach der ehrliche Praktiker mit wohl um so befestigterer Ueberzeugung aus, als er seinen Zögling einmal bei der Beaufsichtigung der Tagelöhner während der Feldarbeit in einem Buche lesend ertappte, ihm dies wegnahm und in demselben nicht etwa Adam Riese's Rechenknecht oder Schnee's angehenden Pachter, sondern Rousseau's Emile fand. Es widerstrebte dem handfesten Meister, nach derartigen Vorgängen anzunehmen, daß in dem Kopfe eines solchen Schülers etwas Anderes als Allotria Platz haben könnten. — Und doch entwickelten sich in Wulffen's Geiste schon damals jene scharfsinnigen Ideen zur Hebung der durch die Kriegsdrangsale ganz herunter gekommenen Wulffen'schen Familiengüter, welche sich später zu einem so genialen wie glücklich durchgeführten Werke gestalten sollten.

Inzwischen begann der Ruf des von Friedrich Wilhelm III. nach Preußen berufenen Albrecht Thaer's, des Reformators der deutschen Landwirthschaft, und seiner Akademie Möglin mehr und mehr zu leuchten und strebsame junge Männer um den geistvollen Lehrer zu versammeln. Schon waren unter Anderen Einhoff, Koppe, Mentzel, von Thümen, von Eckardtstein, der Herzog von Holstein-Beck, von Itzenplitz, dort vereinigt. Zu diesen gesellte sich auch Wulffen, und was ihm bei einem mehrjährigen Aufenthalte auf der Akademie zu Möglin Thaer geworden war, das pflegte er später, unter dem Ausdrucke inniger Verehrung für den Lehrer, mit

Vorliebe hervorzuheben. Aber auch dieser entdeckte bald in seinem Schüler den ungewöhnlichen Geist. Bereits im Jahre 1810 gab Thaer zu einer in den Mögliner Annalen des Ackerbaues Bd. II. S. 611 veröffentlichten Abhandlung Wulffen's: „Ueber das Verhältniß der Fütterung zu der Größe des Viehes“ an jener Stelle das Urtheil ab: „Was dürfen wir nicht erwarten, wenn mehrere junge Männer mit gleichem Scharfsinn und emporstrebenden Eifer, wie der Verfasser, ihre Kenntnisse und Talente der Wissenschaft und Praxis der Landwirthschaft ausschließlich widmen!“

Im Jahre 1810, nachdem Wulffen den von ihm erbetenen Abschied aus dem königlichen Dienste mit Ertheilung des Charakters als Premier-Lieutenant erhalten hatte, unternahm er zu seiner weiteren Ausbildung eine landwirthschaftliche Reise nach dem südlichen Deutschland, der Schweiz, Frankreich und den Niederlanden, auf welche er nahehin ein Jahr verwandte. In einer, vorher an den König gerichteten Eingabe, mittelst welcher er um die Genehmigung zu dieser Reise und um die hierzu erforderlichen Pässe nachsuchte, sagt er unter Anderem: „Wie er bei Ergreifung des Berufes der Landwirthschaft vor Allem durch die Neigung geleitet sei, dem Staate zu nützen, so habe sich, nachdem er eine Zeit in Möglin zugebracht und dort unter so trefflicher Leitung seine ganze Aufmerksamkeit den Fortschritten der Wissenschaft gewidmet habe, diese Neigung jetzt zur Leidenschaft erhoben. Auch die Reise, zu der er sich jetzt vorbereite, solle diesem Zwecke dienen: sie solle seinen Gesichtskreis für den Beruf erweitern, damit er später seinen Pflichten gegen das Vaterland desto besser zu genügen vermöge.“

Mit aller Treue bethätigte Wulffen diese Auffassung des Zweckes seiner Reise. Sein über dieselbe geführtes Tagebuch — ein Theil desselben ist in Form von Reiseberichten an Thaer in dessen Mögliner Annalen veröffentlicht — beweist, mit welcher Schärfe und Gründlichkeit er, langsam in der Weiterreise vorrückend und an landwirthschaftlich interessanten Punkten wochenlang verweilend, den landwirthschaftlichen Betrieb der Länder und Gegenden, welche sein Fuß berührte, untersuchte und wie er sicher das herausfand und eindringlich hervorhob, was dem vaterländischen Landbau nützlich werden zu können versprach.

Den ersten längeren Aufenthalt nahm er zu Hofwyl, jener denkwürdigen Schöpfung Emanuel von Fellenberg's, des Zeit- und Strebegenossen Pestalozzi's, die, eine Vereinigung von Unterrichts- und Bildungsanstalten für alle Gesellschaftsklassen, von verarmten Waisen bis zu den Söhnen fürstlicher Familien, durch mehrere Jahrzehente hindurch nicht allein ein Reiseziel für Fürsten, Staatsmänner, Philanthropen, Schulmänner aller Nationen wurde, sondern auch die Landwirthe von nah und fern



anzog, um die damals Aufsehn erregenden landwirthschaftlichen Unternehmungen Fellenberg's kennen zu lernen. Wie Emanuel von Fellenberg, dieser Mann eminentester Thatkraft, mit der Errichtung seiner landwirthschaftlichen Lehranstalten der zu Möglin durch Albrecht Thaer gegründeten Landbau-Akademie vorausgegangen war, und wie überhaupt der Landbau die Grundlage seines in sich geschlossenen pädagogischen Staats bildete, so mußte es für den Jünger Thaer's von hohem Interesse sein, in Hofwyl den Vergleich mit Möglin zu führen. „Fellenberg," so schließt er seine hiesigen Tagebuch-Aufzeichnungen, „will die Menschheit verbessern. Die Landwirthschaft ist ihm ein Mittel für diesen Zweck. Thaer will durch die Fortbildung der Landwirthschaft bisher unbenutzte Kräfte des Staats entwickeln; die Fülle der Nahrung soll die Bevölkerung vermehren und bereichern, und dies die Kraft der Nation erzeugen. Ihm ist die Landwirthschaft Zweck, er ist der wohlthätigen Folgen ihrer Verbesserung für die Menschheit sicher, aber die Beschäftigung mit diesen Folgen liegt außer seinem Wirkungskreise." —

Die Weiterreise führt nun durch die französische Schweiz, wo er bei zwei Landwirthen von ausgezeichnetem Rufe, den Herren Pictet und Baron Crud (letzterer der verdienstvolle Ueberſetzer Thaer's für die französischen Landwirthe) einen längeren Aufenthalt nahm —, nach Grenoble.

Und hier war es, wo eine für die Cultur des deutschen Sandbodens bedeutungsvolle Fügung die Schritte des Reisenden aus der fruchtbaren Umgebung der Stadt in westlicher Richtung, den Lauf der Isère entlang, auf die sterilen Höhen von Marcellin führte. Doch der Reisende mag an dieser Stelle selbst sprechen in der betreffenden, von Marcellin den 25. September 1810 datirten Stelle seines Tagebuchs:

„Um sieben Uhr verließen wir Grenoble und befanden uns noch lange in dem Thal der Isère, welches, bei gleicher Fruchtbarkeit, denselben Charakter behielt. Nur die Fähigkeit zu doppelten Ernten wurde je mehr nach der Höhe zu seltener und seltener, und der Maisbau hörte ganz auf; nur hier und da erschien noch der Klee. Es eröffnete sich eine vortreffliche Aussicht über das Thal, als der Weg sich zur Höhe hinauf schwang. Selbst hier auf der Höhe noch findet man den Wein von Baum zu Baum gezogen. Aber der Boden fängt an, merklich schlechter zu werden, bis er endlich zum armen Sande übergeht. Aber sieh! ein neuer Geist belebt den Ackerbau, und dem hülflosen Boden bieten sich ungeahnte Hülfsmittel. Es war ungefähr 1½ Stunde von Marcellin, als ich auf einer Fläche armen Landes den üppigen Bestand einer Pflanze sah, die sich bei näherer Untersuchung als die weiße Lupine erwies. Bald sahen wir weite Flächen damit bedeckt. Wir beeilten uns,

einen Bauer, der eben damit beschäftigt war, die Lupine seines Feldes auszuziehen und in Reihen zu legen, um die Einzelnheiten der Cultur dieser Pflanze zu fragen. Er erzählte, daß man in dieser Gegend die Lupine meist einige Wochen vor Johanni säe und sie als Vorfrucht von Roggen und zur Bereicherung des Bodens für diese Frucht baue, indem man sie für diesen Zweck zur Gründüngung unterpflüge. Es werde letztere so wirksam wie eine Mistdüngung gehalten. In das so zubereitete Feld werde zu Ende September oder Anfangs October der Roggen eingesäet, dem dann als zweite Ernte Buchweizen folge. Diesem folgten wieder Lupinen und mit diesem Turnus fahre man fort. Wenn nur alle sechs bis acht Jahre eine Mistdüngung erfolge, so habe man immer schöne Ernten. — Während wir im Gespräch begriffen waren, erschien ein sonderbarer, von zwei Kühen gezogener Pflug, der mir als zum Unterpflügen der Lupine bestimmt bezeichnet wurde. Er hatte kein Vordergestell. Vorn an der Spitze des Baumes war eine einfache eiserne Klammer befestigt, welche mit dem hölzernen Joch der Kühe durch einen starken Strick verbunden war. Der kurze Pflugbaum etwas gebogen, das Streichbrett gerade, zum Umsetzen, das Schaar pfeilförmig. Mit diesem Pfluge, der wohl seinen Ursprung den vielen Weinhecken und Obstbäumen verdankte, womit hier alle Felder bedeckt sind, indem er schnelle Wendungen und ein dichtes Anpflügen erlaubt, wurden nun ziemlich tiefe Furchen gezogen; in diese legten Kinder die Lupinen der Länge nach und der folgende Gang des Pfluges bedeckte sie."

Der Reisende, die große Bedeutung dieser Cultur für die heimische Landwirthschaft sofort erkennend, verfolgt nun lebhaft ihre weiteren Spuren. Er findet, daß der Anbau der Lupine, wie sie von nun an überall als treue Begleiterin des Sandbodens auftritt, nach Chabeuil zu immer mehr zunimmt, wenn auch verschieden gehandhabt. Bei Chabeuil dient sie als Gründüngung zu Weizen, dem dann als zweite Ernte in demselben Jahre Buchweizen folgt. Hierauf Klee, wiederum Weizen und Buchweizen, Brache mit Lupinen, und so fort. Buchweizen und Lupinen bedecken große Flächen. Dies bis nach Crest und Montélimart. Ueberall sieht der Reisende, daß, „wo der Boden zu arm ist, um Futterkräuter zu ernähren, die Lupine die letzte Zuflucht des Landmannes ist." Erst in der Gegend von St. Esprit an der Rhone verliert der Reisende die Spur des Anbaues der Lupine und erfährt, daß die Ausdehnung desselben überhaupt sich auf das Dreieck zwischen Lyon, Grenoble und Montélimart beschränkt. — —

Es wird hier Pflicht, die nähere Bekanntschaft des nicht landwirthschaftlichen Lesers mit dieser wohlthätigen, übrigens in einigen Ar-



ten auch als Ziergewächs in unseren Gärten gezogenen Pflanze zu vermitteln. Die Lupine (Wolfsbohne) gehört nach dem natürlichen Systeme zu den Leguminosen, derselben Pflanzenfamilie, zu der von den landwirthschaftlichen Culturgewächsen auch die Kleearten, Luzerne, Esparsette, die Erbsen, Bohnen gehören. Mit diesen Pflanzen theilt sie den Reichthum an stickstoffreichen Verbindungen, nicht aber ihren Anspruch an den Boden. Denn während jene zu ihrem vollen Gedeihen mehr oder minder das verlangen, was man auch im gewöhnlichen Sprachgebrauch besseren Boden nennt und den sterilen Sand ausschließen, begnügt sich die Lupine nicht allein mit letzterem, sondern gedeiht oft auf ihm, wenn nur einige Pflege hinzutritt, am freudigsten. Wer im Sommer die norddeutschen Sandebenen durchreist, beispielsweise in der Linie von Wittenberg nach Berlin, sieht sie auf ausgedehnten Flächen angebaut und wird sie namentlich im späten Sommer, wo sie, wenn sonst in ihrem Wachsthum begünstigt, einen dichten, hohen Bestand bildet, und vor Allem während ihrer prächtigen Blüthe, nicht verkennen. Die Lupine wird jetzt bei uns in drei Arten: die weiß-, blau- und gelbblühende (letztere vorherrschend) als Feldfrucht angebaut. Alle drei sind einjährige Gewächse. Die Spuren des Anbaues der Lupine als Feldfrucht führen vorzugsweise auf Italien zurück. Von dort berichten M. Porcius Cato, Censorius, Columella, Virgil, Plinius über ihren Anbau, und daß sie zumeist zur Gründüngung verwendet worden sei. Ihre Eigenschaft, nicht allein mit dem dürftigsten Boden vorlieb zu nehmen, sondern diesen zu bereichern (sei es, — um neuere Beobachtungen anzudeuten, — durch ihre Fähigkeit, den Stickstoff der Luft als ungebundenes Gas durch ihre Blattorgane in sich aufzunehmen oder durch Lösung der Bodenbestandtheile mittelst ihrer sehr tiefgehenden Wurzeln), wird schon von den genannten Schriftstellern hervorgehoben. Ob der Anbau der Lupine mit den römischen Legionen nach jenem Theil des südlichen Frankreichs vorgedrungen war, wo wir unsern Reisenden verlassen haben? Jedenfalls scheint die Lupinencultur viele Jahrhunderte hindurch auch in Frankreich auf jene Gegend beschränkt gewesen zu sein, wo sie durch Wulffen ein Fund von so hoher Bedeutung für den deutschen Landbau wurde. Innerhalb des letzteren war bis dahin die Lupine als Feldfrucht unbekannt. Täuscht dagegen eine jetzt aufgetauchte Nachricht nicht, so hat sie Friedrich der Große einmal in's Auge gefaßt. Es findet sich nämlich in Schulemann's „Darstellung der Hoplomelioration" Berlin, 1861 S. 37, die Mittheilung, daß Friedrich in einer aus Graudenz datirten Cabinets-Ordre vom 7. Juni 1784 für die Cultivirung leichter Sandländereien den Anbau von „Lupins" empfohlen habe, die „ausgesäet und hiernächst mit sammt dem Kraute untergepflügt

werden." Man weiß, wie energisch der König seinerzeit die Einführung des Kartoffelbaues betrieb und durchsetzte. Von einem Erfolge seiner Empfehlung des Lupinenbaues dagegen findet sich keine Spur; sie fiel, wenn sie wirklich erfolgt war, der Vergessenheit anheim, und die Eroberung der Sandflächen seines Landes durch die segensreiche Pflanze sollte sich erst vierzig Jahre später auf anderm Wege, und zwar durch die Vermittelung unseres Reisenden, vollziehen.

Zu diesem kehren wir zurück. Er findet bei seiner weiteren Wanderung in derselben Region des armen Sandbodens, und zwar nahe Montélimart, eine zweite Cultur, deren Bedeutung für den verwandten Boden der Heimath er mit gleich raschem Blick auffaßt. Es ist die des Helianthus tuberosus (Erdapfel, Tobinambur), — einer aus Brasilien stammenden, dem Geschlecht Helianthus L. (Sonnenblume) angehörenden Pflanze, deren Wurzeln zahlreiche Knollen tragen, welche, der Kartoffel ähnlich, auch wie diese, wenn auch vorzugsweise zur Fütterung des Viehes, verbraucht werden. Wulffen findet sie dort nicht allein den Knollen, sondern auch den Stengeln nach benutzt und in großen Flächen angebaut, während man sie bis dahin im nördlichen Deutschland zumeist nur als Gartenpflanze und mit einseitiger Benutzung der Knollen kannte.

Es fallen diese Beobachtungen, zu denen sich endlich die für die Heimath nicht minder folgenreiche über den dortigen Anbau der Luzerne auf armem Sande gesellte, in den letzten Zeitraum der Reise. Ist es doch, als habe den Reisenden das bestimmte Gefühl überkommen, das eigentliche Ziel der Wanderung sei mit dem Auffinden dieser wichtigen Bodenculturen erreicht. Der nachfolgende Rest des Tagebuchs enthält überall Spuren, wie lebendig seine Gedanken sich damit beschäftigen, das Gefundene für den vaterländischen Landbau nutzbar zu machen. Er kehrt nun über Nimes und Lyon nach Deutschland zurück. Wie er die weite Reise seit ihrem Beginn meist zu Fuß zurückgelegt hat, so überschreitet er auch auf diese Weise zu Anfang des Winters 1810 wieder die Grenzen seiner Heimath, geistig beladen mit Ideen reformirender Bodencultur, wie sie mehr und mehr Gestalt gewinnen und zur That und Ausführung drängen: der Tornister auf seinen Schultern beschwert mit mannichfachen Hülfsmitteln für solche Ausführung, mit Aufzeichnungen, Plänen, Modellen, Pflanzen, Sämereien. Unter letzteren eine Quantität Samenkörner der Lupine: — eine kleine unscheinbare Armee, doch bestimmt, weite Flächen des vaterländischen Bodens segensreich zu erobern.

In der Heimath indeß ist er nur eben nach längeren Vorarbeiten der Ausführung seiner Pläne näher getreten, — da erfolgt im Frühling 1813 in unerträglich gewordener Noth des Vaterlandes der Aufruf des Königs



an sein Volk zur Abwehr der Bedrücker. Wulffen erkennt in diesem Rufe die über allen anderen stehende Pflicht gegen das Vaterland. Er tritt als Hauptmann in die Landwehr und organisirt die Landwehr-Compagnie des Ziesar'schen Kreises im fünften kurmärkischen Landwehr-Regiment. Seiner Natur gemäß giebt er sich ganz seiner heiligen Aufgabe hin. „Wie kann ich es" — erzählt ein damaliger Officier der Wulffen'schen Compagnie — „genug beschreiben, was der Mann innerhalb dieser Aufgabe war; wie sein im Sturm jener großen Zeit hell auflodernbes Jugendfeuer die empfänglichen Gemüther in seinem Kreise mit immer neuen Flammenspitzen entzündete, wie überall der Hauptzug seines Lebens hervortrat: der hohe Ernst der unbedingten Hingabe an die Pflicht, wie der hinreißendste geistige Schwung vereint war mit der größten Zähigkeit der Ausdauer und mit der seltenen Gabe, das lebendige Bild der ausgeführten That zugleich mit den Bedingungen der Ausführung vorauszuerkennen, wie er in voller Hingabe des Lebens an die That, mit seiner genialen, durch mathematische Berechnung gesteigerten Sicherheit jedes Ding, ja auch den Zufall, der hindernd auftreten will, zwang, Mittel zum Zweck zu werden!"

Wulffen's Compagnie schlug die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz mit. Er selbst wurde am Tage der Schlacht bei Dennewitz, am 5. September, bei dem waghalsigen Angriff Tauenzien's auf die fast zehnfach überlegene Colonne des Marschalls Ney, eben als er an der Stelle des gefallenen Bataillons-Commandeurs dessen Commando übernommen hatte, auf mehrere Tage dienstunfähig durch eine feindliche Kugel, die, auf die Brust eindringend, durch eine mit Papier gefüllte Brieftasche in ihrer vollen Wirkung abgeschwächt wurde, doch aber so viel Unheil anrichtete, daß Wulffen Brustbeschwerden als lebenslängliche Folge zu tragen hatte. Hierauf die bekannten Kreuz- und Querzüge seines Armee-Corps erst die Elbe hinauf bis gegen Meißen hin, dann wieder hinab bis Dessau, dann der berühmte Marsch nach Potsdam, wo dieser Theil der Landwehr zu ihrem Schmerze die Leipziger Schlacht verpassen mußte, und endlich die Belagerung der Festung Wittenberg.

Während der langen Dauer dieser Belagerung waren es vor Allem die Nacht um Nacht eintretenden Wachen, in denen sich Wulffen gegen einen der ihm widerwärtigsten Feinde, das Gefühl der Erschöpfung, dadurch zu sichern wußte, daß er die Ideen zu seinem ersten größern schriftstellerischen Werke, den „Versuch einer Theorie über das Verhältniß der Ernten zu dem Vermögen und der Kraft des Bodens" ordnete, ja das Werk selbst begann.

Während des nun folgenden Krieges in Frankreich hatte die Com-

pagnie Wulffen's keine Gelegenheit zu Waffenthaten bis dahin, wo sie sich an der Einnahme von Rheims, den 12. März 1814, betheiligte, worauf der Ueberfall des preußischen Lagers durch Napoleon am 13. März und dessen Wiedereinnahme von Rheims folgte. Wulffen gerieth hierbei in französische Gefangenschaft, — nicht aber ohne Napoleon einen Streich gespielt zu haben. Die Geschichte ist charakteristisch für die kaltblütige Geistesgegenwart des Mannes. Wulffen nämlich wurde während der Vertheidigung einer schwierigen Position durch den Einmarsch Napoleon's in Rheims mit einem Häuflein seiner Compagnie vom Heere Blücher's abgeschnitten. Für das Gelingen seiner Versuche, wieder zum Heere zu gelangen, kam es darauf an, bis zur nächstfolgenden Nacht versteckt zu bleiben. Hierzu hatte er ein Gebüsch in der Nähe der Vesle ausersehen, welches — selbst sumpfig — von Morästen umgeben war. Da brachten sie die schauerliche Nacht zu, und bis gegen Mittag des folgenden Tages dachte kein Franzose daran, daß hier noch Preußen zu suchen wären, so daß die Hoffnung stieg. Da mußte ein im Gefecht reiterlos gewordenes Pferd durch das grün gebliebene Gras der Sümpfe und durch das Pferd ein Bauer in solche Nähe des Verstecks gelockt werden, daß die Entdeckung nicht zu vermeiden war. Der Bauer machte gleich Lärm, und so kam denn bald ein bewaffnetes zahlreiches Detachement, um den gefährlichen Feind aufzuheben. Augenzeugen machen nun eine ergötzliche Beschreibung davon, wie Wulffen es verstand, den Feind über seine Stärke und seine ganze Lage vollständig zu täuschen, und wie er alle seine Künste französischer Suade so zu verwerthen wußte, daß ihm mit seinen Leuten Bedingungen der Capitulation zugestanden wurden, die unerhört waren, und welche aufrecht zu erhalten auch nachher ein Mann wie Wulffen erforderte wurde. Er ließ die Herren schließlich in allem Ernst fürchten, daß er und die Seinigen in einem schrecklichen Blutbade die letzten Blutstropfen aufopfern würden, wenn man die gestellte Bedingung ungewährt lasse: nicht anders als vor dem Hauptquartier Napoleon's die Waffen zu strecken. Als er nun mit einer Hand voll Menschen, deren Uniformen vor Koth nicht zu erkennen waren, hervorkroch, wurde man zornig, wollte zurückhandeln und das Häuflein entwaffnen, — aber Wulffen berief sich auf seine Capitulation und nahm eine drohende Stellung an. Bei der Annäherung an das Hauptquartier sah der Kaiser, dem man nach Abschluß der Capitulation voreilig die Gefangennehmung einer ansehnlichen Anzahl preußischer Truppen gemeldet hatte, mit seinem Marschall Berthier aus dem Fenster, und schickte, frappirt über das Aussehen des sich jetzt vor dem Hause aufstellenden Trupps, einen Ordonanzofficier zur Erkundigung. Als Napoleon von diesem die Meldung des Vorganges vernahm, fuhr er



zornig zurück und rief: C'est souiller la couronne! — Wulffen aber commandirte kaltblütig, wie auf dem Exercierplatze, vor dem Hauptquartier des Kaisers: „Halt! Front! — Setzt die Gewehre rottenweise zusammen!" — und nun ergab er sich. — So oft später Wulffen an diesen Streich erinnert wurde, flog ein eigenes, sarkastisches Lächeln über seine Züge, doch sprach er nach seiner Art nicht lang und breit darüber.

Schon in Rheims fand Wulffen unter seinen Mitgefangenen den Grafen Brühl, und so wanderten sie denn auch zusammen bis an das Ziel ihrer Gefangenschaft, nach Limoges, schändlich behandelt bis Paris, vorzugsweise in Chateau-Thierry, von Paris an gleichgültiger und also erträglicher. In Limoges traf Wulffen ganz unerwartet den braven Commandeur seines Regiments, welcher bei der eben so tapferen als unglücklichen Vertheidigung der Mulde bei Dessau im October 1813 mit zweien seiner Bataillone gefangen genommen worden war. Dort erwarteten sie eine baldige Befreiung durch das Heer Wellington's, welcher von Spanien her Schritt vor Schritt in das Innere von Frankreich vorrückte; aber früher als er traf die Nachricht von dem Frieden von Paris ein, der unsern Gefangenen die Freiheit brachte. — Bei der Rückkehr zum Heere eilte Wulffen sogleich zu seinem commandirenden General, von Jagow, um sich wegen seiner Gefangennehmung, welche im preußischen Heere nicht leicht von den Oberen verziehen wird, zu rechtfertigen. Jagow schnitt aber alle dienstliche Erörterung ab, indem er Wulffen umarmte.

Nach der Rückkehr der Truppen in die Heimath erhielt Wulffen den Abschied, um welchen er bald nach Beendigung des Feldzuges gebeten hatte. „Als nach dem Ausbruch des Krieges" — so schrieb er in seinem Abschiedsgesuch — „jeder Bürger des Staats sich glücklich schätzte, ein militärisches Amt zu bekleiden, um den gerechten Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit zu bestehen, dessen glorreiches Ziel wir jetzt glücklich erreicht haben, verließ auch ich, von gleichem Triebe beseelt, die stillen Verhältnisse des ländlichen Gewerbes, obgleich letztere meine Anwesenheit mehr als je erforderten. Indem die höchsten Güter der Nation auf dem Spiele standen, mußte jede Berechnung eigenen Interesses verschwinden, um jenem großen Gemeingeiste Platz zu machen, der jeder Beschwerde und Gefahr Trotz zu bieten im Stande war .... Ohne durch meinen Abschied dem Staat einen Soldat zu entziehen, der nicht während des Friedens leicht zu ersetzen wäre, hoffe ich ihm nun als productiver Bürger zu dienen."

Und er widmete sich nun mit ganzem Eifer der Aufgabe, die durch den Krieg in Verwirrung gekommenen Verhältnisse seiner Güter zu ordnen und seine Culturpläne auszuführen. Durfte doch, seitdem Napoleon in Elba residirte, der Friede als dauernd gesichert erachtet werden.

Allein schon der 15. April des folgenden Jahres 1815 findet Wulffen wieder bei seinem fünften kurmärkischen Landwehr-Regiment, welches sich zunächst in Magdeburg sammelte, für den neuen Zug nach Frankreich. „Wundern wollen wir uns über nichts mehr;" — schreibt er von dort an einen Freund — „das Außerordentliche wird jetzt eine zu häufige Erscheinung. Wir lernen am Ende dadurch die Lebensrechnung gleichsam algebraisch fortzusetzen und mit den unbekannten Größen wie mit den bekannten umzugehen. Ich habe denn wieder Alles verlassen, was mir werth und das Ziel meines eifrigsten Strebens war. Mitten in das Geräusch der Waffen siehst Du mich wieder aus des Landlebens stiller und zweckmäßiger Thätigkeit versetzt. Die angefangenen Arbeiten liegen unvollendet; unsere Güter sind wieder ohne Aufsicht; ich habe den Bitten meiner Familie nicht nachgegeben, da es darauf ankam, von dem Vaterlande eine neue Gefahr abzuwenden. Welches Opfer auch zu bringen sein mag, es kommt nicht in Betracht gegen den Vorwurf einer versäumten Pflicht gegen das Vaterland, den ich nicht ertragen könnte. Erst wenn die von Elba wieder zurückgekehrte Hyder ihren letzten Kopf verloren hat, werde ich zurückkehren."

Wulffen's Stellung war eine andere in diesem Feldzuge, als in dem von 1813/14. Er hatte ein Bataillon seines Regiments bis in die Nähe des nachherigen Kriegsschauplatzes zu führen, wodurch er einen entschiedenen Einfluß im ganzen Regiment bekam. Ist aus den Tagen dieses Marsches des Regiments von Thaten desselben nichts zu berichten, so doch von der frischen Begeisterung für die Aufgabe, zu der die Landwehr von ihrem kaum wiedergefundenen Heerde gerufen war. Indessen sind von einem der Officiere des Wulffen'schen Bataillons einige Einzelnheiten dieses Marsches berichtet, von denen ein Vorfall deswegen hier eine Stelle finden mag, weil er Zeugniß davon giebt, wie in den ersten Tagen dieses jähen Wechsels von der Freiheit des bürgerlichen Berufes zu der straffen militärischen Disciplin hier und da der Uebergang durch eisernste Festigkeit der Führer vermittelt werden mußte. Bei einer Compagnie des Wulffen'schen Bataillons kam ein Subordinations-Vergehen gegen den Führer der Compagnie vor, worüber standrechtlich abgeurtheilt und auf eine gewisse Anzahl Ruthenhiebe erkannt war. Die Execution sollte auf dem Bataillons-Rendezvous bei dem Dorfe Stötterlingen zwischen Osterwiek und Wernigerode vor sich gehen, und wie Wulffen schon vorher seine innere Empörung über die Nothwendigkeit dieser Handlung gegen seine vertraute Umgebung ausgesprochen hatte, so theilte das ganze Bataillon dieses Gefühl, in der Ueberzeugung zudem, daß die Widersetzlichkeit, die bestraft werden sollte, mit durch verkehrte Maaßregeln hervorgerufen sei.

Das Bataillon hatte zum Kreise eingeschwenkt, in dessen Mitte die Vollziehung der Strafe vor sich gehen sollte. Als aber der commandirte Unterofficier den ersten Schlag that, brach ganz unerwartet ein lautes zum Gebrüll sich steigerndes Murren in der ganzen Masse aus. Im Nu saß Wulffen zu Pferde, und indem er dasselbe einige Male lebhaft herumwarf und selbst den Degen zog, commandirte er mit raschen Sätzen, mit entschiedener Festigkeit und mit der bekannten Wolke auf der Stirn: „Herrn Officiere, hinter die Fronte!" — „Ziehen Sie den Degen!" — „Niedergestoßen Jeden, der sich rührt!" — „Unterofficier, fortgefahren!" — Die Strafe wurde nun vollzogen und kein Laut ließ sich wieder hören.

Auf dem Kriegsschauplatz angekommen, bekam Wulffen, dem mit Beginn der Feindseligkeiten das Commando der Tiralleurs vom ganzen Regiment ein für allemal übergeben wurde, bald schon eine sehr einflußreiche Thätigkeit in der Schlacht bei Ligny, in welcher sonst die Massen des dritten Armee-Corps, zu welchem das fünfte Landwehr-Regiment gehörte, nicht viel in's Gefecht kamen. Denn Napoleon wollte erst durch Ueberwältigung des rechten Flügels (ersten Armee-Corps) die Verbindung der preußischen Armee mit Wellington abschneiden, und als Blücher Alles daran setzte, diesen Plan zu vereiteln, wandte Napoleon die letzten Kräfte an die Durchbrechung des preußischen Centrums (zweiten Armee-Corps), welches auch gelang. Um den linken Flügel, zu welchem das dritte Armee-Corps gehörte, bekümmerte sich Napoleon nicht viel, bis die Schlacht gewonnen war, wo dann dieser Truppentheil die Nacht hindurch mit Angriffen beehrt wurde, welche aber besonders von dem Leib-Regiment (achten Linien-Infanterie-Regiment) auf dem Kirchhofe von Sombref mit bewundernswürdiger Ruhe und Festigkeit abgewiesen wurden. Desto lebhafter war das Gefecht auf der Tirailleur-Linie, in welcher Wulffen commandirte, und zwar war diese soweit vorgeschoben, daß die Massen des dritten Armee-Corps nur sehr wenig von der Artillerie des Feindes zu leiden hatten. Dieses Tirailleurgefecht bekam einen ganz eigenthümlichen Charakter dadurch, daß es größtentheils in dem schon zu seiner ganzen Höhe von mehrentheils sieben Fuß ausgewachsenen Wintergetreide geführt wurde, welches wie ein Gebüsch die Kämpfenden bei dem Herannahen vor einander verbarg; wenn sie sich aber trafen, so konnten sie einander fast eben so gut mit dem Bayonet wie mit der Kugel erreichen. Das bedeutendste Uebel jedoch bestand in der weiten Entfernung der Tirailleurlinie von den Massen und in Folge dessen darin, daß die nöthige Ablösung, Verstärkung und Zuführung von Munition sehr erschwert und verspätet wurde, ja, die Schwierigkeiten wuchsen bis zur Unmöglichkeit der Ausführung dadurch, daß die Truppentheile in den hohen Getreidefeldern sich gleichsam unterirdisch

suchen mußten. Um die Zeit, wo Napoleon das Centrum bei Ligny durchbrach, wurde auch der Andrang auf die genannte Tirailleurlinie entschiedener. Gerade aber um diese Zeit ging die Munition aus, und — eine Tirailleurlinie ohne Pulver und Blei ist nahehin wehrlos. Wulffen eilte in seiner Noth zu den an seinen linken Flügel sich anschließenden freiwilligen Jägern des Leibregiments, deren Soutien in der Nähe war, und dieser warf sich auf Wulffen's Bitte und nach seiner Anweisung, und zwar ohne einen Augenblick Zeit mit Einholung der Genehmigung von dem Commandirenden des Regiments zu verlieren, in die Flanke der Franzosen. Bezeichnend, gewiß, für den imponirenden, gleichsam keinen Einwand zulassenden Eindruck, welchen Wulffen's Persönlichkeit auch auf ganz unbekannte Menschen machte, — bezeichnend nicht weniger für die Herrschaft des Geistes im preußischen Heere, ohne welche es unmöglich gewesen wäre, hier und sonst so Großes zu vollbringen. „Solch' kühnes Handeln nach eigener Einsicht und auf eigene Verantwortung" — so erzählt ein Theilnehmer an jenem Kampfe — „war in allen unsern Schlachten durch unser ganzes Heer so an der Tagesordnung, ja der Sieg war mitunter so sehr der Preis von dergleichen Thaten, daß man wohl für wahr halten kann, was von Blücher nach der Schlacht an der Katzbach erzählt wird. Er soll da nämlich zu Gneisenau gesagt haben: „Nun, gewonnen hätten wir die Schlacht, wenn wir nur erst wüßten, wie es zugegangen ist!" Diese unmeßbare Größe war es auch, zufolge welcher Napoleon — dieser sonst so kluge Rechenmeister — sich so oft über die Kampffähigkeit unseres Heeres nach höchst unglücklichen Gefechten verrechnete."

War es von Wichtigkeit, daß Wulffen in seiner Stellung in der Schlacht bei Ligny einen Damm gegen die vordringenden Franzosen bildete, so war es um so wichtiger, was er in der Schlacht bei Wavre gethan hat.

„Wäre es" — wir lassen wieder unsern militärischen Gewährsmann reden — „dem Marschall Grouchy gelungen, mit seiner bedeutenden Uebermacht unser drittes Armee-Corps über den Haufen und in die mit unsäglichen Schwierigkeiten kämpfenden Marsch-Colonnen des ersten und zweiten Armee-Corps zu werfen, so würde Bülow gezwungen gewesen sein, eine Aufstellung gegen Grouchy zu machen. Was dann aus der Schlacht bei Belle-Alliance geworden wäre, darüber kann kein Zweifel obwalten. Dies erkennend, ließ uns Blücher — indem er selbst, unbeirrt durch den Kanonendonner in seinem Rücken, seinen Marsch mit den drei Armee-Corps zu Wellington hin fortsetzte, — den Befehl zukommen, mit Contremarsch gegen Grouchy Front zu machen. Eile war nothwendig, damit der Feind nicht die Dyle überschritt, von deren Vertheidigung die Mög-

lichkeit abhing, der feindlichen Uebermacht zu widerstehen. Wulffen aber bekam den Befehl, mit der Tirailleurlinie des Regiments ein bedeutendes Stück dieses nicht breiten, aber zum Durchwaten zu tiefen Flusses zu vertheidigen. Bald war von ihm nach vorgenommener Recognoscirung der Plan zur Aufstellung entworfen und eine Mühle an der Dyle, wo unzweifelhaft der Fluß überschritten werden konnte, als Hauptpunkt der Vertheidigung erkannt. Während zu dieser Aufstellung unsere Mannschaften erst hinter uns heranrückten, sahen wir auf der andern Seite schon die Franzosen, sich zum Tirailliren entwickelnd, durch die Gebüsche des Thalabhanges heruntersteigen nach dem jenseitigen Ufer der Dyle zu und in weit überlegener Stärke. Da standen nun die feindlichen Linien auf den beiden Ufern der Dyle, nur nothdürftig gedeckt durch die Uferbäume, 20 bis 30 Schritt von einander entfernt, und es läßt sich denken, wie viele Menschen binnen 24 Stunden hier fallen mußten. Wir waren auf der ganzen Fläche dem Feuer des feindlichen Geschützes, näher an der Dyle sogar dem wirksamsten Kartätschenhagel ausgesetzt, durch welchen auch Wulffen's treffliches Pferd unter ihm niedergestreckt wurde. Anfangs wollte Grouchy den Uebergang über die Brücke in der Stadt Wavre forciren; aber das Leib-Regiment mit dem Füsilier-Bataillon schlug alle die Massenstürme zurück. So concentrirte sich nun der feindliche Angriff bei der Mühle, die Wulffen's Hauptposition war, und es entbrannte dort ein hitziges Gefecht. Die Gebäude der Mühle wurden bald durch das feindliche Geschützfeuer in Trümmer verwandelt und nur ein sehr starker massiver Giebel gewährte noch einer kleinen geschlossenen Masse, welche hier zu einem Bayonet-Angriff bereit sein mußte, einige Deckung. Wulffen erkannte die ganze Wichtigkeit dieses Punktes und die unbedingte Nothwendigkeit, denselben zu halten, zugleich aber auch die Schwierigkeit der Ausführung dieser Aufgabe, und daß die ihm untergebene durch das feindliche Feuer gelichtete Truppenabtheilung hierzu zu schwach sei. Daher trat er in Berathung mit den Führern der anstoßenden Truppentheile. Unter diesen war, so viel ich weiß, ein Major, welcher seine Berechtigung, den Oberbefehl zu führen, wohl hätte geltend machen können. Allein Wulffen's Einsicht und Entschlossenheit war jenen Männern so einleuchtend, daß sie ihm alle Maaßregeln zur Vertheidigung des bedrohten Uebergangspunktes überließen und sich zu seiner Unterstützung bereit stellten. Der Erfolg der Operation Wulffen's war vollständig: alle Anstrengungen des Feindes, bei jener Mühle den Uebergang über die Dyle zu erzwingen (wie er ihn am äußersten rechten Flügel des Armee-Corps noch erzwang, aber spät am Tage und indem er keinen Gewinn mehr von demselben ziehen konnte), wurden glücklich vereitelt. — Als bald darauf

unser damaliger General-Stabs-Officier der Brigade, der nachherige General von Gerlach, an dieser Stelle vorbeiritt, sagte er: „Hier hat die Landwehr gezeigt, daß sie hinter der Linie nicht zurücksteht, wenn sie nur tüchtige Führer hat.“ — Kein Mensch in unserm Regiment aber“ — so schließt der Berichterstatter — „zweifelte, daß das Beste, was wir gethan hatten, durch Wulffen gethan war.“ —

Einige Zeit darauf traf bei dem Regiments-Commando die Mittheilung ein, daß der König Wulffen das eiserne Kreuz verliehen habe; wie es in der Ordre heißt: „Für die von Wulffen an den Tagen der Ehre bei Ligny und Wavre bewiesene Tapferkeit.“

Während des nach der Schlacht von Belle-Alliance nun eintretenden Wettlaufes der preußischen Truppen mit den Franzosen bis Paris, erhielt das Bataillon Wulffen's, außer einigen Scharmützeln, keine Gelegenheit zu bedeutenden Kämpfen. Wulffen zieht mit seinem Regimente in Paris ein. Hierüber spricht er sich in einem damaligen aus Paris datirten Briefe an einen Freund in der Heimath wie folgt aus:

„Auffallend genug war es, daß bei unserem Einrücken in Paris noch auf den meisten Thürmen die Tricolore wehte, und alle Hüte der Pariser die damit correspondirende Cocarde trugen. Erst als wir in die Gegend des Palais législatif kamen, wurde auf demselben die weiße Fahne aufgepflanzt, die denn bald darauf auch von allen andern Thürmen wehte. Jetzt wurde diese Farbe sichtbar auch unter den zahlreichen Zuschauern, bis sie denn schließlich vorherrschte. Eben so bald folgte dem leisen Rufe das laute: „Vive le Roi!“ bis es endlich zum allgemeinen Geschrei wurde .... Verachten wollen wir Deutsche dieses treulose Volk und den Herrscher beklagen, der es regieren soll! Wo kein Anker mehr einen sittlichen Grund findet, treibt die Regierung auf unsteten Wogen; und bedient sie sich nicht des Schwertes der brutalen Gewalt, so wird sie untergehen .... Kann man wohl ernstlich glauben, daß dieser kranke Zweig der Bourbonen Wurzel fassen wird? .... Die Pariser schienen übrigens verwundert zu sein, daß wir so still dahin schritten und so wenig Antheil an ihrem Jubel nahmen. Aber wir wußten ganz gut, daß uns der Ernst am besten kleidete. Die Bemerkung „Ils ne disent pas un mot“ habe ich mehr als hundertmal gehört, aber einem Franzosen, der gern die Ursache wissen wollte, gab ich zur Antwort: „Wir begingen mit dem Einzuge in Paris die Todtenfeier unserer gefallenen Brüder.“

Indessen erfährt Wulffen auf dem Rückmarsch nach der Heimath, die er nunmehr mit seinem Regiment antritt, andere Stimmungen der Franzosen über das Regiment Ludwig's XVIII. In einem den 15. August von Boisé le Les aus geschriebenen Briefe sagt er: „Nicht blos

die Art seiner Einsetzung erbittert sie, sondern hauptsächlich die Unmöglichkeit, unter diesem Scepter das zu erreichen, worin sie eigentlich ihr bürgerliches Glück setzen — politisches Uebergewicht. Den möchten sie zum Herrscher haben, der ihnen das verlorene Palladium, wie sie es seit Ludwig XIV. unstreitig besaßen, wieder einlöst, und um ihn würden sich wieder alle Parteien vereinigen .... Die Sprache dieser Nation ist abgeschlossen; die Blüthe ihrer Literatur hat ihnen keine wohlthätigen Folgen getragen; Kunst und Wissenschaft sind ihnen nur noch Mittel des Erwerbes. Ihre engen Begriffe steigern sich nie zum Bewußtsein eines Daseins der Menschheit auf der Stufenleiter zu endlicher Vollendung. Ackerbau und Handel — jener unter dem Drucke ungünstiger Gesetze, ohne rationellen Betrieb, dieser durch fremde Kräfte beschränkt im Gebiete einer versagten Herrschaft — gewähren ihrem unruhigen Geiste kaum Nahrung, um so weniger Befriedigung. Also bleibt politisches Uebergewicht und Eroberung das vorherrschende Ziel ihrer Wünsche und Speculationen. „„So lange französisches Blut in unsern Adern fließt““ — sagte mir kürzlich ein französischer Präfect, dessen einquartierter Gast ich war — „„werden wir nicht vergessen, daß der Rhein unsere natürliche Grenze bildet!““ Wir werden euch — habe ich erwidert — für's erste die Pulsader diesmal so richtig treffen, daß ihr kaum so viel Blut behaltet, als zum häuslichen Stillleben noth ist. In der Folge aber, wenn wir zum eigenen Heerd zurückkehren, werden wir das Schwerdt, wie eure Nachbarn, die Spanier, neben den Pflug stecken, nicht, um wie sie es zu tragen, wenn ein Reisender vorüber geht, sondern um immer bereit zu sein, euch die Zucht und Ordnung im Verhalten zu uns, zu der wir euch jetzt zurückgebracht haben, wieder zu lehren, sobald ihr sie im Uebermuth erneuerter Kraft vergesset. Ihr habt uns, als ihr auf dem deutschen Boden haustet, oft genug gesagt, daß uns nichts bleiben solle, als die Augen, um unser Schicksal zu beweinen. Aber das Eisen habt ihr vergessen uns zu nehmen, womit wir euch den Weg über eure sogenannte natürliche Grenze gezeigt haben.“ —

Die Aufgabe des Feldzugs ist gelöst. Wulffen erhält den von ihm erbetenen Abschied in ehrenvollster Weise und kehrt in die Heimath zurück, um dort seine Culturarbeiten wieder aufzunehmen. —

Schon die nächsten Tage nach seiner Ankunft sehen ihn mit der Meßkette beschäftigt, um die zum zweitenmale unterbrochene geometrische Vermessung der Familiengüter Grabow und Pietzpuhl — innerhalb welcher Arbeit ihn der Ruf zur Fahne getroffen hatte — fortzusetzen, da erst nach Vollendung dieser Arbeit die von ihm festgesetzte Wirthschafts-Organisation zur Ausführung kommen konnte.

Innerhalb dieser Organisation lag namentlich auch der scharfsinnige Plan zur Aufhülfe eines gänzlich devastirten Forstes von 7000 Morgen Fläche und die Benutzung desselben für die Begründung einer Familienstiftung in der Weise, daß durch die Art des Betriebes, durch Zurückfließen der Einnahme zur fortschreitenden Melioration des Forstes, wie endlich durch Anhäufung von Zins auf Zins, das Besitzthum, bei ungestörter Fortbildung, in späterer Zeit der Wulffen'schen Lehnsstiftung ein sicheres Fundament steigender Wohlhabenheit gewähren mußte, wie es wenige Familien besitzen. Er setzte vor Allem die Vorarbeiten für dieses Werk ununterbrochen fort, wie es einige Jahrzehente später in vollem Umfange meisterhaft ausgeführt war.

War der Umfang der von Wulffen übernommenen Aufgabe der Art, daß zunächst schon der unmittelbar praktische Theil derselben seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen mußte, so führte ihn doch gerade die Praxis auf jenes wissenschaftliche Gebiet der Landwirthschaft, dessen Bearbeitung eine seiner Lebensaufgaben geworden ist: auf das Gebiet der „Statik des Landbaues." —

Im Zustande der Uncultur, der Nichtnutzung durch den Ackerbau, trägt der Boden diejenigen Pflanzen, welche ihm zusagen, und trägt sie dauernd in derjenigen Menge und Beschaffenheit, wie sie seiner Zusammensetzung und seinem Kraftzustande, wie den örtlichen und klimatischen Verhältnissen entsprechen. Der Ackerbau kann sich mit diesen Erträgen nicht begnügen: er bringt dem Boden entweder Pflanzen auf, die ihm ursprünglich nicht eigen gewesen sind, oder er fordert doch höhere Erträge vom Boden, als dieser, sich selbst überlassen, leistet. Endlich entführt er durch Verkauf dem Boden jährlich einen Theil der auf ihm gewachsenen Feldfrüchte, die im Zustande der Uncultur oder des Verbleibens der Feldgewächse auf dem Boden dem Kreislauf seiner Kräfte verbleiben. Hierfür, also für die in einem Theil der Ernten weggeführten Pflanzennährstoffe, muß dem Boden ein Ersatz gegeben werden, damit das Gleichgewicht in den Anforderungen an den Boden und dessen Leistungsfähigkeit erhalten bleibe. Ist nun Statik überhaupt die Lehre vom Gleichgewicht, so besteht die Aufgabe der Statik des Landbaues darin: die Bedingungen zur Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen Erschöpfung und Ersatz bei'm Landbau aufzufinden, und die Veränderungen im Kraftzustande des Bodens, wie sie durch Ernten und durch hinzugeführten Ersatz hervorgebracht werden, nach ihrer Größe zu ermitteln, um hiernach die fernere Leistungsfähigkeit des Bodens im Voraus berechnen zu können. Auch der schlichteste Landwirth sorgt, nach vorangegangener Erschöpfung seines Ackerbodens durch Ernten, für Ersatz, da er neue Ernten gewinnen will, aber über

das Wieviel in beiden Fällen begnügt er sich mit mehr oder weniger unklaren Vorstellungen, denen selbstverständlich die nachfolgenden Operationen entsprechen. Den unteren Stufen in der Handhabung dieser Lebensfrage der Pflanzenproduction gegenüber, verhält sich die Landbaustatik wie die Strategik zu dem ungeregelten Kampfe auf Ohngefähr.

Schon im Laufe des letzten Feldzuges nun hatte Wulffen jede freie Stunde, namentlich aber Nachtwachen, benutzt, um seine, wie oben bemerkt, 1813 während der Belagerung von Wittenberg begonnene Schrift: „Versuch einer Theorie über das Verhältniß der Ernten zu dem Vermögen und der Kraft des Bodens“ zu vollenden. Es war dieses wichtige Thema schon von Thaer in dessen großem Werke: Grundzüge der rationellen Landwirthschaft, Bd. I. S. 236 ff. entwickelt, aber er verwarf diese Auffassung selbst wieder in seiner spätern Arbeit: „Ueber die Theorie des Verhältnisses der Ernte zu der Fruchtbarkeit des Bodens“ 1817. Wulffen faßte in seiner vorhin genannten Schrift den Gegenstand von durchaus anderen Gesichtspunkten auf, indem er den Ertrag der Ernten aus zwei Factoren: dem Reichthum des Bodens und dem Einflusse atmosphärischer Thätigkeit ableitete. Thaer sagt über diese Schrift Wulffen's (s. Möglin'sche Annalen Bd. I. S. 239, 1817): „sie gebe dem Verfasser ein unsterbliches Verdienst um die Förderung der Theorie des Ackerbaues.“ Eine zweite Arbeit Wulffen's über diesen Gegenstand: „Ideen zur Grundlage einer Statik des Landbaues“ ist in den 11. Band der Möglin'schen Annalen 1823 aufgenommen. Im Jahre 1830 erschien seine „Vorschule der Statik des Landbaues“ und 1847 seine letzte größere Arbeit: „Entwurf einer Methodik zur Berechnung der Feldsysteme,“ ein Werk seltenen Scharfsinnes, doch nur dem mathematisch vorgebildeten Landwirth ganz zugänglich.

Wie Wulffen mit diesen Werken der Hauptbegründer der wissenschaftlichen Statik des Landbaues wurde, so ist er, wenigstens mit der eben genannten „Methodik,“ den Entwickelungen seiner Zeit nach dieser Richtung hin, vorausgeeilt. Erst die weiteren Fortschritte der Naturwissenschaften, die Verallgemeinerung mathematischer Vorbildung, die Vermehrung exacter Beobachtungen über die Ernährung der Pflanzen, wird denjenigen Ideen seiner Arbeiten, welche recht eigentlich der Praxis zu dienen bestimmt sind, jene volle Wirkung für den allgemeinen Betrieb des Landbaues sichern, welche sie für die Wulffen'schen Besitzungen — deren Bewirthschaftung ganz auf den Grundlagen statischer Berechnung beruhte —, wie für den wirthschaftlichen Betrieb anderer denkenden Männer, die nach diesen Regeln verfuhren, gehabt haben.

Kehren wir jedoch zu dem Zeitraum der nächsten Jahre nach der Rückkehr Wulffen's aus dem letzten französischen Feldzuge zurück! Ver-

wandte Wulffen während dieser Zeit seine ganze rastlose Thätigkeit auf die allgemeinen Maaßregeln zur Wiederherstellung der Güter seiner Familie aus einem Verfall, wie ihn vor Allem die vorhergegangenen Kriegsdrangsale veranlassen mußten, wie er aber auch durch gewissenlose oder ungeeignete Pächter herbeigeführt worden war —, so ist es doch, als sei ihm sein eigenster Beruf, für die Cultur des Sandbodens neue Wege zu bahnen, erst dann zum vollen Bewußtsein gekommen, als ihm im Jahre 1818 bei einer Auseinandersetzung mit seiner Familie die Wahl entgegentrat, entweder das fruchtbare Grabow, oder Pietzpuhl mit seinem armen Sandboden zu übernehmen. Er wählte Pietzpuhl, nahm es, seinen Wohnsitz dort aufschlagend, zunächst in Pacht, bis es 1828 bei der Theilung der Güter zu seinem Besitz kam.

Der Zustand und die Vergangenheit dieses Gutes waren, als Wulffen dessen Bewirthschaftung übernahm, so recht geeignet, den zurück zu schrecken, der ein „rentables" Unternehmen im gewöhnlichen Sinn des Wortes suchte. Der Boden des Gutes wechselnd zwischen etwas schwererem bis zum leichtesten Flugsande. Alle vorhergegangenen Pächter von Pietzpuhl hatten in diesem Verhältniß, trotz niedriger Pachtgelder, ihren Ruin gefunden, da der Boden zu wenig Futter für das Vieh lieferte und alljährlich der Gelderlös für verkauftes Getreide zum Ankauf von Heu für die Schäferei verwendet werden mußte, um die Schafe, welche auf 5000 Morgen hungriger Ackerfeldmark und in einem devastirten Forst von 7000 Morgen nur ihre Sommernahrung fanden, durch den Winter zu bringen.

Gerade die eminente Schwierigkeit, aus diesen öden Steppen Erfreuliches zu schaffen und dabei, ohne ausreichende äußere Mittel, fast allein auf seine eigene, schöpferische Thätigkeit angewiesen zu sein — gerade dies war es, was Wulffen reizte; denn jene neuen Culturmittel, welche in seinem Plane lagen, waren, wenn hier sich bewährend, überhaupt für die ärmeren Ländereien gleicher Gattung gewonnen. Wir sehen ihn nun eine Reihe von Jahren sich zurückziehen von jedem ableitenden Verkehr und mit seiner ganzen Thätigkeit nur der Einen Aufgabe leben. Er berechnet zunächst das statische Moment des Bodens und gründet auf diese Ermittelung das einzuhaltende Wirthschaftssystem, dessen bis in alle Einzelheiten scharfsinnig ausgearbeiteten Plan einzusehen, auch dem Laien von Interesse sein müßte. Für die Ausführung des Wirthschaftsbetriebes setzt er ein Dienstpersonal zumeist aus verabschiedeten, ihm treu ergebenen Landwehrleuten seiner Compagnie zusammen. Der Dienst wird nach militärischer Disciplin geregelt. Die Leute dienen ihrem „Hauptmann" — bei dieser Anrede verblieb es — in seinem Willen, den leichtfertigen Sand zur Ruhe und Tragbarkeit zu nöthigen, so straff und pünktlich, wie als es galt, unter seinem Com-

mando die Franzosen mit bändigen zu helfen. Sie wissen, daß er da wie dort immer nur das rechte Ziel mit den rechten Mitteln gewollt hat und will, und sie dienen ihm freudig, da ihnen der so ernste wie liebevolle Mann ein Gegenstand der Verehrung ist.

Und nun beginnt das eigenste Lebenswerk Wulffen's. Es stützt sich auf eine Reihe zusammenwirkender Mittel. Die Grundlage bildet eine correcte Eintheilung des Guts und genau berechnete Feststellung der Wirthschaftssysteme nach den äußerst wechselnden Bodenklassen. Das Zweite ist der Anbau der Lupine. Wulffen hatte den von Frankreich mitgebrachten Samen nach seiner Rückkehr zuerst zu kleineren, dann zu größeren Probeculturen benutzt. Diese hatten stets gerade auf dem leichteren Sandboden die überraschendsten Resultate ergeben. Jetzt nun räumte Wulffen dem Lupinenbau Hunderte von Morgen ein; ihr Anbau wurde ein regelmäßiges Glied der Fruchtfolge. Sie gab den erstaunten Anwohnern den Anblick eines üppig bestandenen Feldes auf ärmstem Boden. Die reichen Massen der Pflanzen aber, dem Boden als Gründüngung wieder gegeben, kräftigten diesen; die den Lupinen nachfolgenden Roggenernten hoben sich von Jahr zu Jahr und erreichten im Laufe der Zeit das Doppelte und mehr der früheren. Ferner wurde Helianthus tuberosus, dessen Cultur auf leichtem Sande, wie wir oben sahen, Wulffen ebenfalls in Frankreich beobachtet hatte, im umfangreichen Anbau ein Glied der Fruchtfolge, sich vortrefflich bewährend durch den Ertrag an reichen Futtermassen sowohl in Knollen wie in Stengel und Laub, welche beide letzteren sich als ein Lieblingsfutter der Schafe erwiesen. — Als ein weiteres wichtiges Mittel der Befestigung und Bereicherung des Bodens trat Festuca ovina (Schafschwingel), ein genügsames Gras, zu ausgedehnten Weideflächen angesäet, ein. Der landwirthschaftliche Anbau dieses treuen Wohlthäters des armen Sandes war Wulffen vorher nicht bekannt. Er war aufmerksam auf das Gras geworden dadurch, daß er es in seinen Forsten immer da zuerst auftreten sah, wo der leichte Sand, durch die Bäume geschützt, überhaupt anfing, eine Vegetation zuzulassen. „Unsere verödeten Sandebenen" — sagt er in einer Abhandlung in den Annalen der Landwirthschaft in den Preuß. Staaten, B. I. 2. — „unsere verödeten Sandebenen, die wir jetzt so gern begrünen möchten, treten nur zu oft als die Folge einer raubsüchtigen Mißhandlung des Bodens auf. Der Augenblick kann die beklagenswerthen Folgen nicht verwischen. Aber der Intelligenz wird es fast immer gelingen, eine gute Auswahl der Mittel zu treffen, sie in eine gegenseitig sich unterstützende Verbindung zu stellen, und mit Hülfe des einflußreichen Factors der Zeit jenen unerfreulichen Steppen ein grünes Gewand zu leihen: denn gern unterstützt die Natur eine so redliche Absicht.

Wenn man die Grasnarbe aufmerksam betrachtet, welche sich auf Sandboden im Schutze unserer lichten Birkenwälder gebildet hat, so erkennt man bald, daß der Schafschwingel ihr wesentlichster Bestandtheil ist; auch findet man leicht den Abschnitt, wo Trockniß und Quarzgehalt seiner Genügsamkeit die Grenze setzt." — Auch der Zufall aber kam Wulffen zu Hülfe. Wulffen entdeckt das bisher von keinem seiner Vorgänger geahnte Vorhandensein von Mergellagern an einigen Stellen der Gutsfeldmark. Er zögert nicht, diesen Vorrath zur Bereicherung seines Bodens durch regelmäßige, während des Winters ausgeführte Mergelungen zu benutzen. Die Entdeckung dieses Bodenschatzes wurde Veranlassung zu den Versuchen, mit Hülfe des Mergels den Luzernebau auf einem Boden zu ermöglichen, der bisher an sich die volle Unfähigkeit hierzu genügend dargelegt hatte. Die Versuche gelangen mehr und mehr, bis endlich dem Wirthschaftssysteme jene großen Luzerneschläge eingereihet werden konnten, deren Anblick bei üppigem Bestande dem Besucher von Pietzpuhl stets so überraschend war. Mit dem Luzernebau aber war eine neue wichtige Hülfe gegeben für die Ernährung einer größeren Menge von Vieh, und damit für die Bereicherung des Bodens. — Endlich wurde die Einführung des Mohrrübenbaues im Großen zu einer wichtigen Hülfe für die Wirthschaft. Freilich gehörte ein Meister in der Behandlung des Sandbodens wie Wulffen dazu, um im letzteren Erträge an diesen Hackfrüchten zu erlangen, wie sie bisher kaum auf besserem Boden für erreichbar gehalten waren.

Die Grundlagen waren gelegt, auf denen die Production des Bodens mit Nothwendigkeit mehr und mehr steigen mußte.

Verliehen aber schon diese land- und forstwirthschaftlichen Culturen der weit ausgedehnten bis dahin öden Fläche des Besitzthums ein erfreulicheres Gewand, so unternahm nun Wulffen jetzt jene umfassenden landschafts-gärtnerischen Arbeiten, die, vollständige Umgestaltungen in sich begreifend, aus Pietzpuhl später einen Wallfahrtsort auch für Freunde einer reizvollen Natur schufen.

Der Grundzug seines Planes nach dieser Richtung hin war: von der Peripherie des ausgedehnten Besitzthums aus nach dessen Centrum, den Gutsgebäuden, einen durch Zwischenglieder vermittelten allmählichen Uebergang von Wald zu Feld, und von diesem zu Garten und Parkanlagen zu schaffen. So traten denn zu diesem Zwecke an dem Saume des, die weite Feldfläche nahehin in einem Bogen umspannenden, freudig gedeihenden Forstes mehr oder weniger in der Ackerfläche vorgeschobene Baumgruppen auf. Der extensivere Feldbau ging nach dem Centrum zur intensiven Cultur, diese zum Gartenbau über; der Uebergang von diesem endlich zu den, die

Gutsgebäude in einem Halbkreis umschließenden Parkanlagen wurde durch Gruppen feinerer Gehölzarten und Sträucher vermittelt.

Bot bei'm Beginn des Werkes für alle diese Unternehmungen die öde Fläche kaum mehr als eine tabula rasa, und traten der Ausführung jedes Theils der Schöpfung Schwierigkeiten entgegen, die nur durch außerordentlichste Anstrengungen zu besiegen waren, so mußten diese Schwierigkeiten nicht die geringsten sein nach dem Centrum hin, da, wo auf der Grundlage einer sterilen, wasserlosen Fläche ein Park entstehen sollte, der als solcher ohne eine frischere, das Gedeihen von Grasflächen, von edleren Bäumen und Sträuchern begünstigende Vegetation nicht zu denken ist. Um letztere zu unterstützen, mußte dem Boden wo möglich Wasser erschlossen werden; und so gingen denn die Versuche hierzu allen anderen Arbeiten voraus. Diese Versuche begegneten zunächst den erheblichsten Schwierigkeiten. Ein erster, bis zu beträchtlicher Tiefe und mit bedeutenden Kosten unternommener artesischer Bohrversuch führte zu keinem Resultate. Als sich dies entschieden hatte, verschloß Wulffen das Bohrloch durch eine abgebrochene Säule mit der Inschrift: Maneo tempus, die Zeit wird's bringen, und begann die Versuche auf einer anderen Stelle. Dort endlich glückte es, nach abermaligen schwierigen Arbeiten. Ein Stein über der erschlossenen Quelle verkündet den errungenen Erfolg mit den Worten: Tempus venit, die Zeit hat es gebracht.

Und nun erst begann Wulffen das Werk durchgreifender Umgestaltung der ganzen Fläche mit einer Bewegung großer Erdmassen, bestimmt, der Anlage den ursprünglichen Charakter der Ebene zu nehmen. Es entstanden kleine Thäler, Anhöhen, Grotten; geschmackvoll gekrümmte Pfade führten zu Anhöhen, Wiesenflächen, Fernsichten; an anderen Stellen wurden große Granitblöcke (sogenannte Granitfindlinge, skandinavischer Herkunft, wie sie jene Gegend zahlreich bietet) zu Felsen gruppirt. Das Wasser einer zweiten später erschlossenen Quelle wurde genöthigt, die Windungen der Hügel zierlich zu umschreiten, über Felsen herab Wasserfälle zu bilden, um endlich im Verein mit dem Wasser der ersten Quelle umfangreiche Wasserbassins zu bilden. Die Anpflanzungen edler Gehölze begannen, um später in Verbindung mit Weiß- und Rothtanne, Kiefer, Lärche, Esche, Weiß- und Rothbuche, jene schönen Baumgruppen zu bilden, wie sie jetzt das Auge erfreuen. Was aber dem Werke die Krone aufsetzte, war die Vermeidung jeden Scheins des Gemachten; der Besucher glaubt sich in jene Gestaltungen versetzt, wie sie die frischere Gebirgsnatur hervorbringt, er vergißt, daß er sich innerhalb der Region der norddeutschen Sandfläche befindet. „Wer," so schreibt ein Besucher im Jahre 1857 über den empfangenen Gesammteindruck, „wer jetzt mit landwirthschaftlichem Auge

Pietzpuhl und seine Umgebung betrachtet und dann gehört hat, daß auf unübersehbaren Haideflächen dort bis zum Jahre 1806 die großartigen Revüen und Manövres bedeutender Heeresmassen gehalten werden sind,*) ohne daß den freien Bewegungen der Truppen irgend ein Getreidehalm in den Weg gekommen war, der wird sich wohl einmal umsehen nach den Spuren jener Wüste, wo die Erica vulgaris eine Alleinherrschaft behauptete, wie auf den waldlosen Höhen der Ardennen. Und wenn man diese Spur einer Wüste nirgends findet, so wird man erstaunt fragen, warum das früher nicht solche fruchtreiche Fluren gewesen sind, wie jetzt, und wie Wulffen es angefangen hat, diese ganze ungeheure Veränderung in's Werk zu setzen?" —

Wie sich diese umfassenden Arbeiten unmittelbar an die Beendigung des französischen Feldzugs angeschlossen hatten, wie sie meist von den Leuten seiner Compagnie ausgeführt wurden, so hatten sie recht eigentlich selbst eine Fortsetzung des Feldzugs gebildet: war doch hier der flüchtige Sand mit dem Aufgebot aller Mittel zu bändigen gewesen. Es war nun auch diese letzte Campagne in ihrer Hauptaufgabe beendigt. Erst jetzt dachte Wulffen, der inzwischen das vierzigste Lebensjahr erreicht hatte, daran, sich eine Häuslichkeit zu gründen. Er verheirathete sich im Jahre 1825 mit Aurelie von Windheim, aus welcher Ehe drei Söhne und drei Töchter hervorgingen. —

Jetzt aber begannen auch die Wirkungen seines Werkes nach Außen, wie wir sie gleich im Eingang dieser Skizze angedeutet haben. Von dem lebendigen Beispiel erfüllt, von dem geistreichen Worte des Meisters befruchtet, kehrten nur wenige Besucher von Pietzpuhl in ihre heimischen Kreise zurück, ohne eine oder die andere oder das Ganze der gesehenen Culturen dort einzuführen, ja ohne einen Theil der begeisterten Thatkraft mitzubringen, die von dem Werke und seinem Urheber ausging. Es müßte von Interesse sein, auf einer Landkarte Deutschlands, insbesondere aber Preußens, graphisch dargestellt zu sehen, wie von Pietzpuhl aus nach verschiedenen Himmelsrichtungen hin beispielsweise die Lupinen zuerst an einzelnen Punkten, wie vorgeschobene Eroberer erscheinen, wie sich von Jahr zu Jahr diese Punkte mehren, ausdehnen, wie es sich weiterhin um Quadratmeilen, endlich um viele Quadratmeilen Landes handelt, welche dieser segensvollen Cultur anheimgefallen sind. Wie die wenigen Knollen der Kartoffel, welche Franz Drake von America nach Europa brachte, sich in diesem Welttheile bald zu unzähligen Nachkommen vermehrten, so die wenigen Lupinenkörner, welche Wulffen von Frankreich aus über die deutsche

*) Die s. g. „Pietzpubler Haide" wurde namentlich von Friedrich dem Großen sehr häufig zu großen Manövres benutzt, wobei das Schloß von Pietzpuhl Hauptquartier war.

Grenze trug. Es waren Nachkommen dieser Erstlinge, welche sich zunächst einiger Theile der norddeutschen Sandländereien bemächtigten, so zwar daß dort der Anbau derselben weißblühenden Lupine schon in den ersten vierziger Jahren in weiter Ausdehnung fest eingebürgert war. Später trat an Stelle der weißblühenden Lupine die blau- vor allen aber die gelbblühende Species, weil letztere den Vortheil bieten, nicht allein zur Gründüngung, sondern auch, sowohl in Kraut wie in Körnern, zur Fütterung des Viehes zu dienen. Letztere Verwendungsart ist jetzt fast die ausschließliche; sie hat natürlich die Segnungen des Lupinenbaues wesentlich vermehrt und unterstützt dessen weiteste Verbreitung.*)

Es nahm zu jener Zeit, wo die Bodenculturen von Pietzpuhl ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurden, einen großen Theil der Thätigkeit Wulffen's in Anspruch, die nunmehr von allen Seiten geforderte Auskunft über diese Culturen, den Beistand zur Ausführung derselben, zu leisten. Um gleichzeitig Vielen dienen zu können, beschrieb er die betreffenden Culturen nach und nach theils in besonderen, kleinen Werken, theils in Abhandlungen der Möglin'schen Annalen und später in den Annalen des Landes-Oekonomie-Collegiums. Unter Anderem mögen hier genannt werden: „Der Auszug eines Briefes an den Staatsrath Thaer über die Einführung des Anbaues der Erdäpfel, der Lupine und der Luzerne in Pietzpuhl," abgedruckt im neunten Bande der Möglin'schen Annalen 1821, und die Schrift: „Ueber den Anbau der weißen Lupine," Möglin 1828.

Als im Jahre 1842 Friedrich Wilhelm IV. in Ausführung des Landes-Cultur-Edicts vom 14. September 1811 das Landes-Oekonomie-Collegium schuf, mit der Bestimmung, eine kräftige Hülfe für alle Bestrebungen zur Hebung der preußischen Landwirthschaft zu sein, erachtete es Wulffen, obgleich jeder abhängigen amtlichen Stellung unhold, als Pflicht gegen den vaterländischen Landbau, der Aufforderung, als Mitglied des Collegiums einzutreten, zu folgen. Er widmete dieser, übrigens nicht das Aufgeben seines Wohnsitzes erfordernden Stellung, die er bis zum Jahre 1850 einnahm, einen großen Theil seiner Thätigkeit. Es stammen aus dieser Zeit jene Relationen über wichtigere landwirthschaftliche Fragen, welche durch das amtliche Organ des Collegiums, die „Annalen" desselben, dem landwirthschaftlichen Publicum zugänglich gemacht wurden. Sie werden von den unterrichtetsten Fachmännern hochgeschätzt als Meisterwerke nicht

*) Neuerdings fängt der Lupinenbau auch in England an, sich des Sandbodens in immer weiterer Ausdehnung zu bemeistern, nachdem, nachgewiesenermaaßen, die erste Anregung hierzu von einem deutschen Landwirth ausgegangen ist unter Verabreichung einer Quantität Samens.

allein des Scharfsinns und der Fachkenntniß, sondern auch der Sprache und Darstellung. In seiner letzten größeren — später als besonderes Werk erschienenen, oben bereits erwähnten Relation: „Ueber die Methodik zur Berechnung der Feldsysteme," legte Wulffen die Summe seiner Forschungen und Erfahrungen über die „Statik des Landbaues" nieder. Es ist hier nicht der Ort, auf dieses bedeutsame Werk näher einzugehen, dagegen mögen einige Stellen des Schlußwortes, in welchen der Verfasser sich an die junge Generation der Landwirthe wendet, hier stehen als bezeichnend für die Richtung des Werkes:

„Die Wissenschaften selbst" — heißt es dort — „bieten uns ihren Dienst an. Ihr Genius erkannte unter der rauhen Hülle unseres Gewerbes die wahre Entwickelung völkerlicher Wohlfahrt, und beschenkt uns mit der Fackel seines Lichts. Nehmt seine Gunst als ein freies Geschenk, dessen Werth noch außer aller Berechnung liegt. Unter diesen Wissenschaften ist eine, etwas finster und unmodischen Aussehens, doch gefällig und dienstbar jeder Schwester: die Rechenkunst, und ich kann sie Euch kaum genug empfehlen. Der volle Reichthum der Naturwissenschaften nützt ohne ihren Beistand nur wenig, denn sie ist die Führerin durch diese geweihten Hallen. Ihrer Stütze entbunden, verliert Ihr Euch in Phantasien und werdet ein Opfer des Unbedingten in einer so ganz bedingten Welt.... Sehet! sie, die Rechenkunst, feierte in unseren Tagen den hohen Triumph einer richtigen Bestimmung des Ortes, wo ein nie gesehener Planet seine Bahn beschreibt. Das Fernrohr fand ihn an bezeichneter Stelle. Nimmer wäre es geglückt, hätten nicht untrügliche Voraussetzungen diese Rechnung geleitet. So streben auch wir, mit Hülfe derselben Rechenkunst, in unserer kleinen Welt die Bahn unserer Systeme zu berechnen und den Moment ihres Ertrages zu bestimmen .... Ihr sollt dereinst aber auch dem Landbau die Data, die richtigen Zahlen liefern, welche erst die Anwendung unserer Rechnung recht fruchtbar für das Leben machen werden. *Ihr sollt unsere Wissenschaft zu dem Range eigener Selbständigkeit erheben*, und will es irgend gelingen, sie in den *lichtstrahlenden Kreis der übrigen Wissenschaften einführen.*"

Im Jahre 1850 trat Wulffen aus dem Collegium, zumeist hierzu veranlaßt durch zunehmende Kränklichkeit. Sein Lebensende nahete heran.

Er selbst nahm die Nähe dieses Endes als bestimmt an. Seine nächsten Vorfahren waren stets im Alter von einigen sechzig Jahren Schlaganfällen erlegen. Im Jahre 1850 hatte er sein fünfundsechzigstes Lebensjahr erreicht, und da schon einige Schlaganfälle, wie das Ende anmeldend, vorausgegangen waren, so war er von Tag zu Tag zum Abschiede bereit, und zwar dies ebenso mit der heitern Seelenruhe des Weisen, wie mit

der rastlosen Thätigkeit des Mannes, dem die Arbeit für tüchtige Zwecke, wie ununterbrochene Fortbildung im Wissen nothwendige Bedingnisse des Lebens waren. Er verfiel nicht dem gewöhnlichen Loose des Alters, auf einer bestimmten Stelle des Lebensweges die innere Geistesarbeit einzustellen und den Rest des Lebens zum Rückblick auf das Erstrebte zu verwenden. Traten seine körperlichen Kräfte nun rasch zurück, durchschritt die edle Gestalt nicht mehr die Feldmark des Guts, freudig begrüßt von seinen Arbeitern, deren Stolz er war, prüfte sein durchdringendes Auge nicht mehr die Arbeiten an Ort und Stelle — und seine Leute wußten, daß ihm auch nicht der kleinste Mangel entging — so leitete er doch von seinem Zimmer aus den kunstvoll geordneten Betrieb der Wirthschaft durch seine Anordnungen. Und nach Vollendung des Tagewerks brannte noch bis spät nach Mitternacht die Lampe, welche ihm leuchtete zu seinen Studien, die sich kaum einen bedeutsamen wissenschaftlichen, und namentlich einen Fortschritt des Landbaues versprechenden Vorgang entgehen ließen.

Hätte er sich jetzt dem beschaulichen Rückblick auf die Resultate seines Lebenswerkes hingeben wollen, so würde es ihm an hoher Befriedigung nicht gefehlt haben. Solch' beschauliches Ausruhen indeß lag nicht in seinem Wesen. Wenn man fragt, was Wulffen, nachdem er sein Leben zur Befreiung des Vaterlandes dargebracht hatte, bewog, nunmehr, nachdem diese Pflicht erfüllt war, nicht die ihm geöffnete, äußerlich glänzende militärische Laufbahn weiter zu verfolgen, oder, nachdem er den Degen mit dem Pfluge vertauscht hatte, den breiten Wegen des Erwerbes und dann des Wohllebens im allbekannten Sinne nachzugehen, sondern in rastlosen Mühen die Lösung schwerster Probleme zu unternehmen, und, nachdem sie für sein eigenes Besitzthum gelöst waren, nicht zu rasten in der Bemühung, die beschriebenen Kreise des Segens immer weiter auszudehnen, — wenn man dies fragt, so liegt die leichte Antwort eben in dem letzt Gesagten: eben weil er dies wollte, wählte er den mühevollen Weg. Aber es ist wahrheitsgemäß und darum nöthig, dies Verhalten Wulffen's zu seinem eigentlichen Beweggrunde zurückzuführen: zu jener reinen, von allen selbstsüchtigen Motiven freien Quelle der Liebe und inniger Hingabe an das Gemeinwohl, wie sie sich tief innen in dem Fels seiner starken Natur reich ergoß. Mögen Ehrgeiz und Schätzung des Ruhmes in manchen Naturen unentbehrliche treibende Kraft zu hervorragendem Wirken sein: in Wulffen wurden sie durch die Gewalt hoher Liebe für das Wohl der Gesammtheit ersetzt, er kannte sie nicht, und wer mit einer Losung dieser Art, auch wenn sie sich in feine Schmeichelei maskiren wollte, an ihn zu kommen suchte, sah sich sofort abgewiesen mit einem kalt abschneidenden Worte, nach welchem weitere Süßigkeiten dieser Art einfach

unmöglich waren. Wie ihm denn überhaupt ein starker Widerwille gegen jedweden Cultus seiner Person eigen war. Es ging dies so weit, daß er nicht einmal zu bewegen war, sein Bild fixiren zu lassen: ein solches konnte erst gewonnen werden, als bereits schwere Krankheit seinen Geist umnachtet hatte. So fanden sich denn auch mehrere ihm gewordene äußere Zeichen der Anerkennung nach seinem Tode noch unberührt in den versiegelt gebliebenen Postsendungen.

Einige Worte über die Haltung Wulffen's gegenüber der Landwirthschaft in ihrer Eigenschaft als Gewerbe, als Erwerbsquelle, reihen sich hier natürlich an. Wie die Aufgabe des Landbaues, gegenüber dem Staate und der Gesellschaft, die Production von Nahrungsmitteln ist, so hat der Landbau für den, der ihn treibt, noch der Forderung zu genügen, über die verwandten Kosten hinaus einen Reinertrag zu liefern. In der Regel besteht dieser Reinertrag in den oft sehr mäßigen Zinsen des aufgewandten Capitals und einer billigen Vergütung für die aufgebotene Mühe. Es ist im Betrieb der reinen Landwirthschaft nicht so leicht, als es sich der Laie denkt, diesen Reinertrag auch nur in derjenigen Höhe zu erzielen, daß er billigen Anforderungen entspricht. Es gehört dazu neben der zweckmäßigen Organisation der Bewirthschaftungsweise strenge Ordnung und Pünktlichkeit in der Ausführung derselben. Wulffen genügte diesen Bedingungen mit jener Meisterschaft, die auch der heikelste Fachmann an ihm bewunderte. Der Calcul für das Ganze war das Product scharfsinniger Berechnung und bis auf die einzelne Zahl hin festgestellt. Für die Ausführung des Betriebs hatte Wulffen, wie bereits bemerkt, die militairische Ordnung beibehalten, in welcher es sein Wille allein war, der in allen Theilen und Verrichtungen der Wirthschaft sich aussprach. Die Wirthschaft war auch nach dieser Seite hin ein kunstvoll und genau arbeitender, vom Geiste des Meisters beseelter Mechanismus, der seinen bestimmt bemessenen Dienst auch für die Rente zu leisten hatte. Ueber diese Grenze hinaus aber hatte Wulffen keinen Sinn für den Betrieb des Gewerbes um der Bereicherung willen; und so auch nicht für jene Zweige der Landwirthschaft, die auf das Gebiet der Industrie, des Handels hinübergreifen. Zumeist aus diesem Grunde gab er die mit der Wirthschaft von Pietzpuhl übernommene Spiritusbrennerei auf, und widerstand sodann allen Verlockungen, auf dem, durch seine Verheirathung in seinen Mitbesitz gekommenen, in dem besten Zuckerrübenboden der Halberstädter Gegend belegenen Gute Nienhagen eine Zuckerfabrik zu errichten. Es genügte ihm die bescheidene Rente aus der reinen Landwirthschaft und für die Zukunft seiner Familie diejenige allmähliche aber sichere Steigerung der Erträge, welche sich aus der Reorganisation der Bewirth-



schaftungsweise des Gutes und des Forstes nothwendigerweise ergeben mußte. Ueber diesen Kreis hinaus gehörte, inmitten eines äußerst mäßigen Lebens, und indem er Freude und Erheiterung nur in seinem Schaffen, in seiner Familie und in der Wissenschaft suchte, seine Thätigkeit der Beförderung des Gemeinwohls, insbesondere durch das Mittel der allgemeinen Hebung des Landbaues. „Leider" — antwortete er einmal auf eine Anfrage über die Wahl von Verhandlungsgegenständen für eine größere Versammlung — „leider sind vorzugsweise jene Fragen beliebt, welche dem Geldinteresse schmeicheln, und zwar um so mehr, als sie die Bitte des Katers im Faust blos verschleiern: O würfle nur gleich und mache mich reich." — „Wie vortrefflich," — schrieb er an einer anderen Stelle, — „daß ich sicher weiß, Sie werden immer glücklich und zufrieden sein, wenn Sie nur im Kreise einer gemeinnützigen Thätigkeit stehen. Werden Sie in dieser nicht reich, so ist dies auch nicht Lebenszweck. Sie können mit Ehren verarmen, wenn es Ihnen nur glückt, den Nationalwohlstand zu heben."

Wie sollte eine solche Gesinnung ohne einen religiösen Hintergrund bestehen können? Kannte man Wulffen's Begeisterung für die Pflicht, seine fast beispiellose Reinheit der Seele bei der vollen Kraft des Willens, so mußte man schon einen tiefen, religiösen Grund vermuthen; besonders aber bleibt es sehr zweifelhaft, ob es eine solche Liebe, wie Wulffen sie hatte, in einem menschlichen Herzen geben kann, ohne das Bewußtsein einer lebendigen Gemeinschaft mit Gott. Kein Ekel, kein sittlicher Widerwille, keine persönliche Antipathie irgend einer Art hatte einen solchen Einfluß auf sein äußerst reizbares Gemüth, daß er nicht im Augenblick, wo der Andere Hülfe bedurfte, dazu bereit gewesen wäre, und zwar mit zarter Sorge, daß er das Gefühl des Hülfsbedürftigen nicht verletze. Wer Wulffen gekannt hat, der weiß das besser, als es eine Feder darstellen kann. Sein ganzes Wesen umgab ihn mit einer Atmosphäre, durch welche jeder Empfängliche mit dem Gefühl scheuer Ehrerbietung berührt wurde. Daher kam es, daß die Schwachen sich von ihm im praktischen Leben getragen, unreine Naturen rasch von ihm abgestoßen fühlten. Kurz, es drückte sich etwas Höheres in seinem Leben unverkennbar aus, wahrhaft erbaulich für denjenigen, dem der Sinn dafür gegeben war. Bei einer so durch und durch bewußten Natur aber, wie die seinige war, läßt sich dies nicht denken ohne ein Bewußtsein der lebendigen Beziehung zu Gott. Aber dieses Bewußtsein prägte sich im Thun aus, vermied jede breitere Erörterung. Als einst in einer Unterhaltung nach dieser Richtung hin Wulffen mit einem Händedruck ohne Worte seine Einstimmung zu dem Ausspruche gegeben hatte: „Religion ist Leben in Gott," war das Gespräch nicht weiter fortzusetzen; und wer Wulffen

tief bewegt sah, der mußte Respect haben, oder — er durfte nicht so leicht wieder an eine eigentliche Unterhaltung mit ihm denken.

Mit der tiefen innerlichen Frömmigkeit des Mannes aber verband sich eine sehr lebendige Anschauung von der strengen Gesetzlichkeit der Weltordnung und von der Pflicht, dieser Ordnung auf Schritt und Tritt zu dienen. „Das Weltall“ — schrieb er einst bei Gelegenheit einer Aeußerung über die Räthlichkeit eines Unternehmens — „das Weltall ist nicht blos ein Act der göttlichen Gnade, sondern auch eines richtigen Calcüls; mit einer einzigen falschen Zahl wäre es sammt aller seiner Herrlichkeit längst zu Grunde gegangen.“ Solche Strenge jedoch schloß andererseits keinesweges die Anmuth aus. Dieselbe schmückte oft seine Rede, der doch alles Phrasenhafte fern lag, ja oft überwog der poetische, wenn auch stets der Wahrheit adäquate Ausdruck. Kein Wunder, daß Schiller sein Lieblingsdichter war. War es doch der Sinn für Anmuth, der sich auch in seinen eigenen Schöpfungen ausprägt, da, wo sich der Feldbau in der Landschaftsgärtnerei gipfelt, in den sinnvoll gedachten Gruppen und Gängen des Parks in Pietzpuhl. War es doch dieser überall nach Gleichmaaß und Schönheit suchende Zug seines Wesens, der ihm, welcher kaum einen nothdürftigen Elementar-Unterricht in der deutschen Sprache empfangen hatte, auch mit dieser so lange ringen ließ, bis sie ihm zu dem Grade diente, der aus der seltenen Vollendung seiner schriftstellerischen Arbeiten spricht.

Und doch bietet seine Natur nach dieser Richtung hin auch einige Räthsel. Wie läßt sich mit solchem tiefen Bedürfniß nach Einklang die Thatsache vereinigen, daß ihm der Sinn für Musik bis zu einem Grade verschlossen war, daß er sie „das am wenigsten unangenehme Geräusch“ nannte? Wenn gleich auch hierin wieder ein neuer innerer Widerspruch aufzutreten scheint; denn Gluck's Armide, von der er einmal in das Berliner Opernhaus gelockt war, hatte großen Eindruck auf ihn gemacht. War es vielleicht gerade jene antike Einfachheit, in der nothwendig die Musik auftreten mußte, um ihn zu gewinnen?

Es liegt endlich eine Frage über Wulffen's Auffassung seiner gesellschaftlichen Stellung nahe. Wulffen war Edelmann aus alter Familie und hielt deren Ueberlieferungen in Ehren, wie er für die Erhaltung und Kräftigung des Grundbesitzes der Familie treu besorgt war. Daß er aber das, was als ein zufälliger Vorzug der Geburt erscheint, mit den strengsten Anforderungen gegen sich selbst und an seine Pflichten für das Gemeinwohl aufzuwägen suchte, das hat er vielleicht nie ausgesprochen, aber überall in seinem Leben, bis in die kleinsten Handlungen hin, ausgeprägt. Und so war es denn der, alles Geltendmachen äußerlicher

Abzeichen des Standes verschmähende, in strenger geistiger Arbeit nacherworbene Seelenadel des Mannes, der in der Berührung mit ihm jenen Respect, wie er da und dort wohl durch äußere Requisiten gesucht wird, als eine freie Gabe der Seele hervorrief. Von der landwirthschaftlichen wie socialen Inconvenienz aller auf dem Grundbesitz haftenden Berechtigungen und Verpflichtungen durchdrungen, hatte er schon gleich bei'm Beginn seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit, aus freiem Antrieb und theilweise vor Erlaß der hierauf bezüglichen Gesetze, sich mit den zubehörigen Interessen auseinandergesetzt, während er dagegen durch eine Stiftung für das hülfsbedürftige Alter derjenigen Arbeiter sorgte, die der Gutswirthschaft in langen und redlichen Diensten zugethan blieben.

Was das Verhalten Wulffen's zu den großen politischen Zeitfragen betraf, so ist schon aus der Betrachtung eines so thatkräftigen Charakters, wie aus der Art seiner Betheiligung an den vaterländischen Kämpfen gegen die Fremdherrschaft, auf die Lebendigkeit wie die Richtung seines Interesses zu schließen. Er liebte Preußen, erkannte es aber als einen Bestandtheil Deutschlands, dessen Einigung, zu voller Macht und Geltung im Rathe Europas der Gegenstand seiner innigen Wünsche war. Einige Worte aus einem seiner Briefe mögen seinen persönlichen Standpunkt speciell zu dieser großen Frage andeuten: „Meine hiesige Wirthschaft," sagt er in einem Schreiben an den Verfasser vom 14. November 1850, „ist für den Augenblick durch die starke Aushebung von Pferden und Leuten sehr derangirt; führt dieses Derangement aber zu einem ehrenhaften deutschen Arrangement, welches unseren politischen und moralischen Credit wieder herstellt, so erscheint mir kein Opfer zu groß. Mögen meine Aecker immerhin inzwischen nur Schafschwingel tragen." —

Was Wulffen war, war er, allerdings innerhalb einer hochbedeutenden Zeit, durch sich geworden, vor Allem aber durch rücksichtslose Strenge gegen sich selbst, durch Beschränkung und scharfes Zusammenhalten aller seiner Kräfte und Thätigkeiten für den vorgesetzten Lebenszweck. Es konnte kaum fehlen, daß auf einem solchen Bildungsweg gleichzeitig neben so hervorragenden Tüchtigkeiten, und wie organisch mit ihnen verbunden, sich auch einige Härten mit entwickeln mußten. So war Wulffen wohl etwas geneigt, die Fähigkeit zu jener fast übermenschlichen Herrschaft über sich selbst, wie sie ein Bestandtheil seines Wesens geworden war, auch bei Andern vorauszusetzen und sodann die eben ihm eigene Art strengsten Dienstes des Rechtes und der Pflicht auch von Andern zu verlangen und dabei zu übersehen, daß jedes Menschenleben im Keime schon die Bedingung eigenthümlicher Entwickelung in sich trägt und daß, je nach dieser Besonderheit, verschiedene Wege zu demselben Ziele führen.

Er selbst mochte es wohl mit einem stillen Schmerz fühlen, daß er wesentlich nur geistige Nahrung für die Starken hatte, daß ihm in seinem Wesen etwas fehlte, wodurch er die Schwachen, die er so gern gestärkt hätte, an sein Herz ziehen konnte, wie dies doch der Liebe voll war; einer Liebe, die, wie immer in seinen Handlungen, so in bedeutenden Momenten auch im ergreifenden Wort hervortrat.

Was er im Umgang, und dann vor Allem durch die Wirkung seiner Persönlichkeit erziehend hervorrief, war selbstverleugnende Pflichttreue, Wahrhaftigkeit, Unerschrockenheit und Stoicismus gegenüber geistigem und körperlichem Schmerz; wie er denn endlich dafür, daß ein veredelnder Einfluß auf seine Umgebungen immerfort von ihm ausging, mit fast beispielloser Gewissenhaftigkeit besorgt war.

Die Gestalt Wulffen's hat der Bildhauer des schönen Standbildes Albrecht Thaer's auf dem Platze vor der Bauakademie in Berlin wiederzugeben versucht, auf jenem Relief, welches Thaer inmitten seiner Schüler lehrend darstellt. Wulffen, als einer derselben, reicht dem Meister eine Lupinenpflanze. Das jugendlichere Alter ist in diesem Bilde beibehalten, jedoch zeigt der Kopf schon jene entschieden sokratische Form, die im späteren Alter noch bestimmter hervortrat. Seine Gestalt war von ungewöhnlicher Höhe, die Haltung auch noch in den letzten Lebensjahren militairisch gerade.

Diese letzten Lebensjahre kamen heran und mit ihnen, wie bereits bemerkt, als Vorboten des Endes wiederholte Schlaganfälle. Ein jeder von diesen vernichtete einen Theil namentlich der geistigen Kräfte des Betroffenen. Wulffen erhielt sich im klaren Bewußtsein über diese Wirkungen und um den genau bestimmenden Maaßstab an sie zu legen, versuchte er, insbesondere nach den beiden ersten Anfällen, und unmittelbar darauf, die Lösung einer bestimmten schwierigen mathematischen Aufgabe. Als ihm diese Lösung nach dem zweiten Schlaganfalle nicht mehr gelang, zog er den Schluß auf eine zu bedeutende Verminderung seiner geistigen Kräfte, um öffentlichen Angelegenheiten noch mit genügendem Erfolge zu dienen; er zog sich von diesen zurück, sich auf seine wirthschaftlichen Arbeiten, seinen Familienkreis und seine Studien beschränkend. Wie als wenn eine Verklärung seines Wesens sich schon diesseits vorbereiten sollte, nahm jeder Schlaganfall auch einen Theil der Strenge des Wesens Wulffen's mit sich fort; — sein liebevolles Herz trat in zunehmender Milde zu Tage. Es war am Morgen des 23. April 1853, als eine Gehirnlähmung seinem Leben das Ziel setzte. Ein von ihm in dem Parke von Pietzpuhl aus massiven Granitquadern in Form einer Capelle erbautes Erbbegräbniß nahm seine Asche auf.

R. Stadelmann.



Militärische Correspondenz.

II.

Die militärische Presse und die deutschen Officiercorps.

Vom Main, 20. März.

Seit meinem Schreiben vom December v. J.*) sind militärische Dinge, die sich an Wichtigkeit auch nur entfernt mit dem schweren Streit über die Heeresreform in Preußen vergleichen ließen, hier in Südwestdeutschland nicht vorgekommen. Manche Regierungen in diesem Theil des großen Vaterlandes hätten allerdings allerlei Veränderungen auf dem Herzen, nicht eben Reformen, sondern nur Veränderungen in dem Sinne von variatio delectat: allein sie hüten sich, den berühmten südwestdeutschen Constitutionalismus im Augenblick auf die Probe zu setzen; mag Herr von Bismarck die Geschichte auf Kosten Preußens versuchen, — irgend ein Gewinn wird für die, welche „warten können," ja wohl dabei herauskommen! Zugleich sind alle Reformen, welche sich auf gemeinsame deutsche Wehrzustände beziehen könnten, mit Freuden vertagt. Mit so gefährlichen Dingen, wie selbst die Würzburger Gedanken von der Bildung einer „dritten deutschen Armee" oder auch nur einer „südwestdeutschen Armee" noch waren, giebt man sich nicht mehr ab, seit die Gefahr von Preußen her nicht mehr droht, und am Bundestage werden dem „Militärausschuß" und der „Militärcommission" weder die „wesentlichen" noch die „näheren Bestimmungen" der Bundeskriegsverfassung viel Sorge mehr machen, seitdem auch das letzte Kind der Sorge vor preußischer Kühnheit, das Delegirtenproject, wahrscheinlich unter dem geheimen Beifall seiner Schöpfer, zu Grabe getragen wurde. Einen Augenblick lang setzte freilich das Wetter, das über des Berliner Ministeriums oder Militärcabinets abenteuerliche Schülerarbeit in Polen von Westen heraufzuziehen schien, auch die Gemüther am Rhein in Bewegung; doch hat man, nach der raschen Vertagung der polnischen Vergrößerungsträume des Herrn von Bismarck, für's Erste der Sorge um unsere westdeutsche Grenze sich wieder entschlagen. Ihre Leser müssen sich daher gefallen lassen, diesmal nur von Zuständen, Stimmungen, Anschauungen zu hören; und nichts von Thaten.

Ich schrieb Ihnen, daß das „Militär-Wochenblatt für das deutsche Bundesheer" seit dem letzten Sommer aus seiner officiösen Verbindung mit der „Bundesmilitärcommission" herausgetreten sei. Man merkt dies immer deutlicher auch an Ton und Haltung des Blattes; der heißblütige Redacteur hat offenbar keinen geringen Begriff von seinem Beruf, die militärischen Dinge in Deutschland gestalten zu helfen und entwickelt, seit er der diplomatischen Hut mehr entbunden ist, mit viel schärferer Tendenz seinen Feldzug gegen Preußen, das „sich seit 1859 durch seine Uebergriffe schwer am Vaterlande versündigt hat." Die Sache könnte Interesse haben in dem Sinne, wie man auch vom Gegner lernen kann, oder in dem anderen, wie es immer von Wichtigkeit ist, die wirklich bedeutenden Gruppirungen der Meinungen und Parteistellungen

*) S. Decemberheft 1862, S. 616 ff.

kennen zu lernen. Die Zeitschrift scheint aber für ihre vornehmen Verbindungen eine weitere Verbreitung, eine größere Zahl von Anhängern, bedeutendere Mitarbeiter bis jetzt nicht eingetauscht zu haben. Ihr Inhalt ist im Ganzen noch einförmiger und unbedeutender geworden, als er war. Der sogenannte „wissenschaftliche Theil" schlägt sich mit trockenen Abdrücken oder Auszügen aus Reglements durch; die Verordnungen bringen statt gleichmäßiger Mittheilungen über die Thätigkeit, welche die höheren deutschen Militärbehörden in hervorragenden Punkten entwickeln, eine bunte und zufällig zusammengewürfelte Musterkarte von häufig sehr gleichgültigen Dingen; die „Mittheilungen" geben manchmal etwas aus der Thätigkeit der Bundesbehörden, doch auch nur vereinzelte Zettel aus der diplomatischen Mappe, ohne Vollständigkeit und Zusammenhang. Die leitenden Aufsätze endlich sind zur Ablagerung der militärischen und militärpolitischen Weisheit des Blattes und seiner Freunde bestimmt; zuweilen nicht ohne Geist und Sachkenntniß in Einzelnem, doch meist voll Voreingenommenheit, Selbstüberhebung und ohne größeren Blick; in militärischer Einseitigkeit befangen, voll Anerkennung für die Bundesmilitärcommission, den Ausschuß, die Bundesinspectionen und voll Zorn gegen die „fanatisirte Parteipresse," die deren Thätigkeit zu „verdächtigen" sucht; dagegen merkwürdig freisinnig, sobald sich's z. B. darum handelt, die preußische Heeresreform herabzusetzen. Der vorwiegende Inhalt ist nichts, als die bekannte Tendenzmacherei bekannter politischer Blätter in's Militärische übersetzt; man ist großdeutsch particularistisch, zuweilen militärisch-pedantisch, zuweilen militärisch-liberal, vor Allem aber gut österreichisch und antipreußisch. Nur daß das militärische Organ dabei schlechtere Geschäfte macht, als die politischen. Man würde den deutschen Officiercorps in der That Unrecht thun, wenn man meinte, dergleichen wäre nach ihrem Geschmack, das Blatt prägt höchstens die Stimmung sehr kleiner vereinzelter Kreise aus; die große Mehrheit, was man auch bei ihr noch anders und besser wünschen mag, ist doch zu gesund, doch zu sehr von dem richtigen Tact ihrer Stellung geleitet, um an einer so sehr durch „Absicht" getrübten Quelle Belehrung oder auch nur Unterhaltung zu suchen.

Lassen Sie mich, da ich einmal dabei bin, von den deutschen Officiercorps namentlich der Mittelstaaten etwas ausführlicher reden: ihre militärpolitische Stellung und Stimmung, ihr wissenschaftlicher Standpunkt, ihre praktisch-militärische Haltung sind nicht blos für unsere Heereszustände, sondern auch für unsere politische Entwickelung und selbst für unsere gesellschaftlichen Verhältnisse von Bedeutung. Ich lehne mich dabei, um einen äußerlichen Maaßstab für die angedeuteten Gesichtspunkte zu gewinnen, am besten wieder an die militärische Presse, oder vielmehr vorzugsweise an ein Organ derselben an. Es bestehen nämlich, von den technischen und Fachblättern abgesehen, in diesem Augenblick fünf größere Zeitschriften: Die „Militärische Revue" und die „Militärischen Blätter" in Berlin; die „Oesterreichische Militärische Zeitschrift von Streffleur" und die „Militärzeitung" in Wien; die „Allgemeine Militärzeitung" in Darmstadt. Die Blätter aus den beiden Großstaaten sind aber zu jener allgemeinen Charakteristik nicht zu brauchen: eine große Armee scheint nicht der Boden für ein un-

abhängiges Organ zu sein, wenn sich dasselbe nicht in streng wissenschaftlichen oder Fachgrenzen halten will; so ist z. B. auch die militärische Tagespresse Belgiens weit vielseitiger und in Verhältniß selbst besser als diejenige Frankreichs. Von den genannten zwei preußischen Zeitschriften weiß Jedermann, daß sie nicht die preußische Armee, sondern die militärische Junkerpartei vertreten; d. h. es treten die Wenigen dieser Partei, welche Trieb, Beruf, Gabe dafür fühlen, redend und chorführend hervor; die Mehrzahl liest, doch ohne immer zu bewundern und zu glauben. Geschick und Sachkenntniß verdienen alle Anerkennung und werden von keinem militärischen Blatt in Deutschland übertroffen; aber die Tendenz verdirbt Alles. Ganz anders die beiden österreichischen Blätter: sie beweisen an ihrem Theil etwas von dem traditionellen Tact, der auch der österreichischen Politik im gewöhnlichen Gang der Dinge eine entschiedene Ueberlegenheit über die preußische giebt; sie drängen Niemandem ihre Meinung mit Gewalt auf; sie verfolgen überwiegend die eigenen Interessen, doch verstehen sie auch den Schein anzunehmen, daß sie anderen Verhältnissen gerecht werden. Indessen ist selbst die gediegenere von beiden, die Zeitschrift von Streffleur, höchstens geeignet, einen Begriff von der ungleichartigen Bildung im österreichischen Officiercorps zu geben; ein Theil der Arbeiten verräth wissenschaftlichen Gehalt und umfassenden Blick, ein anderer desto beschränktere und naivere Standpunkte; im Ganzen bleibt das Blatt allen Tagesfragen zu ferne, um zu einer Charakteristik der herrschenden Richtungen und Anschauungen dienen zu können. Vom anderen gilt schon wegen der Mittelmäßigkeit und Flachheit, die darin vorherrscht, das Nämliche. Es bleibt also für unseren Zweck nur die Darmstädter Allgemeine Zeitung. Sie ist in der That noch das unabhängigste der genannten Organe, durch ihr Erscheinen in einem kleinen Staate am meisten geeignet, mannichfaltige Zustände wiederzuspiegeln, dabei in Bezug auf Leser und Mitarbeiter ziemlich gleichmäßig über die deutschen Heere verbreitet. Es ist das nicht lauter Verdienst; das Blatt hat sehr verschiedene Zeiten durchgemacht und ist selbst jetzt noch in Gehalt und Richtung öfter ungleich; allein es ist namhaft älter, als seine sämmtlichen Collegen, steht im achtunddreißigsten Jahr, während keins der letzteren ein Jahrzehent zurückgelegt hat, — und die Gewohnheit ist auch in der Presse eine Macht.

Wenn wir von politischen Anschauungen in den deutschen Officiercorps reden wollen, so müssen wir von 1858 und 1859 an rechnen, denn erst seit der großen Wendung dieser Jahre ist die Sache wieder allgemeiner in Fluß gekommen. Da muß man denn sagen, daß die militärische Presse, insbesondere das genannte Blatt, seitdem eine weit freiere Haltung bewiesen hat, als bis dahin erhört war. Vor allen Dingen tritt darin das deutsche Moment in ganz anderer Weise als vordem in den Vordergrund, ein Fortschritt, dessen ganze Bedeutung man erst erkennt, wenn man sich an die Zeit der Gründung des Blatts erinnert, wo die allmählich verbleichenden Sympathien aus den Rheinbundszeiten auf lange hin der Gleichgültigkeit gegen die nationalen Angelegenheiten Platz machten. Wo seit 1859 eine militärische Frage von deutscher Bedeutung auftauchte, da hat ihr die Allg. Mil. Z., nicht überall mit ausgeprägter Sachkenntniß, doch fast immer mit richtigem Tact und vaterländischer Gesinnung

ihre Stimme geliehen. Sie hat wiederholt das Wort für Schleswig-Holstein, für den Schutz der deutschen Küsten im Norden, für die deutsche Marine ergriffen; sie hat für die bessere Sicherung der Westgrenze, namentlich für die Erweiterung von Mainz und den damit zusammenhängenden Ausbau unseres Schienennetzes gestritten, sie hat die Abtretung Savoyens an Frankreich bekämpft, sie ist, im Ganzen ohne Uebertreibung, für die Behauptung von Venetien mit dem Festungsviereck eingetreten. Auch bei den großen Anlässen der militärischen Erinnerung, die uns dieses Jahr bringt, ist, wenigstens mit den Artikeln über die Convention von Tauroggen und den Frieden von Hubertsburg ein ächt patriotischer Standpunkt angeschlagen. Häklicher natürlich, und darum auch weit mehr Schwankungen und Irrthümern unterworfen, war die Stellung der Zeitung, wo sich die militärischen Fragen mit der inneren deutschen Noth, dem Dualismus und Particularismus, berührten. Hier bilden namentlich ihre Artikel über die Reform der Bundeskriegsverfassung eine bunte Musterkarte: die von Preußen beantragte Zweitheilung des Oberbefehls, die Würzburger Projecte, der Standpunkt, der Alles beim Alten lassen will, die Militärconventionen fanden gleichmäßig ihre Verfechter und ihre Gegner. Seit etwa zwei Jahren findet der Standpunkt Preußens eine seltenere Vertretung, es mag unter drei Artikeln im Durchschnitt einer sein, der für die preußischen Anschauungen und Rechtsansprüche eintritt. Doch ist dies bei der vorherrschenden Stimmung in den Regierungskreisen der südwestdeutschen Staaten immer noch bemerkenswerth genug, und dabei muß namentlich zugestanden werden, daß die Gegner von beiden Seiten im Ganzen mit Tact und Mäßigung in die Schranken treten. Nur zuweilen geschieht dem Blatte etwas Menschliches: es stößt entweder einmal der großdeutsche Fanatismus in's Horn oder es verirrt sich einmal ein Gothaer Gedanke, wenn nicht gar, wie vor Kurzem, der Nationalverein in seine Spalten. Da tritt dann in Protesten und Erklärungen schärfer als sonst die Grenze hervor, bis zu welcher der bestehenden militärischen Hierarchie, wie der in den deutschen Officiercorps herrschenden Anschauung gegenüber die Verhandlung sich erstrecken darf, — eine Grenze, die doch im Ganzen einen hinreichenden Spielraum für jede freie und besonnene Würdigung unserer Zustände läßt.

Für diejenigen, die mit der Natur der Presse bekannt sind, bedarf es indessen kaum der Erinnerung, daß nur in sehr beschränktem Sinne ein Schluß aus dem Organ auf die Officiercorps selbst erlaubt ist. Die Allgem. Milit.-Zeitg. vertritt freilich nicht wie jene Berliner Blätter eine reactionäre, dem Verständniß der wirklichen Welt entfremdete Coterie: sie vertritt einigermaaßen die in Wirklichkeit vorhandenen Schattirungen. An Sinn für das deutsche Vaterland fehlt es im Durchschnitt nicht, doch muß er stärker aufgerüttelt werden, um in lebendige Bewegung zu kommen, als es durch noch so wohlgemeinte Artikel über Grenz- und Küstenschutz u. dgl. geschehen kann; es bezeichnen daher solche Artikel mehr, was in bewegteren Tagen von der Stimmung zu hoffen ist, als was sie jetzt schon ist. Etwas mehr Anlaß zur Bewegung der Gemüther läge schon in dem Streit über die innere militär-politische Stellung der Staaten zu einander und zu Deutschland, denn diese Fragen berühren schon von ferne die Officiercorps in ihrer Existenz und sind, oder waren doch, eine leb-

hafte Sorge der Regierungen. Und doch, eine ausgebildete Ueberzeugung in dieser Richtung ist nicht vorhanden; die Mehrzahl pflegt, in der allereinfachsten Auffassung ihrer Pflicht, einfach dem Landesherrn zu folgen. Darüber hinaus läßt sich etwa noch sagen, daß ein besonderer Feuereifer für großdeutsche oder Würzburger Pläne nirgends stark vertreten ist, — nur daß die Zahl der warmen Anhänger Preußens noch kleiner ist. Da es hierbei immer sehr viel auf den Eindruck der Thaten und der Haltung der Staaten ankommt, so hat natürlich Preußen in den letzten Jahren, und ganz besonders noch in den letzten Monaten und Wochen bedeutend an Boden verloren. Denn das ist kein Zweifel, daß die militärische Junkerpartei in ganz Südwestdeutschland schwach ist und die Abneigung der überwiegenden Mehrzahl der Officiere gegen sich hat. Die Thaten und Schicksale dieser Partei aus Kurhessen kennt man; in Hessen-Darmstadt, Nassau, Baden, Würtemberg waren ihre besten Zeiten vor 1848; einzelne neuere Versuche, ihr aufzuhelfen, haben zu nichts geführt; in Bayern wäre vielleicht in der Hauptstadt einiger Ansatz dafür da, doch steht hier die Haltung der übrigen Officiere bekanntlich um so schroffer entgegen, und den preußischen Junkern würden die bayrischen überdies nicht die Hand reichen. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß man nun bei den Officieren in Südwestdeutschland einen besonderen Grad von freier politischer Bildung erwarten dürfte. Es wird damit im Durchschnitt ungefähr sein, wie es in Preußen auch ist; in den kleineren politisch bewegteren Staaten etwa so, wie sich's vielfach in den rheinpreußischen Regimentern findet, in Bayern durchschnittlich gleichgültiger, unempfindlicher, stumpfer. Daß eine verbreitete militärische Zeitschrift hierin den Fortschritt vertreten, daß sie manchem freien männlichen Worte Raum gestatten, daß sie einer Anschauung, die der verfassungsmäßigen Entwicklung unserer Staatswesen günstig ist, allmählich den Boden bereiten darf, ist immerhin ein gutes Zeichen. Allein eine Lebensanschauung ändert sich nicht schnell und nur im Zusammenhang mit dem äußeren, körperschaftlichen Organismus, dem sie angehört. Wir werden bei dieser stetigen Entwickelung am besten auch vor glänzenden Irrlichtern und falschen Hoffnungen bewahrt, am besten darauf hingewiesen, die Dinge nüchtern zu nehmen, wie sie sind. Wie einmal die Zusammensetzung und die inneren Verhältnisse der Officiercorps sind, kann es für jetzt nicht anders sein; die größere Menge gehorcht mehr den Einflüssen und Eindrücken von außen, — nur ein kleinerer Theil erhebt sich zu der freien Höhe einer eignen Ueberzeugung.

Bezüglich der wissenschaftlichen Standpunkte und Bestrebungen unter den deutschen Officieren muß natürlich zwischen der höheren Stufe Weniger und der Durchschnittsbildung der großen Mehrzahl unterschieden werden. Da tritt uns nun sofort der bezeichnende Mangel entgegen, daß in ganz Deutschland ebensowenig eine höhere militär-wissenschaftliche Anstalt als eine Zeitschrift der Art besteht. In der Presse ist zwar hier und da ein Anlauf genommen, wie in einzelnen Aufsätzen des Berliner „Archivs für Officiere der Artillerie- und Geniecorps," in manchen historischen Arbeiten des preußischen Generalstabs in den Beiheften zum Militärwochenblatt, auch wohl in einigen Artikeln der vorhin genannten „österreichischen militärischen Zeitschrift von Streffleur." Doch das

sind zur Zeit Alles nur vereinzelte Erscheinungen: im Ganzen fehlt es in unserer Literatur und ebenso auch in den höchsten unserer Militärbildungsanstalten noch in hohem Grade an der Durchdringung des Fachs mit wirklich wissenschaftlichem Geist und Gehalt. Wer sich an jenen wissenschaftlichen Aufschwung der Jahre 1808—13 erinnert, wo sich zwischen Scharnhorst, Clausewitz, Fichte, Schleiermacher, dem einsameren Aster und so vielen Anderen die Fäden eines reichen und tiefen wissenschaftlichen Verkehrs hin- und herschlangen, um zuletzt wenigstens in Einem Zweige der Militärliteratur, in Clausewitz' kritischer Geschichtschreibung, unvergängliche Früchte zu tragen, — der wird gestehen müssen, daß die Hoffnungen von damals noch sehr weit von ihrer Erfüllung sind. Es fehlt uns die Luft, der Grund jener Tage: der Schwung großer gemeinsamer Ideen, der freie Verkehr mit dem Leben und der Wissenschaft um und außer uns, die Herrschaft jener Auffassung, welche auch die Heeresaufgabe nicht innerhalb der Grenzen des einzelnen deutschen Staates erfüllt findet. Wir sind auch im Heerwesen weit zurückgeworfen von den Verheißungen jener großen Zeit und müssen ihre Erfüllung erst in langsamer Arbeit von vielen Punkten aus erobern. Lassen wir uns nicht täuschen durch die stolzen Namen von Militärakademien, wie in Wien und Berlin. Es sind nichts als Fachschulen für junge Officiere, nebenher und ohne Princip mit einigen allgemein wissenschaftlichen Disciplinen ausgestattet, wo man den Vorträgen durchaus nicht immer anmerkt, daß sie der wissenschaftlichen Elite der Armee gelten sollen. Haben wir doch selbst in Berlin die Erscheinung von abgesonderten Vorträgen in allgemeiner Geschichte, Literatur, Naturwissenschaften, Mathematik vor uns, als stünde nicht wenige hundert Schritte von der Militärakademie die Universität! Daß sich so die Kräfte zersplittern, daß selbst die allgemeine Wissenschaft für das Heer ein besonderes Haus suchen soll, das ist gewiß nicht die Meinung des Generals v. Peucker, der selber als Jüngling jene anderen Zeiten gesehen hat, — aber auch ihm ist die enge militärische Ueberlieferung viel zu mächtig. Was Wunder, wenn auch die Militärwissenschaften selbst erst in einzelnen bedeutenderen Erscheinungen anfangen, den wissenschaftlichen Charakter zu entwickeln. Am höchsten steht noch die Geschichte; sie hat auch nach Clausewitz noch Willisen's Bücher vom polnischen und italiänischen Krieg, Höpfner's Krieg von 1806 und 1807, Peucker's germanisches Kriegswesen der Urzeiten, Bernhardi's Denkwürdigkeiten und vieles Andere von wissenschaftlichem Gepräge, wenn auch an Rang verschieden, aufzuweisen. Die Wissenschaft vom Krieg im Großen und das weite Gebiet der Taktik und Heeresorganisation entwickeln sich allmählich, am meisten unter dem Einfluß von Clausewitz, weniger unter dem von Aster, der bei aller Tiefe zu sehr seine besonderen Wege ging, oder dem von Willisen, der bei aller Schärfe seines Systems zu abstract ist. Die technischen Zweige stehen auch im Artillerie- und Ingenieurwesen trotz der ungeheuren Entwickelung der Praxis auf diesen Gebieten noch am Anfang ihrer Aufgabe, obwohl die schöne, durch die deutschen Artillerien einstimmig anerkannte Entwickelung des Systems der gezogenen Geschütze in Preußen zugleich als eine wissenschaftliche Leistung neben der praktischen anerkannt werden muß; in den Handfeuerwaffen bringt unsere Literatur, im Zusammenhang mit dem neuesten

praktischen Umschwung, eben jetzt die ersten Zeichen einer wirklich wissenschaftlichen Behandlung. Natürlich, daß diesen Zuständen auch die Durchschnittsbildung der Mehrzahl entspricht; d. h. daß sie noch außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt. Was in unseren Schulen gelehrt, was das Eigenthum der Mehrheit unserer Officiere wird, kann noch durchaus nicht als die volle wissenschaftliche Ausstattung für ihre Stellung und ihre Aufgabe im Beruf, wie in der Gesellschaft bezeichnet werden. Ueber die Ursachen wäre eine besondere lange Abhandlung zu schreiben. Sie liegen zunächst in der mangelhaften allgemeinen Vorbildung, indem man die künftigen Officiere, ob sie nun in öffentlichen Schulen oder in einseitigen Cadettenanstalten ihre Schulbildung empfangen, viel zu frühe und unreif in das Berufsleben einführt. Sie liegen sodann in der Fachbildung, die natürlich auf solchem Grunde nicht anders als dürftig und elementar sein kann und überdies in den Kriegsschulen oder wie sie sonst heißen in der Zeit von 5 bis 10 Monaten abgethan werden soll. Sie liegen endlich in der falschen Organisation der Officiercorps überhaupt. Auf die letztere komme ich noch mit ein paar Worten zurück. Hier bemerke ich nur noch, daß bezüglich der Durchschnittsbildung zwischen dem Officiercorps Oesterreichs einerseits und demjenigen Preußens und der meisten übrigen deutschen Staaten andererseits doch ein bemerkenswerther Unterschied besteht. Das erstere nämlich zeigt sich, wie in seiner Zusammensetzung überhaupt, so auch in diesem Stück weit ungleichartiger: die große Menge ist weit weniger von einem gewissen mittleren Bildungsstoff durchdrungen, wie denn auch bezüglich ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung in vielen Regimentern noch weit wunderlichere Experimente vorkommen als sonst in Deutschland; außerdem wird dort eine vorzügliche technische Bildung im Verhältniß viel häufiger angetroffen, als ein hoher allgemein wissenschaftlicher Standpunkt, — womit noch nicht gesagt sein soll, daß das österreichische Officiercorps geradezu außerhalb unserer Bildungsbewegung stände. Die Vorboten einer besseren Gestaltung sind eben durch ganz Deutschland zerstreut, und nur durch die vereinte deutsche Kraft wird diese Gestaltung erreicht werden.

Unter diesen Umständen ist es immerhin erfreulich, daß historische und namentlich auch technische Arbeiten, wie sie doch unsere Tagespresse jetzt öfter bringt, aus unseren Officiercorps hervorgehen und darin Verbreitung finden können. Auf dem technischen Feld war es vorzugsweise die Allgem. Mil.-Z., welche die Vorzüge des kleinen Calibers, das eben jetzt in der Schweiz wieder einen bedeutsamen Sieg gewonnen, mit Geist und praktischer Sachkenntniß verfochten hat. Daneben arbeitet sich auch die literarische Kritik in diesem Blatte, wie in der Berliner Militär-Literatur-Zeitung, aus der Gewöhnung oberflächlicher Schönrednerei oder einseitigen Absprechens heraus; immer freilich läßt sie noch sehr jene eindringliche unerbittliche Schärfe vermissen, die das Ergebniß einer überlegenen, im Princip klaren Sachkenntniß ist: es sind offenbar die berufenen Stimmen, die eigentlichen Fachmänner auf diesem Gebiet, noch zu wenig vertreten. Es kann das Alles nur in dem Maaße besser werden, wie der Rapport, worin die Presse mit ihren Lesern steht, sich bessert, wie das Bedürfniß der Mehrheit ein höheres wird. Was aber bei der großen Mehrzahl unserer Officiere noch viel zu wünschen übrig läßt, das ist nicht blos der Gang der

Bildung, namentlich der Vorbildung, an sich, sondern auch sein Zusammenhang und Zusammenwirken mit der Berufsthätigkeit. Ein Aufsatz in der Allgem. Mil.-Z., „Wissenschaftlichkeit im Militärwesen und die preußische Artillerie," wahrscheinlich aus der Feder eines preußischen Artillerieofficiers, hat den Hauptschaden treffend angedeutet. Es ist die außerordentlich geringe Verwerthung, welche die wissenschaftliche Vorarbeit der Schulen und der Prüfungen nachher im Berufe findet, — bekanntlich nicht blos ein Schaden unserer Heere, sondern geradezu aller Gebiete des öffentlichen Dienstes, der Justiz, der Verwaltung, der Finanzwirthschaft und selbst der Schule und Kirche. Es liegt dieser Schaden aber durchaus nicht in der Natur der Sache, nicht in einer unausfüllbaren Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis, sondern in der falschen Organisation des öffentlichen Dienstes. In Bezug auf die Vorbildung irrt jener Aufsatz: gerade dasjenige, was man jetzt in Preußen erstrebt, die allgemeine Reife nämlich, wie sie die Abiturienten der Gymnasien haben, ist für die höhere Arbeit auf allen Lebensgebieten, und so auch im Heere, das Richtige. Dagegen muß auch die Arbeit im Berufe dieser Vorbildung entsprechen. Die Organisation zeigt aller Orten bis in die höchsten Stellen hinauf eine heillose Ueberladung mit unselbständiger, rein mechanischer oder höchstens empirischer Thätigkeit, statt daß sie gleich in die Einrichtung der verschiedenen Stufen und Stellen, wie in die Zuweisung des Wirkungskreises derselben das Gesetz hineinlegen müßte, wonach jede Kraft ihrem wirklichen Gehalt nach gestellt und verwendet wird. Dazu die Menge der empirisch geschulten Kräfte, die man immer haben kann, in der Masse der niederen Stellen; die nothwendig geringere Zahl der höher Durchgebildeten in den höheren Stellen, die den weiten freien Blick und die damit zusammenhängende Selbständigkeit des Entschlusses und Charakters erfordern. Auf das Heer übertragen, würde das allerdings eine große Reform in der jetzigen Hierarchie der Officiercorps bedeuten, ansehnliche Vereinfachung, ansehnliche Verminderung der Stellenzahl, Erweiterung des Wirkungskreises der Unterofficiere u. s. w. Die Reform wäre aber nichts Vereinzeltes, sie würde bis in unsere Taktik, ja bis in die moralischen Eigenschaften hineinreichen, die wir auf unseren Schlachtfeldern brauchen.

Ich bin in die Betrachtung über die politische und wissenschaftliche Haltung unserer Presse und unserer Officiercorps viel tiefer hineingerathen, als ich anfangs dachte. Daher über ihre praktische Berufsarbeit, die ein eignes langes Capitel für sich ist, für diesmal nur noch zwei Worte. Es vertheilt sich auf diesem Gebiet das Verdienst des Kampfes um zeitgemäßen Fortschritt so ziemlich unter die verschiedenen bereits genannten Organe der militärischen Tagespresse; auch einige bereits dahingegangene Zeitschriften, wie z. B. die „Preußische Wehrzeitung," haben für einzelne Punkte ihren Antheil daran. In weitaus den meisten Fällen, wo wirklich etwas erreicht wurde, ging der Verwirklichung eine lebhafte Verhandlung in der Presse voraus. Ein neues System, eine bessere Methode der Ausbildung, die individuelle Entwickelung des Soldaten durch Fechten und Turnen, eine veränderte Taktik, die der neuen Ausbildung und Bewaffnung entspräche, die gezogenen Feuerwaffen und das kleine Caliber, eine erleichterte Ausrüstung und Bekleidung: das Alles sind Forderungen, für die bisher



in Flugschriften und Zeitungen immer mit einigem Erfolg gestritten wurde, wenn auch in Bezug auf gleichmäßige und zusammenhängende Durchführung noch sehr viel zu vermissen ist. Daß dies so unablässig und in immer weiterem Umfang geschehen durfte, ist an sich schon ein günstiges Zeichen für die Stellung unserer Officiercorps zu diesen Fragen. Und in der That findet man sie auch auf diesem Gebiet im Ganzen der Bewegung auf eine erfreuliche Weise zugänglich. Auf den ersten Blick scheint darin ein Unterschied zwischen dem preußischen Officiercorps und denjenigen der deutschen Mittelstaaten zu bestehen, indem das erstere auch an unhaltbaren Traditionen zäher festzuhalten scheint. Von der Allgem. Mil.=Z. läßt sich sagen, daß sie ziemlich gleichmäßig auf allen Gebieten den Fortschritt vertritt; sehr viel mehr freilich, als die meisten mittelstaatlichen Armeen: die oben genannten zwei Berliner Organe dagegen sind in einzelnen Punkten befangen; namentlich in der Uebertragung des Turnens in die militärische Ausbildung scheinen sie ganz in die Voreingenommenheit für ein System verfahren, das mit Recht von allen Seiten, auch innerhalb der Armee selbst, als eine Künstelei auf's Aeußerste bekämpft wird. Doch ist das Alles schwerlich etwas anderes, als der Schein, den die augenblickliche ungünstige Lage auf die Preußen wirft. Eine verschiedene Eigenthümlichkeit in den verschiedenen Heeren soll nicht geleugnet werden; doch stehen die preußischen Officiere in ihrer großen Mehrheit zu dieser militärischen Bewegung schwerlich anders, als die anderen und im literarischen Gefecht im Ganzen sind die preußischen Federn sicherlich im richtigen Verhältniß vertreten. Jener Schein rührt eben nur von der Gebundenheit her, in welcher die preußische Armee von oben, durch die Interessen einer kleinen militärischen Partei, festgehalten wird. Der kräftige Organismus wird auch dieses überwinden; inzwischen erkennt man bei der Gelegenheit doch, daß auch die Zerrissenheit Deutschlands ihre günstigen Wirkungen haben kann. Erst vor Kurzem berichtete die Allgem. Mil.=Z. über ein neues System der Elementartaktik der Infanterie, das nach ihrer Angabe vom Hessen-Darmstädtischen Kriegsminister von Wachter herrührt und dort auch in diesem Sommer noch zur praktischen Einführung kommen soll. Das System stellt sich als ein Ergebniß des langjährigen Streites über die Formen der neueren Taktik dar, in welchem zuerst ein preußischer Officier, v. Wittich, mit seiner Schrift: „das Fähnlein oder die Compagnie" einen kühnen Schritt gethan hat, an dem dann sich Autoritäten wie Jomini, Renard u. A. für und wider betheiligten, der schon bei der Errichtung und nachherigen Neuformation der schleswig=holsteinschen Armee theilweise praktisch ward und in den preußischen Compagniecolonnen zu einem ersten festen, leider nur vereinzelten Ergebniß führte. Das jetzige hessische System hat schon vielfache Anerkennung gefunden; es scheint in seinen Hauptgedanken klar und einfach gedacht zu sein und wird, wenn es, wie zu hoffen, die bevorstehende praktische Probe gut besteht, eine bedeutende Vereinfachung der taktischen Ausbildung, namentlich für größere Körper, also auch eine Abkürzung der Präsenz zur Folge haben können. Seine vollständige Durchführung setzt freilich wesentliche Veränderungen in der Organisation des Officier-, wie der Unterofficiercorps voraus. Denn wenn diese Selbständigkeit der Compagnie und ihrer Glieder in der künftigen Schlacht bestehen soll, so bedingt dies auch

Selbständigkeit und Sicherheit in der Haltung von Führern und Mannschaften, d. h. es werden an die geistigen und namentlich an die moralischen Factoren höhere Ansprüche gemacht. Man erkennt aber immer wieder, von welchem Punkt man auch ausgehen mag, daß wir in einer Entwickelung der umfassendsten Art sind, die nur mit dem Gelingen des ganzen Werks zuletzt auch den Erfolg der einzelnen Reform verbürgt.

Haben wir Aussicht, daß das große Werk, daß die Reform des deutschen Heerwesens gelingen werde? Die Nachrichten aus den letzten Wochen müssen uns in unseren Hoffnungen wieder weit zurückwerfen. Sie ließen sich freilich mit Bestimmtheit voraussehen, aber wer hält nicht die Hoffnung fest, bis die unerbittliche Gewißheit da ist? Der neue Gesetzentwurf der Regierung über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 10. Februar d. J. zerstört alle nahe Aussicht, daß Preußen seine Heeresreform in Uebereinstimmung mit der Volksvertretung und, wie man in diesem Falle mit zweifelloser Sicherheit hinzufügen darf, mit der weit überwiegenden Mehrheit des Volkes selbst hinausführen werde; mit anderen Worten, der Entwurf untergräbt die einzige Bedingung, unter welcher die Sache überhaupt als eine gesunde und gelungene hinausgeführt werden konnte. Was konnte aus dieser Reform für Preußen, für Deutschland werden, wenn an der Spitze des preußischen Heeres, wenn im Kriegsministerium, im Militärcabinet die Männer waren, die sie verstanden, die den Muth der Wahrheit besaßen! Sie enthielt, sie enthält noch alle Anlagen, ja man möchte sagen die nothwendige Forderung: für den ganzen großen Organismus des Heeres auf allen Punkten die Reformen anzuknüpfen, die zu seinem zeitgemäßen Ausbau gehören, die im größten Sinne mit seiner militärischen zugleich die Durchführung seiner politischen Aufgabe gewährleisten würden. Auf dem Wege aber, der jetzt betreten ist, liegt nichts von solchen Erfolgen; er führt zum Beifall, zur Bewunderung einer kleinen Partei, er gewährt daneben dem Herrn W. Rüstow und Genossen die Genugthuung, daß er Recht hatte mit seiner „Warnung vor den Compensationen in der preußischen Militärfrage;" aber zum Beifall von Deutschland führt er nicht. Es ist freilich eine That, die ich noch am Schlusse meines Briefes zu verzeichnen habe; aber in die Reihe der Thaten, welche die „Machtstellung Preußens" gründeten und befestigten oder in die Reihe der „moralischen Eroberungen" gehört diese That nicht.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 24. März 1863.

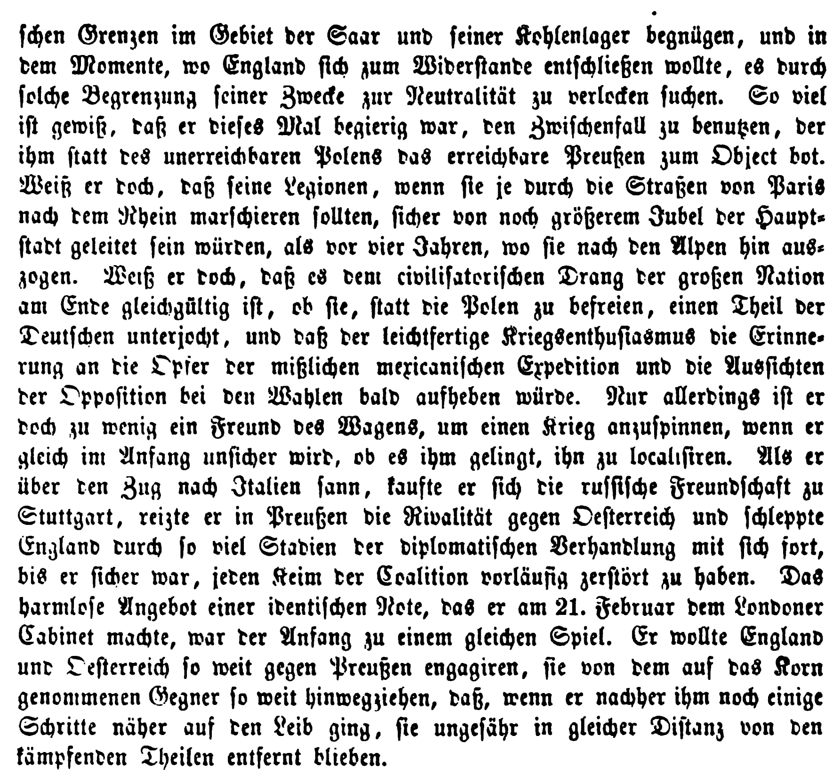
Als vor ein Paar Wochen das Abgeordnetenhaus seinen zweiten großen Kampf gegen das Ministerium führte, fiel von einem der hervorragenden Redner das Wort: „Wir wollen das Land seinem Könige, den König seinem Lande erretten." Es war gewiß ein Zeichen von der zersetzenden Gewalt unseres Conflicts, daß binnen Jahresfrist die Gemüther bis zu dem Punkt getrieben waren, wo sie in diesen Worten den Ausdruck ihrer Stimmungen und unserer Zustände



fanden. Zwischen den Mächten, die sich da am Ministertisch und im Hause gegenüber befanden, gab es kein Band mehr, das irgend wie auf einen sittlichen Zusammenhalt, auf eine Gemeinschaft der Arbeit, ja auf die Einheit des Staates hingewiesen hätte. Die kalte Rücksichtslosigkeit von der einen, die erbitterte Indignation von der andern Seite deutete auf den völligen Zerfall. Es war klar, dieses Staatswesen lag in der schwersten Krise, außer Stande, sich vor der Heilung derselben mit Kraft und Glück nach außen zu bewegen.

Und doch betraf eben jene Debatte einen Act der auswärtigen Politik, den nicht Bedürfniß und Nothwendigkeit, sondern ein willkürlicher Entschluß uns auferlegt hatte. Das Haus und das Land fühlten die politischen Verwicklungen voraus, in welche dieser Act uns stürzen werde; sie bewiesen, daß hier Interessen und Stellung Preußens ohne jeden denkbaren Zweck und Vortheil in Gefahr gebracht seien. Gleichwohl waren sie noch nicht über den Ernst der Vorgänge unterrichtet, welche damals im Westen sich abspielten.

Heute ist nun durch die französischen Depeschen und die englischen Berichte der Schleier theilweis gelüftet. Wir wissen jetzt, daß zu der Zeit, als Herr v. Bismarck die Idee eines gemeinsamen Grenzgürtels verspottete, eben jene Cooperation preußischer und russischer Truppen bei Verfolgung der Insurgenten in Paris den Vorwand zu einer Einsprache gegen uns gegeben hatte. Wir wissen, daß einen Tag vor dem kühnen Ausspruch unseres Ministerpräsidenten, er erwarte keine Rathschläge einer fremden Macht, jenes französische Actenstück unterzeichnet wurde, welches Herrn v. Talleyrand die Grenzlinien angab, innerhalb deren er zu dem Berliner Cabinet Stellung nehmen sollte. Die Sprache dieser Instruction war so rücksichtslos und vorwurfsvoll als möglich; mit dem directen schriftlichen Ausdruck seiner Gesinnungen zögerte Frankreich nur deshalb noch, weil es sofort in das erste Stadium seiner diplomatischen Action den Keim zu einer ernsten Verwicklung legen wollte. Der Vorschlag, den es am 21. Februar nach London, und, wie es scheint, alsobald auch nach Wien richtete, konnte nur die Absicht haben, den Gegner bei seinem Fehler festzuhalten und ihm den Rückzug möglichst zu erschweren. Wenn Preußen in der feierlichen Form einer identischen Note der drei Mächte angeklagt wurde, seine Rechte überschritten und durch seine unmotivirte Einmischung eine europäische Frage provocirt zu haben, so blieb ihm nur die Wahl, entweder von seinen übernommenen Verpflichtungen vor ganz Europa vertragsbrüchig zurückzutreten, oder sich auf den Krieg vorzubereiten. Viele von uns neigten sich bisher zu der Vorstellung, daß Napoleon einen Rheinkrieg und eine Beraubung Preußens in seinen linksrheinischen Gebieten scheue, weil mit diesem Raub auch Belgien seine Deckung nach Osten, mithin die Sicherheit seiner Existenz verlieren würde; weil also hier die Gemeinschaft der englischen und deutschen Interessen der Quell von Coalitionen werden müßte. Diese Vorstellung werden wir nach den Erfahrungen des vorigen Monats in etwas corrigiren müssen. Vielleicht gedenkt Napoleon III. auch hier, wie während und nach dem italiänischen Krieg, das Mißtrauen Europas durch die Vorsicht zu beschwichtigen, womit er den Krieg localisirt, und durch die Mäßigung, womit er seine etwaigen Siege benutzt. Vielleicht würde er sich, wie damals mit Savoyen und Nizza, so jetzt mit einer Rectification der französi-



schen Grenzen im Gebiet der Saar und seiner Kohlenlager begnügen, und in dem Momente, wo England sich zum Widerstande entschließen wollte, es durch solche Begrenzung seiner Zwecke zur Neutralität zu verlocken suchen. So viel ist gewiß, daß er dieses Mal begierig war, den Zwischenfall zu benutzen, der ihm statt des unerreichbaren Polens das erreichbare Preußen zum Object bot. Weiß er doch, daß seine Legionen, wenn sie je durch die Straßen von Paris nach dem Rhein marschieren sollten, sicher von noch größerem Jubel der Hauptstadt geleitet sein würden, als vor vier Jahren, wo sie nach den Alpen hin auszogen. Weiß er doch, daß es dem civilisatorischen Drang der großen Nation am Ende gleichgültig ist, ob sie, statt die Polen zu befreien, einen Theil der Deutschen unterjocht, und daß der leichtfertige Kriegsenthusiasmus die Erinnerung an die Opfer der mißlichen mexicanischen Expedition und die Aussichten der Opposition bei den Wahlen bald aufheben würde. Nur allerdings ist er doch zu wenig ein Freund des Wagens, um einen Krieg anzuspinnen, wenn er gleich im Anfang unsicher wird, ob es ihm gelingt, ihn zu localisiren. Als er über den Zug nach Italien sann, kaufte er sich die russische Freundschaft zu Stuttgart, reizte er in Preußen die Rivalität gegen Oesterreich und schleppte England durch so viel Stadien der diplomatischen Verhandlung mit sich fort, bis er sicher war, jeden Keim der Coalition vorläufig zerstört zu haben. Das harmlose Angebot einer identischen Note, das er am 21. Februar dem Londoner Cabinet machte, war der Anfang zu einem gleichen Spiel. Er wollte England und Oesterreich so weit gegen Preußen engagiren, sie von dem auf das Korn genommenen Gegner so weit hinwegziehen, daß, wenn er nachher ihm noch einige Schritte näher auf den Leib ging, sie ungefähr in gleicher Distanz von den kämpfenden Theilen entfernt blieben.

Wir danken es vorzugsweise der Wachsamkeit des englischen Cabinets, daß das Gewitter bei seinem ersten Zusammenziehn wieder zerstreut worden ist. Während sich Herr v. Bismarck im Abgeordnetenhause seiner Unnahbarkeit rühmte, sorgte Lord Palmerston dafür, daß er dieses Mal wenigstens mit einer mäßigen Lection davonkäme. Er ließ im Parlament wie in der Presse anfangs so tapfer auf Preußen losschlagen, als hätte er vergessen, daß die preußische Macht der einzige Wall ist, welcher am Rhein aufgerichtet steht. Er erreichte es dadurch, theils diesseits des Canals die Hintergedanken herauszulocken, die er durchkreuzen wollte, theils bei uns den Eindruck zu machen, dessen er bedurfte. Als dann der Vorschlag zu der identischen Note kam, lehnte er den Beitritt ab, und verfolgte seinen Weg in Berlin für sich allein, um hier das Object hinwegzuräumen, welches Frankreich die Handhabe zur Intervention bot. Es mag sein, daß die englische Depesche, welche hier vorgelesen wurde, herb genug war, daß sie mit dem Protest gegen die Convention drohte, aber sie wird zugleich von aufrichtigen Warnungen vor den Intentionen in Paris und von der Mahnung begleitet gewesen sein, den französischen Gelüsten den Vorwand zu nehmen. Es fand sich dann ein Ausweg, entweder indem man erklärte, daß die Convention bei der Richtung und den geringen Chancen des Aufstandes thatsächlich nicht in Kraft treten, also als suspendirt betrachtet werden könne, oder indem sich herausstellte, daß sie noch nicht ratificirt sei, daß über sie noch modificirende Verhandlungen schwebten.

Diesem Stadium verdanken wir die plötzliche Erklärung, daß die Ueberschreitung unsrer Grenzen durch die russischen Truppen in jedem einzelnen Falle von der diesseitigen Zustimmung abhängig gemacht sei. Jedenfalls verschwand von jetzt ab jede Spur von der Wirksamkeit des neuen Abkommens; es schien mit englischer Hülfe eines plötzlichen Todes gestorben zu sein, mochte dieser Tod nun ein wirklicher oder nur ein Scheintod sein. — Auf diesen raschen diplomatischen Zug des englischen Cabinets folgte ein zweiter. Kam es in dem ersten Fall darauf an, Frankreich den erwünschten Angriffspunkt zu entreißen, so handelte es sich jetzt darum, das von Frankreich geschonte und umgangene Object wieder als das isolirte und einzige Ziel der Beschwerden und Anforderungen hinzustellen. An Rußland erging in der Depesche vom 2. März die Mahnung, seine vertragsmäßigen Verbindlichkeiten von 1815 gegen die Polen zu erfüllen; ihm gegenüber wurden alle Garanten der Wiener Verträge, Preußen nicht minder als die übrigen, auf die andere Seite gestellt; sie wurden ersucht, diesen Schritt des englischen Cabinets zu billigen und ihm ihre freie Unterstützung zu leihen. Es sollte Alles, was momentaner Zwischenfall war, der zeitige Aufstand und die Convention, die sich an ihn geknüpft, in den Hintergrund geschoben, der Rechtsboden der Verträge allein vorangestellt werden. Bekanntlich ist das Napoleonische Frankreich kein Freund der Wiener Stipulationen; weit nachdrücklicher als auf den Art. 1 der Congreßacte, beruft es sich für Polen auf die Erinnerungen seiner Geschichte, auf die Sympathien für eine befreundete und leidende Nationalität, auf den Pulsschlag der öffentlichen Meinung, den der Kaiser allerdings sorgsam befühlt, den zu beschleunigen oder zu retardiren er aber auch einen reichhaltigen Vorrath von medicinischen Mitteln besitzt. In dem „rothen Prinzen" verzerrt sich jene Abneigung gegen den gegenwärtigen europäischen Rechtsbestand zum Haß gegen die Thatsache überhaupt, daß es für die brutale Gewaltsamkeit eine hemmende Rechtsschranke giebt. Er erwähnt die europäischen Verträge nur, um sie zu verfluchen; ja, er verachtet sie so sehr, daß ihm jede Ignoranz in Betreff ihrer Entstehung und Geschichte als erlaubt erscheint.

So sind wir durch die Raschheit und Besonnenheit Anderer für den Augenblick einem Conflict entronnen, in den unser heutiges Regiment uns sorglos hineingezogen hatte. Freilich ist die Rolle, welche das officielle Preußen bei diesen Hergängen gespielt hat, keine beneidenswerthe gewesen. Man bemühte sich denn auch, die Verlegenheiten, in die man sich selbst gebracht, auf fremde Schultern abzuladen. Als im Westen der Sturm gegen die Convention losbrach, sollten die oppositionelle Presse und das Abgeordnetenhaus durch ihre Uebertreibung der Thatsachen die Besorgnisse des Auslandes geweckt und genährt haben. Da man nun nicht erwarten konnte, hiermit Glauben zu finden, so wurden noch andere Künste in Bewegung gesetzt. Es wurde behauptet, nur das Petersburger Cabinet sei an dem ganzen Ungemach schuld; denn indem es in Wien Schritte gethan, um Oestreich zu der Convention hinüberzuziehen, habe es in Paris die Besorgniß vor einer östlichen Coalition und damit den Entschluß zum Widerstande geweckt. Aber von Wien ging die positive Erklärung aus, daß Rußland derartige Versuche gar nicht angestellt habe. Als dann die

Suspension oder die Ausdeutung der wichtigsten Bestimmungen der Convention nothwendig geworden war, sollte dieser Rückzug durch den Hinweis auf die Antipathien der altrussischen Partei und die Neigungen des Fürsten Gortschakoff verdeckt werden. Bei dem Haß, den jene gegen die Deutschen, also auch gegen eine Unterstützung durch Preußen hegen, bei der Tendenz, welche dieser zur französischen Allianz habe, stehe ein Festhalten und eine Ratificirung des Abkommens kaum zu erwarten. Die Bekenntnisse, die man in Frankreich zur Beschwichtigung der öffentlichen Stimmungen ablegte, waren offener und stärker. Da wurde in den bekannten Artikeln des Journal des Débats gerade heraus eingestanden, daß eine Uebereilung vorgekommen sei, und daß die Urheber der Convention entschlossen seien, sie fallen zu lassen. Von einer Verfolgung der Aufständischen auf preußisches Gebiet werde nicht mehr die Rede sein. Das Londoner Cabinet habe bereits ohne Bedenken die Erklärung des Grafen Bernstorff entgegengenommen, daß die getroffenen Vereinbarungen politisch als non avenus betrachtet werden könnten. Hier ist also zugegeben, daß man eine Unvorsichtigkeit begangen, aber sie wieder gut gemacht habe und daher um Nachsicht bitte. Indessen in Paris war man nicht gemeint, uns eine eclatante Demüthigung zu ersparen. Der Moniteur erhielt den Auftrag, die Depesche vom 17. Decbr. auch in dem Theil zu publiciren, welcher constatirte, daß der von Hrn. v. Bismarck in Abrede gestellte gemeinsame Grenzgürtel zu den Bestimmungen der Convention gehörte. Es wurde also officiell festgestellt, was Preußen ursprünglich beabsichtigt und wie es genöthigt worden sei, vor dem Drohen Frankreichs zurückzuweichen. In der That, wir suchen vergeblich nach einer Zeit, wo fast ganz Europa sich einer solchen Rücksichtslosigkeit gegen uns befleißigt hätte, wie seit der kurzen Amtsverwaltung des Herrn von Bismarck. Bei der ersten Nachricht von der Convention erklären die englischen Minister vor dem Parlament einen solchen Schritt für eine Verunehrung Preußens. Dann beschweren sich Beamte aus der Umgebung des Großfürsten in Warschau und officiöse russische Blätter über die Zudringlichkeit unsers Hülfsanerbietens. Mitten in die Anklagen und Verurtheilungen vom Westen her, wirft Graf Rechberg sein Circularschreiben vom 28. Februar hinein und sucht durch die Denunciation der vielberufenen Worte: daß das Haus Habsburg den Mittelpunkt seiner Monarchie nach Ofen verlegen möge, unsre Politik zu einer humoristischen Figur zu machen. Jetzt endlich erscheinen die französischen Depeschen und im Tone schroffster Rüge wird uns hier vorgeworfen, daß wir durch unsre „Fehler und übereilten Entschlüsse" uns selbst in Verlegenheiten und die europäischen Cabinette in Verwicklungen stürzten. So erndten wir Tadel und schlechten Dank, Hohn und gebieterische Zurechtweisungen von allen Seiten. Unsere heutige Politik besitzt ein merkwürdiges Talent, wie das eigene Land, so die öffentliche Meinung vor Europa gegen sich aufzureizen. Diese Fahrigkeit, welche ohne System allenthalben anbindet, heute die Spitze gegen Oestreich kehrt, morgen sich ohne Noth in einer heiklen Frage mit Frankreich brouillirt — es müßte wunderbar hergehen, wenn ein solches Verhalten uns nicht völlig isolirte, wenn die Freunde uns nicht endlich als unzuverlässig im Stich ließen und die Gegner nicht den Moment erspähten, um unsre Blößen zum Angriff zu benutzen.



Man hat allerdings sich Mühe gegeben, hinter den letzten Thaten des Herrn von Bismarck einen tiefern Zusammenhang zu suchen. Eben jetzt geht durch die Blätter ein Bericht, der die Convention als einen einzelnen Zug in einer größeren politischen Action darstellt. Rußland, so sagt man, hatte einen neuen Schlag im Orient vorbereitet; bei seinen Eroberungen im Süden sollte ihm Preußen im Westen den Rücken decken und dafür Congreßpolen bis nach Warschau hin, und, falls es zum Kampf mit Oestreich käme, auch noch einen Theil von Galizien erhalten. Für diese Pläne war Herr von Bismarck in Petersburg gewonnen, in Paris sollte er dann durch das Anerbieten Aegyptens für den Beitritt zu der russisch-preußischen Allianz wirken, und die Aussichten schienen nicht ungünstig zu sein. — Man sieht, von welchem Punkt aus diese Construction entstanden ist. Die angeblichen Aeußerungen des preußischen Ministerpräsidenten gegen Hrn. Behrend waren frappant, sie schienen doch auf irgend einem Hintergrund zu beruhen. Wenn Herr von Bismarck hoffen konnte, in Polen ein tüchtiges Stück Land zu gewinnen, so mußte er etwas mehr leisten, als einige Haufen Sensenmänner niederschlagen helfen, er mußte Rußland in großen Eroberungsplänen — also im Orient Deckung geben. Bei dieser Combination ist nur übersehen, daß der Gedanke jener Tripelallianz zur Erledigung der orientalischen Frage in Petersburg wohl nie eine festere Gestalt gewonnen hat, als die von vagen und unbestimmten, durch Herrn von Bismarck vielleicht persönlich vertretenen Wünschen; und daß in Paris für jeden Versuch dieser Art der Boden in dem Augenblick weggezogen war, als Herr Drouyn de Lhuys in das Amt trat. Dann aber suchen wir in der Geschichte der Allianzen Rußlands vergebens nach einem Moment, wo es sich die Hülfe für einen Eroberungskrieg durch die Ertheilung einer Anwartschaft auf mehr als tausend Quadratmeilen seines Gebiets erkauft hätte. Seit anderthalb Jahrhunderten ist der Zug seiner Politik stärker noch als nach Süden, nach Westen gerichtet, und alle polnischen Verlegenheiten werden es nicht vermögen, sich über die Weichsel zurückwerfen zu lassen. Die Behauptung seiner heutigen vorgeschobenen Position, von welcher aus es seinen Druck auf Deutschland ausübt, ist für Rußland trotz aller Schwierigkeiten ein ebenso feststehendes Dogma, wie etwa für England der Schutz Belgiens oder Aegyptens. Wenn Herr von Bismarck der Träger einer Coalition wäre, welche dieses letztere Land an Frankreich bringen wollte — es ist freilich vor der Vernichtung der englischen Marine überhaupt nicht zu haben — so sind wir unsererseits gewiß, daß die englischen Staatsmänner uns mit Genugthuung an's Messer geliefert und sich begnügt hätten, vor dem Angriff auf unsre Grenzen die nothdürftigsten Garantien für Belgien zu erhalten.

Wir erklären uns die Phrasen von polnischen Gebietserwerbungen auf viel einfachere Weise. Warum sollte nicht die Jahre lange Aufregung in Polen, das Zusammentreffen dieser Scenen mit den schwierigen Maaßregeln der Bauernemancipation am Petersburger Hofe hier und da die Aeußerung des Unmuthes hervorgerufen haben: dieses Polen ist eine Schwächung und Verlegenheit für Rußland, man muß sich von ihm befreien; wie etwa wir den harmlosen Ausspruch thun, daß wir der Polen noch zu viel hätten, und gern ihrer zwei gegen einen Deutschen austauschen möchten. Phantasievolle Leute mögen solche Aeu-

ßerungen leicht als ernste Symptome der Hülflosigkeit und des Ueberdrusses nehmen, und wenn dann ein offner Aufstand losbricht, die kühne Hoffnung daran knüpfen, daß er den Russen über den Kopf wachsen und sie einen guten Preis für die Intervention bezahlen würden. Der Gesichtskreis der Partei aber, die jetzt bei uns herrscht, und die auch zu dem Abschluß der Convention hingedrängt hat, reicht nicht weiter, als bis zu der Vorstellung von der Solidarität der conservativen Interessen. „Die Revolution ist die sechste Großmacht, ihre Häupter in Italien, Deutschland und Polen sind solidarisch verbunden;" das war es etwa, was die Kreuzzeitung zur Rechtfertigung unsrer Dienstbeflissenheit gegen Rußland vorzubringen wußte. Auch giebt es unter dieser Partei wohl Köpfe, deren Gedanken über Herrn von Bismarck hinausreichen und die sich erinnern, daß es die polnische Frage war, die zwischen Napoleon I. und Kaiser Alexander eine unausfüllbare Kluft aufriß, und der Anlaß zum Kriege von 1812 und zur Coalition der östlichen Mächte gegen Frankreich wurde.

Die erste Aggression Frankreichs ist also mißglückt, und wir haben uns zu fragen, welche weitere Gefahren unsere Situation in sich trägt. Da ist es zunächst ein beachtungswerthes Symptom, daß das Pariser Cabinet keine Scheu getragen hat, die Actenstücke vom Februar und Anfang März publiciren zu lassen. Es mochte des Kaisers Wunsch sein, der Nation den Beweis zu liefern, daß er die Initiative in der polnischen Sache ergriffen, und in seinem weiteren Vorgehen nur durch die Treulosigkeit des englischen Cabinets verhindert worden sei. Indessen bleibt es doch ungewöhnlich, Schriftstücke, die, wie selbst der Staatsanzeiger fühlt, nach Form und Inhalt zur Mittheilung an eine befreundete Regierung wenig geeignet sind, in das Publicum zu werfen, und von der beabsichtigten diplomatischen Intervention aller Welt zu erzählen. Zu einem solchen Schritt würde sich die französische Regierung kaum entschließen, wenn sie nicht die Absicht hätte, ihre Beziehungen zu Preußen zu verschlechtern. Dazu kommt, daß die nach Petersburg gerichtete Depesche den Kaiser für irgend eine Action engagirt. Er kann doch nicht, wie das Julikönigthum, mit Sympathien kokettiren. Da er den Franzosen nichts zu bieten hat, als die Freude an der Macht, so müssen seine Demonstrationen von Erfolg sein. Ein wesentlicher Erfolg ist aber durch diplomatische Verhandlungen bei Rußland nicht zu erwarten; Rußland wird bis zur vollen Dämpfung des Aufstandes jede Concession von der Hand weisen, und auch später schwerlich bis zur Constitution von 1815, der Herstellung des Dualismus innerhalb seines Reiches zurückgreifen. Auf diese Verhältnisse nun irgend einen Druck zu üben, fehlt es Frankreich an den wirksamen Mitteln. Rußland ist wegen der geographischen Bedingungen für seine Macht direct nicht faßbar; selbst der gewagte Gedanke einer Landung in Riga würde nur mit Hülfe der englischen Flotte durchführbar sein. Die polnische Sache wird also den Kaiser immer in die schwierige Lage bringen, daß er zur Beschwichtigung der Geister etwas thun muß, während sowohl die physischen Verhältnisse, wie sein politisches Interesse ihn verhindern, seine Action direct gegen Rußland zu richten. Fassen wir dies zusammen, so fühlen wir uns außer Stande, die schmeichelnden, auf Einschläferung des erregten Mißtrauens berechneten Worte, welche Herr Billault im französischen Senat für das preußische



Volk und sein Parlament verschwendet hat, hoch zu veranschlagen. Jedenfalls ist Preußen seit dem Februar in eine engere Beziehung zu Rußland, in eine starke Entfernung von den anderen Mächten gerathen. Das ist — bei der augenblicklichen Schwäche der militärischen und finanziellen Kräfte Rußlands — an sich keine beglückende Lage: aber wir wissen auch nicht, welche Handhaben Louis Napoleon noch hat, um sie nachträglich auszubeuten. Ueber den Inhalt der Convention schwebt noch ein undurchdringliches Dunkel; es wird behauptet, daß sie nicht ratificirt sei, — gleichwohl sind wir nicht sicher, ob nicht formelle, nur suspendirte Verpflichtungen existiren, an die uns die Russen eintretenden Falles erinnern können. Und eben so wenig sind wir gewiß, daß mit der Zerstreuung des Langiewicz'schen Corps die Kraft der polnischen Agitation gebrochen ist. Eine Organisation, die seit mehr als zwei Jahren die Regierungsgewalten lähmt, Hauptstadt und Land unter ihrem Terrorismus gefangen hält, sinkt nicht mit der Flucht von einigen tausend Sensenmännern zusammen. Wir meinen also, daß der Krater in Polen noch lange nicht ausgebrannt ist, und, auch abgesehn hiervon, halten wir unsre Lage für schwierig, seitdem wir zu Frankreich in eine durch keine Phrase zu verdeckende Spannung gerathen sind, ohne irgend wo sonst einen verläßlichen Stützpunkt zu haben.

Die Besorgnisse wegen der Erhaltung des Friedens sind durch die Beflissenheit vermehrt, mit welcher die Napoleonische Politik Oestreich zu umwerben scheint. Daß die Stellung, welche Fürst Gortschakoff während des italiänischen Kriegs einnahm, daß ferner die starke Sprache, welche Herr von Bismarck im December führte, in Wien nicht vergessen sind, läßt sich bei dem guten Gedächtniß der dortigen Staatsmänner erwarten. Indessen vor der Berliner Eroberungslust braucht Graf Rechberg sich jetzt nicht zu fürchten; er hat seit dem Amtsantritt des Grafen Bernstorff in dem Kampfe um das deutsche Terrain steigende Fortschritte gemacht; er ist allmählich aus der Defensive in die Aggression übergegangen, hat uns mit Reformvorschlägen für den Bund bedrängt und zur Sprengung des Zollvereins nicht ungefährliche Minen gelegt; sein Interesse ist es also nicht, daß unser heutiges politisches System durch eine große äußere Gefahr umgeworfen werde. Die Rancüne gegen Rußland aber ist doch schwerlich stärker, als das Mißtrauen gegen den Mann, der die östreichische Macht in Italien gebrochen hat. Was speciell die polnische Frage betrifft, so hat der französische Minister nur theilweise Recht, wenn er sich in seiner Depesche vom 19. Februar darauf beruft, daß die Haltung Oestreichs in allen Phasen jener Frage seit einem Jahrhundert von der der beiden andern Ostmächte verschieden gewesen sei. Man hat sich von Wien aus so wenig wie von Berlin dem Zerstörungswerk entgegengestemmt, welches die moskowitische Politik in Polen mit Hülfe seines entarteten Adels vollzog, und wenn Maria Theresia sich gegen die erste Theilung sträubte, so war es doch zuletzt das hastige östreichische Zugreifen, wodurch das Verhängniß sehr gegen den Willen des besorgten und zögernden preußischen Königs entschieden und beschleunigt wurde. Als dann die zweite Theilung durch das, jetzt kaum noch zu hindernde Vorwärtsdringen Rußlands vorbereitet wurde, hatte Oestreich sein Auge auf Baiern geworfen, und begehrte seinen Antheil an der polnischen Beute, sobald jenes Ziel weit in die Ferne

rückte. Die völlige Auflösung des polnischen Reichs verabredete und vollzog es mit Rußland allein unter Ausschluß der preußischen Mitwirkung. Ja, auch der letzte spärliche Rest, an den sich das Andenken an das einstige Dasein der alten Republik knüpfte, — Krakau, nahm es wider die Verträge und unter den Protesten der Westmächte in Besitz. Nur so viel ist richtig, daß Oestreich nicht wie Preußen seine Existenz und den Zusammenhang seines Gebietes dem zurückgedrängten Slavenreich abzuringen hatte, daß die alte Tradition ihrer Allianzen gegen die Türken und die Gemeinschaft des Katholicismus die beiden Staaten einander näher hielt. Auch regte sich bei gewiegten Politikern, wie Kaiser Leopold, endlich die Sorge vor den reißenden Fortschritten Rußlands im Orient; vorübergehend wurde der Grundsatz aufgestellt, daß die Erhaltung eines polnischen Zwischenreichs den östreichischen Interessen entspreche, und wurden demgemäß Verfassungsreformen in Polen begünstigt und Verträge zum Schutz seiner Integrität abgeschlossen. Gleichwohl hat die Wiener Politik jenen Grundsatz 1815 nicht mit Ernst vertreten; es war ihr wichtiger, Preußen zu schmälern, demselben Sachsen und die Pässe von Böhmen zu bestreiten, als durch liberales Eingehen auf dessen gemäßigte und berechtigte Wünsche alle Mächte gegen die Prätensionen des Kaisers Alexander zu vereinigen. Bei der Revolution von 1831 nahm dann Metternich dieselbe Stellung ein, in der Oestreich wahrscheinlich auch heute verharren wird. Es hatte damals wenig Ursache, wegen der Rückwirkung der polnischen Ereignisse Sorge zu tragen; die ungarischen Stände besaßen noch die Freiheit, ihre Steuern und Truppenaushebungen zu bewilligen; und der rußniakische Bauer gab in Galizien eine Garantie gegen die Gelüste des polnischen Adels. Dagegen hatten die Heerzüge des Czaren jenseits des Balkan die Gefahr näher gerückt, daß es im Südosten von der Bukowina an bis hin nach Orsova und der Militärgrenze durch Rußland umfaßt und von der Donau und dem schwarzen Meere abgeschnitten werden würde. Gleichwohl begnügte sich Metternich mit strenger Neutralität und humaner Behandlung der Insurgenten, und sah passiv zu, wie Kaiser Nicolaus Verfassung und nationales Heer, also gerade die Institutionen aufhob, mit deren Zusicherung allein der Wiener Congreß es vor seinem Gewissen entschuldigte, daß er die russische Macht vor Thorn und Krakau hatte vorrücken lassen. Die Rücksichten, welche Oestreich abermals nahm, sind heute durch sehr reelle Bedenken verstärkt. Wohl wäre es in seinem Interesse, daß die Wunde am Leibe Rußlands fortblutete, daß eine russische Armee von 100 bis 150,000 Mann dauernd erforderlich bliebe, um Polen in Schach zu halten; aber wie heute die Verhältnisse in Ungarn liegen, würde eine selbstständige polnische Verfassung auch in dieser Nation die Feindschaft gegen das Februarpatent verstärken, und um diesem separatistischen Drang trotzen zu können, müßte Oestreich an Deutschland und an Preußen den festen Rückhalt haben, der ihm fehlt. Diese Ueberlegung, die Erinnerung an den Besitz Krakaus und die Besorgniß, den Haß des Petersburger Hofes durch die Unterstützung einer Angelegenheit zu stärken, bei der es am Ende doch am Erfolg, also an dem politischen Nutzen fehlt, wird das Wiener Cabinet von einer diplomatischen Verwendung für die polnische Sache zurückhalten. Gegenüber der Convention und Preußen aber war sein Verhalten durch andere Er-



wägungen bedingt. Es ist doch klar, daß ein Krieg am Rhein sich schwer localisiren läßt, daß er für die Italiäner das Signal zur Befreiung Venedigs werden würde. Ehe Oestreich sich in den diplomatischen Feldzug gegen Preußen mitschleppen ließe, müßte es doch Sicherung an jenem bedrohten Punkte oder vielmehr die Garantie haben, im Fall eines Angriffs auf Venedig die Chancen des Kriegsglücks ungehemmt verfolgen zu können. Würde diese Garantie gegeben, dann allerdings läge für den Wiener Hof eine große Verlockung vor. Denn Italien wird, wie Billault ironisch bemerkte, eines Tages zwar mächtig werden, gegenwärtig ist es noch zu jung, um mit seinem vollen Gewicht in die Wagschale zu fallen. Sein isolirter Kampf mit Oestreich würde kaum einen andern Ausgang nehmen als 1848. Aber Louis Napoleon kann das Werk, das er hier gegen Oestreich aufgebaut hat, von seinem Gegner nicht wieder einreißen lassen; er hat zur Zeit der Warschauer Zusammenkunft die an ihn abgetretene Lombardei selbst für den Fall eines von den Italiänern provocirten Kriegs für ein noli me tangere erklärt; er wird sich auch wegen Venedigs und Roms nicht durch Versprechungen binden, die seine künftigen Bewegungen dauernd hemmen. So thürmen sich gegen ein Einverständniß Oestreichs und Frankreichs die Schwierigkeiten auf, welche der Krieg von 1859 geschaffen hat; wir glauben, daß an ihnen auch die so eben in Paris hingeworfene Idee eines Congresses scheitern würde, falls man sie überhaupt ernstlich verfolgt. Oder sollte man sich in Wien durch trügerische Vorspiegelungen eines Gebietszuwachses in Deutschland, etwa durch Aussichten auf Schlesien verführen lassen? Solche Verführungsversuche würden mit den hier wiederholt angedeuteten französischen Propositionen, Preußen bei der Annexion Norddeutschlands, bei der Erwerbung der deutschen Suprematie zu unterstützen, auf gleicher Stufe stehen. Man ist in Berlin gegen diese Winke unzugänglich gewesen; sollte es gelingen, das Wiener Cabinet durch solche Danaergeschenke zu gewinnen? Wir haben keinen zu hohen Begriff von dem gesammt-deutschen Patriotismus der Wiener Staatsmänner; wir sind überzeugt, daß, wenn der Krieg gegen Preußen eine beschlossene Sache wäre, sie alle Neigung haben würden, uns die Neutralität von 1859 zu vergelten, an den Oberrhein ein Beobachtungscorps zu schicken, und ihre Kraft auf Italien zu werfen. Aber wir bauen doch auf ihre Vorsicht und Ueberlegung; die Erfahrungen, die sie kaum drei Jahre nach ihrer Allianz mit den Westmächten gemacht haben, sind wenigstens belehrend genug, um von der thätigen Herbeiführung von Krisen abzuhalten, bei denen zuletzt doch nur die Napoleonische Macht ihre Rechnung finden würde. Diese Stimmung scheint bisher in Wien die Oberhand zu haben. Das Wiener Cabinet hat sich zwar beeilt, in Paris die Solidarität mit der preußisch-russischen Convention abzulehnen, und hierdurch vielleicht dazu beigetragen, die französischen Gelüste zu verstärken; später aber hat es sich geweigert, mit Frankreich gegen Preußen zu cooperiren, und es scheint sich seitdem auf der Linie zu halten, auf welcher sich die umsichtige und wachsame Politik Englands bewegt.

Versetzen wir uns aus der trüben Wirklichkeit für einen Augenblick in die Illusion, daß unsere Politik nach großen Interessen geleitet würde, so würde die Position, die wir den polnischen Verhältnissen gegenüber einnähmen, wahr-

scheinlich entgegengesetzt sein. Es giebt keine Frage, bei welcher die beiden Großmächte des deutschen Bundes sich leichter zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden könnten, als die polnische. Rußland forderte 1815 das Herzogthum Warschau, um, nach Pozzo's Worten, seinen Leidenschaften und seinen Interessen, seinem Stolz und seiner Macht einen größeren Spielraum zu schaffen, und die Erfahrung eines halben Jahrhunderts legt Zeugniß davon ab, wie es von jenem gewaltigen Angriffsposten aus Oestreich und Preußen abwechselnd bedrohte oder in Abhängigkeit erhielt, wie es seine kühnen Phantasien bereits bis zum Anerbieten eines Protectorats über die kleineren deutschen Dynastien steigerte. Wenn es ihm gelingt, das spröde polnische Element zu assimiliren und so den vollen Gebrauch seiner nur momentan stockenden Kräfte zu gewinnen, so ist das Vorschieben seiner Grenzen vom Pruth bis an den Balkan nur noch eine Frage der Zeit, deren Lösung auch durch einen zweiten Krimmkrieg nicht dauernd verhindert werden könnte. Gegen Preußen aber wird bei seinen Bewegungen in Deutschland sich dann in verstärktem Maaße der Druck fühlbar machen, den Kaiser Nicolaus 1850 zu unserer Demüthigung auf uns übte. In allen Phasen einer deutschen Union wird sich Rußland auf Oestreichs Seite werfen, wie es bei jeder Krise, die es im Orient heraufbeschwört, bemüht sein wird, uns an sich heranzuziehen und von dem Kaiserstaat abzutrennen. So gegen einander abwechselnd ausgespielt, werden Preußen wie Oestreich nur dem Spiel des dritten Mächtigeren dienen, während sie selbst in ihrem eigenthümlichen Beruf nicht erheblich von der Stelle kommen. Es ergiebt sich hieraus, daß es im Interesse beider Staaten liegt, gegen ihren östlichen Rivalen zusammenzugehen; und sie könnten dies für eine lange Strecke Wegs, da der Kampf, der zwischen ihnen selbst bevorsteht, noch in geraumer Zeit nicht zum entscheidenden Austrag kommen kann. So würden sie wohlthun, ihre Plänkeleien in Deutschland zu vertagen, sobald sich ihnen die Gelegenheit bietet, zur dauernden Schwächung Rußlands zusammenzuwirken. „Eine polnische Verfassung," sagte Stein in einer Denkschrift 1815, „wird den Gang der russischen Regierung hindern, die Bewegung der Leidenschaften und der polnischen Unruhe gegen sie leiten und in Rußland eine sehr große Unzufriedenheit erregen; sie wird also keineswegs ein unvortheilhafter Zustand für die Nachbarn sein." Man wirft unserer preußischen Politik vor, daß es ihr an Tradition, an Schule fehle; dieser principielle Mangel scheint uns durch den Umstand verschlimmert zu werden, daß in die polnischen Entschlüsse dann doch wieder einzelne Erinnerungen eingreifen, die aber einer längst vergangenen Zeit und völlig anderen Verhältnissen entnommen sind. Preußen lag als deutsche Ostmark Jahrhunderte lang im Gemenge mit dem Polenreich; nach dem Untergang desselben bis zu dem Frieden von Tilsit bestand es zu mehr als einem Drittel aus slavischem Boden. Durch die Wiener Verträge wurde es dann von Warschau und dem Ufer der mittleren Weichsel weit nach Westen bis an die Prosna zurückgedrängt. Die List und das Uebelwollen der Gegner, die den neuen Aufschwung seiner Macht beneideten und fürchteten, kam ihm zu gut; es scheiterte in seinem Streben, sich im Osten zu einem Ganzen abzurunden; es wurde aus einem halbslavischen zu einem deutschen, zwar unfertigen, aber eben deshalb zur nationalen



Entwicklung gedrängten Staat. Auf dem geringen polnischen Terrain, das ihm blieb, drang die germanische Cultur überwältigend vor; als in der Verwirrung von 1848 an eine selbständige Organisation der polnisch-preußischen Districte gedacht wurde, ließ sich durch die Demarcationslinie nur noch ein schmales Stück östlich von Posen ausschneiden, wo die Deutschen in entschiedener Minorität waren. Gleichwohl wirkt die Tradition von der schärferen Stellung, welche Preußen einst gegen die Polen einnahm und einnehmen mußte, auch heute in unsern höheren Kreisen noch fort, obwohl es ein Süd- und Neuostpreußen und ein Neuschlesien auf der preußischen Karte längst nicht mehr giebt. Dagegen hat der große Zielpunkt, welcher durch die Zerstreuung unserer Gebiete im Osten, Westen und Südwesten Deutschlands der preußischen Krone wie dem preußischen Volk aufgezwungen ist, bisher nur den Einfluß geübt, vorübergehende Wünsche und Velleitäten zu erregen. Noch sind wir weit davon entfernt, daß diese Aufgabe als die entscheidende Existenzfrage angesehen würde, auf die alle anderen Verhältnisse, die äußeren, wie die inneren berechnet und eingerichtet werden müssen. Mit diesem Mangel an politischer Fortentwicklung steigen die Chancen einer deutschen Revolution, der es freilich auch bei ihrem zweiten Anlauf kaum gelingen wird, die Einheit auf parlamentarischem Wege zu machen, die aber stark genug sein wird, das Chaos zu verbreiten, und was noch nicht allzulange zusammengefügt war, zu zersetzen. Soll dieses Unheil abgewandt werden, so muß in der Nation die Zuversicht entstehen, daß sie im Vorwärtsschreiten nach diesem Ziel begriffen ist; daß die preußische Politik, wie sie die innern Staatszustände fortbildet, so nach Außen die Verhältnisse vorbereitet, welche bei der nationalen Umgestaltung zu Hülfe kommen müssen. An den entscheidenden Vollzug dieser Umgestaltung aber ist im Ernst nicht zu denken, so lange jenseits des Rheins oder diesseits der Weichsel eine große Militärmacht steht, die ihre Neutralität uns nur gegen die gefährlichsten Opfer verkaufen, die im andern Falle sich beeilen würde, Oestreich und allen Gegnern der nationalen Einigung einen Stützpunkt zu bieten. Wir können jedoch darauf rechnen, daß im Westen auf die heutige Anspannung der Macht neue innere Erschütterungen erfolgen; und die polnischen Erhebungen boten uns im Osten das Mittel, zusammen mit dem Kaiserstaat die Krisen des russischen Reiches zu fördern. Damit war uns für die Zukunft gedient, für die Gegenwart der Napoleonischen Intrigue die Waffe aus der Hand gewunden, und unsere Stellung den Interessen und Sympathien Englands nahe gebracht. Jetzt ist von alledem das Gegentheil geschehen; und die Schlappe, die wir in Folge dessen erlitten haben, wird mit schlimmen Wirkungen auf manchem andern Gebiet verknüpft sein. Noch eben als unbesonnene Friedensstörer von England zurechtgesetzt, würden wir dort keinen guten Empfang zu erwarten haben, wenn wir heute mit unsern Beschwerden gegen Dänemark kämen. Wir müssen auf den Hülferuf aus Itzehoe schweigen, obwohl uns die Consequenz unserer bisherigen Schritte, und die Ehre zu reden gebieten. Für unsre Gegner in der Zollfrage aber sind unsre jüngsten Verlegenheiten ein belebender Trost. Was kann Frankreich an dem Handelsvertrag liegen, da es, statt bis zu seiner Durchführung die freundschaftlichen Beziehungen mit Preußen zu pflegen, jetzt sogar an einen Bruch des Frie-

dens gedacht hat? Der Widerstand gegen den Tractat wird also andauern und wachsen; und wenn er in der letzten Stunde trotz der östreichischen Lockungen nachläßt, so mögen wir dem Himmel danken, daß der Zwang der volkswirthschaftlichen und finanziellen Bedürfnisse stärker ist, als die Wirkung unsres Ungeschicks.

Notizen.

Der Name des Herrn Onno Klopp hat eine so hinreichende Berüchtigtheit erlangt, daß es, wenigstens gegenüber den Lesern dieser Blätter, überflüssig wäre vor seiner fanatisch-tendenziösen Geschichtsmacherei zu warnen oder sie mit Präservativen dagegen zu versorgen. Die Geschichte ist eben für diesen Mann die Form, in der er seiner parteiischen Verbissenheit Luft macht, das Mittel, durch das er, so geschickt wie dreist, so scrupellos wie kunstvoll für seine Parteizwecke agitirt. Die Krankheit des Katholischwerdens hat sich schon seit längerer Zeit aus den Formen der Philosophie und der Kunstbegeisterung in die der Geschichtschreibung geworfen. Ein etwas schwierigerer und ein besonders unnatürlicher Weg, da schon eine größere Voreingenommenheit oder Gewandtheit dazu gehört, Thatsachen so auf den Kopf zu stellen, so auszuwählen und so zu gruppiren, daß sie, — was Gedanken und Empfindungen sich viel eher gefallen lassen, — sämmtlich in einer verlangten Richtung wirken, und zwar in einer Richtung, wohlgemerkt, die an sich dem Geiste der lebendigen Geschichte und dem der Geschichtswissenschaft diametral entgegengesetzt ist. Es ist indeß bei Herrn Onno Klopp weniger Voreingenommenheit, Temperament und Leidenschaft, wie bei früheren katholisirenden Geschichtschreibern, als vielmehr kalte und kluge Tendenzlaune, was ihn — fast möchte man sagen ein ganz neues Genre von historischen Pasquillen hat erfinden lassen, ein Seitenstück zu der feinen Appretur, die doch auch erst unsere Zeit der Kunst, officiöse Tagesgeschichte in Zeitungsartikeln zu machen, verliehen hat. Zum Glück begegnet die ausgebildete und verfeinerte Technik dieser Umkehr der historischen Wissenschaft auch einem höheren Maaße und einer ausgebildeteren Meisterschaft echter Geschichte und echter Kritik. Die Dreistigkeiten der Klopp'schen Geschichtschreibung sind nicht unbeantwortet geblieben. Reichlich ist dafür gesorgt worden, daß, allen Reclamen der großdeutschen Presse zum Trotz, jene Gebilde der Parteiphantasie nicht zu Jahren und dadurch zu Ansehn gelangten. Das Zerrbild, das Onno Klopp von Friedrich dem Großen entworfen, wird nicht fortleben im Gedächtniß der Menschen. Seine Verherrlichung Tilly's ist nicht minder von verschiedenen Seiten in ihrer Haltlosigkeit nachgewiesen worden. In seiner lebendigen und eifrigen Weise hat Venedey in der Sybel'schen historischen Zeitschrift die Widersprüche aufgedeckt, in die sich der Lobredner Tilly's hundertfach verwickelt. Einen weiteren Beitrag zur Charakteristik des Klopp'schen Verfahrens lieferte an demselben Orte K. G. Helbig, und in umfassenderer Weise unterwirft eine erst kürzlich erschienene Schrift von Möhlmann die Onno'sche Geschichtschreibung einer eingehenden

Kritik. Es ist in der That ein erfreuliches Zeichen, daß die meisten dieser Proteste gegen den großdeutschen Historiker mehr dem Historiker als dem Großdeutschen gelten, daß nicht der Parteistandpunkt, sondern das wissenschaftliche Gewissen sie eingegeben hat. In vorzüglichem Grade gilt dies von einer kleinen uns vorliegenden Schrift: Onno Klopp und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges von J. O. Opel. (Halle, 1862.) Der Verfasser, auch den Lesern dieser Jahrbücher durch einen Aufsatz über die politische Publicistik aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, dem größeren Publicum durch seine in Gemeinschaft mit A. Cohn herausgegebene Sammlung von Gedichten und Prosadarstellungen aus derselben Zeit bekannt, führt fast ausschließlich das schwere Geschütz detaillirter Quellenkenntniß gegen Herrn Klopp in's Feld. In einer absichtlich beschränkten Blumenlese aus dem Klopp'schen Tilly-Buche weist er mit rein gelehrtenmäßiger Objectivität nach, wie gewaltsam der Mann mit dem historischen Material umgegangen, wie vollständig unzuverlässig er nicht blos im Großen und Ganzen, sondern auch im Kleinen und in den Einzelheiten ist. Gleich in einem ersten Abschnitt wird die Methode des Verfassers beleuchtet, den ganzen Standpunkt für die Darstellung des dreißigjährigen Krieges durch einfaches Ignoriren und Weglassen der bekanntesten Thatsachen, der zugänglichsten Documente zu verschieben. Die folgenden Abschnitte enthalten eine ganze Reihe von Beispielen, wie oberflächlich der Verfasser die Quellen benutzt haben müßte, wenn das Ergebniß solcher Benutzung nicht vielmehr bewiese, daß er in perfidester Weise seine Darstellung aus den Quellen zurecht- und in die Quellen hineingelogen habe. Am besten vielleicht tritt der schreiende Widerspruch der Thatsachen gegen die Klopp'sche Auffassung in dem Abschnitt hervor, der das Bild Tilly's nach der Zeichnung dieses Historikers mit den Actenstücken confrontirt und dann die Frage über die Zerstörung Magdeburgs einer neuen gründlichen Prüfung unterwirft. Sehr wirksam stellt Opel die einzelnen Striche, mit denen Klopp seinen Helden nach und nach in immer glänzenderem Lichte dem Leser vorführt, zu einem Totalbilde zusammen, um sodann die Ehrlichkeit, die Uneigennützigkeit, die Milde des „deutschen Helden" durch alte und neue actenmäßige Beläge zu beleuchten. Es ist und kann hier nicht unsere Absicht sein, auf die Einzelheiten des geführten Nachweises einzugehn; wir bemerken nur noch, daß die kleine Schrift, abgesehen von ihrem polemischen Werth, auch mehrfach neues positives Material zur Feststellung der Thatsachen beibringt. Die Vergangenheit, wahrlich, ist, trotz aller Versuche, sie zu fälschen, für uns; — sorgen wir, daß auch die Zukunft unser bleibe und daß es auch in Betreff ihrer den staatsmännischen Fälschungsversuchen ergehe wie dort den historischen!

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zum Gedächtniß Ludwig Uhland's.

Ist es vortheilhaft den Genius bewirthen, — wie neidenswerth ist dann das Haus, das eines edlen Sängers Lied preisend gegrüßt hat. Noch leben Manche, denen Ludwig Uhland's Muse ein herzliches Wort in ihr Heimwesen gesendet, aber kein Haus in Deutschland hat sie so reich beschenkt wie das königliche Haus von Württemberg. Als die schweren Hungerjahre kaum vorübergegangen, lag eine tiefe und gerechte Trauer auf dem schwäbischen Stamme um den Tod der Königin Katharina. Ihr Volk hatte von ihr das gute Wort gehört: „helfen ist der hohe Beruf der Frau in der menschlichen Gesellschaft“ und hatte sie von Hütte zu Hütte ziehen sehen in der harten Zeit, Arbeit bringend den feiernden Händen. Vor solcher menschlichen Größe beugte sich die Muse des bürgerlichen Sängers, die sich rühmte: „sie hat nicht Antheil an des Hofes Festen.“ Fast zaghaft, unwillig, auch nur den Schein der Schmeichelei auf sich zu nehmen, trat sie unter die Trauernden und legte auf den Sarg der Königin „den Kranz von Aehren“ mit einem der schönsten Gedichte deutscher Sprache:

> Und hat sie nicht die Lebenden erhoben,
> Die Todten, die nicht hören, darf sie loben.

Ein Menschenalter ging darüber hin, und im November letzten Jahres eilten von nah und fern Leidtragende zu der Bahre des Sängers. Wer aber im Lande Württemberg seine Empfindung nach dem Winke des Hofes zu stimmen wußte, hütete sich sorglich, dem Todten, der nicht hörte, ein letztes Zeichen menschlichen Mitgefühls zu erweisen.

Gern begönne ich diesen Vortrag *) mit einem minder bitteren Worte — wäre nur diese häßliche Thatsache eine vereinzelte Erscheinung! Doch leider, wenn wir der zahlreichen nationalen Erinnerungsfeste der jüngsten Jahre gedenken: wie gehässig hob sich da die Gleichgültigkeit, das schlecht verhehlte Mißtrauen der Höfe ab von der warmen Theilnahme der Menge! Der politische Parteikampf wirkt bereits verwirrend und verfälschend auf

*) Der Verfasser hält für nöthig zu bemerken, daß der Vortrag, dem die nachfolgenden Blätter ihren Ursprung verdanken, bereits zu Anfang dieses Jahres gehalten wurde.



jene Gefühle, die unser Volk als einen gemeinsamen Schatz hegen sollte, er läßt den Einen als fremde, unheimliche Gestalten jene Männer erscheinen, zu denen die große Mehrheit des Volks mit herzlicher Liebe emporblickt. Nicht selten zwar haben solche Feste der Erinnerung den Ränken der Parteien, der eitlen Selbstbespiegelung als willkommener Vorwand gedient, und sehr verletzend tritt bei solchem Anlaß dem ernsten Beobachter eine traurige Schwäche unserer Gesittung entgegen: wir modernen Menschen sind allzu bereit, auf gegebenen Anstoß gleich einer Heerde Alle das Gleiche zu thun, das Gleiche zu empfinden. Dennoch ist die Gesinnung, welche heute eine Rede, eine Schrift über Uhland nach der andern hervortreibt, in ihrem Grunde ächt und tüchtig. Denn eben weil die Höfe mit anderen Augen als das Bürgerthum auf unsere Geschichte blicken, eben darum sollen wir laut bezeugen: nicht **wir** haben es vergessen, wie rein und schön der Dichter von **unserem** Hause, von deutschem Land und Volk, gesungen und wie wacker er für uns gefochten hat.

In mannichfachen Formen kehrt in Uhland's Gedichten ein Idealbild wieder, — **der streitbare Sänger**: mag der Dichter den Normannen singend und die schweren Schwerter schleudernd vor dem Eroberer reiten lassen, mag er Aeschylus und Dante preisen, weil sie für Freiheit und Vaterland gesungen und gestritten, oder mag er Körner's Schatten heraufbeschwören zu zorniger Mahnung an die Ueberlebenden. Und in friedlichem, aber nicht minder ernstem und aufregendem Kampfe hat er selber sich zu diesen Sängern und Helden gesellt. Die Zeit ist hoffentlich nahe, da wir Deutschen aufhören werden etwas Auffälliges zu sehen in dieser Verkettung bürgerlichen und künstlerischen Ruhms. Wie wir neuerdings in Italien der ruhmvollen Erscheinung begegnen, daß unter den namhaften Denkern und Künstlern dieses Landes kaum Einer sich findet, der nicht sein Herzblut hingäbe für das freie und einige Italien: so beginnt unter den Deutschen eine ähnliche Wandlung sich zu vollziehen. Das Herz der Nation kehrt sich ab von jenen Künstlern, die neben dem großen politischen Kampfe der Gegenwart kalt zur Seite stehen, und seltener, schüchterner immer tönt das vordem in diesen Kreisen oft gehörte Wort, dem Künstler zieme nicht sich zu kümmern um die Abstractionen der politischen Debatte, „weil er sich kein Bild davon machen könne." Der politische Kampf der deutschen Gegenwart ist nicht ein Streit um diese oder jene Staatseinrichtung, wie eine Doctrin, ein Klasseninteresse sie fordert. Es gilt, der Nation das Unterpfand jedes schönen Erfolges, das stolze **Selbstgefühl** zu retten; und was irgend krankt in unserem Volksleben, in Kunst und Wirthschaft, Glauben und Wissen, — nicht eher wird es völlig gesunden, als bis die Deutschen ihren Staat gegründet. Das Geschlecht von Dichtern aber, dem

die Kleist, Arndt, Uhland angehören, war das erste in Deutschland, welches diese unmittelbare sittliche Bedeutung der Staatsfragen begriff und solche Erkenntniß in Thaten bewährte.

Wie viel heiterer und menschlicher war doch die Sitte des deutschen Hauses in den Tagen der Kindheit unseres Dichters, als vordem, da Schiller sich aufbäumte wider die Unfreiheit des schwäbischen Wesens. Ein Stillleben freilich war es, schlicht und schmucklos, das in der Enge des ehrenfesten wohlhäbigen Bürgerhauses zu Tübingen sich abspann: doch keinen gesunden Trieb des Kindes verkümmerte die verständige Zucht, und diesem Knaben am wenigsten wäre es ein Segen gewesen, hätte er ankämpfen müssen gegen erdrückenden Zwang. Denn wohl die erste Empfindung, die Jedem sich aufdrängt beim Rückschauen auf dies schöne Dasein, ist das Erstaunen, wie leidenschaftslos dieser reizbaren empfänglichen Künstlerseele das Leben verlief. Selbst jene tiefe männliche Liebe, die Uhland's ganzes Herz erfüllte, der er so oft im Liede Worte geliehen, die Liebe zu seiner Kunst, wie gehalten und ruhig tritt sie zu Tage! Jahrelang konnte er harren, schmerzlos harren bis der Gott ihn rief und seine Dichterkraft, die man erstorben wähnte, uns mit neuen edlen Gaben beschenkte. Noch ist es nicht unnütz diese Thatsache laut zu betonen. Denn wenigstens den Nachwehen jener Zeit der falschen Geniesucht, die auch einen Uhland unter die prosaischen Menschen verwies, begegnen wir noch heute. Immer wieder hören wir die Unterscheidung von poetischen Naturen und poetischen Talenten, und allzuoft vergißt man die triviale Wahrheit, daß schon der Name einer poetischen Natur die schöpferische Kraft unmittelbar mitbezeichnet. Wir Deutschen vornehmlich sind es uns schuldig, solche Vorurtheile einer schwächlichen Epoche entschlossen abzuschütteln. Wir müßten ja, wären sie begründet, das Ungeheuerliche thun und uns selber unseren polnischen Nachbarn, die Engländer den Iren als prosaische Naturen unterordnen! Die Erscheinung freilich ist auch unter deutschen und englischen Künstlern selten, daß zu großer Kraft und Wärme der Phantasie ein gehaltenes Gleichmaaß der Stimmung, nüchterner Ernst und trockene Schroffheit des Auftretens sich gesellen. Und diese Verbindung des Widerstrebenden in Uhland's Bilde hat oftmals auch Jene befremdet, welche bescheiden verstehen, daß in den feinsten Naturen die Charakterzüge sich am seltsamsten mischen.

Und doch verdankt der schwäbische Dichter diesem nüchternen altbürgerlichen Sinne einen guten Theil seines Ruhmes. Keine glücklichere Mitgift konnte der Sänger sich wünschen in jenen verworrenen Tagen der Romantik, die Uhland's Bildung bestimmten. Nach vaterländischen, volksthümlichen Stoffen verlangte die junge Dichterschule, sie empfand, daß

das Ideal der klassischen Dichtung unserem Volke ein Fremdes sei, und das Bild der Göttin mit den Rosenwangen heute nur das Herz der Gelehrten ergreifen könne. So begann die Rückkehr zu den heimischen Sagenstoffen. Aber bald schweifte die romantische Dichtung von der vaterländischen Vorzeit hinweg zu den Schätzen der Kunst aller Völker. Ihr danken wir eine unermeßliche Erweiterung unseres Gesichtskreises; unsere harte männliche Sprache erwies sich zum Staunen der Welt zugleich als die empfänglichste, schmiegsamste, spiegelte getreulich die Schönheit jeder fremden Dichtung wieder. Doch nach so weiten Entdeckungsfahrten war die romantische Schule zur gelehrten, dem Volke entfremdeten Dichtung geworden in einem anderen, ärgeren Sinne, als die klassische Poesie es je gewesen. Den weiblichen Naturen der Tieck und Schlegel war es eine Freude, sich zu versenken in die Träume einer untergegangenen Welt, und bald erschien ihnen nur das Fremdartige poetisch, und aus der Lust an den glücklich bewältigten künstlichen Formen der romanischen und orientalischen Dichter erwuchs unserer Dichtung, was der Sprache und dem Gemüthe der Germanen am meisten zuwider ist: das virtuose Spielen mit der Form. Mehr feine, empfängliche Kunstkenner als schöpferische Künstler, wandten sich die Häupter der Schule hinweg von der sprödesten und geistigsten Gattung der Poesie, dem Drama, das vor Allem einen reichen Inhalt verlangt. Als hätte nie ein Lessing gelebt, wurden die Grenzen von Poesie und Prosa wiederum verwischt, und die Ueberfülle der aus der Dichtung aller Völker aufgesammelten poetischen Bilder hinübergetragen in die neue Wissenschaft, die nicht mehr nach Beweisen, nur nach „Anschauungen" suchte, und in die neue Religion, die nicht mehr das Gemüth erbauen, nur den Schönheitssinn erfreuen wollte.

Vor solchen Verirrungen der Verfeinerung und Ueberbildung ist Uhland bewahrt worden durch seine köstliche schlichte Einfalt. Er war aufgewachsen in einer Umgebung, wie sie dem Reifen des Künstlersinnes nicht günstiger sein konnte, in einem schönen, reichen, sagenberühmten Lande, wo doch nirgends eine übermächtige Pracht der Natur den freien Sinn des Menschen erdrückt, und er ist immerdar ein Schwabe geblieben und hat der kindlichen Liebe zu seiner Heimath oftmals Worte geliehen, am rührendsten wohl in jenen Versen, die sein heimisches Thal also anreden:

Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise Deinen Grund
Und nimm mich auf und schließ' ihn wieder
Und grüne fröhlich und gesund.

Wer je südwärts geschaut hat von Hohentübingen, wo der Blick die ganze Kette der Alp vom Hohenzollern bis zum Hohenstaufen beherrscht, dem

wird dies edle Landschaftsbild aus Uhland's schönsten Liedern immer wieder entgegentreten. Weil seine Dichtung also natürlich emporwuchs aus dem mütterlichen Boden des schwäbischen Landes und Volkes, so bewahrte sie sich jene derbe Naturwahrheit, die den Kunstwerken der Romantik so fern liegt: auch wo sie zarte, sanfte Stimmungen ausspricht, wird sie nur selten verschwommen.

Auch er blickte sehnsüchtig zurück nach der Herrlichkeit des deutschen Mittelalters. Aber suchte Friedrich Schlegel in jener Vorzeit den phantastischen Reiz des Alten und Fremden, einer unfreien Gesittung, so liebte Uhland das Mittelalter, weil er in ihm die Herrlichkeit des vaterländischen Wesens vollendet zu sehen meinte. So wurde Jener durch seine ästhetische Neigung dem freien Leben der Gegenwart entfremdet und, obwohl er am lautesten den Ruf nach volksthümlicher Dichtung erhoben, in eine undeutsche, katholische Richtung getrieben. Uhland aber ward der vornehmste Dichter jener jüngeren kräftigeren Richtung der Romantik, welche der ursprünglichen Absicht der Meister getreuer blieb als diese selber und in unserer Vorzeit nur das noch heute Lebendige, die deutsche Weise, bewunderte. Darum schöpfte er, gleich den Brüdern Grimm, aus der liebevollen Erforschung des deutschen Alterthums Muth und Kraft zum Kampfe der deutschen Gegenwart. Nicht unsere klassischen Dichter, deren Werke ihn nur theilweis tiefer berührten: die Dichtungen unseres Mittelalters, die Volkslieder vornehmlich sind seine Lehrer gewesen, und mit diesen Worten ist auch sein Platz in der Geschichte unserer Dichtung bezeichnet. Es ist wahr, schon Goethe's lyrische Muse hatte viele ihrer herrlichsten Klänge dem deutschen Volksliede abgelauscht. Aber während für Goethe's geniale Vielseitigkeit diese Anregung nur Eine unter vielen andern war, hat Uhland das Eigenste seiner Kraft an diesen Gedichten des Mittelalters gebildet. Sie wirkten auf den Mann kaum minder mächtig als auf den Knaben an jenem Tage, da er zuerst das Nibelungenlied vortragen hörte und, so sagt man, in tiefer Bewegung aus dem Zimmer eilte.

So ward ihm das hohe Glück inmitten einer überbildeten, nach den fremdesten und fernsten Reizen jagenden Kunst, einen festen Kreis edler Stoffe zu beherrschen, welche darum unfehlbar wirken mußten, weil ein ganzes Volk sie durch Jahrhunderte gehegt und gebildet hatte. Und noch schärfer sogar schied er sich ab von den älteren Romantikern durch seine Weise die Form der Kunst zu handhaben. Sein feines Ohr empfand, daß eine Sprache voll Härten des musikalischen Wohlklangs der romanischen Rede nicht fähig sei, und gar lustig hat er Tieck's „Reimchen und Assonänzchen" verspottet. Nach uralter deutscher Weise war ihm auch in

der Kunst der Inhalt das Bestimmende. Wäre ihm in seinem „Sängerstreite" mit Rückert statt der guten Sache: „Falschheit kränket mehr denn Tod" die schlechte Meinung „eh'r falsch als todt" zur Vertheidigung zugetheilt worden: er hätte sicherlich nicht jene kunstvollen, feinen Wendungen gefunden, wodurch sein Gegner sich zu decken wußte; ein Scherz vielmehr hätte ihm aus der Noth helfen müssen. Die einfachen Formen aber, die er allein dem Genius unserer Sprache gemäß fand, hat er mit vollendeter Kunst beherrscht, während Tieck mitten in der gesuchten Formkünstelei oftmals sogar die Correctheit vermissen läßt. Und gelang es der älteren Romantik, weil nur ein ästhetisches Wohlgefallen sie zu dem deutschen Alterthume führte, sehr selten die naive Weise des Mittelalters zu treffen, so wußte Uhland, weil er mit ganzer Seele in jene Vorzeit sich versenkte, seine Mären so glücklich in treuherzig alterthümlichem Tone vorzutragen, daß wir heute kaum noch begreifen, wie solche Stoffe jemals anders dargestellt werden konnten. Seinem strengen Formensinne war ein Gräuel jenes phantastische Verzerren der Natur, jenes Spielen mit „duftenden Farben" und „tönenden Blumen," das die Romantik liebte. Feste, starke Umrisse gab er, wo es noth that, seinen Gestalten, also daß wir aus manchen seiner Gedichte den tüchtigen Zeichner erkennen, der in der Ausübung der bildenden Kunst sein Formgefühl schulte. Mit Recht hat man ihn darum einen Klassiker unter den Romantikern geheißen. Dieser ernste Künstlersinn offenbarte sich vornehmlich in Uhland's weiser Selbstbeschränkung. „Größere Gedichts-Entfaltungen" hatte er einst in jugendlicher Zuversicht seinen Lesern versprochen; doch als ihn die ersten Versuche belehrten, daß ihm die dramatische Kraft versagt sei, zog er sich zurück auf die Lyrik und das lyrische Epos und begnügte sich, auf diesem engen Gebiete Mustergültiges zu leisten, derweil die Chorführer der Romantik nach allen höchsten Kränzen der Kunst zugleich die Hand ausstreckten, ja in Plänen ganz neuer Kunstformen sich verloren und, auf diese Weise im Grenzenlosen schweifend, nur wenig in sich Vollendetes schufen.

Den letzten Grund aber dieses tiefgreifenden Unterschieds zwischen Uhland und der Schlegel-Tieck'schen Richtung verstehen wir erst, wenn wir erkennen: in Uhland lebte ein tief sittlicher, thatkräftiger Ernst, der die thatlose, ironische Weltanschauung der Romantik schlechthin verwarf. Solchem sittlichen Pathos hatte einst Schiller die Liebe des Volkes verdankt, obwohl er sehr selten volksthümliche Stoffe besang. Denn mit unfehlbarer Sicherheit empfindet das Volk — unter den Germanen mindestens — ob ein Künstler mit seinen Bildern blos geistreich spielt oder ob er sein Herzblut ausströmen läßt in seine Gedichte, und noch hat Niemand durch ein feines Spiel sich des Volkes Herz erobert. In der Form

allerdings hat Schiller's hochpathetische Weise nicht das Mindeste gemein mit dem naiven einfachen Wesen der Uhland'schen Dichtung, das der Weise Bürger's und Goethe's weit näher steht. Schiller's Geist aber, sein sittlicher Ernst, seine kühne Richtung auf die Gegenwart und ihr öffentliches Leben, ward in Uhland und den Sängern der Freiheitskriege auf's Neue lebendig. Darum ward Uhland durch seine romantischen Neigungen nicht gehindert, in der Wissenschaft ein nüchterner methodischer Forscher, im Leben ein Verfechter des modernen Staatsgedankens zu sein, und jeder mystischen Liebhaberei der romantischen Genossen stellte er seinen derben protestantischen Unglauben gegenüber. Wenn Justinus Kerner von dem „Geiste der Mitternacht“ erzählte, dann lachte Uhland, dann war er selber „der Zechgesell, der keinen glaubt.“ Und wurde er ja einmal durch eine Erzählung von geheimnißvollen Naturwundern zum Liede begeistert, wie schön wußte er dann seinen Stoff aus dem trüben dumpfen Traumleben in eine freiere durchgeistigte Luft zu erheben. Als ihm berichtet ward von dem Mädchen, das im Mohnfelde schlief und, erwacht, mitten im lauten Leben weiter träumte, so ward ihm dies ein Anlaß, das Schlafwandeln des Dichters zu schildern, dem das Leben zum Bilde, das Wirkliche zum Traume wird:

O Mohn der Dichtung, wehe
Um's Haupt mir immerdar!

In unseren nüchternen Tagen vermag auch ein flacher Kopf die Schwächen der Romantik leicht zu durchschauen, und oft vergessen wir, wie tief wir in ihrer Schuld stehen und wie jene geistig hoch erregten Tage sich, nach Immermann's wahrem Geständniß, einer „Dichtigkeit des Daseins“ rühmen durften, die unserem schnell lebenden, unruhig nach Außen wirkenden Geschlechte verloren ist. Aber eine Dichterschule kann durch eine Fülle neuer Gedanken und Anschauungen, die sie in das Volk warf, die Nation zum bleibenden Danke verpflichten und dennoch an ächten Kunstwerken sehr arm sein. Stellte nun Einer die Frage: welche Kunstwerke der romantischen Epoche sind nicht blos historisch wichtig durch die Anregung, die sie unserem Volksgeiste gaben, sondern in sich vollendet und unsterblich? — so würde ein ganz schonungsloses Urtheil doch nur die Antwort finden: einige meisterhafte Uebertragungen und Nachbildungen fremdländischer Dichtung und — die lyrischen Gedichte Uhland's und einiger ihm verwandter Sänger.

Als Chamisso in Paris im Jahre 1810 den dreiundzwanzigjährigen Uhland kennen lernte, schrieb er mit seiner liebenswürdigen Laune einem Freunde: „es giebt vortreffliche Gedichte, die Jeder schreibt und Keiner liest; doch hier ist Einer, der macht Gedichte, die Keiner schreibt und Je-

der liest." Und langsam, aber einmüthiger von Jahr zu Jahr, begann die Nation in das Lob einzustimmen, als fünf Jahre später die „Gedichte" erschienen waren. Den Weg zum Herzen seines Volks hat der Dichter zuerst gefunden durch jene Lieder, welche der Weise des alten Volkslieds so treu, so naiv nachgebildet waren, wie es vordem nur Goethe verstanden. Schien es doch, als wäre die unselige Kluft wieder überbrückt, die heute die Gebildeten und die Ungebildeten unseres Volkes scheidet, als tönte der Gesang, von namenlosen fahrenden Schülern erfunden, unmittelbar aus der Seele des Volks heraus. Unwillkürlich fragte der Hörer, ob nicht am Schlusse des Sanges ein Vers hinweggefallen sei, das alte treuherzige:

Der uns dies neue Liedlein sang,
Gar schön hat er gesungen,
Er trinkt viel lieber den kuhlen Wein
Als Wasser aus dem Brunnen.

So haben diese Lieder dem Sänger den schönsten Nachruhm gebracht, der dem lyrischen Dichter beschieden ist. Sie leben in ihrer leichten sangbaren Form im Munde von Tausenden, die seinen Namen nie gehört, sie klingen wieder, wo immer Deutsche fröhlich in die Weite ziehen oder zum heiteren Gelage sich schaaren. Fast däucht es uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo dem Beiwachtfeuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „ich hatt' einen Kameraden," daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch nicht sangen von den „drei Burschen."

Doch sehen wir näher zu, so finden wir auch in dem einfachsten dieser Lieder einen entscheidenden Zug — eine kunstvolle Steigerung, einen schlagenden Abschluß — der das Gedicht alsbald auf die Höhe der Kunstpoesie erhebt und mit so vieler Innigkeit und Frische den durchgebildeten Verstand des Künstlers gepaart zeigt. Und demselben Lehrer, dem deutschen Volksliede, hat Uhland auch die Kunst der gemüthlich bewegten Erzählung abgesehen. Er vermag es, einen kleinen anekdotenhaften Zug mit so viel schalkhafter Anmuth zu einer Ballade zu erweitern, wie vor ihm wieder nur Goethe: sein Eigenstes und Schönstes schuf er in der erzählenden Dichtung dann, wenn er sich ein Herz faßte und die trotzige, reckenhafte Kraft der deutschen Heldenzeit derb und mit Laune darstellte, wie in den Rolandsliedern, wohl seinen besten Balladen. Und wie das Volkslied nicht in die Grenzen eines Landes gebannt bleibt, sondern der Sang von Liebes Lust und Leid und Heldenkraft und Heldentod von Volk zu Volke wandert und in der Fremde sich umbildet, so hat auch Uhland sein deutsches Wesen nicht verleugnet, wenn er fremdländische Sagenstoffe

besang. Aus seinen angelsächsischen und nordfranzösischen Balladen weht uns heimathliche Luft entgegen, und selbst viele der provencalischen und spanischen Sagen, die unserem Volke weit ferner stehen, hat er mit der gemüthlichen Innigkeit und in der leidenschaftbewegten Weise der Germanen, nicht mit der feierlichen Grandezza und dem rhetorischen Pathos südländischer Romanzen, behandelt.

Nicht immer freilich ist ihm dies gelungen. Oft nahm er aus den romanischen Stoffen auch häßlich phantastische Züge mit herüber, wie in der Romanze von dem Castellan von Couci, dessen Herz von seiner Geliebten verspeist wird. Manchmal — was uns noch mehr verletzt — schleichen sich mit den fremden Bildern auch fremde Empfindungen in seine Seele. Vor dem Bilde des „Waller's" oder der trauernden Nonne, die entsagt und betet „bis ihre Augenlider im Tode fielen zu," steht der gesunde Sinn der modernen Deutschen befremdet still: was gilt sie uns, diese zugleich schwächliche und überschwängliche Empfindung der Vorzeit der Romanen? Ja, sogar unter den Balladen, die auf deutschem Boden spielen, stehen neben vielen ursprünglichen Schilderungen deutscher Kraft und deutscher Laune doch auch einzelne sentimentale Gedichte von sehnsüchtigen Mädchen und trauernden Königen, die uns kein festes Bild hinterlassen. Desgleichen, wenn wir an seinen Liedern das innige Naturgefühl und die tief bewegte Stimmung bewundern, so scheinen uns doch einzelne inhaltslos, wir wünschten, der Dichter hätte nicht blos sein bewegtes Herz, sondern sein reiches Herz gezeigt. Solche Mängel mochte Goethe im Auge haben, wenn er in Augenblicken übler Laune sehr hart und bitter von der Uhland'schen Dichtung sprach. Doch all' diesen Schwächen hat der Dichter selber die beste Vertheidigung geschrieben:

> Scheint euch dennoch Manches kleinlich,
> Nehmt's als Zeichen jener Zeit,
> Die so drückend und so peinlich
> Alles Leben eingeschneit.

Uns freilich, unserem derben historischen Realismus, wird es leicht zu erkennen, wenn Uhland die harten barocken Züge unserer Vorzeit verwischt hat. Wir lächeln, wenn uns in Erzählungen aus dem Mittelalter, dieser treulosesten aller Zeiten, von deutscher Treue überschwänglich geredet wird, und seit die fortschreitende Cultur das Haar unserer Mädchen gebräunt hat, fällt uns die Begeisterung für blondes Haar und blaue Augen so schwer, wie die übermäßige Freude an den Rosen und Gelbveigelein. Aber frage sich Jeder, ob auch das Unsterbliche in Uhland's Gedichten geschaffen werden konnte von einem Dichter, der minder treuherzig für das biderbe Mittelalter schwärmte, der weniger unbe-



sangen sich begeisterte für „Jugend, Frühling, Festpokal, Mädchen in der holden Blüthe?“ In unseren rauheren Tagen geht auch der Jugend diese naive Schwärmerei sehr rasch verloren, doch darum mangelt auch unseren neuen Lyrikern die Jugendfrische, die herzbewegende Innigkeit des alten Sängers. Und wie verschwindend gering ist doch die Zahl jener Gedichte, welche auch Uhland angekränkelt zeigen von der unklaren Gefühlsseligkeit seiner Zeit. Nur Heinrich Heine's Gehässigkeit konnte aus dem Liede: „Ade, du Schäfer mein“ den Grundton der Uhland'schen Dichtung heraushören. Neben dies eine Lied — beiläufig eines seiner allerfrühesten Jugendgedichte — stellen sich hundert andere voll mannhafter Kraft und unverwüstlicher Lebenslust.

Gern verstummt die Kritik vor diesen Gedichten; über ihnen liegt der Zauber einer völlig abgeschlossenen Bildung. Sie sind das getreue Spiegelbild der edelsten Empfindungen einer reichen Zeit, die wir mit all' ihren Verirrungen aus unserer Geschichte nicht missen können, nicht streichen wollen: die alte Burschenschaft vornehmlich lebt nur noch in den Liedern Uhland's und seiner Genossen. Ist auch jene Gesittung in unserem Volke längst einer anderen härteren gewichen: todt ist sie darum nicht. In allen neueren Völkern sehen wir eine seltsame Erscheinung, welche dem modernen Menschen es gar sehr erschwert, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Gedanken und Anschauungen, die das Volk längst überwunden, kehren in dem Leben des Einzelnen wieder als Momente seiner persönlichen Entwicklung. Längst vorüber sind unserer Nation die Tage der Romantik und des jungdeutschen Weltschmerzes: aber noch heute kommt kein geistreicher Deutscher zu seinen Jahren, der nicht einmal, wehmüthig wie ein Uhland'scher Bursch, dem scheidenden Freunde das Geleite gegeben und später mit Byron'schem Uebermuthe sich aufgelehnt hätte wider die Unnatur der „alternden Welt.“ Dem Manne ziemt es, die Gedanken seiner Jugend zu überwinden, nicht, wie man heute liebt, sie zu schelten; denn ihnen dankt er, daß er ein Mann geworden. Wir wären die Deutschen nicht mehr, die wir sind, wenn je an der lauten Tafelrunde unserer Burschen die stürmische Weise nicht mehr erklänge: „wir sind nicht mehr bei'm ersten Glas.“ Und wen graute nicht, wenn er sich vorstellte, es könnte je die Zeit kommen, da der deutsche Jüngling zu verständig wäre, um in der heißen Sehnsucht herzlicher Liebe zu singen:

> Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
> Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Was die klugen Leute die unbestimmte nebelhafte Weise von Uhland's Lyrik nennen, ist oftmals nichts Anderes als das Wesen aller lyrischen

Dichtung selber: jene hocherregte Stimmung, die den Leser geheimnißvoll ergreift und ihm einen Ausblick gewährt in das Unendliche. Oder wäre es nöthig, auch nur ein Wort zu verlieren gegen jene Barbarei, die Uhland darum getadelt hat, daß seine Lieder sich der Musik so willig fügen? In dem Gedichte „Traum," das man auch oft allzu weichlich gescholten hat, liegt doch nichts Anderes als der überaus glückliche Ausdruck einer Stimmung, die unserem Volke von Anbeginn im Blute liegt. Die Klage um die Vergänglichkeit irdischer Lust wird von unserer gesammten Dichtung, dem Volksliede insbesondere, in tausend Formen wiederholt und ist selten rührender ausgesprochen worden als in dieser Vision von der Abfahrt der „Wonnen und Freuden":

Sie segeln in frischen Winden,
Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.

Wieder aber, wie köstlich heben sich ab von diesen weichen Tönen der Sehnsucht die Klänge neckischer Lebenslust. Nicht nur die Weise des derben Spotts weiß der Dichter anzuschlagen, auch das harmlose, sozusagen gegenstandslose Spielen der Laune hat er den „Lügenliedern" unseres Volkes abgelauscht, und aus manchem seiner Gesänge klingt uns die alte lustige Weise entgegen: „ich will anheben und will nicht lügen: ich sah drei gebratene Tauben fliegen." —

„Niemand taugt ohne Freude!" Wie sollte Uhland nicht zu dem guten Worte sich bekennen. Kein Geringerer hat es ja gesprochen als Walther von der Vogelweide, den er als seinen liebsten Lehrer verehrte. Daß Uhland mit anderem, modernerem Sinn als die Tieck und Schlegel auf das geliebte Mittelalter zurücksah, das erkennen wir am leichtesten an dieser Vorliebe für Walther, den vielleicht freiesten Geist des deutschen Mittelalters, der mit seiner hellen bewußten Empfindung uns Neueren näher steht als irgend Einer seiner Zeitgenossen. Und mannichfach, offenbar, war die Verwandtschaft der Beiden. Ein Meister der Form in der Dichtkunst, aber „mehr gestaltend als bilderreich," hat Walther gleich seinem spätern Schüler seine Herrschaft über die Form nie mißbraucht zu leerem Spiele mit dem Wohllaut der Sprache. Die Form ward ihm geschaffen durch den Inhalt, seine prächtigen, volltönenden Weisen versparte er, bis es galt Könige zu besingen oder die auserwählten schönsten der Frauen. Und spottete Uhland bitterlich des Dichters, der in einer Welt des Kampfes nur „sein groß, zerrissen Herz" zu betrachten wußte, so war ihm auch hierin der alte Sänger ein Lehrer gewesen: — der politische Dichter, der „in seinem besonderen Leben das öffentliche spiegelte" und aus voller Kehle seines Landes Ruhm sang:



„deutsche Mann sind wohlerzogen, gleich den Engeln sind die Weib gethan.“ Sehr ungleich freilich waren den Beiden die Gaben des Glücks zugetheilt, und wir freuen uns der freieren Gesittung der Gegenwart, wenn wir den stolzen, seßhaften, mit seinem Könige kämpfenden Bürger unserer Tage mit dem fahrenden Ritter vergleichen, der Herberg und Gaben haschend von Burg zu Burg zieht und, als ihm endlich eines Fürsten Gnade eine kleine Hofstatt geschenkt, jubelnd in die Weite ruft: „ich hab' ein Lehen, all' die Welt, ich hab' mein Lehen.“ Auch darin waren die Beiden verschieden geartet, daß Walther's höchste Kraft in dem „Spruche,“ dem Sinngedichte, sich bewährte. Uhland dagegen schuf in Liedern und Balladen sein Schönstes, obgleich auch ihm manches glückliche Sinngedicht gelungen ist, wie jenes liebliche „Verspätete Hochzeitslied,“ das wirklich aus der Noth eine Tugend zu machen weiß und die Säumniß des Sängers also entschuldigt:

> Des schönsten Glückes Schimmer
> Umschwebt euch eben dann,
> Wenn man euch jetzt und immer
> Ein Brautlied singen kann.

Es war ein Liederfrühling kurz und reich. Ein edles Bild der Jugend war Uhland's Dichtung gewesen, und als mit den Jahren diese jugendlichen Gefühle ihm seltener das Herz schwellten, hörte er auf zu singen. Nach seinem dreißigsten Jahre sind nur wenige seiner Gedichte entstanden, und es bleibt ein Ruhm des wahrhaftigen Mannes, daß seine Formgewandtheit ihn nicht verführt hat zu Schöpfungen, die das Gepräge der Nothwendigkeit nicht mehr getragen hätten. Doch wenn er verstummte, um so lauter erhob der Chor seiner Nachfolger die Stimme, und da ein literar-historisches Zeitalter jeden Künstler säuberlich in einer Schublade unterbringen muß, so mußte auch er, der dem Unwesen der literarischen Kameradschaft immer gram war, als das Haupt der „schwäbischen Dichterschule“ gelten und — manche Sünden seiner Nachfahren entgelten. Wohl waren diese Sänger alle getränkt von dem warmen Naturgefühle ihrer Heimath, und mit gerechtem Stolze konnte Justinus Kerner rufen:

> Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur,
> Da ist Schwabens Dichterschule, und ihr Meister heißt Natur.

Wie sie einst mit gesundem schwäbischem Sinne gegenüber der Phantasterei der Schlegel'schen Richtung ihre protestantische Nüchternheit bewahrt, so haben sie später die reinen Formen der lyrischen Dichtung gerettet, da der Feuilletonstil des jungen Deutschlands alle Kunstformen zu verwischen drohte, haben sie deutsches Wesen und züchtige Sitte getreu behauptet, während der weltbürgerliche Radicalismus und die französischen Eman-

cipationslehren über uns hereinbrachen. Aber mit der unermüdlichen Fertigkeit der Meistersänger wurde jetzt der so leicht nachzuahmende, so schwer zu erreichende Balladenstil Uhland's nachgebildet. Die poetische Stimmung, jenes „Dunkelklare," das dem Meister „die bedeutendste Färbung" war, geht manchen gereimten Geschichtserzählungen der Schüler verloren. Die geringe Empfänglichkeit für die Schönheit der Antike war Uhland's natürlicher plastischer Kraft ungefährlich gewesen. Bei den Nachfolgern bestraft sie sich durch die unklare verschwommene Zeichnung; und oft bietet Frische und Natürlichkeit keinen Ersatz für die Armuth der Gedanken. Als endlich in Schwaben jeder Fels, wo ein Ritter den andern erschlug, seinen Sänger gefunden hatte, und die Düsseldorfer Maler unsere Gallerien immer wieder mit sehnsüchtigen blonden Mädchen und trauernden letzten Rittern ihres Stammes bevölkerten, da entstand — wesentlich gefördert durch die Ueberproduction der schwäbischen Schule — in unseren tüchtigsten Männern der weit verbreitete, beklagenswerthe Widerwille gegen alle lyrische Dichtung. Bei solchem Sinne der Männer ist Uhland heute allerdings vornehmlich ein Liebling unserer Jugend, während Béranger, der oft mit ihm Verglichene, auch dem älteren Geschlechte unter seinen Landsleuten noch jetzt aus der Seele redet. Aber, ein leichtsinniges Pariser Kind, huldigt dieser auch den unwürdigen Leidenschaften seines Volks: des deutschen Dichters lauterer Sinn hat nur der reinen Begeisterung der Jugend Worte geliehen.

„Augen wie ein Kind hat der Alte" hören wir oft die Jüngeren erstaunt sagen, wenn sie die verwitterten Züge eines Soldaten der Freiheitskriege erblicken. In der That, eine seltene Frische und jugendliche Reinheit der Empfindung, die so nicht wiedergekehrt ist, bildet den entscheidenden Charakterzug jenes Geschlechts, und sie ist auch der schönste Reiz von Uhland's Dramen. Fremd und liebenswürdig klingt unserem kurz angebundenen Wesen der zärtliche Erguß der Freundschaft Ernst's von Schwaben an der Leiche seines Werner:

> Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
> Die Ströme rauschen und der Werner stirbt! —

oder die edle Resignation Friedrichs von Oestreich, der sich freut:

> Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
> Den Kerker kann erwählen statt des Throns.

An ähnlichen Zügen hoher lyrischer Schönheit sind die beiden Dramen reich. Sogar die Landschaft spielt mit, nach der Weise der lyrischen Dichtung; sie spiegelt wieder oder hebt durch den Contrast die Leidenschaften der dramatischen Helden. Nicht minder kommt des Dichters episches Talent zur Entfaltung in den zahlreich eingestreuten Erzählungen — kleinen

Romanzen, die überall eine große Anmuth und Sicherheit der Zeichnung verrathen; ja die gesammte Weltanschauung des Dichters ist episch; seinen Kaiser schildert er nach homerischer Weise:

Und seine Schulter ragt' ob allem Volk.

Das eigentlich dramatische Talent dagegen hat sich Uhland in edler Bescheidenheit selbst abgesprochen. So recht das Gegentheil jenes durchgreifenden, revolutionären Eifers, der den dramatischen Helden macht, ist es die zähe Kraft des treuen Beharrens, welche das Pathos der Helden Uhland's bildet. Und wieder so recht das Gegentheil jener ganz bestimmten endlichen Zwecke, die der dramatische Held verfolgen soll, ist jene gegenstandslose sittliche Begeisterung, die einen guten Plan verwirft, weil nichts darin zu finden sei, „nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz." Nur selten zeigt Uhland's Dialog das dramatische Platzen der Geister auf einander: mit vorgefaßten Entschlüssen treten zumeist seine Menschen auf die Bühne, erzählen, sprechen ihre Empfindungen aus, und die Scene schließt oft ohne jedes dramatische Ergebniß. Auch widerstrebt es dem warmen Herzen des Dichters, das Böse mit dem unbefangenen Behagen des Dramatikers zu schildern; die politischen Pläne, die er seinen Helden in die Seele legt, erscheinen als Beiwerk, nicht als ein Pathos, das den ganzen Menschen erfüllt. Auf der Bühne tritt den modernen Hörern das fremdartige Wesen der Culturformen und der Empfindungen des Mittelalters sehr auffällig entgegen, um so auffälliger, da der Dichter manche Scenen — den Kirchenbann, den Ritterschlag — sichtlich nur deshalb mit Vorliebe behandelt hat, weil der romantische Reiz des fremden Costüms ihn lockte, nicht weil sie dramatisch nothwendig waren. So sind diese Dramen rasch von der Bühne verschwunden. Dem Leser wird ihre lyrische Schönheit immer theuer bleiben, und eben darum wird er mit reinerer Freude vor dem älteren der beiden Werke verweilen. Willig vergißt er den verfehlten Bau des „Ernst von Schwaben," dessen Handlung mit dem Höhepunkte beginnt, denn gar zu liebenswürdig tritt uns aus dem Bilde der beiden treuen Freunde das warme reine Herz des Dichters entgegen. In dem weit kunstgerechter gebauten Schauspiele „Ludwig der Baier" gewährte der Stoff dem lyrischen Talente weniger Spielraum. Am reichsten aber entfaltet sich diese Begabung in dem Fragmente „Konradin." Keine andere Fabel unserer Geschichte kam allen Idealen dieses Dichters und dieser Zeit so willig entgegen. Noch ein anderes schönes Bruchstück hat er uns hinterlassen, das kleine Epos „Fortunat." Es ist lehrreich zu beobachten, wie auch ein so schlichter, aller Paradoxie abgeneigter Dichtergeist durch den Reiz des Contrastes zum Gesange begeistert werden kann. Diese übermüthigen, muthwilligen Verse entstanden

dem ernsten, strengen Manne in Tagen schwerer Sorge um Haus und Staat. Aber seltsam, wie er, der in seinen kleinen Gedichten uns durch die gedrungene Kürze der Darstellung in Erstaunen setzt, bei größeren Entwürfen in's Weite zu gehen liebte. Schon der zweite Gesang des Fortunat ist eine Abschweifung nach Ariostischer Weise, und eben deshalb mag auch die Vollendung des anmuthigen Gedichts unterblieben sein.

Der Dichtung Uhland's schaut jedoch Keiner auf den Grund, der nicht Kunde hat von seinem wissenschaftlichen Wirken. Die lebensvolle poetische Schilderung unserer Vorwelt erwuchs ihm aus gründlicher gelehrter Kenntniß. Wohl durfte er von seinen alten Büchern rühmen: „Durch ihre Zeilen windet ein grüner Pfad sich weit." Dank den Romantikern: nicht mehr eine ermüdende Masse gleichgültiger Namen brachten die Gelehrten heim aus der Erforschung unserer Vorzeit. Die Seele unseres Volks in der Vorwelt erschloß sich den Nachlebenden, und Uhland hat ein Großes mitgeschafft an diesem Werke deutscher Wissenschaft. Streng methodisch wie nur sein Freund Immanuel Bekker betrieb er diese germanistischen Studien, aber auch den Dichter erkennen wir wieder in dem Verfasser des schönen Buchs Walther von der Vogelweide, woraus im Obigen einige bezeichnende Urtheile mitgetheilt wurden. Wie dem Künstler ziemt, suchte er hier aus der Person des Dichters die Dichtung zu erklären und brachte also in die Literaturgeschichte des deutschen Mittelalters einen neuen nothwendigen Gesichtspunkt. Nur die geschichtliche Bedeutung und den ästhetischen Werth der Gedichte unserer Vorzeit hatte man bisher gewürdigt, noch nicht sie betrachtet als Offenbarungen reicher dichterischer Persönlichkeiten.

Und wieder den Dichter erkennen wir, wenn er in der gelehrten Abhandlung über den Mythus von Thor nicht nur den allegorischen Sinn der alten Naturmythen enträthselt, sondern auch den Heidengott uns menschlich nahe führt und in dem Bändiger aller tobenden Elemente uns den demokratischen Gott zeigt, den gewaltigen Arbeitsmann, den geliebten Freund des Volks, den der Bauer neckend am rothen Barte zupft. Froh und heimisch fühlt sich der rüstige Mann unter dem starken Volke, das „im Donnerhalle die Nähe seines Freundes erkennt." Und fröhlich zog er auf weite Wanderfahrten, um aus Fels und See, aus dem Geiste des Ortes selber die Gestalten unserer Sagen greifbar und lebendig hervorsteigen zu sehen. Sein erstes gelehrtes Werk war eine Abhandlung über das altfranzösische Epos gewesen, und das feine Verständniß der Volksdichtung, das die Kenner in diesem Aufsatze erfreut, bewährte sich auch in den jahrelangen Forschungen für sein letztes größeres gelehrtes Werk über das deutsche Volkslied. Der Tod hat den bedachtsamen Arbeiter in



diesem Unternehmen unterbrochen. Vollendet ist nur der Vorläufer der verheißenen Abhandlung, die köstliche Sammlung deutscher Volkslieder, die in jedem guten deutschen Hause eine Stätte finden sollte, denn sie ist, was der Sammler wollte, „weder eine moralische noch eine ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens." Wie „des Knaben Wunderhorn," dem Uhland's Jugend so Großes verdankte, verräth auch diese Sammlung, daß schönheitskundige Dichterfreude die Auswahl geleitet; aber an der Vergleichung beider Werke ermessen wir zugleich den ungeheuren Fortschritt der germanistischen Wissenschaft von dilettantischer Unfertigkeit zu kritischer Strenge. Schwerlich ist es ein Zufall, daß der Sammler den bedeutenden wirksamen Platz am Schlusse seines Buchs den Liedern des streitbaren Protestantismus angewiesen hat. Des Kranzes letzte Blätter sind „Eine feste Burg ist unser Gott" und jenes herrliche „Lied eines sächsischen Mädchens" aus den Tagen des Schmalkaldener Krieges:

> Stets soll mein Angesicht sauer sehn,
> Bis die Spanier untergehn —

der kräftige Ausdruck einer großen politischen Leidenschaft, die seitdem die Seele der mitteldeutschen Stämme leider nie wieder so gewaltig erschüttert hat.

In Thaten, in schweren Kämpfen und schönen Liedern hat der Dichter diese Freude an dem politischen Leben bewährt. Nicht in die Wiege gebunden war ihm die Lust am Streite, wie einem Lessing, aber ihn erfüllte das unabweisliche Verlangen, rein und unsträflich vor seinen Augen dazustehn. Wie konnte er also zurückstehen, wenn um die höchsten sittlichen Güter unseres Volks gestritten ward? Zudem hatte er seinen natürlichen Rechtssinn geschult in den juristischen Studien, die er ohne Freude, aber mit Ernst und Nachdruck trieb, und war früh mit den Ideen des modernen Liberalismus vertraut geworden. Seine schmucklos bürgerliche Art, „dickrindig und schier klotzig," wie Chamisso sie einmal in übermüthiger Laune nannte, diese keusche Wahrhaftigkeit sah mit bitterem Ekel auf die Leichtfertigkeit der Höfe, das vornehme Spielen mit dem Ernste des Lebens. So ward er, der seine gelehrte Arbeit und den besten Theil seiner Dichterkraft unserer Vorzeit widmete, im Leben ein Streiter für die modernen Volksrechte, und er hat in diesem Berufe eine schöne Fähigkeit bewiesen sich weiterzubilden mit der fortschreitenden Welt. Bestechend, aber verkehrt ist Heinrich Heine's Versuch, aus diesem scheinbaren Widerspruche von Leben und Dichtung das frühe Verstummen von Uhland's Gesang zu erklären. Wir wissen längst, daß nicht „das katholisch-feudalistische," sondern das volksthümliche Element der mittelalterlichen Gesit-

tung seine dichterische Neigung vorwiegend anzog; also haben seine poetischen Arbeiten seinen vaterländischen Sinn vielmehr gekräftigt. Nur einzelne kleine Schwächen seiner Poesie lassen sich allerdings auf dies zwiegetheilte Streben zurückführen. Wenn dann und wann ein Ritter, ein Mönch seiner Balladen uns mit allzublassen Farben gemalt scheint, so erinnern wir uns: ein durchaus moderner Mensch hat dies Bild geschaffen, der bereits mit hellem Bewußtsein auf das Mittelalter als auf eine versunkene Welt zurückschaut.

Es ist nicht ganz richtig, wenn Uhland kurzweg den Dichtern der Freiheitskriege zugezählt wird. Der Heldenzorn jenes Kampfs tönt uns mit voller Gewalt nur aus den Liedern der Arndt, Körner, Schenkendorf entgegen, die mitteninne standen in dem Schlachtgetümmel. Den Schwaben war dies schöne Loos versagt; darum hören wir aus den Liedern Uhland's in dieser Zeit nur die Stimme des erregten Beobachters, nicht des Kämpfers. Besonders schön hat er die Angst der Guten geschildert, da die letzte Entscheidung sich verzögerte, bis ihm endlich sein heißer Wunsch erfüllt ward:

> Das edle Recht, zu singen,
> Des deutschen Volkes Sieg.

Demuthsvoll stand er zur Seite und frug sein Land:

> Nach solchen Opfern heilig großen
> Was gälten diese Lieder Dir!

Erst nach dem Frieden, als Süddeutschland der Brennpunkt unserer staatlichen Kämpfe war, begannen die großen Tage seiner politischen Dichtung, welche nun, da der Norden ermattet schwieg, den Geist jener nordischen streitbaren Sänger getreulich bewahrte.

Der württembergische Verfassungsstreit brach aus, gleich denkwürdig als der früheste in dem neuen Deutschland wie durch die begabten Menschen unter den Kämpfern für und wider. Schon als Arbeiter im Justizministerium hatte der junge Jurist erfahren, was die Willkürherrschaft des geistvollsten und ruchlosesten der Napoleonischen Satrapen bedeute. Jetzt, ein unabhängiger Rechtsanwalt in Stuttgart, ward er der beredte Mund des empörten Rechtsgefühls seines Stammes. Er forderte das alte Recht zurück, verwarf sowohl die neue von König Friedrich eigenmächtig geschaffene Verfassung als die wohlmeinende Vermittlung des Nachfolgers König Wilhelm und seines alten Gönners, des Ministers Wangenheim, schrieb unermüdlich Adressen, Flugschriften und jene „Vaterländischen Gedichte," die ihm zuerst einen geehrten Namen in der Literatur gegründet haben. Zu ihnen möchte man alle Verächter der politischen Dichtung führen, damit sie erkennen: ein ächter Dichter ist, derweil



er singt, immer im Rechte. Auch wer das starre Festhalten der Altwürttemberger an dem alten Rechte politisch verwirft, muß ergriffen werden von dem so männlich-stolzen und so christlich-demüthigen Gebete:

Zu unsrem König, deinem Knecht,
Kann nicht des Volkes Stimme kommen.

Und wenn irgendwo, so ist hier Uhland der deutschen Dichterweise treu geblieben und hat die Form seiner Lieder sich schaffen lassen durch den Inhalt. Dichter und Staatsmann hatten schier die Rollen ausgetauscht: der phantastischen, dreist experimentirenden Staatskunst Wangenheim's stand der Sänger mit der nüchternen bedachtsamen Mahnung gegenüber, das Altbewährte treu zu hüten. Wirken sollten die Lieder, haften im Gedächtnisse des Volks. Darum die einfachste Form für den einfachen Inhalt, unermüdliche Wiederholung, schmucklose, Allen verständliche Worte:

Schelten Euch die Ueberweisen,
Die um eig'ne Sonnen kreisen,
Haltet fester nur am Rechten,
Altergrobten, Einfach-Rechten.

Die verschiedensten Beweggründe zugleich trieben den Dichter in die buntscheckigen Reihen der Opposition: die gemüthliche Anhänglichkeit an das altheimische Recht so gut wie der noch ungeschulte Liberalismus, der die alte Verfassung pries, weil sie die Macht des Monarchen beschränkte, doch nicht begriff, daß sie den modernen Staat aufhob. Aber mächtiger als all' dies wirkte in ihm der edle sittliche Zorn, der freie Männerstolz, der auch der wohlmeinenden Macht nicht gestatten wollte, das Recht zu beugen. In diesem sittlichen Zorne liegt die Idee, die Berechtigung dieser Opposition. Ihm dankte der Dichter auch seine poetische Ueberlegenheit, als er jetzt einen neuen heftigeren, politischen Sängerstreit mit Rückert durchfechten mußte. So hatte einst sein Lehrer Walther für den Staufen Philipp kampflustige Lieder gesungen, derweil Wolfram von Eschenbach für den Welfenkaiser Otto in die Schranken trat. Diesmal sprach Uhland zum Herzen der Hörer, während der Gegner, indem er Wangenheim's Reformpläne vertheidigte, nur an den Verstand des Volks sich wenden konnte. Und nicht an der Scholle haftete der Blick des Sängers, er sah in dem Ringen seiner Heimath nur eine Schlacht des langen Krieges, der das weite Vaterland erfüllen sollte, und verwundete die Elenden, die nach geheimen Wunden spürten, mitten in's Herz mit den Versen:

Ich kenne, was das Leben euch verbittert,
Die arge Pest, die weit vererbte Sünde:
Die Sehnsucht, daß ein Deutschland sich begründe,
Gesetzlich frei, volkskräftig, unzersplittert.

Oftmals in diesen Händeln traf seine noch unfertige politische Bildung mit sicherem Takte das Rechte, so wenn er wider den Plan einer württembergischen Adelskammer das gute, durch schwere Erfahrungen bestätigte Wort sprach: „das heißt den Todeskeim in die Verfassung legen." Aber auch an den Fehlern der Opposition hatte er seinen Theil, an jener eigensinnigen Hartnäckigkeit, welche die gute Stunde, die freieste Verfassung in Deutschland zu gründen, verscherzte; und er selber hat dies in späteren Jahren eingesehen. Doch von allen Irrthümern des edlen Mannes gilt sein eignes Wort:

> Wohl uns, wenn das getäuschte Herz
> Nicht müde wird von Neuem zu erglüh'n:
> Das Rechte doch ist eben diese Gluth.

Ja wohl, das Feuer einer reinen Begeisterung flammt in diesen württembergischen Liedern; darum werden sie auch dann noch in unserem Volke leben, wenn das Königreich Württemberg längst aufgehört haben wird zu existiren.

Die Lieder waren als Flugblätter durch das Land gezogen und hatten seinen Namen schnell dem Volke lieb gemacht. Alsbald nachdem er das gesetzliche Alter erreicht, 1817, ward er in die Kammer gewählt, und mit Unwillen mußte er jetzt den Umschlag der Volksmeinung wahrnehmen. Dem zähen Eigensinne folgte übereilte Nachgiebigkeit, doch das Eine zum Mindesten war erreicht:

> Daß bei dem biedren Volk in Schwaben
> Das Recht besteht und der Vertrag.

Nicht durch königlichen Befehl, durch Vertrag zwischen Land und Krone kam die neue Verfassung zu Stande, und zwanzig Jahre lang als ein Führer der Opposition hat Uhland daran gearbeitet, ihren Buchstaben zur Wahrheit zu machen. Eine schwierige Aufgabe. Denn bald befestigte sich unter König Wilhelm die gefährlichste Form des scheinconstitutionellen Regiments, welche Deutschland vor der Revolution gesehen hat: ein aufgeklärter Despotismus, den Großmächten gegenüber liberal, nach Innen thätig für das materielle Wohl, eifersüchtig gegen jede selbständige Haltung des Landtags, von gewandten klugen Männern geleitet, eifrig bestrebt alle Talente des Landes in den Dienst der Minister zu ziehen. Schwerlich — so anerkannt war längst des Mannes unerschütterliche Festigkeit — schwerlich hat die Regierung gehofft, auch Uhland für ihr System zu gewinnen, als sie dem Zweiundvierzigjährigen (1829) zum ersten Male sich freundlich bewies und ihn zu der Stelle berief, die ihm gebührte, auf den Lehrstuhl deutscher Literatur in Tübingen.

Dort ist fortan sein Wohnsitz geblieben, und es war ächt-deutscher

Zug, daß er an einem Stillleben sich genügen lassen konnte, das einen Franzosen von seiner Bedeutung zur Verzweiflung gebracht hätte. Nahe der Neckarbrücke stand sein freundliches Haus, am Abhange des Osterberges, dessen schöne Formen der aus Italien heimkehrende Tübinger Philolog mit dem Vesuv zu vergleichen liebt. Dort sah er Jahr für Jahr jene denkwürdigen Ereignisse an sich vorüber gehen, welche die Ruhe der kleinen Stadt unterbrechen. Immer wieder zogen der Pauperpräfect und die Armenschüler in ihren hohen Hüten singend durch die winkligen rinnsalreichen Gassen, das Vieh ward in den Neckar zur Schwemme getrieben, die Stadtzinkenisten bliesen ihren Choral vom Thurme, und — das Wichtigste von Allem — die berufenen Flößer, die Jockele's, führten das Holz des Schwarzwalds thalwärts und wechselten mit den alten Erbfeinden, den Studenten, homerische Schimpfreden. Aber es liegt ein eigener stiller Reiz über dieser kleinstädtischen Welt, wo an jedem Hause ein uralter derber Burschenwitz oder eine gute Erinnerung an einen tüchtigen Mann haftet. Im Verkehre mit vortrefflichen Männern fühlte Uhland sich bald wieder heimisch in der Vaterstadt, und durch seine kurze gesegnete akademische Wirksamkeit erweckte er in Schwaben zuerst den Sinn für die germanistische Wissenschaft. Noch ein Anderes rühmen seine Landsleute ihm nach: der angesehene Professor vernichtete durch persönliche Würde und gediegene Gelehrsamkeit jene kleinlichen Vorurtheile gegen den Beruf des Dichters, die seit Schubart's und Hölderlin's Tagen von dem schwäbischen Bürger gehegt wurden.

Nach wenigen Jahren rief ihn eine abermalige Wahl in die Kammer von seinem gelehrten Wirken ab. In den zwanziger Jahren hatte sich die Opposition in Württemberg vorwiegend auf örtliche Zwecke beschränkt. Ein fleißiger Arbeiter in den Commissionen, ein karger Redner, aber wenn er sprach, schlagend, gedankenreich, entschieden, war damals Uhland für den von der Regierung mißhandelten Friedrich List in die Schranke getreten, hatte gewirkt für die Neuordnung der Rechtspflege, namentlich die Unabhängigkeit des Richterstandes, und für die Minderung der Militärlast. Höhere Ziele steckte sich die Opposition nach der Julirevolution. Noch immer freilich blieb unter den deutschen Liberalen das Bewußtsein lebendig, daß der Kampf um Völkerfreiheit allen Völkern des Welttheils ein gemeinsamer ist. Und diesem Bewußtsein verdanken wir eines der schönsten Gedichte Uhland's, die Ballade „die Bidassoabrücke" zum Preise des Tüchtigsten der Spanier, Mina. Jedoch unter den Führern wenigstens „prägte sich jetzt — nach Uhland's Worten — ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlandes-Ehre zu verbinden trachtete." Als Süddeutschland fürchten mußte, durch

die absolutistische Tendenzpolitik der Großmächte in einen Krieg gegen das liberale Frankreich hineingerissen zu werden — in diesen angstvollen Tagen wandte sich der Blick über die schwäbischen Grenzen hinaus. Man empfand bitter den Mangel einer Volksvertretung in Oesterreich und Preußen und „die Unnatur der deutschen Zustände, daß die schwächeren Schultern die Träger der größeren Volksrechte sein sollen." Aber unverzagt mahnte Uhland die Freunde, „unsere ehrenvolle Bürde, das zukünftige Eigenthum des gesammten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen."

Mit dem stolzen Bewußtsein eines ernsten nationalen Berufs betrat die Opposition den Ständesaal. Der Landtag des Jahres 1833 ward der nahezu wichtigste in Deutschland vor der deutschen Revolution. Nicht nur eine große Zahl von Talenten füllte das Haus: hier ward auch zum ersten Male grundsätzlich eine Lebensfrage der Politik des deutschen Bundes erörtert. Die sittliche mehr noch als die politische Pflicht gebot, daß einem großen politischen Lügensysteme ein Ende gemacht werde, daß die constitutionellen Regierungen nicht mehr durch Bundesbeschlüsse im Geiste des Absolutismus sich ihres Verfassungseides entheben ließen. Darum stellte Paul Pfizer seine berühmte Motion, daß der Verfassung widersprechende Bundesbeschlüsse in Württemberg keine Geltung haben sollten. Mit Unrecht tadelten befreundete Landsleute in der Ferne, wie Wurm, den kühnen aussichtslosen Versuch. Es war eine Nothwendigkeit, daß endlich die große Unwahrheit der deutschen Politik schonungslos aufgedeckt werde. Das Verlangen der Minister, die Kammer solle die Motion mit verdientem Unwillen zurückweisen, ward mit einer scharfen Adresse aus Uhland's Feder beantwortet. Hierauf erfolgte die Auflösung und eine Reihe von Ereignissen, welche in jener Zeit der politischen Unschuld ungeheures Aufsehen erregten, während die Gegenwart bereits an einen weit roheren Mißbrauch der Regierungsgewalt gewöhnt ist. Schon von dem aufgelösten „vergeblichen Landtage" hatten die Minister ihre Gegner durch gesuchte Gesetzesauslegungen auszuschließen getrachtet; Uhland war damals für die Giltigkeit der Wahl seines alten Gegners Wangenheim aufgetreten in einer Rede, die seinem Herzen Ehre macht. Jetzt wurden diese alten Künste der Regierung weiter ausgebildet. Uhland, abermals gewählt, erhielt den Urlaub nicht und legte rasch entschlossen seine Professur nieder.

Von Neuem entspann sich der Streit wider die verfassungswidrigen Bundesbeschlüsse. In diesen Debatten verkündete Uhland in schwungvoller Rede den nationalen Beruf der süddeutschen Opposition und sprach das kühne Wort: „diese Rechte und Freiheiten werden einst von einer deutschen Nationalvertretung zur vollen und segensreichen Entfaltung gebracht



werden." Was er schon während des alten Verfassungsstreites dunkel geahnt, sah er jetzt klar vor Augen: daß alle Schulden der Einzelstaaten ihre Wurzel haben in dem Mangel einer volksthümlichen einheitlichen Verfassung Deutschlands. Also deckte er bei der Berathung des Militärbudgets schonungslos das große Uebel auf, das alle Militärdebatten in den Kleinstaaten noch heute verbittert und vergiftet. Er frug: „hat sich die Einigung im Bunde selbst schon als eine in der Nation begründete erwiesen? Kann bei solchem Stande der Dinge Württemberg wissen, unter welcher größeren Fahne und zu welchen Zwecken seine Truppen zunächst ausziehen werden?" Ja, nicht zufrieden mit der unfruchtbaren abwehrenden Haltung dem Bunde gegenüber, sprach er jetzt ein altes wohlberechtigtes Verlangen der Liberalen aus: er forderte, daß die Minister wegen der Instructionen an die Bundestagsgesandten den Kammern Rede stehen sollten.

Heftiger von Jahr zu Jahr wurde die Erbitterung. In ihrem allerdings wohlbegründeten Mißtrauen gegen die Minister und die deutschen Großmächte stimmte die Opposition einmal sogar für die Verwerfung des gesammten Budgets und gegen den Beitritt zum Zollvereine. Endlich, im Jahre 1839, beging sie einen letzten verhängnißvollen Fehler. Wie oftmals in reichen, warmen Gemüthern, liegt auch in dem tüchtigen Charakter der Schwaben ein Zug von unberechenbarem Eigensinn, von pessimistischem Trotz. Häufig in ihrer Geschichte, und immer zum Unheile des Landes, war er zu Tage gekommen; so während des Verfassungsstreites, so jetzt wieder in anderer Weise, als die Uhland, Schott, Pfizer, Römer, vereinsamt unter dem gleichgültigen Volke, auf die Wiederwahl verzichteten. So war der Landtag seiner besten Kräfte beraubt, und dem schwäbischen Staatsleben, das in seinem abgeschlossenen Sonderdasein dringender als die meisten anderen Staaten der fortwährenden Mahnung an die nationalen Pflichten bedarf — ihm fehlten fortan gerade jene liberalen Talente, welche freien Blicks über die Landesgrenze hinausschauten.

Das zurückgezogene Leben, das der Dichter nun in Tübingen begann, fiel gerade in die Tage, da von seiner Heimath jene kühne theologische Bewegung ausging, welche durch das Auftreten von David Strauß veranlaßt war. Und abermals bewährte sich der alte Romantiker als ein moderner Mensch. Den vorurtheilsfreien Forscher erschreckte es nicht, daß die Grundsätze der wissenschaftlichen Kritik, die ihm selber das Verständniß der heidnischen Götterlehre erschlossen hatten, jetzt auf die christliche Mythologie angewendet wurden. Der theologische Streit lag seinem Sinne fern, doch vertheidigte er die Verketzerten und ihr Recht der freien Forschung. Einen anderen modernen Gedanken da-

gegen, der gleichfalls in seiner Umgebung gehegt ward, hat er nie verstanden. Jenen zukunftreichen politischen Plan, der einst als unbestimmte ferne Hoffnung in Fichte's Seele geschwebt und dann in des Generals Gagern hellem Kopfe sich zu greifbarer Gestalt verdichtet hatte — den Plan des deutschen Bundesstaats unter Preußens Führung verkündete Paul Pfizer, fast noch ein Jüngling, zuerst als ein politisches Programm dem Volke und eroberte sich damit einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen nationalen Bewegung. Dem Dichter, der den alten Ruhm der Hohenzollern oftmals freudig besungen, blieb dieser Gedanke immer ein Gräuel. Sein Herz war erfüllt von der gemüthlichen Vorliebe seines Stammes für die österreichischen Nachbarn, und wie einst in dem württembergischen Verfassungsstreite, so wirkten auch jetzt zwei grundverschiedene politische Beweggründe in seiner Seele nach einem Ziele zusammen. Die Freude an der althistorischen Herrlichkeit des Wahlkaiserthums und das Bekenntniß der Volkssouveränetät — romantische und demokratische Neigungen zugleich führten ihn zu dem Ideale des Wahlreichs. Immer näher rücken wir heute der Zeit, wo Deutschland nur zwei große Parteien kennen wird, die österreichische und die nationale, und schon fällt es uns jetzt schwer, jene Tage vor der Revolution recht zu würdigen, da zu dieser gesunden Parteibildung kaum die ersten Schritte geschehen waren. Noch im Frühjahr 1848 konnte einer unserer reinsten Männer, dem unser Volk reiche politische Belehrung in Worten und Thaten dankt, harmlos schreiben: „Wir brauchen ein Kaiserthum. Ob aber Oesterreich oder Preußen die Krone tragen solle, darüber werden die Meinungen auseinandergehen. Ich meinerseits stimme für Oesterreich." Die verhängnißvollste Frage also unserer Zukunft, die alle anderen in ihrem Schooße birgt, sie erschien noch Vielen der Tüchtigsten als eine solche, worüber Freunde und Parteigenossen allenfalls verschiedener Ansicht sein könnten! — Doch auch eine köstliche, dem deutschen Staatsmanne leider sehr nothwendige Tugend brachte Uhland in die Kämpfe der Revolution hinüber — das wachsame Mißtrauen gegen den guten Willen der Höfe. Er hatte unter König Friedrich das frevelhafte Mißachten jedes Rechtes, unter seinem Nachfolger — was seinem schlichten Sinne noch tieferen Ekel erregen mußte — das unwahre Kokettiren mit dem Liberalismus gesehn, und nur so schmerzliche Erfahrungen konnten seinem warmen wohlwollenden Herzen diesen harten Zug einprägen.

Die Revolution brach aus, und dem greisen Dichter vor Allen galt der Jubel des aus langer Gleichgültigkeit erwachenden schwäbischen Stammes. Der beispiellosen Mißregierung folgte eine beispiellose Demüthigung: der Bundestag gestand, daß ihm das Vertrauen des Volkes fehle



und umgab sich mit „Männern des Vertrauens." Auch Uhland ward unter die Siebenzehn gesendet, — doch das Vertrauen seines Königs folgte ihm nicht nach Frankfurt. Als nun in dem Ausschusse Dahlmann mit dem Programme des Bundesstaats hervortrat, da schraken Anfangs — ich folge hier der Erzählung Eines der Siebenzehn — die Meisten zurück vor der Verwegenheit des Gedankens, und Uhland stimmte eifrig gegen das preußische Erbkaiserthum, „als es noch in den Windeln lag." Diese großdeutsche Gesinnung trennte ihn auch im Parlamente von der Mehrzahl seiner alten Freunde. Er stimmte mit der Linken, und wie sehr auch die demagogischen Ausschweifungen seinen maaßvollen Künstlersinn anwiderten: die demokratische Richtung konnte sich einiger Tugenden rühmen, die Uhland's Herz an die Partei fesseln mußten, obwohl sie in der Demokratie der Paulskirche sich oftmals verzerrt und entstellt offenbarten. Ihn erfreute die menschliche Theilnahme der besseren Demokratie für die Armen und Leidenden und der willige Opfermuth, den diese Partei vor der der Gemäßigten vorauszuhaben schien. Wenn es erlaubt ist, schon heute über Recht und Unrecht in den Parteibestrebungen jener Tage ein allgemeines Urtheil zu fällen, so läßt sich sagen: die Linke ging von einer nur allzurichtigen Schätzung des Sinnes der Höfe aus, sie sah klarer als das Centrum, daß die Mittelstaaten aus freiem Willen niemals dem nationalen Gedanken ein Opfer bringen werden. Dem Centrum aber werden die Verleumder des „Gothaismus" den Ruhm nicht rauben, daß es den gemeinen Leidenschaften der Revolution von vornherein widerstand, und noch weniger den größeren Ruhm, daß es dem Urgrunde alles Uebels in Deutschland, der Fremdherrschaft Oesterreichs, ein Ziel setzen wollte. Dieselben Männer, welche heute am heftigsten das Gothanerthum schmähen, sind bei den alten „Gothaern" in die Schule gegangen, haben von ihnen den Gedanken des preußischen Kaiserthums entlehnt.

Doch gerade dieser Gedanke forderte Uhland's heftigsten Widerstand heraus, bewog ihn zu den beiden einzigen größeren Reden, welche von dem Schweigsamen in der Paulskirche gehalten wurden und ohne Zweifel das Beste sind, was je für die „großdeutsche" Richtung gesprochen worden. Nicht in Verstandesgründen, sondern in gemüthlichen Sympathien liegt die Stärke dieser Partei, und wie mächtig wußte Uhland diese Saite in der Brust seiner Hörer anzuschlagen, als er am 26. October 1848 tiefbewegt in schwungvollen Worten das Parlament ermahnte zu sorgen, „daß die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige!" Noch kräftiger wirkte seine Rede vom 22. Januar 1849. Die Capuzinerspäße Beda Weber's waren kaum ver-

klungen, da hob Uhland die Debatte wieder auf die Höhe ihres Gegenstandes. Die alte Herrlichkeit des deutschen Wahlkaiserthums führte er gegen die preußische Partei in's Feld: „Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen.“ Als dann die berühmten Worte folgten, bei jeder Rede eines Oesterreichers in der Paulskirche sei ihm zu Muthe gewesen, „als ob ich eine Stimme von den Tyroler Bergen vernähme oder das adriatische Meer rauschen hörte,“ da freilich war der nüchterne Verstand schnell bei der Hand, über die „Phrase“ selbstgefällig zu lächeln. Wer aber den Worten in die Tiefe sah, erkannte ihren ernsten Sinn. Allerdings war es ein schrecklicher Widerspruch, in Wahrheit eine Unmöglichkeit, die in unserer Geschichte nicht wiederkehren darf, daß ein Parlament, worin Oesterreichs Abgeordnete stimmberechtigt tagten, über die Trennung Deutschlands von Oesterreich berathen konnte. Ein schönes Seherwort des Dichters beschloß die Rede, das allbekannte: „es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.“ Damit hatte er der deutschen Bewegung sein „in diesem Zeichen wirst du siegen“ zugerufen, und uns, den Gegnern, vornehmlich geziemt es, das gute Wort in treuem Herzen zu tragen. Die Welt ist heute liberal, und nur im Bunde mit dieser unhemmbaren liberalen Bewegung des Jahrhunderts wird es uns gelingen, die Einheit Deutschlands zu gründen. Das bewährte sich damals schrecklich, als das Herrscherhaus der Hohenzollern, dessen deutschen Beruf Dahlmann in seiner schlagenden Antwort auf Uhland's Rede treffend geschildert, den rückhaltslosen Bund mit dem Liberalismus verschmähte und dem Rufe der Nation sich versagte. Getreu und beharrlich, ein ächter Schwabe, hielt Uhland auch jetzt noch aus bei seiner Partei,

So wie ein Fähndrich wund und blutig
Die Fahne rettet im Gefecht,

und sogar die Worte dieses „Vaterländischen Gedichts“ aus seiner Jugend kehrten wieder in dem Manifeste vom 25. Mai, das er im Namen des Rumpfparlaments an die Nation richtete: „Wir gedenken, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühsal, die Vollmacht, die wir von dem Volk empfangen, die zerfetzte Fahne, treu gewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der am 15. August zusammentreten soll.“ Unhaltbarer immer ward die Stellung des maaßvollen Mannes unter der wüsten Leidenschaft des Rumpfparlaments. Schon wurde der Klang seiner Rede von dem zornigen Lärm des Pöbels übertäubt, als er in Stuttgart vor der Einsetzung der Reichsregentschaft, vor dem Bürgerkriege warnte und den Verblendeten zurief: „Württemberg ist nicht beschaffen wie jetzt diese

Versammlung; es stellt nicht wie diese nur Eine der Parteiungen dar, in welche das deutsche Volk zerklüftet ist.“ Nur Einen Gesinnungsgenossen, Vischer von Tübingen, zählte er noch in der Versammlung. Der Austritt aber aus einer unterliegenden Partei war seinem Stolze, seiner Treue unmöglich. So ist er geblieben bis zu dem jammervollen Ende des deutschen Parlaments, dem Straßenkampfe in Stuttgart.

Die letzten Jahre sind ihm in der Stille wissenschaftlicher Arbeit vergangen. Daß er aber noch lebte in dem Herzen seines Volks, davon haben ihm alljährlich tausend Zeichen der Theilnahme von fern und nah Kunde gebracht, die dem schlichten Manne oft lästig wurden. An dem Grabe des Dichters hat das gesammte Volk empfunden, was einst sein Walther dem süßen Liedermunde Reinmar's von Zweter in die Gruft nachrief:

Deine Seele möge wohl nun fahren,
Deine Zunge habe Dank.

Und wie sein Lied nur mit unserer Sprache selber sterben wird, so wird auch fortleben in unserem Volke das Bild des Mannes Uhland, der, menschlich irrend doch in hohen Ehren, manchen wuchtigen Stein hinzugetragen hat zu dem Neubau des deutschen Staates. Auch im Tode — er selber hat es uns verkündet — wollte er nicht lassen von seinem Volke:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Uns Lebenden aber bleibt die schöne Pflicht, mit streitbarem Worte und fester That zu sorgen, daß die Sehnsucht des Dichters sich erfülle, daß er die Stätte bereitet finde, wenn er kommt — als Schatten zu durchschweben sein freies Vaterland.

H. v. Treitschke.

Drei Capitel über Repräsentativverfassungen.

Angesichts der praktischen Verfassungskämpfe, die in diesem Augenblick und, wie es den Anschein hat, noch auf lange hin die Macht und das Ansehn des preußischen Staates lahm legen, kann es als ein Luxus erscheinen, auf theoretische Erörterungen über die zweckmäßigste Beschaffenheit der constitutionellen Institutionen einzugehn. Nichtsdestoweniger ist gerade die neueste Zeit an Untersuchungen dieser Art vorzugsweise reich. Wir haben es erlebt, daß gerade in dem Lande der vielgerühmten constitutionellen Erbweisheit, unter dem Volke, welches mit seiner freien Verfassung enger als ein anderes verwachsen ist, ein scharfsinniger Denker die Fundamente des Repräsentativsystems einer neuen, principiellen Prüfung unterworfen hat — fast wie Kant ein auf seine Vernünftigkeit und Aufklärung stolzes Zeitalter durch seine Kritik der Vernunft überraschte. Das Werk von Mill hat auch uns Deutsche zu neuen Debatten über die Grundfragen des Constitutionalismus mannichfach angeregt. Die gesammelten Monographien von Robert v. Mohl, die gedankenreiche kleine Schrift von Waitz, um Anderer zu geschweigen, haben dasselbe Thema selbständig in den Bereich des wissenschaftlichen Interesses gezogen und damit den Beweis geliefert, daß wir uns eben noch in einer Uebergangsperiode befinden, daß wir noch weit von dem Ziele entfernt sind, wo der Kampf um Verfassungs*formen* hinter den um die realen Interessen der verschiedenen Lebens- und Berufskreise, wie sie innerhalb der Verfassung sich streitend zu vertragen haben, zurückgetreten sein wird. Zugleich indeß einen anderen Beweis, — den Beweis eines unverkennbaren Fortschritts. Wenn wir auch heut noch zu theoretisiren gezwungen sind, so thun wir es doch, wie es praktischen Männern geziemt. Man streitet im Ganzen heutzutage nicht mehr um jene Phrasen und Stichwörter, von denen die Wahlbühnen des Jahres 1848 widerhallten. Man hat sich mehr und mehr frei gemacht von den Vorurtheilen einer erfahrungslosen oder nur zum Schein durch Erfahrung bewährten Doctrin. Man hat es aufgegeben, entweder nur aus der geschichtlichen Entwicklung der Organismen unseres öffentlichen Lebens oder aus den abstracten, zurechtconstruirten Idealen einer absolut besten Verfassung über das Bestehende oder das, was werden müsse, zu raisonniren. Zur Maske freilich und zur Stütze für gewisse politische Tendenzen, die in Wahrheit in sehr realen Interessen ihre Wurzel haben, dienen dergleichen Theorien wohl noch heute, — sofern nicht die Geistesarmuth und der cavaliere Leichtsinn es vorzieht, die Willkür absolutistischer Praxis

in umstandsloserer Weise zum Verfassungsrecht eigner Fabrik zu formuliren. Gegen das eine wie das andere Beginnen wird eine zugleich rationelle und zugleich geschichtliche Untersuchung des constitutionellen Apparats, eine Untersuchung, die den wirklichen Bedürfnissen und Beständen des praktischen, des politisch-sittlichen Lebens unserer Nation in unmittelbarer Nähe bleibt, auch heute noch, ja, heute erst recht am Platze sein. In diesem Sinne geschieht es, daß wir die folgenden Capitel, unter fortlaufender Bezugnahme auf die genannten und die ihnen verwandten Schriften, unsern Lesern zur Prüfung übergeben. Sie sollen von den einschlagenden Fragen nur drei von besonders hervortretender Wichtigkeit behandeln — die Frage des Wahlsystems, die Frage der repräsentativen Doppelwirthschaft, und die vielberufene der „parlamentarischen Regierung.“

I.

Nehmen wir an, daß die Theilnahme an der Gesetzgebung ein Recht ist, dessen Ausübung keinem Staatsbürger verweigert werden darf, so werden wir das allgemeine Stimmrecht bei der Wahl der Volksvertreter als das allein richtige Princip anerkennen müssen, ohne nach den Folgen zu fragen, die ein solches Wahlsystem haben kann. Halten wir es aber für die Aufgabe der Verfassung, die Wahlen so zu ordnen, daß die wahren Interessen des Volkes eine möglichst treue und einsichtsvolle Vertretung erhalten, so werden wir — wie auch immer — zu allerlei künstlichen Mitteln und verschiedenartigen Beschränkungen des Wahlrechts hingeführt werden.

Die in Deutschland angenommenen Wahlordnungen weichen in vielen Beziehungen wesentlich von einander ab, doch stimmen sie meistens darin überein, daß sie das ganze Staatsgebiet in eine Anzahl geographisch geschiedener Bezirke eintheilen, denen sie dann nach Verhältniß ihrer Bevölkerung eine größere oder geringere Zahl von Repräsentanten zutheilen; das Wahlrecht selbst pflegen sie activ und passiv mehr oder weniger zu beschränken, am häufigsten, indem sie es von einem bald höher bald niedriger gegriffenen Census abhängig machen.

Dieses Wahlsystem nun hat man von zwei verschiedenen Seiten her angegriffen und hat darin einen Hauptgrund gesucht, warum das Repräsentativsystem in Deutschland noch nicht in vollem Maaße die erwarteten guten Früchte getragen habe. Einerseits hat man in den Beschränkungen des Wahlrechts eine Verletzung des Princips der Gleichheit und eine Verfälschung der Vertretung des Volks in seiner wirklichen Mehrheit gefunden und demgemäß unbedingte Durchführung des vote universel verlangt; andrerseits hat man im directen Widerspruch mit dem doch auch

den deutschen Verfassungen zu Grunde liegenden System der Kopfwahlen den Grundsatz aufgestellt, daß das constitutionelle System erst durch die Annahme des Princips der Berufs- und Interessewahlen zur Wahrheit werde.

Daß wir das allgemeine Stimmrecht nicht als eine eigentliche Rechtsforderung betrachten dürfen, wird gegenwärtig wohl nur von dem abstractesten Radicalismus geleugnet; die meisten Vertheidiger desselben sehen es auch nicht als eine solche an, meinen aber, daß lediglich durch seine Anwendung die wirkliche Mehrheit des Volkes zur Vertretung komme und daß dadurch am sichersten dem Uebergewicht der Interessen einzelner Stände begegnet werden könne. Mill ist anderer Meinung. Die Mehrheit, sagt er, gehört immer den untern arbeitenden Klassen an, die im Durchschnitt auf einer so niedern Stufe geistiger Entwicklung stehen, daß sie von ihren eigenen Interessen meistens nur ein sehr unvollkommenes Verständniß besitzen; ihnen einer abstracten Theorie zu Liebe als Majorität Macht über das ganze Gemeinwesen zu geben, stritte mit dem gesunden Menschenverstande. Er schlägt deshalb ein Wahlsystem vor, durch welches den höhern und gebildetern Klassen im Volke ein Uebergewicht gesichert wird, — so doch, daß er das allgemeine Stimmrecht dessenungeachtet beibehalten wissen will, und zwar deshalb, weil er es als das wirksamste Mittel ansieht, um Theilnahme am öffentlichen Leben, Kenntniß der allgemeinen Angelegenheiten, Liebe zum Vaterland und Hingebung an dessen Interessen durch alle Volksklassen zu verbreiten. Er beruft sich dabei vorzugsweise auf Nordamerika, wo die hervorragende Bildung der untern Volksklassen auch nach Tocqueville's Beobachtungen in engem Zusammenhang mit den demokratischen Staatseinrichtungen stehe.

Wohl! — nur muß man nach dem, was Mill selbst über die Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts in Nordamerika bemerkt, billig bezweifeln, daß es von den demokratischen Staatseinrichtungen gerade das allgemeine Stimmrecht sei, welchem wir jenen günstigen Einfluß auf die geistige Entwicklung der untern Volksklassen zuzuschreiben haben. Das nothwendige Bestreben der Führer des Volkes, die untern Volksklassen, auf deren Urtheil sie sich stützen, über die allgemeinern politischen Interessen aufzuklären, ist ohne Zweifel ein mächtiges Reizmittel für die Entwicklung der Geisteskräfte derselben, aber welche Nachtheile für die sittliche Bildung des Volks sich damit in Nordamerika verbinden, hebt Mill selbst hervor. Er rechnet dahin vor Allem die demoralisirende Schmeichelei, mit der das Volk, als die einzige Quelle der Macht, von dem selbstsüchtigen Ehrgeiz ebenso umdrängt wird, wie in despotischen Staaten der Monarch, und er räumt ein, daß die Nothwendigkeit, solche Mittel zu ergreifen, um zu Macht und Ansehen

zu gelangen, die ersten Geister des Landes von der nationalen Vertretung und von öffentlichen Aemtern thatsächlich ausgeschlossen habe; aber er meint, daß diesen Uebeln durch eine bessere Organisation des Wahlrechts vorgebeugt werden könne und daß, wenn ungeachtet dieser Mängel das allgemeine Stimmrecht in Nordamerika einen so veredelnden Einfluß auf die geistige Entwicklung der untersten Volksklassen gehabt habe, dieser noch sehr gesteigert werden müsse, wenn es gelinge eine Regierung zu begründen, die ebenso demokratisch, aber besser organisirt sei.

Wir wollen es hoffen. Der Wechsel der herrschenden Stimmungen in der großen Masse des Volks macht die Stellung der Staatsmänner in einer demokratischen Republik offenbar nicht minder schwierig, als in einer absoluten Monarchie. Wenn sie nicht Charakterstärke genug besitzen, um auf die Gefahr hin, ihre Popularität, und damit Macht und Ansehen zu verlieren, ihrer Ueberzeugung von dem, was wirklich dem Volke dient, auch dann treu zu bleiben, wenn sie die augenblickliche Strömung der öffentlichen Meinung gegen sich haben, so tritt ihnen die Versuchung nahe, sich durch eine demüthigende Fügsamkeit in die Launen ihres vielköpfigen Herrn die Gunst desselben zu erhalten. Die Kunst der Schmeichelei ist in demokratischen Republiken nicht minder ausgebildet, als an den Höfen der Fürsten und sie wirkt da in einer noch viel verderblichern Weise, denn sie übt ihren corrumpirenden Einfluß auf ein ganzes Volk aus und raubt mit der Zeit nothwendig auch der Regierung selber Ehre und Achtung.

Die innere Fäulniß, die sich in Folge solcher Zustände über einen der mächtigsten Staaten unserer Zeit verbreiten konnte, ist in der neuern Geschichte Nordamerikas in einer erschreckenden Weise an den Tag getreten und läßt nun schon seit zwei Jahren ein mit den reichsten Mitteln ausgestattetes Volk unter einer mißachteten Regierung in blutigen, aber erfolglosen Kämpfen sich abmühen. Wenn wir trotzdem nicht an der Zukunft Nordamerikas verzweifeln, so ist es deshalb, weil wir wissen, dieses Volk ist daran gewöhnt, die Abhülfe für die Mängel seiner öffentlichen Zustände viel weniger in der Thätigkeit seiner Regierung, als in sich selbst zu suchen. Das im weitesten Umfange durchgeführte Princip des Selfgovernment hat die Amerikaner gelehrt, vor Allem auf die eigene Kraft zu vertrauen und überall, wo sich ihren Bestrebungen Schwierigkeiten entgegensetzen, selbst die Mittel und Wege aufzusuchen, um sie zu überwinden, und sicherlich mehr diesem von Jugend auf geübten Princip als dem allgemeinen Stimmrecht wird die durch alle Schichten des Volks verbreitete Bildung des Verstandes und der Thatkraft zuzuschreiben sein.

Wie gesagt jedoch, auch Mill wünscht das allgemeine Stimmrecht

nicht unbedingt und unvermittelt. Abgesehen von Almosenempfängern und betrügerischen oder leichtsinnigen Falliten, schließt er nicht nur diejenigen von dem Recht des Votirens aus, die keine Abgaben entrichten und also durch ihre Abstimmung über anderer Leute Geld verfügen würden, sondern auch alle die, welche nicht lesen, schreiben, rechnen können; denn wer nicht die gewöhnlichsten und wesentlichsten Erfordernisse besitze, für sich selbst zu sorgen und die eigenen Interessen mit Einsicht zu wahren, dem könne man unmöglich Macht über das ganze Gemeinwesen einräumen. Da indessen auch mit diesen Beschränkungen die Mehrzahl der Wähler einem niedrigen Stande politischer Bildung angehören würde, schlägt der Engländer weiter vor, denen, bei welchen sich eine persönliche geistige Ueberlegenheit voraussetzen läßt, zwei oder mehr Stimmen zu geben. Einen annähernden Maaßstab dafür glaubt er in der Beschäftigung der Menschen zu finden. Ein Arbeitgeber wird in der Regel intelligenter sein, als ein Arbeiter, — weil er auch mit dem Kopf und nicht blos mit den Händen arbeiten muß, ein Bankier, Kaufmann oder Fabrikant intelligenter als ein Krämer, — weil er verwickeltere Interessen zu behandeln hat; Kunst und gelehrte Studien schließen nothwendig einen höhern Grad des Unterrichts ein, und wo eine genügende Prüfung oder ein ernstlich durchgeführter Nachweis von Erziehung gefordert werden, bevor man einen Beruf ergreifen kann, soll dies ohne Weiteres zu einer Mehrheit von Stimmen berechtigen. Dabei wird es denn als unbedingt nothwendig betrachtet, daß es auch dem Aermsten gestattet sein müsse, die Begünstigung des Mehrstimmensystems zu beanspruchen, wenn er beweisen kann, daß er das festgesetzte Maaß von Kenntnissen und Fähigkeiten besitzt, und er will ihm deshalb gestatten, sich freiwillig einer Prüfung zu unterwerfen. — Im Grunde, man sieht es, derselbe Gedanke, der mittelbar auch den meisten deutschen Wahlordnungen zu Grunde liegt. Denn indem man das active Wahlrecht von einem Vermögenscensus abhängig machte, hatte man vornehmlich nur die Absicht, den intelligenteren Theilen der bürgerlichen Gesellschaft einen überwiegenden politischen Einfluß zu sichern, da man doch im Allgemeinen voraussetzen durfte, daß die Erziehung in den wohlhabenderen Volksklassen eine bessere sei, als in den ärmern. Daß das Vermögen immer nur ein unsicherer Maaßstab der Bildung bleibe, kann man Mill gern zugeben, aber auch seine Unterscheidung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter läßt nur einen unsichern Schluß auf die Bildung zu und wird großen Theils gleichfalls wieder nur durch den Vermögensbesitz bestimmt. Dürfen wir annehmen, daß im Durchschnitt doch die wohlhabenderen Stände auch die gebildeteren sind, so löst das preußische Wahlgesetz, trotz seiner Künstlichkeit und den daraus folgenden Unzuträglichkeiten,

die Aufgabe, der höheren Bildung auch ein politisches Uebergewicht einzuräumen, vielleicht noch auf eine einfachere und praktischere Weise, als es durch die Annahme des Mill'schen Wahlsystems geschehen würde. Jedenfalls ließe sich nicht erwarten, daß letzteres zu wesentlich anderen Resultaten führen würde.

Mill verbindet jedoch mit seinen Vorschlägen noch einen anderen Gedanken, auf den er großen Werth legt. Er meint nämlich, eine gute Volksvertretung müsse wo möglich alle politischen Elemente im Volke vertreten, also nicht blos die Mehrheit der Wähler, sondern verhältnißmäßig ganz ebenso auch die Minderheit. Eine Mehrheit der Wähler müsse allerdings immer auch die Mehrheit der Vertreter haben, aber wenn die Minderheit gar nicht vertreten sei, so könne dies zu der unnatürlichen Erscheinung führen, daß eine Mehrheit in der Mehrheit, die im Volke nur eine Minderheit für sich habe, das ganze Gemeinwesen beherrsche. Um nun der Minderheit auch eine verhältnißmäßige Vertretung zu sichern, schlägt er die Annahme des Systems der sogenannten Personalrepräsentation Hare's vor, das diese Aufgabe auf eine bewunderungswürdige Weise löse. Bekanntlich — denn auch in diesen Blättern ist die Sache bereits zur Sprache gekommen — bekanntlich wird nach diesem System die Anzahl von Wählern, die jedesmal berechtigt ist einen Vertreter zu stellen, festgesetzt, indem man die Zahl der Abstimmenden durch die Zahl der Mitglieder der Volksvertretung theilt, so daß also z. B., wenn 100,000 Abstimmende 100 Vertreter zu wählen hätten, 1000 Stimmen zur Wahl genügen würden. Um nun auch der Minderheit eine Vertretung zu sichern, sollen die Stimmen aller Wähler im ganzen Staatsgebiet zusammengezählt und jeder Candidat, der 1000 Stimmen auf sich vereinigt, soll für gewählt erklärt werden. Danach könnte allerdings, wenn z. B. die 100,000 Wähler in drei politische Parteien zerfielen, die 70,000, 20,000 und 10,000 Wähler umfaßten, die erstere nicht mehr als 70, die andere nur 20 und die dritte nur 10 Vertreter erlangen. Damit sie diese aber auch wirklich erlangen, sollen für jeden Vertreter nicht mehr als 1000 Stimmen in Anrechnung gebracht, den Wählern aber das Recht gegeben werden, Stimmzettel abzugeben, die noch andere Namen neben dem Einen, dem sie den Vorzug geben, enthalten können, so daß ihre Stimme, wenn der zuerst Genannte bereits seine nöthigen Stimmen auf sich vereinigt hat, dann für den in zweiter oder dritter Reihe Genannten in Berechnung käme u. s. w.

Mill trägt kein Bedenken, Hare's Plan unter die allergrößten Verbesserungen zu stellen, die bis jetzt in der Theorie und Praxis der Staatsverwaltung gemacht seien, und gewiß wird man zugeben müssen, daß er seine Aufgabe auf eine höchst sinnreiche Weise löst. Aber es ist wohl

schwerlich zu erwarten, daß er jemals in einem größeren Staate angenommen wird, denn die Schwierigkeiten einer richtigen Ermittelung der Stimmen für jeden Candidaten würden sich bei einer Vermehrung der Abstimmenden, wo Millionen Namen in die Listen des Centralbüreaus einzutragen wären, so steigern, daß Monate dazu erforderlich wären, um sie zu bereinigen, und bei der nothwendig sehr starken Besetzung des Centralbüreaus würde eine sichere Controle kaum noch möglich sein. —

Während Mill so darauf ausgeht, den verschiedenen politischen Parteien eine verhältnißmäßige Vertretung zu sichern, haben namentlich deutsche Politiker die Aufgabe eines guten Repräsentativsystems vielmehr darin gesucht, daß die verschiedenen Berufsklassen und die ihnen eigenthümlichen Interessen eine angemessene Vertretung erhalten. Der leitende Gedanke ist dabei in der Regel der, daß der Staat nicht als ein bloßes Aggregat von einzelnen Individuen aufgefaßt werden dürfte, sondern als ein Organismus socialer Besonderheiten, und daß daher eine Volksvertretung, wenn sie eine wirkliche Repräsentation der bürgerlichen Gesellschaft sein solle, unmittelbar aus diesen socialen Organismen, die durch die gemeinsamen Berufsarten und Interessen bestimmt werden, hervorgehen und diese in sich abspiegeln müsse. So ungefähr faßte schon Hegel das Verhältniß auf. „Wenn die Abgeordneten als Repräsentanten betrachtet werden," sagt er in seiner Rechtsphilosophie, „so hat dies einen organisch vernünftigen Sinn nur dann, daß sie nicht Repräsentanten als von Einzelnen, von einer Menge seien, sondern Repräsentanten einer der wesentlichen Sphären der Gesellschaft, Repräsentanten ihrer großen Interessen."

Ueber die Art, wie die Vertretung dieser Sphären der Gesellschaft durchzuführen sei, weichen freilich die Ansichten sehr von einander ab. Stahl benutzt den Grundsatz wesentlich nur, um durch ihn die Beibehaltung oder Wiederherstellung der alten ständischen Vertretung des großen Grundbesitzes, der städtischen und ländlichen Gemeinden und der Geistlichkeit zu rechtfertigen. Das kann natürlich nur geschehen, indem er mit seinen eigenen Vordersätzen vielfach in Widerspruch kommt, — denn daß in jenen allen Ständen keine einigermaaßen vollständige Vertretung der wichtigsten gegenwärtig bestehenden Berufsklassen und der durch sie bestimmten Interessen gegeben sei, liegt auf der Hand. Ernster faßt Winter in seiner Schrift über „die Volksvertretung in Deutschlands Zukunft" (1852) seine Aufgabe auf. Er zieht auch die Staatsverwaltung mit in seine Reformpläne hinein, indem er alle wichtigeren Verwaltungsbeamten bis zu den Vorstehern der Provinzen hinauf aus den Wahlen, welche die Berufskreise zur Grundlage haben, hervorgehen läßt, und ge-

staltet so den ganzen Staatsorganismus in einer so durchgreifenden Weise um, wie wir Aehnlichem sonst nur in den phantastischen Plänen von Socialisten begegnen.

Viel praktischer sind die Vorschläge, die Levita in seiner Schrift über „die Volksvertretung in ihrer organischen Zusammensetzung" (1853) macht. Er läßt unsern eingewöhnten Staatsorganismus völlig unberührt, verlangt aber eine Reihenfolge von Vertretungen, die von der Gemeinde zum Bezirk, von diesem zur Provinz und zum Staate aufsteigt, und zwar so, daß in der Gemeinde, als der Grundlage der Repräsentation, nicht die Kopfzahl oder der Besitz das Wahlrecht entscheidet, sondern die Vertretung aus denjenigen Berufskreisen hervorgeht, die freie Körperschaften bilden. Ebenso sollen diese socialen Gemeinschaften dann auch noch in den Bezirks- und Provinzialversammlungen ihre besonderen Vertreter haben, und in der Reichsversammlung endlich soll die eine Hälfte der Repräsentanten unmittelbar von den socialen Gemeinschaften gewählt werden, die andere Hälfte zu je ein Drittheil von den Vertretungen der Gemeinden, Bezirke und Provinzen.

Mehr im Einzelnen ausgeführt und zum Theil auch auf abweichenden Grundsätzen beruhend ist endlich der Plan eines Wahlsystems, den Robert von Mohl zuerst in der deutschen Vierteljahrsschrift (1853) veröffentlichte, und dann wieder, mannichfach überarbeitet und erweitert, im ersten Band der Sammlung von Monographien, die er unter dem Titel: „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik" (1860) herausgab. Mohl nähert sich darin in mehrfacher Beziehung Winter, indessen dehnt er sein Wahlsystem, das er ebenfalls auf Berufsklassen gründet, nicht auch auf die Verwaltungsbeamten aus und fordert daher auch nicht, wie dieser, eine gänzliche Umgestaltung des ganzen Staatsorganismus. Bedingung einer richtigen Bildung der Volksvertretung ist für ihn, daß allen Gattungen von Rechten und Interessen, welche eine Verletzung von der Regierung erfahren können, Vertreter zugewiesen werden, und zwar, um sowohl der Kenntniß der zu vertretenden Verhältnisse als des Eifers der Vertreter sicher zu sein, von solchen Personen, welche persönlich bei der Wahrung dieser Interessen und Rechte betheiligt sind. Er unterscheidet dreierlei Gattungen von zu vertretenden Gesellschaftskreisen: solche, welche ein materielles Interesse zum Mittelpunkt haben; solche, welche durch ein geistiges Interesse gebildet sind, und solche, welche durch das räumliche Zusammentreten entstehen. Bei den materiellen Interessen unterscheidet er vier Kreise: den großen Grundbesitz, den kleinern Grundbesitz, Handel und Gewerbe, Lohnarbeit; bei den geistigen Interessen: die bestehenden Kirchen, die wissenschaftliche Bildung, die Künste und vielleicht auch die

Staatsdienerschaft; das räumliche Zusammenleben endlich giebt den verschiedenen Gemeinden ihre besonderen Interessen. Jeder dieser Kreise soll nun seine Sondervertretung erhalten, die ausschließlich aus Mitgliedern des betreffenden Vereins besteht, und soll in dieser Form die Rechte und Interessen desselben wahren. Wo die Interessen und Rechte mehrerer solcher Kreise in Frage kommen, sollen sich aus Ausschüssen der Sondervertretungen zusammengesetzte Vertretungen bilden und aus Ausschüssen sämmtlicher Sonderversammlungen soll endlich auch die Gesammtvertretung bestehen.

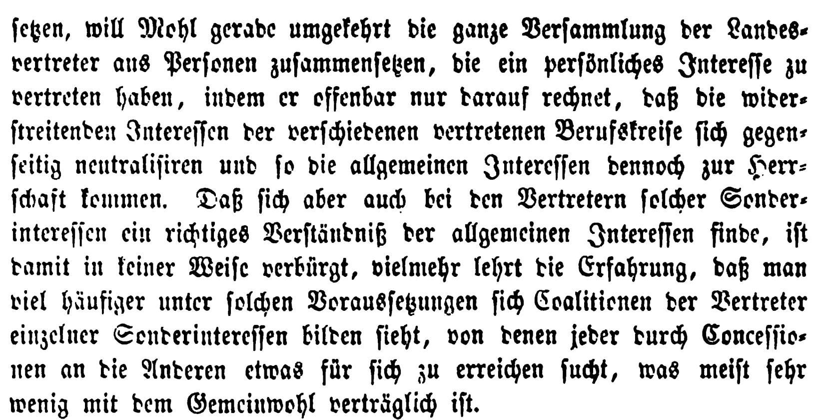
Mohl verbirgt sich die mannichfachen Bedenken nicht, die sich gegen seine Vorschläge erheben müssen, und er erkennt namentlich selbst an, daß neben den Interessen, welche nur eine bestimmte größere oder kleinere Klasse von Bürgern betreffen, auch Interessen der organisirten Einheit des gesammten Volks bestehen, aber er meint, daß diese keine eigenen Wahlen erfordere, da jeder Abgeordnete, welches immer seine nächste Bestimmung sein möge, bei jenen Rechten der Gesammtheit und aller einzelner Staatsbürger persönlich betheiligt sei, somit also die Vereinigung der Vertreter der Einzelzustände eine naturgemäße und genügende Gesammtvertretung bilde. Allein — sehen wir zu, wie es sich in Wahrheit damit verhält.

Wir sind darin mit Mohl ganz einverstanden, daß man den Staat nicht als ein bloßes Aggregat einzelner von einander unabhängiger Menschen, die lediglich durch ihre Unterordnung unter eine gemeinsame höchste Gewalt verbunden sind, auffassen dürfe; er umfaßt die mannichfachsten socialen Gebilde, denen jeder Einzelne je nach Beruf und Beschäftigung angehört und durch deren Vermittlung er mit dem Staat in Verbindung steht. Es würde daher allerdings zu einer falschen Beurtheilung der bürgerlichen Gesellschaft führen, wenn man, ohne Rücksicht auf solche sociale Kreise, die durch gemeinschaftliche Interessen zusammengehalten werden, die Aufgabe des Staats nur in der Abgrenzung und Wahrung der Rechte und Interessen einzelner Staatsbürger suchen wollte; aber man darf doch auch nicht übersehen, daß der Staat ebenso wenig ein bloßes Aggregat besonderer, durch Beruf und Interessen bestimmter socialer Kreise ist, sondern vielmehr ein Organismus, in welchem diese socialen Genossenschaften wieder nur einzelne untergeordnete Bestandtheile bilden. Dürfen wir nun erwarten, daß die so gestellte Aufgabe des Staats am besten von einer Versammlung von Abgeordneten gelöst werde, die unmittelbar aus den einzelnen Kreisen, in welche die bürgerliche Gesellschaft zerfällt, hervorgegangen ist und die verschiedenen Sonderinteressen derselben vertritt?

Mohl bemerkt ganz richtig, daß Kenntniß der zu vertretenden Ver-

hältnisse und Eifer von Seiten der Mitglieder einer Volksvertretung wesentliche Bestandtheile der Eigenschaften seien, welche eine tüchtige Erfüllung der Aufgabe derselben bedingen. Ebenso richtig, wenn er meint, das Vorhandensein dieser Eigenschaften könne nicht erwartet werden, wenn die Bezeichnung der Mitglieder nach ganz anderen Rücksichten geschehe; es müsse vielmehr die Zusammensetzung des Ganzen und die Ernennung des Einzelnen in solcher Weise geordnet werden, daß mit Wahrscheinlichkeit auf diese Eigenschaften gerechnet werden könne. Aber gerade diese Betrachtungen führen uns zu ganz anderen Folgerungen in Beziehung auf die leitenden Principien einer guten Wahlordnung. Denn wenn man die Wahl der Volksvertreter den einzelnen Berufsklassen überläßt, kann man allerdings mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß sie mit den Bedürfnissen der einzelnen socialen Kreise, denen jeder angehört, hinreichend bekannt sind und daß es ihnen auch nicht an dem regsten Eifer, die Rechte und Interessen derselben zu vertreten, fehlen wird, aber eine Garantie dafür, daß die allgemeinen Interessen mit Kenntniß und Eifer vertreten werden, besitzen wir gar nicht, denn diese sind ja, wie Waitz in seinen Grundzügen der Politik sehr gut bemerkt, keineswegs die Summe der Einzelinteressen, sondern etwas wesentlich Anderes, etwas Höheres. Dem ganz analog hat es Mohl selbst in seiner Kritik des von Levita vorgeschlagenen Wahlsystems getadelt, daß dieser die Gemeindevertretung ausschließlich oder doch wesentlich aus den einzelnen gesellschaftlichen Kreisen der Gemeinde hervorgehen lassen will, indem er geltend macht, daß die Gemeinde ihre eigenthümlichen Interessen in der befriedigenden Ordnung des räumlichen Zusammenlebens habe und daß demnach die Gemeindeeinrichtungen und die Wahl der Gemeindebehörden auf die Erreichung dieses Zwecks berechnet sein müßten. Wird nun nicht dasselbe nothwendig auch von der Staatsgemeinde gelten müssen?

Jede Berufssphäre in der bürgerlichen Gesellschaft hat allerdings ihr eigenes Gebiet von Bedürfnissen, mit dem sie am innigsten vertraut ist und durch welche besondere Aufgaben für den Staat bedingt werden. Aber allen derartigen Sonderinteressen dürfen wir doch nur insoweit eine Berechtigung zuerkennen, als sie nicht mit den allgemeinen Interessen des ganzen Volkes in Widerspruch stehen. Darüber aber die Entscheidung einer Versammlung zu überlassen, die nur aus Vertretern solcher Sonderinteressen hervorgegangen ist, muß jedenfalls sehr bedenklich erscheinen. Während man sonst allgemein annimmt, daß, wo persönliche Interessen einzelner Mitglieder einer Versammlung in Frage kommen, diese bei der Entscheidung sich der Abstimmung zu enthalten haben, weil man fürchtet, sie könnten ihre persönlichen Interessen über die allgemeinen



setzen, will Mohl gerade umgekehrt die ganze Versammlung der Landesvertreter aus Personen zusammensetzen, die ein persönliches Interesse zu vertreten haben, indem er offenbar nur darauf rechnet, daß die widerstreitenden Interessen der verschiedenen vertretenen Berufskreise sich gegenseitig neutralisiren und so die allgemeinen Interessen dennoch zur Herrschaft kommen. Daß sich aber auch bei den Vertretern solcher Sonderinteressen ein richtiges Verständniß der allgemeinen Interessen finde, ist damit in keiner Weise verbürgt, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß man viel häufiger unter solchen Voraussetzungen sich Coalitionen der Vertreter einzelner Sonderinteressen bilden sieht, von denen jeder durch Concessionen an die Anderen etwas für sich zu erreichen sucht, was meist sehr wenig mit dem Gemeinwohl verträglich ist.

Aber nicht einmal für die einzelnen Berufsklassen selbst, deren Rechte und Interessen auf diese Weise durch ihre Repräsentation bei der Landesversammlung gewahrt werden sollen, kann man dieses Wahlsystem für vortheilhaft erklären. Sie bedürfen ohne Zweifel wenigstens zum Theil einer gesellschaftlichen Organisation zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten und zur Wahrung ihrer Interessen. Natürlich muß es dabei wesentlich darauf ankommen, daß sie Männer an ihre Spitze stellen, die geeignet sind, die ihnen gesetzte besondere Aufgabe mit Eifer und Geschick zu lösen. Läßt man nun aber aus ihrer Vertretung die Abgeordneten für die Landesversammlung hervorgehen, so liegt die Gefahr nahe, daß sie in politische Bewegungen mit hineingerissen werden, die ihnen besser fern bleiben; es werden bei den Wahlen oft mehr allgemeine politische Motive entscheiden, als die unmittelbaren Interessen des Vereins. Denn daß die großen politischen Parteispaltungen, die natürlichen Gegensätze der Fortschritts- und Erhaltungspartei, des religiösen Bekenntnisses, der Nationalität und ähnliche Elemente politischer Kämpfe bei Interesse- und Berufswahlen gänzlich ausgeschlossen bleiben würden, kann doch Niemand ernstlich erwarten. Darin liegt auch ein Hauptgrund, warum man den — gelegentlich auch in diesen Jahrbüchern befürworteten — Vorschlag, die Landesvertretung aus Wahlen der Gemeindevertreter hervorgehen zu lassen, nicht billigen kann. Wenn man es für wünschenswerth hält, die extremen politischen Parteirichtungen in der Landesvertretung möglichst zurückzudrängen, scheint sich ein solches Wahlsystem allerdings zur Zeit zu empfehlen, denn diese haben gegenwärtig in den Gemeindevertretungen noch weniger Eingang gefunden. Aber bald genug würde sich das ohne Zweifel ändern. Man würde durch eine solche Ordnung nur Veranlassung geben, daß sich die nun einmal vorhandenen politischen Parteien der Wahlen in die Gemeindevertretung für ihre Zwecke bemächtigten und

würde so nur für eine kurze Dauer die Landesvertretung von den Parteielementen reinigen, dafür aber die Gemeindewahlen selbst fälschen, indem bei diesen nun nicht mehr die Rücksicht auf eine gute Verwaltung, sondern die Parteifarbe über die Wahlen entscheiden würde.

Aber wir können es überhaupt nicht als richtig anerkennen, wenn man vielfältig darauf ausgeht, die Parteikämpfe möglichst von dem Repräsentativkörper entfernt zu halten. Es muß vielmehr als wünschenswerth angesehen werden, daß jede allgemeiner verbreitete politische Richtung in ihm ihre Vertretung findet, um genöthigt zu sein, zu den wichtigeren praktischen Fragen ihre Stellung zu nehmen und dadurch ihren politischen Charakter bestimmter auszubilden. Das ist auch für die herrschende Partei von großem Nutzen, denn nur in fortgesetzten Kämpfen mit abweichenden Richtungen kann sie sich vor Einseitigkeiten bewahren, und nichts ist für sie gefährlicher und beschleunigt mehr ihr inneres Zerfallen, als wenn ihr keine Opposition entgegensteht, die sie zugleich zum Zusammenhalten und zur Mäßigung zwingt. Darauf, daß die Parteien, die sich in der Minderheit befinden, immer in einem richtigen arithmetischen Verhältniß vertreten seien, wie das Mill durch die Annahme von Hare's System zu erreichen hofft, kommt weniger an; auch bei dem System der Localrepräsentation kann man darauf rechnen, daß jede politische Richtung, die in weiteren Kreisen Unterstützung erhalten hat, in dem einen oder dem anderen Wahlkreis eine Mehrheit erlangen wird, und ein einziger unterrichteter und geistvoller Mann kann in der Opposition mehr wirken, als eine große Zahl von Abgeordneten, die ihre Ansichten nicht mit Sachkenntniß und Beredtsamkeit zu vertheidigen verstehen. Der Rathssaal ist überdies nicht der einzige Ort, wo sich politische Meinungen und Bestrebungen geltend machen können, in mancher Beziehung nicht einmal der, wo es am wirksamsten geschehen kann. Die parlamentarische Stellung legt Rücksichten auf, die oft lähmend wirken; der große Agitator O'Connel verlor an Einfluß auf die Massen, seit er in das Parlament eingetreten war. Die erhöhte Kraft mündlicher Rede, mag sie in oder außer dem Parlament geübt werden, bleibt immer auf einen engeren Kreis von Zuhörern beschränkt; für das weitere Publicum dient nur die Schrift zur Vermittlerin der Gedanken und durch diese kann sich jede politische Richtung mit gleichem Erfolge geltend machen und auf den öffentlichen Geist einwirken. Von der Gunst der öffentlichen Meinung hängen aber zuletzt die Erfolge aller politischen Bestrebungen ab, und die Regierungskunst in constitutionellen, wie selbst in absoluten Staaten, besteht wesentlich mit darin, daß sie die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und sie sich günstig zu erhalten versteht. Eine parlamentarische Partei, die dies, auf ihre augenblickliche

Stärke trotzend, unbeachtet läßt, gräbt sich immer selbst ihr Grab, und eine Regierung, die sich mit einer populären Mehrheit der Volksvertreter in Opposition setzt, wird auch in ihren bestgemeinten Bestrebungen gelähmt bleiben, wenn es ihr nicht gelingt, die öffentliche Meinung von Neuem für sich zu gewinnen. Darauf kann sie aber bei einer klugen Schonung der augenblicklich herrschenden Vorurtheile immer mit Sicherheit rechnen, wenn sie sich auf die besten und einsichtsvollsten Männer im Volke stützt, — denn wenn auch die Stimmungen im Volke oft wechseln und politische Vorurtheile und Leidenschaften nicht selten Bestrebungen begünstigen, die sich nicht mit dem Gemeinwohl vereinigen lassen, so kann man doch sicher sein, daß die Einsicht der Gebildeteren zuletzt immer wieder das Uebergewicht erhält. Die tüchtigsten und einsichtsvollsten Männer, die das Vertrauen der Gebildeten im Volke besitzen, als Rathgeber in den Kammern zu vereinigen, liegt daher ebenso im Interesse der Regierungen, wie unzweifelhaft in dem des Volkes.

Keine Wahlordnung, ihre leitenden Grundsätze mögen noch so umsichtig erwogen und sinnreich durchgeführt sein, wird uns vollständige Sicherheit für gute Wahlen in diesem Sinne geben, aber wenn wir den Zweck, so weit es möglich ist, die tüchtigsten und einsichtsvollsten Männer ohne Rücksicht auf ihren speciellen Beruf in dem Rathssaal zu versammeln, fest im Auge behalten, werden wir doch durch eine kluge Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse in einzelnen Beziehungen günstig auf die Wahlen einwirken und namentlich manche Hindernisse guter Wahlen beseitigen können. Daß wir zu diesen Hindernissen auch die in mehrern deutschen Staaten noch vorkommenden Ueberbleibsel der alten ständischen Wahlen namentlich dann rechnen müssen, wenn jeder Stand nur Abgeordnete aus seiner Mitte wählen darf, ergiebt sich aus dem, was oben über die Wahlen durch einzelne Berufsklassen bemerkt wurde. Die Interessen dieser Berufsklassen sollen natürlich in dem Abgeordnetenhause ihre volle Beachtung finden, aber dazu ist nicht nothwendig, daß sie durch Abgeordnete aus ihrer Mitte vertreten seien. Wenn Männer von allgemeiner Bildung, die außerhalb dieser Kreise stehen, nicht fähig wären, die Interessen solcher besonderen Berufsklassen zu verstehen und zu würdigen, so würde auch eine Vertretung durch Angehörige derselben von keinem Nutzen sein, denn die Vertreter jeder einzelnen Berufsart könnten doch immer nur eine Minorität im Hause der Abgeordneten bilden und müßten daher erst die Majorität durch Aufklärung über ihre besonderen Bedürfnisse und Interessen für sich zu gewinnen suchen. Dazu giebt es aber noch andere, viel wirksamere Mittel, als die mündliche Rede im Rathssaal, wie namentlich die nicht genug zu empfehlende Uebung des englischen Parlaments, solche be-



sondere Verhältnisse durch eine Commission untersuchen zu lassen, die alle die, von welchen sie Aufschlüsse darüber zu erhalten hofft, zu Protokoll vernimmt und dann die Acten mit ihrem Gutachten dem Parlament vorlegt. Auf diese Weise kann sich die Versammlung eine viel umfassendere und tiefer eindringende Kenntniß von den wahren Bedürfnissen der verschiedenen Berufssphären und von allen Beziehungen derselben zu anderen Interessen des Volks verschaffen, als es durch die meistens einseitig befangenen Darstellungen der unmittelbaren Interessenten in parlamentarischen Reden geschehen kann.

Auch Mill's ganzes Wahlsystem ist, wie wir gesehen haben, darauf berechnet, die tüchtigsten und einsichtsvollsten Männer ohne Rücksicht auf ihren speciellen Beruf im Parlament zu vereinigen, und obschon er die unteren Klassen des Volkes, worunter er die Arbeiter, im Gegensatz zu den Arbeitgebern versteht, nicht von dem Wahlrecht ausschließen will, fällt es ihm doch nicht entfernt ein, ihnen Repräsentanten aus ihrer eigenen Mitte zu geben und so eine Repräsentation zu schaffen, die nicht blos die Interessen, sondern auch die durchschnittliche Intelligenz derselben vertreten würde. Er hält es im Gegentheil gerade für eine der Hauptgefahren der repräsentativen Demokratie, daß durch sie eine zu niedrige Stufe der Bildung vertreten werde und daß die vermeintlichen Sonderinteressen der Arbeiterklassen, die der Kopfzahl nach immer die Mehrheit der Stimmen haben, sich zum Nachtheil des gemeinen Wesens einseitig geltend machen. Darum eben will er den gebildeteren Volksklassen bei den Wahlen eine Mehrheit der Stimmen geben.

Nicht ohne Einfluß ist in dieser Beziehung auch die Abgrenzung der Wahlbezirke. Kleine Wahlbezirke führen leicht dahin, daß vorherrschend sogenannte Localcelebritäten gewählt werden, Männer, die sich in ihren nächsten Umgebungen eines gewissen Ansehens erfreuen, ohne doch zu den Vertretern der höheren Intelligenz im Lande zu zählen. Bei größeren Wahlbezirken werden solche Männer, deren Ruf wenig über ihren Wohnort hinausgeht, schwerer durchdringen; man wird sich leichter über Candidaten vereinigen, die durch eine geistig hervorragendere Stellung in weiteren Kreisen Popularität erlangt haben. Größere Staaten, wo, wie z. B. in Preußen, auf etwa 50,000 Einwohner ein Abgeordneter kommt, haben in dieser Beziehung einen Vorzug vor kleineren, wo man, um den Repräsentativkörper nicht allzu schwach zu lassen, für 10—20,000 Einwohner einen Vertreter wählt. In den kleineren Cantonen der Schweiz pflegt schon auf wenige hundert Einwohner ein Großrath gerechnet zu werden und auch in dem größten Canton, in Bern, wird für je 2000 Einwohner ein Vertreter gewählt. Die schweizerische Mediationsacte vom



Jahr 1803 suchte der hieraus entspringenden Gefahr dadurch recht sinnreich abzuhelfen, daß sie eine geringere Zahl von Wahlbezirken bildete und vorschrieb, daß jeder ein Mitglied des großen Raths aus seiner Mitte, zwei dagegen aus anderen Landestheilen wählen sollte. Dies führte natürlich dahin, daß die letzteren Wahlen auf Männer hingeleitet wurden, die sich durch ihr öffentliches Leben in weiteren Kreisen einen guten Namen gemacht hatten. Die neueren Cantonalverfassungen haben dieses System nirgends wieder angenommen; es hätte die Vertretung des Landes den Städten gegenüber geschwächt und in diesen war der Sitz der gestürzten Aristokratie. In Deutschland, wo dieser Gegensatz nicht besteht, wäre das Princip der Mediationsacte in kleineren Staaten durchaus zu empfehlen.

Die Bestimmung, daß jeweilig nur ein Theil der Volksvertretung erneuert werden soll, etwa alle zwei Jahre ein Drittheil, hat sich in der Regel wenig bewährt. In ruhigeren Zeiten kann man ohnedies darauf rechnen, daß die Mehrzahl der früheren Abgeordneten wieder gewählt wird, in Zeiten einer lebhafteren politischen Bewegung genügen aber solche theilweise Erneuerungen nicht, um die Volksvertretung mit den herrschenden politischen Tendenzen in Einklang zu bringen; der Repräsentativkörper verliert dann leicht das Vertrauen des Volks und dieses sucht andere, minder geeignete Organe für seine Bestrebungen. Ueberdies hat das System der theilweisen Erneuerungen den Nachtheil einer zu oft Wiederkehr der Wahlen mit allen ihren Agitationen, die dann leicht zur Ermüdung und zur Erschlaffung oder auch zur Corruption führen.

Mill entscheidet sich für die Oeffentlichkeit der Abstimmung; man habe ein Recht zu wissen, welchen Gebrauch jeder Wähler von dem ihm anvertrauten Rechte mache. Da aber das Stimmrecht der einzelnen Wähler nicht von dem Vertrauen in ihre Persönlichkeit abhängig gemacht ist, hat die Controle, welche das Publicum bei einer öffentlichen Abstimmung ausüben kann, keine rechtliche Bedeutung; dagegen ist es von Wichtigkeit, daß die Wähler gegen den moralischen Zwang, den energische politische Parteien ebenso gut wie die Regierungen ausüben können, möglichst geschützt werden, und dem dient ohne Zweifel die geheime Abstimmung. Auch in der Schweiz hat man ziemlich allgemein die geheimen Wahlen vorgezogen.

Die mittelbaren Wahlen verwirft Mill ebenfalls. Hält man es, wie er, für wünschenswerth, daß das Volk im weitest möglichen Umfange in die Wahlbewegung hineingezogen werde, so muß man ihm beistimmen, denn mittelbare Wahlen erwecken in der Regel weniger Theilnahme, ausgenommen in Zeiten lebhafterer politischer Bewegungen, wo auch die



Wahlmänner immer mit Beziehung auf bestimmte Personen, zu deren Wahl sie sich im Voraus verpflichten müssen, gewählt zu werden pflegen. Dann geht die mittelbare Wahl der Sache nach in eine unmittelbare über. Haben sich aber die Ansichten noch nicht entschieden über bestimmte Candidaten vereinigt, so haben die mittelbaren Wahlen doch den Vorzug, daß in dem engeren Kreise der Wahlmänner leichter eine Verständigung möglich ist, bei der alle bestimmenden Umstände gehörig erwogen werden können. Auch bei den unmittelbaren Wahlen pflegen ja die Candidaten von den vorbereitenden Wahlcomites bezeichnet zu werden und jeder Wähler, der einem anderen, als einem so vorgeschlagenen Candidaten seine Stimme geben will, kann sicher sein dieselbe zu verwerfen. Solche freiwillig zusammengetretene Wahlcomites verdienen aber doch kaum ein höheres Vertrauen, als die Versammlungen der von den Urwählern ernannten Wahlmänner. —

II.

Gehen wir davon aus, daß die in einer Repräsentativverfassung zu lösende Aufgabe keine andere sein kann, als durch die besten und intelligentesten Männer, die sich finden, eine Vertretung der gebildeten öffentlichen Meinung in dem Repräsentativkörper zu schaffen, so werden wir uns zwar nicht verbergen können, daß unsere deutschen Verfassungen noch viel zu wünschen übrig lassen, wir werden aber doch auch bei einer genaueren Prüfung die Ueberzeugung gewinnen, daß sie großer Verbesserungen fähig sind, ohne daß wir nöthig hätten, zu den tiefeingreifenden und in ihren Wirkungen sehr zweifelhaften Reformen unsere Zuflucht zu nehmen, die von verschiedenen Seiten her vorgeschlagen werden. Man kann es wohl als ein Zeichen einer gewissen Unreife in der politischen Bildung betrachten, wenn man den Mängeln in unseren öffentlichen Zuständen immer zunächst durch Verfassungsreformen abhelfen zu müssen glaubt, statt sich zu bemühen, die auch durch die bestehenden Verfassungen gegebenen Mittel vollständig auszunutzen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auch die besten Verfassungen, wenn sie im Volksgeist keine Stütze finden, keinen Schutz gegen absolutistische Regierungen gewähren, aber ebenso, daß keine noch so klug berechnete Wahlordnung eine fügsame Volksvertretung sichert, wenn die Regierung eine kräftige und intelligente öffentliche Meinung gegen sich hat. Ungeachtet wiederholter Aenderungen in der Wahlordnung und gewaltsamer Eingriffe in die Wahlen selbst, hat es Hassenpflug nie zu einer Kammer bringen können, die sich seinem Regierungssystem unterwarf. In Preußen gelang es Manteuffel, in den Zeiten politischer Erschlaffung nach den Jahren 1848 und 1849 das Haus der Abgeordneten in seinem Sinne zu-



sammenzusetzen, als aber 1858 ein frischerer, regerer politischer Geist im Volke erwachte, hat dieselbe Wahlordnung zu einem ganz entgegengesetzten Resultate geführt und die äußersten Anstrengungen der Regierung im Jahre 1862 haben nur dazu gedient, die Vertretung der früher im Hause herrschenden Partei auf ein bloßes Minimum zurückzuführen.

Leider haben unsere Regierungen großentheils noch immer nicht erkannt, daß sie in einem Repräsentativkörper, welcher die gebildete öffentliche Meinung vertritt, den sichersten Schutz gegen alle Ausschreitungen extremer politischer Parteien finden können. Sie ringen noch immer mit dem alten Vorurtheil gegen den „beschränkten Unterthanenverstand," und meinen, auf ihre bessere Kenntniß der ganzen Technik der Staatsverwaltung gestützt, auch die Bedürfnisse des Volkes richtiger, als dieses selbst und seine Vertreter, beurtheilen zu können. Anstatt dahin zu wirken, daß die Volksvertretung ein möglichst treues Organ der gebildeten öffentlichen Meinung werde, suchen sie meistens nur in dem Repräsentativkörper eine Stütze für ihre eignen Tendenzen zu gewinnen. Diesem Zweck soll dann namentlich auch das Zweikammersystem dienen, das ihnen die Möglichkeit geben soll, in der ersten Kammer einen verfassungsmäßigen Widerstand gegen die mehr democratischen Elemente der zweiten Kammer zu organisiren. Indem sie diesen Gedanken aber auf eine einseitige Weise verfolgen, schaffen sie sich selbst nur neue Schwierigkeiten und berauben sich der großen Vortheile, die ihnen ein gut durchgeführtes Zweikammersystem wirklich gewähren kann.

Da wir gewöhnt sind, uns bei der Prüfung der Frage, ob die Volksvertretung aus einer oder zwei Kammern bestehen soll und wie eine erste Kammer am zweckmäßigsten zusammengesetzt werden könne, vorzugsweise auf die Erfahrungen Englands zu stützen, wo das Oberhaus einen so mächtigen und unzweifelhaft heilsamen Einfluß auf die Ausbildung des constitutionellen Lebens gehabt hat, ist es natürlich von besonderem Interesse, gerade darüber das Urtheil eines so angesehenen englischen Politikers zu vernehmen, wie es Mill anerkanntermaaßen ist. Er unterwirft die ganze Frage von einem allgemeineren Standpunkte aus einer sehr eingehenden Untersuchung.

Wenn zwei Kammern bestehen, sagt er, können sie entweder von ähnlicher oder von verschiedener Zusammensetzung sein. Ist das Erstere der Fall, so werden sie auch unter denselben Einflüssen stehen und was eine Majorität in dem einen Hause hat, wird sie wahrscheinlich auch im anderen haben. Einer sonst unbeschränkten Demokratie gegenüber wird also eine erste Kammer unter diesen Voraussetzungen nur einen sehr geringen Widerstand leisten können. Daß eine wiederholte Berathung in verschie-



denen Häusern Uebereilungen vorbeugen könne, scheint ihm von geringem Gewicht, denn das könne auch in Einer Versammlung durch eine gute Geschäftsordnung verhütet werden. Indessen giebt er doch zu, daß es gut sei, wenn eine Versammlung sich bei ihren Entscheidungen nicht ganz unabhängig wisse, denn sonst werde sie leicht übermüthig und despotisch. Eines der unumgänglichsten Erfordernisse in der praktischen Leitung von Staatsangelegenheiten, insbesondere bei freien Institutionen, sei die Bereitwilligkeit zum Vergleich, die Geneigtheit, dem Gegner Zugeständnisse zu machen und nützliche Maaßregeln so zu gestalten, daß sie den Männern von entgegengesetzten Ansichten so wenig verletzend entgegentreten, als es irgend möglich ist. In dieser Rücksicht sei nun eine Theilung in zwei Kammern eine gute Schule für dieselben und ihre Nützlichkeit werde wahrscheinlich in einer mehr demokratischen Verfassung der gesetzgebenden Gewalt noch mehr gefühlt werden. Damit möchten wir noch eine andere Bemerkung verbinden. In jeder berathenden Versammlung pflegen immer nur einzelne hervorragende Mitglieder die Mehrheit zu leiten und da nicht selten einen großen Meinungsdespotismus auszuüben. Gegen die Nachtheile, die daraus entspringen können, schützt nichts mehr, als eine Theilung der Volksvertreter in zwei getrennte Versammlungen, denn jede auf ihre Selbständigkeit eifersüchtige Kammer wird sich nicht leicht dem Uebergewicht fügen, das einzelne Personen in der anderen Kammer erlangt haben.

Mill bemerkt ferner, wenn die beiden Kammern nicht auf ähnliche Weise gebildet seien, so gehe man meistens davon aus, daß die Eine der Anderen zur Schranke dienen solle. Dann aber komme Alles darauf an, in wiefern diejenige Kammer, welche einer demokratisch gebildeten einen Zwang auflegen solle, außerhalb der Kammer eine wirksame Unterstützung finde. Eine Versammlung, die nicht auf der Grundlage einer großen Macht im Lande ruhe, sei ohnmächtig gegen die, bei welcher dies der Fall sei, und namentlich ein aristokratisches Haus sei nur mächtig bei aristokratischen Gesellschaftszuständen. Das Haus der Lords sei einst die stärkste Macht in der englischen Verfassung gewesen und die Gemeinen nur ein beschränkender Beirath; aber das sei gewesen, als die Barone fast die einzige Macht außerhalb des Parlamentes waren. Bei einem wirklich demokratischen Zustand der Gesellschaft glaubt er nicht, daß das Haus der Lords als eine mäßigende Hemmung in dem demokratischen Triebwerk von einigem Werth sein würde. Wenn die Kraft auf der einen Seite schwach sei im Vergleich mit der auf der andern, so sei es nicht das rechte Mittel, um jener zur Wirksamkeit zu helfen, wenn man sie aus der Reihe hervorziehe und der andern gegenüber stelle, damit beide ihre Kräfte mit einander messen. Eine solche Taktik führe nothwendig

zur gänzlichen Niederlage der schwächeren Seite. Um mit Vortheil zu wirken, dürfe diese sich nicht abgesondert halten und Jeden zwingen, sich für oder wider sie zu entscheiden, sondern sie müsse ihre Stellung inmitten der Menge nehmen, um bei irgend einer Gelegenheit die zum Anschluß bereiten Elemente an sich zu ziehen; sie dürfe nicht als eine widerstrebende Körperschaft auftreten und dadurch eine allgemeine Vereinigung gegen sich hervorrufen, sondern als ein Element in einer gemischten Masse, um als ein Ferment zu wirken und gelegentlich eine schwächere Partei durch ihren Zutritt zur stärkeren zu machen.

Mill erkennt an, daß es in jedem Staatswesen einen Mittelpunkt des Widerstandes gegen die in der Verfassung überwiegende Macht geben solle, — in einer demokratischen Verfassung also einen Kern des Widerstandes gegen die Demokratie. Wenn nun ein Volk, das eine demokratische Verfassung besitzt, in Folge seiner geschichtlichen Vergangenheit geneigt sei, einen solchen Mittelpunkt des Widerstandes eher in einer zweiten Kammer oder einem Oberhause zu ertragen, als in einer anderen Form, so sei das ein gewichtiger Grund für diese Gestaltung. Aber sie erscheint ihm weder an sich als die beste Form, noch als die wirksamste. Man möge ihr Dasein dulden aus Rücksicht auf Gewöhnung, aber nicht als eine wirksame Schranke. Uebe eine solche abgesonderte Körperschaft einen unabhängigen Willen aus, so werde man verlangen, daß das in gleichem Geiste mit dem anderen Hause geschehe, daß es mit demselben gleich democratisch sei und sich damit begnüge, die zufälligen Versehen des volksthümlichen Zweigs der Gesetzgebung zu verbessern oder mit ihm in populären Maaßregeln zu wetteifern.

Mill schlägt nach allem dem nicht vor, das englische Oberhaus, das durch seine Vergangenheit so innig mit dem ganzen constitutionellen Leben Englands verwachsen ist, aufzuheben: er spricht aber unumwunden aus, daß es in seiner Zusammensetzung nicht die Bedingungen einer glücklichen Wirksamkeit erfülle, denn dazu gehöre vor Allem, daß es aus Elementen bestehe, die frei von dem Verdachte seien, einem der Mehrheit feindlichen Klasseninteresse offen zu stehen und daß es demnach nicht geneigt sei, sich dem Klasseninteresse der Mehrheit feindlich entgegenzustellen. „Sobald,“ sagt er, „conventioneller Rang und persönliche Reichthümer nicht länger die Demokratie in Scheu halten, wird ein Herrenhaus bedeutungslos.“ Von allen Grundsätzen, nach welchen ein weise conservativer Körper, der die Aufgabe hat, das democratische Uebergewicht zu mäßigen und zu regeln, möglicher Weise gebildet werden kann, scheint ihm der der beste zu sein, welcher der Bildung des römischen Senats zu Grunde lag, — „des selbstherrlich klügsten und weitest blickenden Körpers, der je öffentliche Angelegen-

hältnisse und Eifer von Seiten der Mitglieder einer Volksvertretung wesentliche Bestandtheile der Eigenschaften seien, welche eine tüchtige Erfüllung der Aufgabe derselben bedingen. Ebenso richtig, wenn er meint, das Vorhandensein dieser Eigenschaften könne nicht erwartet werden, wenn die Bezeichnung der Mitglieder nach ganz anderen Rücksichten geschehe; es müsse vielmehr die Zusammensetzung des Ganzen und die Ernennung des Einzelnen in solcher Weise geordnet werden, daß mit Wahrscheinlichkeit auf diese Eigenschaften gerechnet werden könne. Aber gerade diese Betrachtungen führen uns zu ganz anderen Folgerungen in Beziehung auf die leitenden Principien einer guten Wahlordnung. Denn wenn man die Wahl der Volksvertreter den einzelnen Berufsklassen überläßt, kann man allerdings mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß sie mit den Bedürfnissen der einzelnen socialen Kreise, denen jeder angehört, hinreichend bekannt sind und daß es ihnen auch nicht an dem regsten Eifer, die Rechte und Interessen derselben zu vertreten, fehlen wird, aber eine Garantie dafür, daß die allgemeinen Interessen mit Kenntniß und Eifer vertreten werden, besitzen wir gar nicht, denn diese sind ja, wie Waitz in seinen Grundzügen der Politik sehr gut bemerkt, keineswegs die Summe der Einzelinteressen, sondern etwas wesentlich Anderes, etwas Höheres. Dem ganz analog hat es Mohl selbst in seiner Kritik des von Levita vorgeschlagenen Wahlsystems getadelt, daß dieser die Gemeindevertretung ausschließlich oder doch wesentlich aus den einzelnen gesellschaftlichen Kreisen der Gemeinde hervorgehen lassen will, indem er geltend macht, daß die Gemeinde ihre eigenthümlichen Interessen in der befriedigenden Ordnung des räumlichen Zusammenlebens habe und daß demnach die Gemeindeeinrichtungen und die Wahl der Gemeindebehörden auf die Erreichung dieses Zwecks berechnet sein müßten. Wird nun nicht dasselbe nothwendig auch von der Staatsgemeinde gelten müssen?

Jede Berufssphäre in der bürgerlichen Gesellschaft hat allerdings ihr eigenes Gebiet von Bedürfnissen, mit dem sie am innigsten vertraut ist und durch welche besondere Aufgaben für den Staat bedingt werden. Aber allen derartigen Sonderinteressen dürfen wir doch nur insoweit eine Berechtigung zuerkennen, als sie nicht mit den allgemeinen Interessen des ganzen Volkes in Widerspruch stehen. Darüber aber die Entscheidung einer Versammlung zu überlassen, die nur aus Vertretern solcher Sonderinteressen hervorgegangen ist, muß jedenfalls sehr bedenklich erscheinen. Während man sonst allgemein annimmt, daß, wo persönliche Interessen einzelner Mitglieder einer Versammlung in Frage kommen, diese bei der Entscheidung sich der Abstimmung zu enthalten haben, weil man fürchtet, sie könnten ihre persönlichen Interessen über die allgemeinen

setzen, will Mohl gerade umgekehrt die ganze Versammlung der Landesvertreter aus Personen zusammensetzen, die ein persönliches Interesse zu vertreten haben, indem er offenbar nur darauf rechnet, daß die widerstreitenden Interessen der verschiedenen vertretenen Berufskreise sich gegenseitig neutralisiren und so die allgemeinen Interessen dennoch zur Herrschaft kommen. Daß sich aber auch bei den Vertretern solcher Sonderinteressen ein richtiges Verständniß der allgemeinen Interessen finde, ist damit in keiner Weise verbürgt, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß man viel häufiger unter solchen Voraussetzungen sich Coalitionen der Vertreter einzelner Sonderinteressen bilden sieht, von denen jeder durch Concessionen an die Anderen etwas für sich zu erreichen sucht, was meist sehr wenig mit dem Gemeinwohl verträglich ist.

Aber nicht einmal für die einzelnen Berufsklassen selbst, deren Rechte und Interessen auf diese Weise durch ihre Repräsentation bei der Landesversammlung gewahrt werden sollen, kann man dieses Wahlsystem für vortheilhaft erklären. Sie bedürfen ohne Zweifel wenigstens zum Theil einer gesellschaftlichen Organisation zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten und zur Wahrung ihrer Interessen. Natürlich muß es dabei wesentlich darauf ankommen, daß sie Männer an ihre Spitze stellen, die geeignet sind, die ihnen gesetzte besondere Aufgabe mit Eifer und Geschick zu lösen. Läßt man nun aber aus ihrer Vertretung die Abgeordneten für die Landesversammlung hervorgehen, so liegt die Gefahr nahe, daß sie in politische Bewegungen mit hineingerissen werden, die ihnen besser fern bleiben; es werden bei den Wahlen oft mehr allgemeine politische Motive entscheiden, als die unmittelbaren Interessen des Vereins. Denn daß die großen politischen Parteispaltungen, die natürlichen Gegensätze der Fortschritts- und Erhaltungspartei, des religiösen Bekenntnisses, der Nationalität und ähnliche Elemente politischer Kämpfe bei Interesse- und Berufswahlen gänzlich ausgeschlossen bleiben würden, kann doch Niemand ernstlich erwarten. Darin liegt auch ein Hauptgrund, warum man den — gelegentlich auch in diesen Jahrbüchern befürworteten — Vorschlag, die Landesvertretung aus Wahlen der Gemeindevertreter hervorgehen zu lassen, nicht billigen kann. Wenn man es für wünschenswerth hält, die extremen politischen Parteirichtungen in der Landesvertretung möglichst zurückzudrängen, scheint sich ein solches Wahlsystem allerdings zur Zeit zu empfehlen, denn diese haben gegenwärtig in den Gemeindevertretungen noch weniger Eingang gefunden. Aber bald genug würde sich das ohne Zweifel ändern. Man würde durch eine solche Ordnung nur Veranlassung geben, daß sich die nun einmal vorhandenen politischen Parteien der Wahlen in die Gemeindevertretung für ihre Zwecke bemächtigten und

würde so nur für eine kurze Dauer die Landesvertretung von den Parteielementen reinigen, dafür aber die Gemeindewahlen selbst fälschen, indem bei diesen nun nicht mehr die Rücksicht auf eine gute Verwaltung, sondern die Parteifarbe über die Wahlen entscheiden würde.

Aber wir können es überhaupt nicht als richtig anerkennen, wenn man vielfältig darauf ausgeht, die Parteikämpfe möglichst von dem Repräsentativkörper entfernt zu halten. Es muß vielmehr als wünschenswerth angesehen werden, daß jede allgemeiner verbreitete politische Richtung in ihm ihre Vertretung findet, um genöthigt zu sein, zu den wichtigeren praktischen Fragen ihre Stellung zu nehmen und dadurch ihren politischen Charakter bestimmter auszubilden. Das ist auch für die herrschende Partei von großem Nutzen, denn nur in fortgesetzten Kämpfen mit abweichenden Richtungen kann sie sich vor Einseitigkeiten bewahren, und nichts ist für sie gefährlicher und beschleunigt mehr ihr inneres Zerfallen, als wenn ihr keine Opposition entgegensteht, die sie zugleich zum Zusammenhalten und zur Mäßigung zwingt. Darauf, daß die Parteien, die sich in der Minderheit befinden, immer in einem richtigen arithmetischen Verhältniß vertreten seien, wie das Mill durch die Annahme von Hare's System zu erreichen hofft, kommt weniger an; auch bei dem System der Localrepräsentation kann man darauf rechnen, daß jede politische Richtung, die in weiteren Kreisen Unterstützung erhalten hat, in dem einen oder dem anderen Wahlkreis eine Mehrheit erlangen wird, und ein einziger unterrichteter und geistvoller Mann kann in der Opposition mehr wirken, als eine große Zahl von Abgeordneten, die ihre Ansichten nicht mit Sachkenntniß und Beredtsamkeit zu vertheidigen verstehen. Der Rathssaal ist überdies nicht der einzige Ort, wo sich politische Meinungen und Bestrebungen geltend machen können, in mancher Beziehung nicht einmal der, wo es am wirksamsten geschehen kann. Die parlamentarische Stellung legt Rücksichten auf, die oft lähmend wirken; der große Agitator O'Connel verlor an Einfluß auf die Massen, seit er in das Parlament eingetreten war. Die erhöhte Kraft mündlicher Rede, mag sie in oder außer dem Parlament geübt werden, bleibt immer auf einen engeren Kreis von Zuhörern beschränkt; für das weitere Publicum dient nur die Schrift zur Vermittlerin der Gedanken und durch diese kann sich jede politische Richtung mit gleichem Erfolge geltend machen und auf den öffentlichen Geist einwirken. Von der Gunst der öffentlichen Meinung hängen aber zuletzt die Erfolge aller politischen Bestrebungen ab, und die Regierungskunst in constitutionellen, wie selbst in absoluten Staaten, besteht wesentlich mit darin, daß sie die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und sie sich günstig zu erhalten versteht. Eine parlamentarische Partei, die dies, auf ihre augenblickliche



Stärke trotzend, unbeachtet läßt, gräbt sich immer selbst ihr Grab, und eine Regierung, die sich mit einer populären Mehrheit der Volksvertreter in Opposition setzt, wird auch in ihren bestgemeinten Bestrebungen gelähmt bleiben, wenn es ihr nicht gelingt, die öffentliche Meinung von Neuem für sich zu gewinnen. Darauf kann sie aber bei einer klugen Schonung der augenblicklich herrschenden Vorurtheile immer mit Sicherheit rechnen, wenn sie sich auf die besten und einsichtsvollsten Männer im Volke stützt, — denn wenn auch die Stimmungen im Volke oft wechseln und politische Vorurtheile und Leidenschaften nicht selten Bestrebungen begünstigen, die sich nicht mit dem Gemeinwohl vereinigen lassen, so kann man doch sicher sein, daß die Einsicht der Gebildeteren zuletzt immer wieder das Uebergewicht erhält. Die tüchtigsten und einsichtsvollsten Männer, die das Vertrauen der Gebildeten im Volke besitzen, als Rathgeber in den Kammern zu vereinigen, liegt daher ebenso im Interesse der Regierungen, wie unzweifelhaft in dem des Volkes.

Keine Wahlordnung, ihre leitenden Grundsätze mögen noch so umsichtig erwogen und sinnreich durchgeführt sein, wird uns vollständige Sicherheit für gute Wahlen in diesem Sinne geben, aber wenn wir den Zweck, so weit es möglich ist, die tüchtigsten und einsichtsvollsten Männer ohne Rücksicht auf ihren speciellen Beruf in dem Rathssaal zu versammeln, fest im Auge behalten, werden wir doch durch eine kluge Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse in einzelnen Beziehungen günstig auf die Wahlen einwirken und namentlich manche Hindernisse guter Wahlen beseitigen können. Daß wir zu diesen Hindernissen auch die in mehrern deutschen Staaten noch vorkommenden Ueberbleibsel der alten ständischen Wahlen namentlich dann rechnen müssen, wenn jeder Stand nur Abgeordnete aus seiner Mitte wählen darf, ergiebt sich aus dem, was oben über die Wahlen durch einzelne Berufsklassen bemerkt wurde. Die Interessen dieser Berufsklassen sollen natürlich in dem Abgeordnetenhause ihre volle Beachtung finden, aber dazu ist nicht nothwendig, daß sie durch Abgeordnete aus ihrer Mitte vertreten seien. Wenn Männer von allgemeiner Bildung, die außerhalb dieser Kreise stehen, nicht fähig wären, die Interessen solcher besonderen Berufsklassen zu verstehen und zu würdigen, so würde auch eine Vertretung durch Angehörige derselben von keinem Nutzen sein, denn die Vertreter jeder einzelnen Berufsart könnten doch immer nur eine Minorität im Hause der Abgeordneten bilden und müßten daher erst die Majorität durch Aufklärung über ihre besonderen Bedürfnisse und Interessen für sich zu gewinnen suchen. Dazu giebt es aber noch andere, viel wirksamere Mittel, als die mündliche Rede im Rathssaal, wie namentlich die nicht genug zu empfehlende Uebung des englischen Parlaments, solche be-



sondere Verhältnisse durch eine Commission untersuchen zu lassen, die alle die, von welchen sie Aufschlüsse darüber zu erhalten hofft, zu Protokoll vernimmt und dann die Acten mit ihrem Gutachten dem Parlament vorlegt. Auf diese Weise kann sich die Versammlung eine viel umfassendere und tiefer eindringende Kenntniß von den wahren Bedürfnissen der verschiedenen Berufssphären und von allen Beziehungen derselben zu anderen Interessen des Volks verschaffen, als es durch die meistens einseitig befangenen Darstellungen der unmittelbaren Interessenten in parlamentarischen Reden geschehen kann.

Auch Mill's ganzes Wahlsystem ist, wie wir gesehen haben, darauf berechnet, die tüchtigsten und einsichtsvollsten Männer ohne Rücksicht auf ihren speciellen Beruf im Parlament zu vereinigen, und obschon er die unteren Klassen des Volkes, worunter er die Arbeiter, im Gegensatz zu den Arbeitgebern versteht, nicht von dem Wahlrecht ausschließen will, fällt es ihm doch nicht entfernt ein, ihnen Repräsentanten aus ihrer eigenen Mitte zu geben und so eine Repräsentation zu schaffen, die nicht blos die Interessen, sondern auch die durchschnittliche Intelligenz derselben vertreten würde. Er hält es im Gegentheil gerade für eine der Hauptgefahren der repräsentativen Demokratie, daß durch sie eine zu niedrige Stufe der Bildung vertreten werde und daß die vermeintlichen Sonderinteressen der Arbeiterklassen, die der Kopfzahl nach immer die Mehrheit der Stimmen haben, sich zum Nachtheil des gemeinen Wesens einseitig geltend machen. Darum eben will er den gebildeteren Volksklassen bei den Wahlen eine Mehrheit der Stimmen geben.

Nicht ohne Einfluß ist in dieser Beziehung auch die Abgrenzung der Wahlbezirke. Kleine Wahlbezirke führen leicht dahin, daß vorherrschend sogenannte Localcelebritäten gewählt werden, Männer, die sich in ihren nächsten Umgebungen eines gewissen Ansehens erfreuen, ohne doch zu den Vertretern der höheren Intelligenz im Lande zu zählen. Bei größeren Wahlbezirken werden solche Männer, deren Ruf wenig über ihren Wohnort hinausgeht, schwerer durchdringen; man wird sich leichter über Candidaten vereinigen, die durch eine geistig hervorragendere Stellung in weiteren Kreisen Popularität erlangt haben. Größere Staaten, wo, wie z. B. in Preußen, auf etwa 50,000 Einwohner ein Abgeordneter kommt, haben in dieser Beziehung einen Vorzug vor kleineren, wo man, um den Repräsentativkörper nicht allzu schwach zu lassen, für 10—20,000 Einwohner einen Vertreter wählt. In den kleineren Cantonen der Schweiz pflegt schon auf wenige hundert Einwohner ein Großrath gerechnet zu werden und auch in dem größten Canton, in Bern, wird für je 2000 Einwohner ein Vertreter gewählt. Die schweizerische Mediationsacte vom

Jahr 1803 suchte der hieraus entspringenden Gefahr dadurch recht sinnreich abzuhelfen, daß sie eine geringere Zahl von Wahlbezirken bildete und vorschrieb, daß jeder ein Mitglied des großen Raths aus seiner Mitte, zwei dagegen aus anderen Landestheilen wählen sollte. Dies führte natürlich dahin, daß die letzteren Wahlen auf Männer hingeleitet wurden, die sich durch ihr öffentliches Leben in weiteren Kreisen einen guten Namen gemacht hatten. Die neueren Cantonalverfassungen haben dieses System nirgends wieder angenommen; es hätte die Vertretung des Landes den Städten gegenüber geschwächt und in diesen war der Sitz der gestürzten Aristokratie. In Deutschland, wo dieser Gegensatz nicht besteht, wäre das Princip der Mediationsacte in kleineren Staaten durchaus zu empfehlen.

Die Bestimmung, daß jeweilig nur ein Theil der Volksvertretung erneuert werden soll, etwa alle zwei Jahre ein Drittheil, hat sich in der Regel wenig bewährt. In ruhigeren Zeiten kann man ohnedies darauf rechnen, daß die Mehrzahl der früheren Abgeordneten wieder gewählt wird, in Zeiten einer lebhafteren politischen Bewegung genügen aber solche theilweise Erneuerungen nicht, um die Volksvertretung mit den herrschenden politischen Tendenzen in Einklang zu bringen; der Repräsentativkörper verliert dann leicht das Vertrauen des Volks und dieses sucht andere, minder geeignete Organe für seine Bestrebungen. Ueberdies hat das System der theilweisen Erneuerungen den Nachtheil einer zu often Wiederkehr der Wahlen mit allen ihren Agitationen, die dann leicht zur Ermüdung und zur Erschlaffung oder auch zur Corruption führen.

Mill entscheidet sich für die Oeffentlichkeit der Abstimmung; man habe ein Recht zu wissen, welchen Gebrauch jeder Wähler von dem ihm anvertrauten Rechte mache. Da aber das Stimmrecht der einzelnen Wähler nicht von dem Vertrauen in ihre Persönlichkeit abhängig gemacht ist, hat die Controle, welche das Publicum bei einer öffentlichen Abstimmung ausüben kann, keine rechtliche Bedeutung; dagegen ist es von Wichtigkeit, daß die Wähler gegen den moralischen Zwang, den energische politische Parteien ebenso gut wie die Regierungen ausüben können, möglichst geschützt werden, und dem dient ohne Zweifel die geheime Abstimmung. Auch in der Schweiz hat man ziemlich allgemein die geheimen Wahlen vorgezogen.

Die mittelbaren Wahlen verwirft Mill ebenfalls. Hält man es, wie er, für wünschenswerth, daß das Volk im weitest möglichen Umfange in die Wahlbewegung hineingezogen werde, so muß man ihm beistimmen, denn mittelbare Wahlen erwecken in der Regel weniger Theilnahme, ausgenommen in Zeiten lebhafterer politischer Bewegungen, wo auch die



Wahlmänner immer mit Beziehung auf bestimmte Personen, zu deren Wahl sie sich im Voraus verpflichten müssen, gewählt zu werden pflegen. Dann geht die mittelbare Wahl der Sache nach in eine unmittelbare über. Haben sich aber die Ansichten noch nicht entschieden über bestimmte Candidaten vereinigt, so haben die mittelbaren Wahlen doch den Vorzug, daß in dem engeren Kreise der Wahlmänner leichter eine Verständigung möglich ist, bei der alle bestimmenden Umstände gehörig erwogen werden können. Auch bei den unmittelbaren Wahlen pflegen ja die Candidaten von den vorbereitenden Wahlcomites bezeichnet zu werden und jeder Wähler, der einem anderen, als einem so vorgeschlagenen Candidaten seine Stimme geben will, kann sicher sein dieselbe zu verwerfen. Solche freiwillig zusammengetretene Wahlcomites verdienen aber doch kaum ein höheres Vertrauen, als die Versammlungen der von den Urwählern ernannten Wahlmänner. —

II.

Gehen wir davon aus, daß die in einer Repräsentativverfassung zu lösende Aufgabe keine andere sein kann, als durch die besten und intelligentesten Männer, die sich finden, eine Vertretung der gebildeten öffentlichen Meinung in dem Repräsentativkörper zu schaffen, so werden wir uns zwar nicht verbergen können, daß unsere deutschen Verfassungen noch viel zu wünschen übrig lassen, wir werden aber doch auch bei einer genaueren Prüfung die Ueberzeugung gewinnen, daß sie großer Verbesserungen fähig sind, ohne daß wir nöthig hätten, zu den tiefeingreifenden und in ihren Wirkungen sehr zweifelhaften Reformen unsere Zuflucht zu nehmen, die von verschiedenen Seiten her vorgeschlagen werden. Man kann es wohl als ein Zeichen einer gewissen Unreife in der politischen Bildung betrachten, wenn man den Mängeln in unseren öffentlichen Zuständen immer zunächst durch Verfassungsreformen abhelfen zu müssen glaubt, statt sich zu bemühen, die auch durch die bestehenden Verfassungen gegebenen Mittel vollständig auszunutzen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auch die besten Verfassungen, wenn sie im Volksgeist keine Stütze finden, keinen Schutz gegen absolutistische Regierungen gewähren, aber ebenso, daß keine noch so klug berechnete Wahlordnung eine fügsame Volksvertretung sichert, wenn die Regierung eine kräftige und intelligente öffentliche Meinung gegen sich hat. Ungeachtet wiederholter Aenderungen in der Wahlordnung und gewaltsamer Eingriffe in die Wahlen selbst, hat es Hassenpflug nie zu einer Kammer bringen können, die sich seinem Regierungssystem unterwarf. In Preußen gelang es Manteuffel, in den Zeiten politischer Erschlaffung nach den Jahren 1848 und 1849 das Haus der Abgeordneten in seinem Sinne zu-



sammenzusetzen, als aber 1858 ein frischerer, regerer politischer Geist im Volke erwachte, hat dieselbe Wahlordnung zu einem ganz entgegengesetzten Resultate geführt und die äußersten Anstrengungen der Regierung im Jahre 1862 haben nur dazu gedient, die Vertretung der früher im Hause herrschenden Partei auf ein bloßes Minimum zurückzuführen.

Leider haben unsere Regierungen großentheils noch immer nicht erkannt, daß sie in einem Repräsentativkörper, welcher die gebildete öffentliche Meinung vertritt, den sichersten Schutz gegen alle Ausschreitungen extremer politischer Parteien finden können. Sie ringen noch immer mit dem alten Vorurtheil gegen den „beschränkten Unterthanenverstand," und meinen, auf ihre bessere Kenntniß der ganzen Technik der Staatsverwaltung gestützt, auch die Bedürfnisse des Volkes richtiger, als dieses selbst und seine Vertreter, beurtheilen zu können. Anstatt dahin zu wirken, daß die Volksvertretung ein möglichst treues Organ der gebildeten öffentlichen Meinung werde, suchen sie meistens nur in dem Repräsentativkörper eine Stütze für ihre eignen Tendenzen zu gewinnen. Diesem Zweck soll dann namentlich auch das Zweikammersystem dienen, das ihnen die Möglichkeit geben soll, in der ersten Kammer einen verfassungsmäßigen Widerstand gegen die mehr demokratischen Elemente der zweiten Kammer zu organisiren. Indem sie diesen Gedanken aber auf eine einseitige Weise verfolgen, schaffen sie sich selbst nur neue Schwierigkeiten und berauben sich der großen Vortheile, die ihnen ein gut durchgeführtes Zweikammersystem wirklich gewähren kann.

Da wir gewöhnt sind, uns bei der Prüfung der Frage, ob die Volksvertretung aus einer oder zwei Kammern bestehen soll und wie eine erste Kammer am zweckmäßigsten zusammengesetzt werden könne, vorzugsweise auf die Erfahrungen Englands zu stützen, wo das Oberhaus einen so mächtigen und unzweifelhaft heilsamen Einfluß auf die Ausbildung des constitutionellen Lebens gehabt hat, ist es natürlich von besonderem Interesse, gerade darüber das Urtheil eines so angesehenen englischen Politikers zu vernehmen, wie es Mill anerkanntermaaßen ist. Er unterwirft die ganze Frage von einem allgemeineren Standpunkte aus einer sehr eingehenden Untersuchung.

Wenn zwei Kammern bestehen, sagt er, können sie entweder von ähnlicher oder von verschiedener Zusammensetzung sein. Ist das Erstere der Fall, so werden sie auch unter denselben Einflüssen stehen und was eine Majorität in dem einen Hause hat, wird sie wahrscheinlich auch im anderen haben. Einer sonst unbeschränkten Demokratie gegenüber wird also eine erste Kammer unter diesen Voraussetzungen nur einen sehr geringen Widerstand leisten können. Daß eine wiederholte Berathung in verschie-

denen Häusern Uebereilungen vorbeugen könne, scheint ihm von geringem Gewicht, denn das könne auch in Einer Versammlung durch eine gute Geschäftsordnung verhütet werden. Indessen giebt er doch zu, daß es gut sei, wenn eine Versammlung sich bei ihren Entscheidungen nicht ganz unabhängig wisse, denn sonst werde sie leicht übermüthig und despotisch. Eines der unumgänglichsten Erfordernisse in der praktischen Leitung von Staatsangelegenheiten, insbesondere bei freien Institutionen, sei die Bereitwilligkeit zum Vergleich, die Geneigtheit, dem Gegner Zugeständnisse zu machen und nützliche Maaßregeln so zu gestalten, daß sie den Männern von entgegengesetzten Ansichten so wenig verletzend entgegentreten, als es irgend möglich ist. In dieser Rücksicht sei nun eine Theilung in zwei Kammern eine gute Schule für dieselben und ihre Nützlichkeit werde wahrscheinlich in einer mehr demokratischen Verfassung der gesetzgebenden Gewalt noch mehr gefühlt werden. Damit möchten wir noch eine andere Bemerkung verbinden. In jeder berathenden Versammlung pflegen immer nur einzelne hervorragende Mitglieder die Mehrheit zu leiten und da nicht selten einen großen Meinungsdespotismus auszuüben. Gegen die Nachtheile, die daraus entspringen können, schützt nichts mehr, als eine Theilung der Volksvertreter in zwei getrennte Versammlungen, denn jede auf ihre Selbständigkeit eifersüchtige Kammer wird sich nicht leicht dem Uebergewicht fügen, das einzelne Personen in der anderen Kammer erlangt haben.

Mill bemerkt ferner, wenn die beiden Kammern nicht auf ähnliche Weise gebildet seien, so gehe man meistens davon aus, daß die Eine der Anderen zur Schranke dienen solle. Dann aber komme Alles darauf an, in wiefern diejenige Kammer, welche einer demokratisch gebildeten einen Zwang auflegen solle, außerhalb der Kammer eine wirksame Unterstützung finde. Eine Versammlung, die nicht auf der Grundlage einer großen Macht im Lande ruhe, sei ohnmächtig gegen die, bei welcher dies der Fall sei, und namentlich ein aristokratisches Haus sei nur mächtig bei aristokratischen Gesellschaftszuständen. Das Haus der Lords sei einst die stärkste Macht in der englischen Verfassung gewesen und die Gemeinen nur ein beschränkender Beirath; aber das sei gewesen, als die Barone fast die einzige Macht außerhalb des Parlamentes waren. Bei einem wirklich demokratischen Zustand der Gesellschaft glaubt er nicht, daß das Haus der Lords als eine mäßigende Hemmung in dem demokratischen Triebwerk von einigem Werth sein würde. Wenn die Kraft auf der einen Seite schwach sei im Vergleich mit der auf der andern, so sei es nicht das rechte Mittel, um jener zur Wirksamkeit zu helfen, wenn man sie aus der Reihe hervorziehe und der andern gegenüber stelle, damit beide ihre Kräfte mit einander messen. Eine solche Taktik führe nothwendig

zur gänzlichen Niederlage der schwächeren Seite. Um mit Vortheil zu wirken, dürfe diese sich nicht abgesondert halten und Jeden zwingen, sich für oder wider sie zu entscheiden, sondern sie müsse ihre Stellung inmitten der Menge nehmen, um bei irgend einer Gelegenheit die zum Anschluß bereiten Elemente an sich zu ziehen; sie dürfe nicht als eine widerstrebende Körperschaft auftreten und dadurch eine allgemeine Vereinigung gegen sich hervorrufen, sondern als ein Element in einer gemischten Masse, um als ein Ferment zu wirken und gelegentlich eine schwächere Partei durch ihren Zutritt zur stärkeren zu machen.

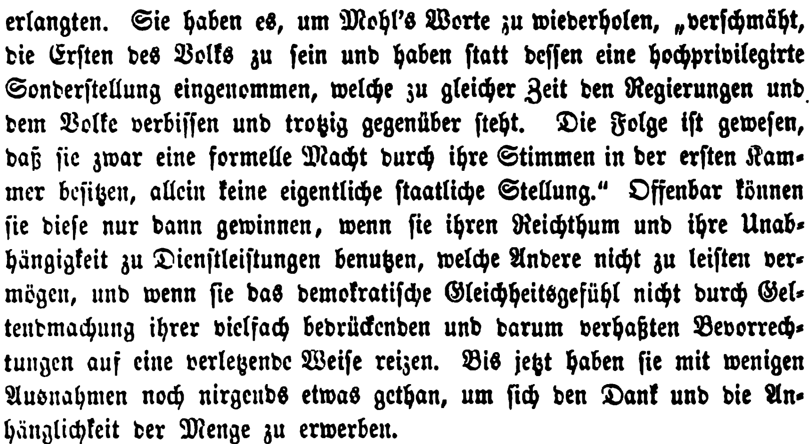
Mill erkennt an, daß es in jedem Staatswesen einen Mittelpunkt des Widerstandes gegen die in der Verfassung überwiegende Macht geben solle, — in einer demokratischen Verfassung also einen Kern des Widerstandes gegen die Demokratie. Wenn nun ein Volk, das eine demokratische Verfassung besitzt, in Folge seiner geschichtlichen Vergangenheit geneigt sei, einen solchen Mittelpunkt des Widerstandes eher in einer zweiten Kammer oder einem Oberhause zu ertragen, als in einer anderen Form, so sei das ein gewichtiger Grund für diese Gestaltung. Aber sie erscheint ihm weder an sich als die beste Form, noch als die wirksamste. Man möge ihr Dasein dulden aus Rücksicht auf Gewöhnung, aber nicht als eine wirksame Schranke. Uebe eine solche abgesonderte Körperschaft einen unabhängigen Willen aus, so werde man verlangen, daß das in gleichem Geiste mit dem anderen Hause geschehe, daß es mit demselben gleich demokratisch sei und sich damit begnüge, die zufälligen Versehen des volksthümlichen Zweigs der Gesetzgebung zu verbessern oder mit ihm in populären Maaßregeln zu wetteifern.

Mill schlägt nach allem dem nicht vor, das englische Oberhaus, das durch seine Vergangenheit so innig mit dem ganzen constitutionellen Leben Englands verwachsen ist, aufzuheben: er spricht aber unumwunden aus, daß es in seiner Zusammensetzung nicht die Bedingungen einer glücklichen Wirksamkeit erfülle, denn dazu gehöre vor Allem, daß es aus Elementen bestehe, die frei von dem Verdachte seien, einem der Mehrheit feindlichen Klasseninteresse offen zu stehen und daß es demnach nicht geneigt sei, sich dem Klasseninteresse der Mehrheit feindlich entgegenzustellen. „Sobald," sagt er, „conventioneller Rang und persönliche Reichthümer nicht länger die Demokratie in Scheu halten, wird ein Herrenhaus bedeutungslos." Von allen Grundsätzen, nach welchen ein weise conservativer Körper, der die Aufgabe hat, das demokratische Uebergewicht zu mäßigen und zu regeln, möglicher Weise gebildet werden kann, scheint ihm der der beste zu sein, welcher der Bildung des römischen Senats zu Grunde lag, — „des selbstherrlich klügsten und weitest blickenden Körpers, der je öffentliche Angelegen-



heiten verwaltete." Die Mängel einer demokratischen Versammlung, welche das allgemeine Publicum vertritt, sind die Mängel des Publicums selbst: Mangel an specieller Erfahrung und Kenntniß. Das geeignete Heilmittel ist, ihr eine Körperschaft beizugesellen, deren bezeichnende Eigenschaft specielle Erfahrungen und Kenntnisse sind. „Wenn das eine Haus," sagt er, „die Volksgefühle darstellt, repräsentirt das andere persönliches Verdienst, geprüft und bewährt durch wirklichen öffentlichen Dienst und gestärkt durch praktische Erfahrung." Ist das eine Haus eine Volkskammer, so sollte das andere eine Kammer von Staatsmännern sein, ein Rath, zusammengesetzt aus allen lebenden öffentlichen Männern, die durch wichtige politische Beamtungen oder Geschäfte hindurchgegangen sind. Solch' eine Kammer würde zu viel mehr fähig sein, als blos zu einer „mäßigenden" Körperschaft. Sie würde nicht nur eine Schranke, sondern auch eine vorwärtstreibende Kraft sein. Sie würde nicht eine Klasse vertreten, die man als den Interessen des Volks widerstrebend betrachten könnte, sondern sie würde aus den natürlichen Führern des Volks auf dem Wege des Fortschritts bestehen. Keine Art der Zusammensetzung würde ihrer Obliegenheit der Mäßigung mehr Gewicht und Nachdruck geben, denn es würde unmöglich sein, eine Körperschaft, die immer in der Beförderung von Verbesserungen voran wäre, als einen bloßen Hemmschuh niederzuschreien, wenn sie irgend einmal einer unheilsamen Maaßregel entgegen träte. —

In Deutschland nun ist man bei der Bildung der ersten Kammern meistens von anderen Anschauungen ausgegangen, hat aber mit allen bisherigen Versuchen wenig Glück gehabt. Das Zweikammersystem glaubte man in allen nur etwas größeren Staaten, die eine zahlreichere Volksvertretung zuließen, annehmen zu müssen, und zwar in dem Sinne, daß man den mehr oder weniger demokratischen Elementen der zweiten Kammer ein aristokratisches in der ersten an die Seite setzte. Daß sich aber eine dem englischen Hause der Lords vergleichbare erbliche Pairie nicht künstlich schaffen lasse, zeigte sich sehr bald überall. Zwar schienen die Verhältnisse in Deutschland für eine solche Schöpfung günstiger zu sein, als in Frankreich und in anderen europäischen Staaten, da man in den ehemals reichsständischen Häusern eine Reihe von Familien besaß, die durch große historische Namen und einen ausgedehnten Grundbesitz recht eigentlich bestimmt schienen, den Grundstock einer nach Oben und nach Unten gleich unabhängigen Aristokratie zu bilden. Allein die Mittelstellung, welche ihnen die Bundesacte zwischen den regierenden Fürsten und dem Volke anwies, ist von ihnen nicht benutzt worden, um sich eine ähnliche politische Bedeutung zu erringen, wie sie die alten englischen Barone in dem Hause der Lords

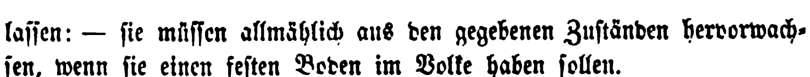


erlangten. Sie haben es, um Mohl's Worte zu wiederholen, „verschmäht, die Ersten des Volks zu sein und haben statt dessen eine hochprivilegirte Sonderstellung eingenommen, welche zu gleicher Zeit den Regierungen und dem Volke verbissen und trotzig gegenüber steht. Die Folge ist gewesen, daß sie zwar eine formelle Macht durch ihre Stimmen in der ersten Kammer besitzen, allein keine eigentliche staatliche Stellung." Offenbar können sie diese nur dann gewinnen, wenn sie ihren Reichthum und ihre Unabhängigkeit zu Dienstleistungen benutzen, welche Andere nicht zu leisten vermögen, und wenn sie das demokratische Gleichheitsgefühl nicht durch Geltendmachung ihrer vielfach bedrückenden und darum verhaßten Bevorrechtungen auf eine verletzende Weise reizen. Bis jetzt haben sie mit wenigen Ausnahmen noch nirgends etwas gethan, um sich den Dank und die Anhänglichkeit der Menge zu erwerben.

Daß der niedere oder landsässige Adel schon längst seine in früheren gesellschaftlichen Zuständen begründete Stellung als herrschender Stand verloren hat, räumt selbst Stahl ein. „Vor Allem," sagt er in seiner Rechtsphilosophie, „kam die politische und kriegerische Beschäftigung an einen Stand besonderer Vorbildung und Fähigkeit: die Entstehung des Beamtenwesens und der stehenden Heere ist der erste und mächtigste Durchbruch des Adels. Der Reichthum kam neben dem adeligen Grundbesitz zugleich an den bürgerlichen Geldbesitz und vielfach erwarb Letzterer auch von Ersterem, und die Bildung, in ihrer Höhe von Gelehrten, Künstlern, Beamten vertreten, ward in ihrer breiten Grundlage ein Gemeingut. Damit war die Emancipation des Volks gegenüber dem Adel vorbereitet. Vollbracht wurde sie endlich durch die Idee der menschlichen und staatsbürgerlichen Gleichheit, welche das energische Princip der Zeit ist in demselben Maaße, als dies früher die Idee der besonderen Ehren und besonderen sittlichen Anforderungen des Adels gewesen. Der Erfolg, der dadurch theils erreicht ist, theils noch werden soll, ist dann der, daß es keinen Adel mehr geben kann als herrschenden Stand und als Stand, der eine wesentliche (kastenartige) Ungleichheit der Ehre und Berechtigung in sich schließt, als welcher der Adel ursprünglich dastand." Stahl verwirft demgemäß alle Einrichtungen, welche eine wesentlich höhere Ehre des Adels als der anderen Stände ausdrücken, wie das namentlich in dem Begriff der Mißheirath geschieht; ebenso alle eigentlichen Privilegien, d. i. Vorrechte, die nicht durch einen sachlichen Beruf begründet sind, wie z. B. Steuerexemtionen, Militärbefreiungen, Siegelmäßigkeit u. s. w.; endlich die Begünstigungen des Adels bei Militär- oder Civilämtern. Aber er meint doch, daß ein aristokratisches Element zu allen Zeiten, wenn nicht schlechterdings Bedürfniß, so doch jedenfalls ein Vorzug des socialen Zustandes gewesen sei.

Darunter versteht er, daß eine Klasse großer hervorragender Besitzer eine bestimmte rechtliche Stellung habe, durch welche sie ein Sammelplatz der Volkskräfte gegenüber der Unterdrückung durch die Staatsgewalt und die Beamten, und zugleich eine Bürgschaft für den Staat und die Regierung gegen die Auflösung durch die Volksmasse wird, im Ganzen aber durch die Identität des eignen Interesses mit der Erhaltung der bestehenden Ordnung und mit der Ehre der Nation diese in einer eminenten Weise vertritt. Ein solches Element glaubt er nun in einem Grund- und Standesadel zu finden, d. i. einer Aristokratie, welche auf den beiden naturgemäßen Voraussetzungen eines großen Grundbesitzes und der historischen Continuität des Standes beruhe. „Der Stand der großen Grundbesitzer," sagt er, „ist der einzige unter den Vermögensständen, der ohne Arbeit und Speculation, ohne auf Steigerung seines Erwerbes bedacht zu sein, sein Vermögen erhalten kann; er ist allein, frei von gewinnsüchtiger Sorge, auf die höheren Angelegenheiten der eignen Bildung und der öffentlichen Interessen gewiesen und durch ihn kann allein eine Stätigkeit des Vermögens für die nachkommenden Generationen erhalten werden." Als eine nicht minder wesentliche Voraussetzung betrachtet er aber die historische Continuität des Standes, die auch mit der Stätigkeit des Besitzes in Wechselwirkung stehe und Vorbedingung des Standesgeistes sei, ohne den ein Stand keine politische Bedeutung habe. Als Mittel einen solchen Stand zu erhalten, empfiehlt er die Errichtung von Majoraten, Substitutionen, Unveräußerlichkeit des Besitzes u. s. w. Und doch soll es wieder ein offener Stand sein; der Eintritt in denselben solle nicht von Geburt oder von beliebiger Zulassung des Fürsten allein abhängen, sondern wer die sachlichen Bedingungen erfülle, der solle Mitglied desselben werden, insofern ihm eine gewisse Würde des bisherigen Lebensberufes zur Seite stehe.

Offenbar schwebt dem construirenden Politiker hier die englische Pairie in einer von manchen Mängeln gereinigten, idealen Gestalt vor und wir könnten uns nur freuen, wenn wir hoffen dürften, in diesem Sinne eine Grundaristokratie aus unserem deutschen Adel sich hervorbilden zu sehen. Es läge darin ein Fortschritt, den selbst die willkommen heißen müßten, die mit Mill eine aristokratische Gestaltung der ersten Kammern weder an sich für die beste noch als die wirksamste Form eines organisirten Widerstandes gegen eine einseitige Uebermacht der Massen erkennen. Aber wenn wir nüchtern die Verhältnisse, wie sie sind, in's Auge fassen, können wir uns nicht verbergen, daß wir nie weiter als gegenwärtig von einem solchen Ziele entfernt waren, und es drängt sich uns die alte, oft wiederholte Wahrheit auf, daß sich solche politische Institute nicht willkürlich schaffen



lassen: — sie müssen allmählich aus den gegebenen Zuständen hervorwachsen, wenn sie einen festen Boden im Volke haben sollen.

Unser deutscher Adel enthält viele vortreffliche Kräfte. Wenn wir die Namen der Männer durchgehen, welche im Civil- und Militärdienst, in der Gelehrten- und Künstlerwelt, im Landbau und selbst der Industrie eine hervorragende Stellung einnehmen, so finden wir den Adel reichlich dabei vertreten, und auch in unseren politischen Kämpfen fehlt er auf keiner Seite. Was aber den eigentlichen Standesgeist betrifft, auf den es doch hier ankäme, so ist dieser bisher noch immer so hervorgetreten, daß man unmöglich wünschen könnte, ihm durch politische Institutionen, wie sie der parlamentarische Advocat des preußischen Junkerthums vorschlägt, in unserem constitutionellen Leben einen rechtlichen Einfluß gesichert zu sehen. Die bevorzugte sociale Stellung, die die gemeine Meinung dem Adel bei uns einräumt und die, wie sie nicht auf Gesetzen beruht, auch nicht durch Gesetze aufgehoben werden kann, hat die Idee der menschlichen und staatsbürgerlichen Gleichheit, „dieses energische Princip der Zeit," in den specifisch adligen Kreisen noch nicht allgemeiner zur Anerkennung kommen lassen, und hält eine Scheidung von den anderen Ständen aufrecht, die darum vielfach verletzend ist, weil sie sich nicht mehr auf eine durchschnittlich höhere Geistesbildung und größern Reichthum stützt. Was in politischer Beziehung dem „Standesgeist" seinen besonderen Charakter aufdrückt, das ist — wir brauchen nicht mit Fingern auf das preußische Herrenhaus zu zeigen — einerseits das zähe Festhalten des grundbesitzenden Adels an den Resten jener Privilegien, welche in früheren Zeiten mit dem Berufe desselben in einem naturgemäßen Zusammenhang standen, jetzt aber mit der ganzen Entwicklung unserer politischen und volkswirthschaftlichen Zustände unverträglich sind, andererseits die bevorzugte Stellung in der unmittelbaren Umgebung der regierenden Fürsten. Durch die Hoffähigkeit und den Hofdienst werden persönliche Beziehungen zu den regierenden Familien begründet, die dem Adel vielfach seine politische Unabhängigkeit nehmen und ihm doch auch wieder einen Einfluß auf die Sinnes- und Denkungsweise der Fürsten verschaffen, der selten mit den Interessen des Volks im Einklang steht. Welche Bedeutung man dem selbst in England zuschreibt, erkennen wir daraus, daß man dort mit dem Wechsel der Ministerien auch einen Wechsel in den höheren Hofämtern für nothwendig erachtet. In Deutschland, wo der Charakter der Regierungen noch immer in einem viel höheren Grade von dem Charakter des jeweiligen Regenten abhängig zu sein pflegt, tritt dies natürlich noch sichtbarer hervor. Mußte doch selbst der große Regenerator der preußischen Macht, der Freiherr von Stein, ob-

schon selbst durch und durch ein Aristokrat, weniger dem Bannstrahle des Kaisers Napoleon, als dem oppositionellen Einfluß des Hofadels weichen.

Bei dieser Lage der Dinge darf es uns nicht wundern, daß unser grundbesitzender Adel, dem in den ständischen und constitutionellen Verfassungen von jeher eine bevorzugte Stellung eingeräumt war, seiner großen Mehrzahl nach zu sehr von dem traditionellen Standesgeist durchdrungen ist, um den nach beiden Seiten hin moderirenden Einfluß auszuüben, den Stahl ihm anconstruirte. Er ist keineswegs immer ein blindes Werkzeug in den Händen der Regierungen gewesen; wo es seine vermeintlichen Standesinteressen galt, ist er ihnen oft mit Energie entgegengetreten; aber das Volk hat in ihm noch nie einen „Sammelpunkt seiner Kräfte gegenüber der Unterdrückung durch die Staatsgewalt und die Beamten" gefunden. Darin liegt dann aber auch der Grund, warum er keine „Bürgschaft für den Staat und die Regierung gegen Auflösung durch die Volksmasse" werden konnte. Wo eine Regierung sich der freiheitlichen Entwicklung des politischen Lebens entgegensetzte, hat sie allerdings meistens in dem Grundadel, der seine Standesinteressen bedroht sah, eine Stütze gefunden, aber doch nur eine Stütze, die sich als sehr trügerisch erwies, wenn es darauf ankam, den Regierungen mächtigeren allgemeinen Volksbewegungen gegenüber einen festen Halt zu geben. Die Erfahrung bestätigte dann immer Mill's Bemerkung, daß die Wirksamkeit einer Aristokratie von der gesellschaftlichen Unterstützung abhängt, über welche sie außerhalb der gesetzgebenden Versammlung gebieten kann; eine solche Unterstützung aber kann und wird sie nie finden, bevor sie auf alle Vorrechte, welche ihre Klasseninteressen bestimmen, vollkommen und für immer verzichtet und durch die That erwiesen hat, daß sie als Vertreterin einer besonnenen, stätigen Entwicklung unseres politischen Lebens des Vertrauens des Volkes würdig ist.

III.

Man geht gewiß irre, wenn man meint, eine Verbesserung der politischen Zustände in Deutschland sei wesentlich durch eine veränderte Zusammensetzung der repräsentativen Körper bedingt und hier müsse vor Allem die heilende Hand angelegt werden. Der Sitz des Uebels, an dem wir leiden, ist offenbar ein tieferer: er ist nicht in den Unvollkommenheiten der bestehenden Verfassungen, sondern in dem Mangel eines richtigen Verständnisses ihrer nothwendigen Consequenzen zu suchen. Man hat die staatsrechtlichen Grundsätze über das Verhältniß des Staatsoberhauptes zu dem Volke, wie sie sich nach dem Verfalle des alten Ständewesens, besonders im siebzehnten und acht-

zehnten Jahrhundert, unter dem Einfluß französischer Doctrinen in Deutschland, wie in den meisten anderen Staaten Europas, ausgebildet hatten, in das neuere Staatsrecht mit hinübergenommen und die eigenthümlichen Vorzüge, die ein absolutes Regiment unleugbar in gewisser Beziehung haben kann, mit denen des Constitutionalismus in einer Weise zu verbinden gesucht, die einen inneren Widerspruch enthält und nothwendig zu immer wiederkehrenden Conflicten zwischen den Regierungen und Volksvertretungen führen muß.

Eine solche Vermittlung der absoluten Monarchie mit der constitutionellen haben bis in die neuere Zeit viele angesehene Politiker und Staatsrechtslehrer angestrebt. Man fand das Wesen der Monarchie in der Herrschaft des Individuums, im Gegensatze zu der Herrschaft der Volksmehrheit, und meinte dann, eine „parlamentarische“ Regierung, gleich der englischen, stehe mit dem monarchischen Princip in Widerspruch, indem sie den Schwerpunkt der Staatsregierung in die Kammern verlege; sie sei schon eine republikanische. Recht prägnant sagte Stahl in diesem Sinne: „Die constitutionelle Monarchie ist nothwendig entweder eine Unterart der Monarchie oder eine Unterart der Republik. Ein drittes giebt es nicht; dies wäre Unwahrheit.“

In der Durchführung dieses Gedankens zeigten sich aber von Anfang an große praktische Schwierigkeiten. Da man doch allgemein anerkennen mußte, daß auch unsere deutschen constitutionellen Verfassungen dem Monarchen nicht das Recht einräumen, ohne Mitwirkung der Kammern neue Gesetze zu geben, und daß sie namentlich die Ordnung des Staatshaushaltes von der Zustimmung der Volksvertreter abhängig machen, drängte sich nothwendig die Frage auf, wie sich den dadurch auferlegten Beschränkungen gegenüber der individuelle Wille des Monarchen geltend machen könne? Der deutsche Bundestag glaubte freilich über diese Schwierigkeit hinweghelfen zu können, indem er durch einen Bundesbeschluß v. 28. Juni 1832 Art. 2 den Grundsatz aufstellte, „daß keinem deutschen Souverän durch die Landstände die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel verweigert werden dürfen,“ und daß daher „Fälle, in welchen ständische Versammlungen die Bewilligung der zur Führung der Regierung erforderlichen Steuern auf eine mittelbare oder unmittelbare Weise durch die Durchsetzung anderweitiger Wünsche und Anträge bedingen wollen, unter diejenigen Fälle zu zählen sind, auf welche die Art. 25 und 26 der Schlußacte (die den offenen Aufruhr betreffen) in Anwendung gebracht werden müßten.“ — Allein es liegt auf der Hand, daß man auch damit nicht viel weiter kommt, denn wenn man nicht geradezu den mit den Souveränetäts-



rechten der einzelnen Bundesstaaten schwer verträglichen Satz anerkennen will, daß der Bundestag bei allen Streitigkeiten über das Budget die höhere Instanz bilde, so bleibt ja immer die Entscheidung darüber offen, welche Ausgaben durch die Bedürfnisse des Staats nothwendig gemacht werden, und darüber können die Kammern eine sehr andere Meinung hegen, als die Regierungen. Eine allgemeine Steuerverweigerung hat immer schon den Charakter einer revolutionären Maaßregel, bei der die Entscheidung davon abhängt, ob die active Gewalt der Regierung stark genug ist, um den passiven Widerstand des Volkes zu überwinden.

Daß Mill die Stellung des Monarchen in einem constitutionellen Staat von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus betrachtet, kann man sich im Voraus denken. Nach langen und schweren Kämpfen, die zwei Königen aus dem Hause der Stuarts den Thron gekostet, kam unter Wilhelm dem Oranier zuerst der Parlamentarismus thatsächlich zur Anerkennung und ist seitdem in England als eines der wichtigsten Grundprincipien des öffentlichen Rechts immer entschiedener zur Geltung gelangt, obschon er nie durch ein Verfassungsgesetz ausdrücklich bestätigt worden ist. Nach den verfassungsmäßigen Gesetzen kann bekanntlich die Krone ganz ebenso, wie nach unseren deutschen Verfassungen, jeder Parlamentsacte ihre Zustimmung versagen und kann, entgegen den Vorstellungen des Parlamentes, irgend einen Minister zum Amte berufen oder darin erhalten, — aber die hergebrachten Grundsätze des Parlamentarismus, oder, wie Mill es ausdrückt, die constitutionelle Moral, duldet nicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen; sie fordert, daß das Haupt der Verwaltung immer durch das Haus der Gemeinen bezeichnet werde. Dies sieht Mill als eine so nothwendige Consequenz des constitutionellen Systems an, daß er nur wenige Worte darüber verliert.

Auch in Deutschland hat eine dem sich annähernde Auffassung des Constitutionalismus in der neueren Zeit immer mehr Eingang gefunden, vor Allem aber hat Robert von Mohl, einer unserer angesehensten und besonnensten, fast möchte man sagen, nüchternsten Politiker, in der schon oben angeführten Abhandlung über die Mängel und Heilmittel des Repräsentativsystems die gleiche Ansicht vertreten. Er findet den Hauptgrund der ungenügenden und, wie er meint, zum Theil geradezu schädlichen Entwicklung des constitutionellen Systems in Deutschland in der Zurückweisung der parlamentarischen Regierungsweise. Der Fehler liege in dem Dualismus der Volksvertretung und Regierung und diesem Uebelstand könne nur dadurch abgeholfen werden, daß entweder die Regierung den Einfluß der Volksvertretung illusorisch mache, oder umgekehrt, daß man die thatsächliche Macht in der Hand des Parlaments anerkenne.

Das Erstere führe zu einem bloßen **Scheinconstitutionalismus** mit allen verderblichen Folgen einer Corruption der Volksvertretung, das Andere zum **Parlamentarismus**, d. h. zur Annahme des Grundsatzes, daß das Ministerium jedesmal im Sinne der Mehrheit der Volksvertretung zusammengesetzt werde. Natürlich entscheidet er sich für das Letztere.

Politische Fragen von einer solchen Tragweite, wie die, welche sich an die Annahme der Principien des Parlamentarismus knüpfen, werden nie durch blos theoretische Erörterung zum Austrag gebracht, aber da diese doch der praktischen Entscheidung den Weg bahnen können, ist es immerhin von Interesse, die einander entgegenstehenden Ansichten einer stets erneuten Untersuchung zu unterwerfen.

Da stoßen wir denn gleich auf eine Ansicht, welche den von Mohl hervorgehobenen Dualismus als so wesentlich in der Natur der constitutionellen Monarchie begründet betrachtet, daß er auf keine Weise aufgehoben werden könne, ohne die constitutionelle Monarchie selbst in ihrem Charakter zu verletzen. Das scheint auch die Meinung von **Waitz** zu sein, der in seinem zuerst in diesen Blättern veröffentlichten Aufsatz: „Das Königthum und die verfassungsmäßige Ordnung" das Schwergewicht allerdings nicht mit Stahl auf die Seite der monarchischen Gewalt legen will, wiewohl er meint, daß hervorragende Persönlichkeiten die Macht und die Mittel haben sollten, das Volk zu führen und zu heben; er verlangt auch für das Volk Sicherheit, daß der Monarch sich nicht gegen dessen Entwicklung und Interessen abschließe, daß nicht jähe Wechsel und Uebergänge sein Leben erschüttern. Aber er glaubt doch, man müsse sich bescheiden, ein harmonisches Zusammenwirken, eine volle Uebereinstimmung, immer nur als ein Ideal zu betrachten, das nie dauernd verwirklicht werden könne. Das Leben zeige stets Kämpfe und Schwankungen, wie sie mit der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge zusammenhängen, wie sie aber auch jenen Reichthum wechselnder Erscheinungen erzeugen, die das Verfassungsleben aller Völker aufweise und ohne die dasselbe einförmig und todt sein würde.

Viel weiter geht **Schäffle**, der in diesem Dualismus gerade einen Vorzug des Constitutionalismus findet. Die Harmonie der Ordnung und der Freiheit im ethischen Leben des Volkes beruhe auf dem Ineinander und, wo es für das Gleichgewicht nöthig sei, auf gelegentlichem Gegeneinander verschiedener selbständiger Willenskräfte. Schrankenlosigkeit **einer** Macht, sei es die königliche, sei es die parlamentarische Mehrheit, führe zum Absolutismus und zur Negation der Freiheit, und der Scheinconstitutionalismus, wie der ungezügelte Parlamentarismus, sei Beides schon Abirrung zum Absolutismus. Die Concurrenz verschiedener Wil-

lensſubjecte zum Staatsleben ſei nothwendig. Der Fortſchritt in politiſchen Dingen beruhe auf der Verſtändigung der concurrirenden Gewalten und ſei ein Product der ſittlichen Bildung und des Gefühls der Gemeinſamkeit der Intereſſen. Der Dualismus, welchen der Verfaſſungsmechanismus hege, müſſe eben durch die ſittliche Bildung und das Gefühl der höheren Intereſſen von Frage zu Frage überwunden und zur Willensübereinſtimmung durchgekämpft werden. Der Dualismus ſchließe nur die Möglichkeit des Conflictes in ſich, zwinge aber eben durch dieſe Möglichkeit zu allſeitiger Verſtändigung und gebäre die Mäßigung, welche im ſtaatlichen Leben allein die Garantie der Dauer und Freiheit ſei.

Hierin liegt denn ohne Zweifel etwas ſehr Richtiges. Der Standpunkt einer Regierung, welche die durch die Geſetzgebung aufgeſtellten Grundſätze praktiſch durchzuführen hat, iſt der Natur der Sache nach oft ein anderer, als der einer Volksvertretung, die in der Regel nicht mit allen Schwierigkeiten, welche ſich unter gewiſſen Vorausſetzungen einer wohlgeordneten Staatsverwaltung entgegenſetzen können, hinreichend bekannt iſt. Hier iſt eine Ausgleichung nothwendig. Regierung und Volksvertretung ſollen ſich durch Erfahrungen, die Regierende und Regierte je von ihrem beſonderen Standpunkte aus machen, wechſelſeitig ergänzen, und wo man ſich von beiden Seiten redlich dieſe Aufgabe ſetzt, werden Conflicte, die hierin ihren Grund haben, zwiſchen beiden Factoren der Geſetzgebung nicht leicht vorkommen. Aber die Erfahrung lehrt doch, daß bei dem redlichſten Willen, nur das zu thun, was nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen das Gemeinwohl fordert, Differenzen eintreten können, die ſo ernſter Art ſind, daß kein Theil glaubt, blos um der wünſchenswerthen Harmonie willen nachgeben zu können. In ſolchen Fällen wird es wenig nützen, wenn man ſagt, eine derartige Differenz müſſe durch ſittliche Bildung und das Gefühl der gemeinſamen höheren Intereſſen überwunden und zur Willensübereinſtimmung durchgearbeitet werden. Man kann nicht immer warten, bis dieſes wünſchenswerthe Ziel erreicht iſt; es kann eine unmittelbare Entſcheidung nothwendig werden, wenn nicht eine große Gefährdung der öffentlichen Intereſſen, ja, möglicher Weiſe eine Auflöſung der ſtaatlichen Ordnung eintreten ſoll. Welches Auskunftsmittel bietet dann das conſtitutionelle Staatsrecht dar? Die Antwort, die uns Schäffle auf dieſe Frage gibt, iſt eine ganz richtige, ſie zeigt aber zugleich auch die völlige Unhaltbarkeit ſeines Syſtems des Gleichgewichts der Macht in der conſtitutionellen Monarchie. Er verweiſt auf das Staatsnothrecht. Das Staatsnothrecht! Und die Regierung ſoll alſo im Falle eines ſolchen Conflictes berechtigt ſein, die ihr anvertraute Staatsgewalt auch ohne die Zuſtimmung der Volksvertretung in Anwendung zu bringen; das Gleich-

gewichtssystem, in welchem das Wesen des Constitutionalismus liegen soll, — ist aufgehoben, es fehlt an jeder Garantie gegen den, doch auch von Schäffle verworfenen, monarchischen Absolutismus, — wir sehen uns mitten in die Praxis des Herrn von Bismarck versetzt.

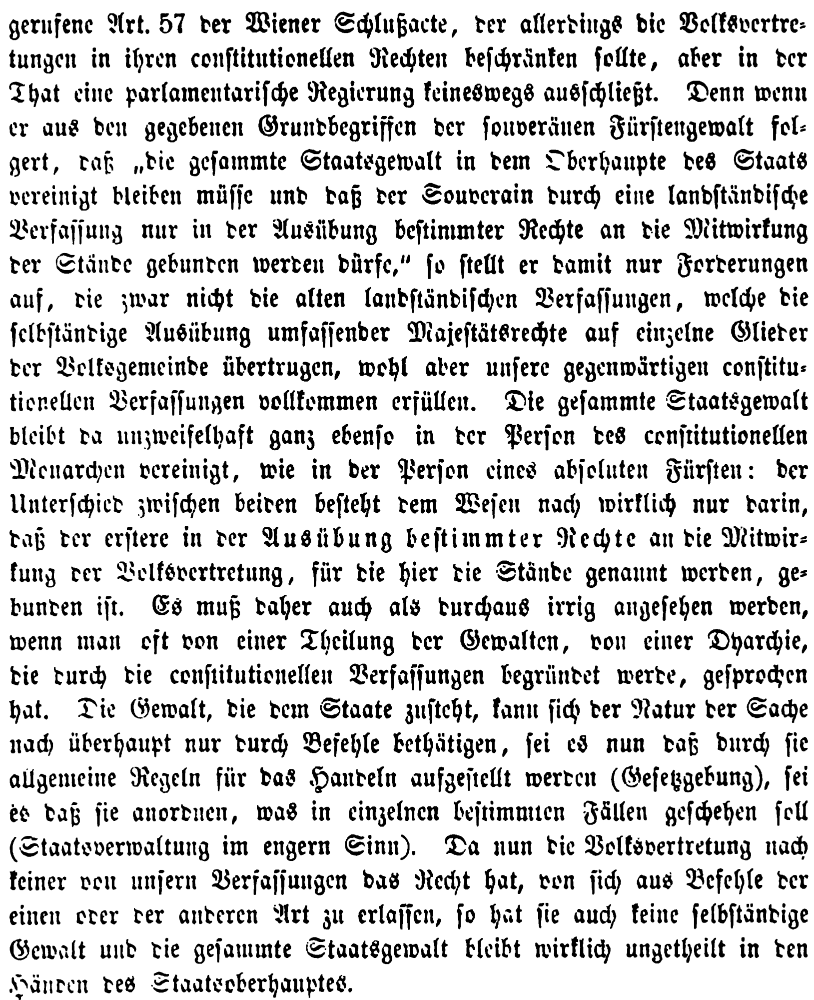
Die Wahrheit ist: ein solches Gleichgewicht concurrirender Gewalten ist etwas ganz Unmögliches, wie schon die Alten richtig erkannten und Mill wieder mit gutem Grunde hervorgehoben hat. Wenn das Staatsleben nicht von Zeit zu Zeit zu einem Stillstand verurtheilt sein soll, so muß immer auf einer Seite ein Uebergewicht liegen, — und es fragt sich nur, auf welcher Seite wir es zu suchen haben.

Die meisten deutschen Staatsrechtslehrer haben dies bisher, auf Gründe gestützt, die sie theils aus der Geschichte, theils aus dem Begriff und Wesen der Monarchie herleiteten, auf die Seite der Regierungen legen zu müssen geglaubt. Auf das alte germanische und das feudale Königthum konnte man sich dabei freilich nicht berufen, — denn weder das eine noch das andere gewährte eine absolute Gewalt und namentlich die feudalen Verfassungen beschränkten die Könige, wie auch wieder Waitz hervorhebt, in einem viel weiteren Umfange, als es selbst die gegenwärtige englische Verfassung thut, indem es einen großen Theil der staatlichen Rechte an einzelne berechtigte Theile und Glieder überließ und den Königen nur eine sehr unbestimmte und wenig wirkungsreiche Oberherrlichkeit vorbehielt. Der spätere Begriff der Monarchie hat sich erst sehr allmählich im Laufe der letzten Jahrhunderte ausgebildet, und es liegt eine eigene Ironie darin, daß gerade die Politiker, welche die neueren Grundsätze des Constitutionalismus als französischen Ursprungs am eifrigsten bekämpfen, doch die Vertreter des monarchischen Absolutismus sind, der in Wahrheit viel mehr als der Constitutionalismus ein Product derjenigen französischen Doctrin ist, die in Ludwig's XIV. „l'état c'est moi" ihren concisesten Ausdruck fand. Wir haben auch nicht nöthig hier zu untersuchen, in welchem Umfang diese Doctrin in Deutschland wirklich rechtliche Anerkennung erhielt und in wie weit die dadurch bewirkte Umwandlung des Königthums auf legale Weise erfolgte oder auf einer widerrechtlichen Usurpation beruhte, denn auf die Auffassung unseres heutigen constitutionellen Staatsrechtes muß dies Alles nothwendig ohne Einfluß bleiben. Wir dürfen das Verhältniß der Monarchen zu den mitwirkenden Factoren ihrer Gewalt nicht nach Grundsätzen beurtheilen, die vor der Begründung des Constitutionalismus in Geltung waren, sondern nur nach denen, die durch die eingeführten Repräsentativverfassungen bestimmt werden.

Dieses Fehlers machen sich auch die schuldig, die den Parlamentarismus damit bekämpfen zu können meinen, daß sie nachzuweisen suchen, er

sei mit dem Begriff und Wesen des Königthums nicht vereinbar. Sie construiren sich diesen Begriff nach den Grundsätzen des vorconstitutionellen Staatsrechts und finden dann natürlich, daß die constitutionelle Monarchie, wie sie die Vertreter derselben aufgefaßt wissen wollen, nicht damit in Uebereinstimmung zu bringen sei. So namentlich Stahl. Wäre es denn nur wirklich ein schlagendes Argument gegen die Lehre des Constitutionalismus und Parlamentarismus, wann man nachwiese, daß die constitutionelle Monarchie, als parlamentarische Regierungsform aufgefaßt, nur eine Unterart der republikanischen Regierungsform bilde? Ist der Parlamentarismus wirklich in unseren Verfassungen begründet, — wohl, so werden wir ihn als einen Bestandtheil unseres heutigen positiven Verfassungsrechtes auch dann anerkennen müssen, wenn wir der Meinung sind, daß damit unseren Verfassungen ein republikanischer Charakter aufgedrückt werde. Selbst wo es sich de lege ferenda handelt, könnte dies nicht von entscheidendem Gewicht sein, denn die Aufgabe, die bei einer festzustellenden Staatsverfassung zu lösen ist, kann doch immer nur sein, ihr diejenige Form zu geben, die nach unserer Einsicht den gegenwärtigen socialen Zuständen und den daraus entspringenden Bedürfnissen am vollkommensten entspricht, und wenn dies eine Unterart der republikanischen Regierungsform wäre, so müßten wir sie unbedenklich wählen. Man kann doch unmöglich die unverkürzte Erhaltung der hergebrachten fürstlichen Rechte auf die Staatsobergewalt in dem Sinne als eine erste und unabweisliche Bedingung einer jeden zulässigen staatlichen Ordnung ansehen, daß wir ihr alle Interessen der Völker unterzuordnen hätten. Unsere theologisirenden Rechtslehrer haben freilich auch diesen Satz nicht gescheut. Den schönen Gedanken, der in religiöser Demuth die Verleihung einer so erhabenen Würde und großen irdischen Macht, wie sie mit einer Krone verbunden ist, als eine besondere Begnadigung Gottes erkennt, die auch besonders heilige Pflichten auferlege, haben sie so in ein staatsrechtliches Princip verkehrt, nach welchem das Königthum selbst als eine göttliche Institution erscheint, die durch die Menschen nicht ohne Versündigung gegen Gott angetastet werden könne und durch welche den Monarchen auch unantastbare Herrscherrechte über die ihnen unterthänigen Völker eingeräumt werden. Wohin eine derartige Vermischung religiöser Anschauungen mit rechtlichen und politischen Principien führt, zeigt uns auf eine recht grelle und widerwärtige Weise das sogenannte Beispiel der südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, wo man die Unterwerfung der schwarzen Race unter die weiße genau in derselben Weise als eine göttliche Institution zu rechtfertigen sucht.

Einen solchen Absolutismus vertheidigt aber nicht einmal der oft an-



gerufene Art. 57 der Wiener Schlußacte, der allerdings die Volksvertretungen in ihren constitutionellen Rechten beschränken sollte, aber in der That eine parlamentarische Regierung keineswegs ausschließt. Denn wenn er aus den gegebenen Grundbegriffen der souveränen Fürstengewalt folgert, daß „die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben müsse und daß der Souverain durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden dürfe," so stellt er damit nur Forderungen auf, die zwar nicht die alten landständischen Verfassungen, welche die selbständige Ausübung umfassender Majestätsrechte auf einzelne Glieder der Volksgemeinde übertrugen, wohl aber unsere gegenwärtigen constitutionellen Verfassungen vollkommen erfüllen. Die gesammte Staatsgewalt bleibt da unzweifelhaft ganz ebenso in der Person des constitutionellen Monarchen vereinigt, wie in der Person eines absoluten Fürsten: der Unterschied zwischen beiden besteht dem Wesen nach wirklich nur darin, daß der erstere in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Volksvertretung, für die hier die Stände genannt werden, gebunden ist. Es muß daher auch als durchaus irrig angesehen werden, wenn man oft von einer Theilung der Gewalten, von einer Dyarchie, die durch die constitutionellen Verfassungen begründet werde, gesprochen hat. Die Gewalt, die dem Staate zusteht, kann sich der Natur der Sache nach überhaupt nur durch Befehle bethätigen, sei es nun daß durch sie allgemeine Regeln für das Handeln aufgestellt werden (Gesetzgebung), sei es daß sie anordnen, was in einzelnen bestimmten Fällen geschehen soll (Staatsverwaltung im engern Sinn). Da nun die Volksvertretung nach keiner von unsern Verfassungen das Recht hat, von sich aus Befehle der einen oder der anderen Art zu erlassen, so hat sie auch keine selbständige Gewalt und die gesammte Staatsgewalt bleibt wirklich ungetheilt in den Händen des Staatsoberhauptes.

Aber in der Ausübung dieses Rechtes ist das Staatsoberhaupt allerdings in einzelnen Beziehungen an die Mitwirkung der Volksvertreter gebunden, und zwar erkennen unsere Verfassungen übereinstimmend an, daß dies in Betreff der Gesetzgebung gilt, mit Einschluß der gesetzlichen Regelung des Staatshaushaltes. In dem dadurch bedingten Einfluß auf die Ausübung der Staatsgewalt besteht das Wesen einer Repräsentativverfassung, aber in dem dadurch den Volksvertretern eingeräumten Rechte ist auch Alles schon gegeben, was eine Volksvertretung bei einer consequenten Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse bedarf, um eine parlamentarische Regierung zu begründen. Das haben sich offenbar die Staatsmänner, die im Jahr 1820 die Wiener Schlußacte beriethen, nicht

vollkommen klar gemacht, das wird ja auch jetzt noch nicht überall begriffen. Da die eigentliche Staatsverwaltung unbeschränkt in den Händen des Staatsoberhauptes und der von ihm eingesetzten Minister bleibt, mochte man glauben, daß die Regierungen, wenn sie in Beziehung auf die Gesetzgebung und die Regelung des Staatshaushaltes an die Zustimmung der Volksvertretung gebunden seien, wohl hier und da in der Ausübung ihrer Souveränetätsrechte etwas beengt sein würden, namentlich was ihre finanziellen Gebahrungen anbelangt, aber man meinte doch offenbar, daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten sonst noch ganz ebenso wie früher von dem persönlichen Willen des Regenten abhängig bleibe. Man hatte nicht bedacht, in welchem weiten Umfange jede Regierung in ihrer ganzen Thätigkeit von finanziellen Mitteln abhängig ist und daß unsere Verfassungen, indem sie die Festsetzung der Einnahmen und Ausgaben des Staats an die Zustimmung der Volksvertretung binden, mittelbar die ganze Staatsverwaltung der Controle derselben unterwerfen. Die Volksvertretung kann allerdings nicht von sich aus positiv in die Verwaltung eingreifen, sie kann keine darauf bezüglichen Befehle erlassen, aber sie kann, bevor sie die zur Verwaltung erforderlichen Mittel bewilligt, die Verwaltung selbst in allen ihren einzelnen Theilen einer genauen Prüfung unterwerfen und die Verwendung von Staatsmitteln in allen Fällen verweigern, wo die Regierung Richtungen verfolgt, die ihr mit dem Gemeinwohl nicht vereinbar scheinen. Da keine Regierung im Stande ist, ohne die genügenden finanziellen Mittel fortzuregieren, muß eine Differenz zwischen den Trägern der Regierung und der Volksvertretung bei einem festen Ausharren der letztern zuletzt immer dahin führen, daß dem Staatsoberhaupt nur die Wahl bleibt, entweder Männer zur Regierung zu berufen, die diese im Sinne der parlamentarischen Mehrheit führen, oder mit der Verfassung zu brechen und zum Absolutismus zurückzukehren. *Ueber dieses Dilemma führt keine Sophistik und führt in praxi auch keine renommirende Kavalier-Courage hinaus.* Was man dagegen geltend macht, konnte in Betracht kommen, als es sich um die *Annahme* des constitutionellen Systems handelte; seit die bestehenden Verfassungen in's Leben getreten sind und der rechtliche Grundsatz durch sie festgestellt ist, daß die Regierungen ihre gesetzgebende Gewalt, namentlich auch in Beziehung auf den Staatshaushalt, nicht ohne die Mitwirkung der Volksvertretung ausüben können, haben alle aus dem älteren Staatsrecht hergenommenen Argumente ihre rechtliche Bedeutung verloren. Unsere Volksvertretungen haben allerdings bis jetzt von ihrem Recht, die ganze Staatsverwaltung ihrer Controle zu unterwerfen, nur einen sehr gemäßigten Gebrauch gemacht; die leitenden Principien des Parlamentaris-

mus sind noch in keinem deutschen Lande in einer gleichen Weise, wie in England und Belgien, zur feststehenden Maxime der Staatsregierung erhoben worden; aber die rechtlichen Voraussetzungen des Parlamentarismus sind in unseren Verfassungen gegeben, und es hängt nur davon ab, daß die Volksvertretungen in einer beharrlichen und bewußten Weise die ihnen eingeräumten Rechte für diesen Zweck benutzen, um ihn überall auch thatsächlich zur Geltung zu bringen.

Daß die Volksvertreter die ihnen eingeräumten Rechte mißbrauchen und die Durchführung höchst wohlthätiger und gemeinnütziger Maaßregeln aus Mangel an Einsicht oder selbst auch gutem Willen verhindern können, unterliegt keinem Zweifel. Indessen ist diese Gefahr doch bei Weitem nicht so groß, als man oft glauben machen will. Eine loyale Regierung, welche die wahren Interessen des Volks ganz zu den ihrigen gemacht hat, besitzt eine große Kraft des Widerstandes, wenn sich die Volksvertreter auf Abwegen verlieren, und es müßte eine wunderbare Täuschung die öffentliche Meinung dauernd befangen halten, wenn nicht zuletzt, bei einer zweckmäßigen Benutzung der öffentlichen Presse, das constitutionelle Mittel einer Appellation an die Wähler zu einem erwünschten Ziele führen sollte. Aber freilich setzt dies voraus, daß es sich bei den erneuten Wahlen wirklich nur darum handelt, der einen oder der anderen Ansicht, auf welche sich die Differenz bezog, die Durchführung zu sichern. Was gegenwärtig alle constitutionellen Kämpfe meist so bitter und schwierig macht, ist der Gedanke, daß es sich dabei weniger um eine sachgemäße Entscheidung der besonderen Frage handelt, welche den Streit veranlaßte, als um das Uebergewicht des einen oder des anderen Factors der gesetzgebenden Gewalt. Dies nährt natürlich das Mißtrauen von beiden Seiten. Wären die Principien des Parlamentarismus zur vollen Anerkennung gelangt, so würde auch keine regierungsfähige Partei mehr Forderungen an die bestehende Regierung stellen, denen sie nicht selbst, im Falle ihres Sieges, nachzukommen bereit wäre, und namentlich würde sie sich sehr hüten, die Kraft der Regierung ungebührlich zu schwächen, denn sie würde dadurch ihre eigene Zukunft gefährden. Mit der erhöhten Verantwortlichkeit wächst der Natur der Sache nach auch die Besonnenheit der Parteien. An politischen Schwärmern und an ehrsüchtigen Intriguanten wird es niemals fehlen, aber wenn eine Regierung nicht durch einen unklugen Widerstand gegen wohlbegründete Anforderungen der Zeit die öffentliche Meinung gegen sich aufreizt, wird sich der gesunde Sinn im Volke, auch wenn er augenblicklich irre geleitet ist, immer bald wieder zurecht finden. Dies zeigt auch die lehrreiche Geschichte der schweizerischen Republiken seit den demokratischen Reformen der Cantonalverfassun-



gen, die mit dem Jahre 1830 begannen. An Ausschreitungen des Parteigeistes hat es nicht gefehlt, aber wo einmal eine extreme Partei zur Herrschaft gelangte, hat sie sich immer sehr bald mäßigen müssen, wenn sie nicht den Boden unter ihren Füßen verlieren wollte, und trotz aller Schwankungen im politischen Leben des Volkes und selbst der Stürme, welche wiederholt den ganzen Bau der verfassungsmäßigen Ordnung erschütterten, kann man doch nicht verkennen, daß im Ganzen Wohlstand und Geistesbildung seit 1830 in der Schweiz so bewunderungswürdige Fortschritte gemacht haben, wie in irgend einem anderen Lande Europas. Gerade darin aber, daß es solcher tiefaufregender Bewegungen, die nie ohne Nachtheile für das gemeine Wesen vorübergehen, nicht bedarf, um eine Veränderung in dem Regierungssystem herbeizuführen, und daß daher die politische Entwicklung eine stätigere sein kann, wie es für größere Staaten, die jeden Augenblick bereit sein müssen, ihre volle Kraft nach Außen zu verwenden, ein Bedürfniß ist, besteht ein unverkennbarer Vorzug der constitutionellen Monarchie. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, mit denen in dieser Beziehung die Republiken zu kämpfen haben, werden gegenwärtig in den nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union bitter genug empfunden. Lincoln und seine Minister scheinen der Lage der Dinge nicht gewachsen zu sein. Sie besitzen offenbar weder das Vertrauen der republikanischen Partei, aus der sie hervorgegangen sind und die eine energische Fortsetzung des Kriegs verlangt, noch das der nördlichen Demokraten, die eine Vermittlung mit dem Süden anstreben; aber die Verfassung bietet keine constitutionellen Mittel dar, um die Träger der Regierung durch Männer zu ersetzen, welche energisch die Pläne durchzuführen verständen, die eine baldige Beendigung des verderblichen Schwankens erwarten ließen. In England könnte ein solcher Zustand nicht so lange fortdauern, wenn sich nur erst im Parlament eine entschiedene Parteigruppirung ausgebildet hätte. Auch in der Schweiz lassen sich durchgreifende Aenderungen in dem Regierungssystem oder auch nur im Regierungspersonal meist nur mit einer Veränderung der Verfassung rasch und sicher durchführen und durch diese wird dann immer das ganze Volk bis in seine untersten Schichten aufgeregt und Manches in Frage gestellt, was namentlich in Momenten einer sich überstürzenden Hast besser unberührt bliebe. Eine solche Verfassungsveränderung hat dann auch immer eine Erneuerung des gesammten Beamtenpersonals zur Folge und nimmt regelmäßig den Charakter einer eigentlichen Revolution an, die immer die obrigkeitliche Autorität schwächt. In einer constitutionellen Monarchie, in der das parlamentarische Princip zur Herrschaft gekommen ist, genügt eine Veränderung des Ministeriums, wenn eine oppositionelle Partei in

einer tiefer eingreifenden und das bisherige Regierungssystem unmittelbar berührenden Frage eine entschiedene Majorität im gesetzgebenden Körper erlangt hat, und nur die Spitzen der Verwaltung, deren Träger eine selbständigere Stellung einnehmen und bei denen deshalb die Uebereinstimmung mit der politischen Richtung des Ministeriums eine wesentliche Voraussetzung des Zusammenwirkens ist, bedürfen einer Erneuerung. Ein solcher Wechsel des Ministeriums, bei dem die Person des Staatsoberhauptes gänzlich unberührt bleibt, kann zu jeder Zeit ohne Erschütterung der obrigkeitlichen Autorität durchgeführt werden.

Aber gerade in diesem Vorzug eines parlamentarischen Regiments hat man von der anderen Seite eine Herabwürdigung der Monarchie finden wollen. Man meinte, die Monarchen würden dann wirklich die Stellung im Staate einnehmen, die ihnen Hegel in seiner Philosophie des Rechts anwies —: „Es ist bei einer vollendeten Organisation nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun, und man braucht zu einem Monarchen nur einen Menschen, der „Ja" sagt und den Punkt auf das J setzt; die Spitze soll so sein, daß die Besonderheit des Charakters nicht das Bedeutende ist." Man hat sich dagegen auf die Geschichte berufen, welche die bedeutendsten Fortschritte in dem öffentlichen Leben der Völker an die oft sehr hart eingreifende Wirksamkeit großer Regenten knüpft und hat gefragt, was aus Preußen geworden sein würde, wenn der große Kurfürst und Friedrich II. durch eine Volksvertretung gehindert gewesen wären, auf eine so energische und oft sehr eigenwillige Weise die Kräfte des Volks zusammenzufassen und in neue Bahnen zu leiten. Mit der Annahme der parlamentarischen Regierungsform gebe man historisch bewährte Vortheile auf und tausche dafür eine sehr ungewisse Zukunft ein.

Daß jene beiden ausgezeichneten Regenten Preußens mit Zustimmung der alten privilegirten Stände ihre großen Pläne nicht hätten durchführen können, dürfen wir freilich nicht bezweifeln, denn nur indem sie die Hoheitsrechte, welche die kleinen feudalen Herrn als eigene Rechte übten, in vollem Umfange für sich in Anspruch nahmen und so die fürstliche Gewalt ausdehnten, war es überhaupt in Preußen möglich, den Staat aus seinem verrotteten Zustande herauszureißen und einer größeren Zukunft entgegen zu führen; hat sich doch, was sich von diesen alten ständischen Vorrechten im preußischen Herrenhause und in der Provinzial- und Kreisordnung erhalten hat, oder vielmehr, was davon in der neueren Zeit in's Leben zurückgerufen wurde, sofort wieder als eines der bedeutendsten Hindernisse einer gesunden constitutionellen Entwicklung erwiesen. Ob unter dem großen Kurfürsten oder Friedrich II. ein Repräsentativsystem, welches den alten privilegirten Ständen keine Vorzüge einräumte,



glücklich gewirkt haben würde, können wir als eine kindische Fiction dahin gestellt sein lassen; jede Zeit hat ihre besonderen Bedürfnisse und Bedingnisse des politischen Lebens und keine denkbare Staatsverfassung kann Anspruch darauf machen, unter allen Voraussetzungen als eine geeignete zu gelten. Aber wenn man sich auf die Geschichte beruft, so müssen wir mit Dahlmann (Politik S. 167) fragen, wann irgend wo das Herrschergenie eines hervorragenden Fürsten durch Reichsstände gelähmt oder genöthigt worden sei, seinen Ministern zur bloßen Puppe zu dienen? Die Geschichte kennt keine Belege dafür, wohl aber zeigt, wie er richtig bemerkt, eine Fülle von Beispielen, daß der Trieb der Selbstherrschaft gerade da am brennendsten hervorzutreten pflegt, wo die Fähigkeit am dürftigsten ist. „Niemals noch hat ein königlich begabter Monarch den Platz am Steuer seinem Ministerium abgetreten; gehen ihm aber selbständige Vorzüge ab, so darf darum das Staatsschiff nicht zu einer königlichen Lustjacht werden, und der löblichste König vor Gott und Menschen ist dann der, welcher sich am beflissensten zeigt, die Lücken seines geistigen Vermögens durch den Rath weiser Unterthanen auszufüllen."

Die Völker sind keine unbelebten Massen, die sich nach Gefallen formen lassen und denen man willkürlich gerade den Geist einhauchen kann, der den persönlichen Absichten und Wünschen des Regenten entspricht; keine Regierung wird von einem glücklichen Erfolg begleitet sein, die nicht dem Charakter und den Bedürfnissen des Volks entspricht. Friedrich der Große hat Preußen nicht blos durch seine Siege zu einer Großmacht erhoben, sondern ebenso sehr dadurch, daß er im Innern eine Reihe von Reformen, wie sie den damaligen Zuständen entsprachen, glücklich durchführte und sein Volk in seiner wirthschaftlichen und geistigen Entwicklung mächtig förderte. Joseph II. scheiterte bei ganz ähnlichen Reformversuchen mit den meisten seiner an sich sehr lobenswerthen und aus den edelsten Absichten hervorgegangenen Plänen, weil er sie den bestehenden Verhältnissen nicht mit Einsicht anzupassen verstand. Es liegt in der Natur der Dinge eine zwingende Nothwendigkeit, die auch die größte Willenskraft eines Autokraten nicht zu überwinden vermag; seine Wirksamkeit ist Gesetzen unterworfen, denen er sich nicht ungestraft entziehen kann. Nur ein Herrscher, der diese erkennt und achtet, wird sich glücklicher Erfolge zu erfreuen haben.

Wie schwer macht es aber den Fürsten die isolirte Stellung, in der sie sich befinden, zu einem vollkommenen Verständniß der wirklichen Bedürfnisse ihrer Völker zu gelangen! Bei der Unmöglichkeit, Alles mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, was sie wissen müssen, um sich ein wohlbegründetes Urtheil über alle in Frage kommen-

den Erscheinungen des öffentlichen Lebens bilden zu können, bleiben sie fast immer nur auf die oft nicht ganz lautere Quelle amtlicher Berichte beschränkt, und dabei bewegen sie sich regelmäßig in einer Umgebung, die vorherrschend von ihrer persönlichen Gunst abhängig und darum nur allzu bereit ist, ihren individuellen Neigungen und Vorurtheilen zu schmeicheln. Darf man sich wundern, daß die Wahrheit nur so schwer bis in die solitude of kings, wie Byron es genannt hat, durchdringt und daß so oft eigensinnige Ueberhebung, durch die Umgebung genährte Vorurtheile, Hingebung an selbstsüchtige Günstlinge oder auch wohl unedlere Leidenschaften den verderblichsten Einfluß auf die Geschicke der Völker erhalten?

Dieser zu allen Zeiten für absolute Fürsten, die nicht in einem seltenen Maaße durch Charakter und Einsicht hervorragen, so verhängnißvollen Lage soll durch die constitutionellen Verfassungen ein Ende gemacht werden. Die Vertreter des Volks sind nicht nur berufen, die Wünsche desselben unmittelbar vor den Thron zu bringen, sondern sie sind auch berechtigt und verpflichtet, der Staatsverwaltung ihre Mitwirkung zu versagen, wo diese Richtungen einschlägt, die ihnen mit den Bedürfnissen und Interessen des Volks in Widerspruch zu stehen scheinen. Dadurch üben sie allerdings indirect einen Zwang gegen die Regierung aus, aber doch nur einen Zwang, der für die Regenten selbst höchst wohlthätig ist, denn er nöthigt sie im Grunde nur, Alles zu unterlassen, was Pflicht und Klugheit ohnedies zu thun verbieten. Denn nicht das ist das Beste, was eine Regierung thun kann, was an sich als das Wünschenswertheste erscheint, sondern das, was den gegebenen Verhältnissen nach als möglich und dem Sinn und Charakter des Volks entsprechend erkannt wird. Ein weiser Regent wird bei seiner Verwaltung, auch wenn ihm eine absolute Gewalt zusteht, die öffentliche Meinung nie außer Betracht lassen, selbst da nicht, wo sie ihm im Irrthum befangen scheint, denn er weiß, daß auch seine besten Bestrebungen in ihren Erfolgen gefährdet sind, wenn sie nicht in dem guten Willen des Volkes eine Stütze finden, und daß nur das, was das ganze Volk ergreift, die ganze Kraft desselben zur Verfügung hat. Er muß den Zwang, dem er hierdurch unterworfen wird, ganz ebenso als eine Fügung des Schicksals hinnehmen, wie den Zwang, der ihm beispielsweise durch die ohne seine Schuld ungünstig gestalteten Beziehungen zu den Nachbarstaaten, durch die in Folge von Mißwachs, Handelsstörungen und ähnliche Umstände bedingte Beschränktheit der Finanzmittel und dergleichen auferlegt werden kann. Er giebt damit nur einer äußeren Nothwendigkeit nach, vor der er, wie alle anderen Menschen auch, seinen Willen beugen muß, ohne daß darin eine Herabwürdigung seiner hohen Stellung als Souverän läge.

Denn nein! ein constitutioneller Regent, der auf solche Weise, treu der Verfassung, sich der ihm durch diese auferlegten Nothwendigkeit beugt, braucht darum doch seine individuelle Ueberzeugung nicht gefangen zu geben, er wird deshalb doch auch bei einer parlamentarischen Regierung nicht zu einer bloßen Puppe des aus der Majorität der Volksvertreter hervorgegangenen Ministeriums. Ist seine Ueberzeugung eine wohlbegründete, so geben ihm die Berathungen mit seinen Ministern hinreichende Gelegenheit, sich auch widerstrebenden Ansichten gegenüber einen großen Einfluß zu sichern und so modificirend und mildernd auf die Durchführung der in ihren allgemeinern Zügen durch die Mehrheit der Volksvertreter bestimmten politischen Richtung einzuwirken. Wir dürfen wohl voraussetzen, daß König Leopold von Belgien seiner inneren Gesinnung nach nicht der dortigen ultramontanen Partei angehört, aber er hat abwechselnd, wie es gerade die in den Kammerwahlen hervortretende öffentliche Stimmung forderte, mit einem liberalen und einem katholischen Ministerium regiert, ohne dadurch an seinem Einfluß und seiner Würde als König Einbuße zu erleiden und ohne auch nur das Vertrauen einer dieser beiden großen politischen Parteien zu verlieren. Freilich hat er sich auch nie mit einer derselben identificirt und sie durch sein persönliches Ansehen gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu halten gesucht. Das ist das Unklugste und Gefährlichste, was ein Regent thun kann, denn damit giebt er seine hohe Stellung, die ihn über die Parteien erhebt, freiwillig auf und steigt auf einen Kampfplatz herab, den er selbst im Falle eines Sieges nicht ohne Schädigung seiner königlichen Würde verlassen wird. Der Kampf, der seiner Natur nach unter den Vertretern des Volks ausgefochten werden soll, wendet sich dann leicht gegen die Person des Regenten — oder auch gegen die erbliche Monarchie selbst.

Was unsere Zeit von den Fürsten fordert, ist allerdings ein Verzicht auf einen Theil der ihnen früher zustehenden Macht, aber es ist doch, wie Fallmereier es einmal ausdrückte, viel weniger ein Opfer, das sie zu bringen haben, als ein Einsatz für die eigene Zukunft und die ihrer Völker. Es handelt sich dabei auch nur um Rechte, die sie thatsächlich zwar noch übten, die sie aber rechtlich schon aufgegeben hatten, als sie anerkannten, daß ihre Regierungen bei der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt an die Mitwirkung der Volksvertretungen gebunden sein sollten. Die diesen eingeräumten Rechte können nicht ohne einen Bruch der beschworenen Verfassungen zurückgenommen werden, und einen solchen Bruch, offen oder versteckt, sollten die Fürsten am meisten scheuen, da ihre ganze Macht doch zuletzt wesentlich nur auf der in der öffentlichen Meinung festbegründeten Achtung und Heilighaltung der bestehenden rechtlichen Ord-

nung beruht. Die Geschichte von mehr als einem halben Jahrhundert sollte die Vertheidiger absoluter Herrscherrechte überzeugen, daß es keine flüchtigen, durch Irrlehren geweckten, Gelüste und vorübergehenden Aufwallungen der Völker sind, die seit der ersten französischen Revolution immer und immer wieder unsere europäische Welt in Bewegung setzen, sondern daß sie gegen einen durch lange und bittere Erfahrungen genährten Drang der Völker ankämpfen, ihr Wohl und Wehe von dem Zufall der Einsicht und des guten Willens erblicher absoluter Regenten unabhängiger zu machen und die Leitung ihrer Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. In diesem tief begründeten und in sich selbst vollauf gerechtfertigten Streben der Völker hat der demokratische Geist, der sich in unserem öffentlichen Leben immer weiter verbreitet und immer mehr befestigt, seine Wurzel. In Deutschland verwerfen zur Zeit alle besonnenen Politiker die republikanische Regierungsform als den bestehenden Verhältnissen nicht entsprechend und sie haben dabei offenbar die ungeheure Majorität des Volkes noch auf ihrer Seite; aber unsere Zukunft würde sich sehr verdüstern, wenn es nicht gelänge, durch eine offene und ehrliche Anerkennung der Grundsätze des Parlamentarismus die erbliche Monarchie auf der Grundlage unserer bestehenden Verfassungen mit den gerechten Anforderungen jenes demokratischen Geistes zu versöhnen. „Es wird sich kein Schlummer auf die ringende Welt senken, so lange nicht diesem Geiste des Jahrhunderts Gerechtigkeit und dem ewigen Gesetze der aufwärtsstrebenden Menschheit wirklicher Gehorsam geschenkt wird."

R. S.

Vor der Militärdebatte im preußischen Abgeordnetenhause.

Im August des vorigen Jahres haben wir in diesen Blättern, freilich mit sehr wenig Hoffnung auf Erfolg, einen Vorschlag „zur Verständigung in der Militärfrage" zwischen Regierung und Volksvertretung zu entwickeln versucht. Heute und für den gegenwärtigen Augenblick sind wir in noch weniger glücklicher Lage: eine Verständigung mit dieser Regierung ist für diese, oder für irgend eine andere Volksvertretung, sofern sie von ihrem Recht und ihrer Pflicht durchdrungen ist, kaum noch denkbar. Eine Verständigung in der Militärfrage heißt für jetzt nur: Einigung der liberalen Parteien zu einem positiven Standpunkt in dieser Frage. Es ist leider

noch um Vieles schlimmer gekommen, als es im vergangenen Sommer den Anschein hatte. Nicht blos die Verfassung ist bedroht, — auch die große Reform selbst, deren Durchführung für Bestand und Entwickelung des Staates von keiner geringeren Wichtigkeit ist als die Verfassung, stockt, wenn nicht in ihren äußeren Formen doch in allen ihren wesentlichen Wirkungen. Die Regierung war es, welche sie in's Leben gerufen hat; es ist ihr dadurch zu ihrem natürlichen Beruf mit doppeltem Nachdruck die ernste Pflicht zugewachsen, dem Werk auch den gesetzlichen Grund und den vollendenden Ausbau zu geben. Statt dessen versagt sie sich hartnäckig den Bedingungen, die unerläßlich dazu gehören: es ist als ob sie keine Ahnung von der ungeheuren Verantwortung hätte, die sie sich damit auferlegt; als ob sie absichtlich die Augen verschlösse vor der wachsenden Gefahr, der sie die Heeresreform, vor der tiefen Erschütterung, der sie das Heer selbst aussetzt. Unter diesen Umständen fällt die Pflicht der Initiative dem anderen Factor der Gesetzgebung und Staatsgestaltung, dem Abgeordnetenhause zu; — und von dieser Seite tritt mitten aus der verderblichen Wendung ein erfreulicher Fortschritt hervor. Die große Mehrheit des Hauses hat im vergangenen Herbst durch die vollständige Ablehnung des Aufwandes für die Reorganisation die Regierung zur gesetzlichen Regelung zu zwingen gedacht: seit die Novelle vom 10. Februar d. J. diese Hoffnung zerstört hat, herrschen nur noch bei der äußersten Linken die Gedanken der reinen Ablehnung vor, während bei der überwiegenden Mehrheit die Einsicht durchzudringen beginnt, daß sie ihren Standpunkt zur Heeresreformfrage in einem positiven Programm feststellen müsse. Es kann damit nicht gemeint sein, als ob die Initiative des Hauses jemals die der Regierung ersetzen könne; es ist nicht anders möglich, als daß eine Regierung die Reform durchführe: wohl aber kann damit gemeint sein, daß der künftigen Regierung, welche diese Durchführung übernehmen soll, der Boden bereitet werde. Wenn es einer großen liberalen Mehrheit des Hauses gelingt, sich auf ein ausführbares Programm zu vereinigen, auf ein Programm, welches der Reorganisation wie den Finanzen, der Macht des Staates wie dem Recht und der Freiheit seiner Bürger, dem Heer wie dem Volke zugleich genug thut, so werden auch der Tag und die Männer kommen, welche dieses Programm hinausführen.

Sehen wir uns in der augenblicklichen Lage der Sache um, so finden wir, daß sie einer Verständigung der angedeuteten Art sehr günstig ist. Das Programm dafür liegt im Forckenbeck'schen Entwurf, wie er aus den Berathungen der Militärcommission hervorgegangen ist, in den wesentlichen Punkten fertig vor und die Stimmung der Parteigrup-

pen im Hause neigt der Vereinigung zu. Was die politische Taktik angeht, die dabei in's Spiel kommt, so hat es die „Politische Correspondenz“ dieser Blätter bereits hinreichend ausgeführt, daß und warum es sehr an der Zeit ist, die Ansätze zu neuer Parteibildung, die sich aus positiven Compromissen über die wichtigsten concreten Fragen ergeben, zu entwickeln. Es kommt also darauf an, die Hauptpunkte des Compromisses der Sache nach festzustellen. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, die drei Hauptstandpunkte, welche bis jetzt hervorgetreten sind, vergleichend in's Auge zu fassen: wir meinen den der **Regierung** nach der Novelle vom 10. Februar, den der Militärcommission nach **Forckenbeck's** Entwurf vom 12. März und den der reinen Verneinung nach **Waldeck's** Resolutionen vom 23. März; — denn der Antrag von Duncker vom 8. April bezeichnet keinen neuen Standpunkt, sondern ist nur eine in der Form etwas entgegenkommendere Wiederholung der Waldeck'schen Resolutionen. Wir gehen bei unserer Erörterung vom Forckenbeck'schen Entwurf aus, der für uns der positive ist, müssen aber der Klarheit wegen das Material etwas anders zusammenfassen, als es dort geschehen ist, wo offenbar die sehr wichtige Rücksicht auf unmittelbare Anlehnung an das Gesetz vom 3. September 1814 entschieden hat. Nach unserer Anordnung vertheilt sich der Stoff auf folgende fünf Hauptgruppen: I. Von der persönlichen Dienstpflicht. II. Von der Organisation des Heeres. III. Vom Landsturm. IV. Von den bürgerlichen Rechtsverhältnissen der Reservisten und Landwehrmänner. V. Von der Verwaltungseinrichtung für das Heer. — Wir stellen für jede dieser Gruppen zunächst die Bestimmungen des Forckenbeck'schen Entwurfs in der Gestalt, die er durch die Militärcommission erhalten hat, unter Bezeichnung der Paragraphen im Auszug voran und lassen ihnen die abweichenden Standpunkte zuerst der Regierung und ihrer Novelle, dann der Waldeck'schen Resolutionen folgen. Die Bestimmungen über die Marine lassen wir für diesmal bei Seite. Sie sind schon im Regierungsentwurf (§. 10) von einem weit freieren und größeren Standpunkt aus behandelt, als die über das Heer; wenn erst der Streit über dieses geschlichtet ist, wird die Marine keine Schwierigkeiten mehr machen.

I. **Von der persönlichen Dienstpflicht.** Jeder Preuße ist mit dem 1. Januar des Kalenderjahrs, in welchem er das 20. Lebensjahr vollendet, zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet (§. 1). Die Dienstpflicht umfaßt im Ganzen 14 Jahre, nämlich 5 Jahre im stehenden Heer vom Tage des wirklich erfolgten Eintritts in den Dienst an gerechnet, 5 Jahre in der Landwehr ersten und 4 Jahre in der Landwehr zweiten Aufgebots (§. 6. 8. 9). Außerdem besteht für alle rüstigen Jünglinge und Männer vom 17. bis 50. Jahre, die nicht im Heere dienen,

die Verpflichtung zum Landsturm (§. 12). Während der Dienstzeit im stehenden Heere ist die Mannschaft der Cavallerie, Artillerie und Pioniere höchstens die ersten drei, der Infanterie höchstens die ersten zwei, des Trains das erste halbe Jahr durchgängig bei den Fahnen (Präsenzzeit); für die übrige Zeit werden die Mannschaften in die Heimath entlassen, bei entstehendem Krieg dienen sie zur Verstärkung des stehenden Heeres (§. 6). Für die Landwehrmänner findet, und zwar nur im ersten Aufgebot, höchstens zweimal eine Uebung von 4 Wochen statt (§. 8). Wer nicht in das stehende Heer eingereiht wird, erhält seine Ausbildung in der Landwehr ersten Aufgebots nach einer die Verpflichtung besonders regelnden Landwehrordnung (§. 8). Junge Leute, die sich selbst bewaffnen, ausrüsten und verpflegen, werden, insofern sie die erforderlichen Kenntnisse nachweisen, nach einem Jahr Präsenz zur Reserve entlassen und treten zur Landwehr über, sobald sie die Qualification zum Landwehrofficier erlangt haben (§. 7). Der freiwillige Eintritt in's Heer ist allgemein vom vollendeten 17. Jahre an gestattet und mit der Begünstigung einer freien Wahl der Waffengattung und des Regiments verbunden. Es findet dann der Uebertritt zu den verschiedenen Abtheilungen des Heeres um so viel früher statt, als der Eintritt geschehen ist. Eine selbstverschuldete Verspätung des Eintritts über das 20. Jahr hinaus zieht ein ebensoviel späteres Uebertreten in die verschiedenen Kategorien nach sich; doch besteht unter keinen Umständen eine Verpflichtung über das 34. Jahr hinaus (§. 10. und 15). Wer über die Prüfungszeit hinaus im stehenden Heere fortdienen will, verpflichtet sich dazu auf bestimmte Zeit, erhält äußere Auszeichnung, angemessene Soldzulage und nach zwölfjähriger Dienstzeit Ansprüche auf Versorgung (§. 16). Ein Fortdienen in der Landwehr über die gesetzliche Dienstzeit hinaus ist mit äußerer Auszeichnung und Anspruch auf Beförderung verbunden (§. 17). Die vorstehend angegebene Dauer für die Dienstverpflichtung in den verschiedenen Abtheilungen des Heeres gilt nur für den Frieden; im Kriege findet für die Einberufenen eine Ueberführung aus den jüngeren in die älteren Heeresabtheilungen nicht statt (§. 14).

Vergleicht man nun mit diesen Bestimmungen diejenigen der Novelle der Regierung vom 10. Februar d. J., so fällt an letzteren zunächst der formelle Mangel in die Augen, daß der Satz über die allgemeine Wehrpflicht nicht an der Spitze steht. Man will ihn natürlich nach dem Gesetz vom 3. Septbr. 1814 beibehalten, allein er hätte doch in einem Entwurf, welcher dieses Gesetz in fast allen Hauptpunkten so umfassend umgestaltet, seine Stelle finden müssen. Wichtiger indessen sind die Abweichungen in der Sache. Die Novelle setzt für die Dienstverpflichtung im



stehenden Heere, der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots der Reihe nach 7, 4, und 5, zusammen 16 (§. 3. 5. 6), Forckenbeck 5, 5, und 4, zusammen 14 Jahre. Dabei ist schon der Unterschied in der Gesammtzeit nicht gleichgültig, auch erscheint es richtiger, daß die Dienstzeit vom ersten zum zweiten Aufgebot der Landwehr ab- und nicht zunimmt: doch liegt bekanntlich das ganze Gewicht des Gegensatzes in der Frage, ob 7 oder 5 Jahre im stehenden Heer? Und dem schließt sich mit gleicher Bedeutung der weitere Gegensatz an, daß die Regierung (§. 3) für alle Waffen eine dreijährige Anfangspräsenz und darüber hinaus noch die Vollmacht der Einberufung zu jährlichen Uebungen verlangt. Eine Verpflichtung für die nicht in das stehende Heer eingereihten Mannschaften kennt die Novelle nicht; vielmehr bestimmt sie ausdrücklich (§. 5), daß die Landwehr ersten Aufgebots nur aus den „gedienten Mannschaften" des 8. bis 11. Dienstjahrs besteht: — ohne Zweifel eine Herabsetzung der Landwehr in ihrer Bedeutung. Endlich verlangt die Regierung (§. 9) das Recht, „nach angeordneter Mobilmachung" die Mannschaften allein nach dem Bedürfniß zu verwenden, im Nothfall also auch Landwehrmänner zum stehenden Heere einzuziehen u. s. w.; während Forckenbeck nur für die wirklich „Einberufenen" im Kriege das Recht des Uebertritts aus ihrer Heeresabtheilung in die nächst ältere beschränkt. Das sind die Hauptpunkte; kleinere Unterschiede übergehen wir als zu unwichtig.

Aus Waldeck's Antrag ist für diesen Abschnitt nur hervorzuheben, daß er in den die Verneinung motivirenden „Erwägungen," die Erhöhung der Dienstpflicht in der Linie auf 7 Jahre, sowie jenes von der Novelle im §. 3 in Anspruch genommene Recht, die Reservisten auch zu jährlichen Uebungen und Mobilmachungen einzuberufen, ausdrücklich ablehnt. Im letzteren Punkt besteht zwischen ihm und Forckenbeck ein bemerkenswerther Unterschied. Der letztere und mit ihm die Militärcommission ist nach §. 6 der Einberufung der Reserven auch zu „Mobilmachungen" nicht entgegen; Waldeck will diese unerläßliche Maaßregel ausschließen und die Einberufung nur bei entstehendem Kriege zugeben. Dagegen betont er in seinen „Resolutionen" die zweijährige Präsenz und das Institut der „Landwehr-Recruten," d. h. die Einstellung und Einübung der nicht im stehenden Heer dienenden Mannschaften vom 20. bis 25. Jahre bei der Landwehr ersten Aufgebots.

II. Von der Organisation des Heeres. Das Heer zerfällt in a) das stehende Heer; b) die Landwehr ersten, c) die Landwehr zweiten Aufgebots (§. 2). Die Stärke und Zusammensetzung des Heeres für den Friedensstand soll durch ein Gesetz festgestellt werden. Auf Grund dieses Gesetzes erfolgt die jährliche Veranschlagung der Ausgaben für das



stehende Heer (§. 3). — Das „stehende Heer" ist die beständig bereite Feldarmee und die Hauptbildungsschule der ganzen Nation für den Krieg (§. 4). Es wird zusammengesetzt: 1) aus Berufssoldaten, die auf Beförderung dienen; 2) aus einjährigen Freiwilligen; 3) aus dem jährlichen Contingent der Wehrpflichtigen, der Hauptmasse nach ausgehobene, zum kleineren Theil freiwillige Mannschaften. Bis zum Erlaß des Recrutirungs- und des Contingentsgesetzes darf die Gesammtzahl des jährlichen Contingents in keinem Falle 60,000 übersteigen (§. 5). Der Friedensstand des stehenden Heeres ergiebt sich also aus den Berufssoldaten und den verschiedenen Kategorien der präsenten Mannschaften; auf den Kriegsstand wird es durch die einberufenen Reserven gebracht und nach Maaßgabe der Verluste durch die Zurückgebliebenen und Herangewachsenen ergänzt (§. 7 und 14). — Die Landwehr ersten Aufgebots dient im Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres im In- und Auslande. Sie wird zusammengesetzt: 1) aus den nicht im stehenden Heer dienenden Männern der Altersklassen vom 20. bis 25. Jahre (Landwehr-Recruten); 2) aus den aus dem stehenden Heer entlassenen Mannschaften. Eine im Wege des Gesetzes zu erlassende Landwehrordnung regelt die Verpflichtung der unter 1) aufgeführten Mannschaften und die jährlichen Uebungen der Landwehr; bis dahin finden für die unter 2) genannten Mannschaften höchstens zweimal während ihrer fünfjährigen Verpflichtung Uebungen von 4 Wochen statt (§. 8). — Die Landwehr zweiten Aufgebots dient im Kriege in einzelnen Theilen zur Verstärkung der Garnisonen oder nach Bedürfniß auch im Ganzen zu Besatzungen und Verstärkungen des stehenden Heeres. Sie wird aus allen Männern, die aus dem stehenden Heer und der Landwehr ersten Aufgebots austreten, ausgewählt.

Die Regierung steht nach ihrer Novelle und nach dem Standpunkt, welchen ihre Vertreter in der Commission geltend machten, zu diesem Abschnitt wo möglich in noch stärkerem Gegensatze als zum ersten. Die drei Hauptabtheilungen, wie sie schon das Gesetz von 1814 festsetzt, behält sie natürlich bei, aber von Gesetzen über die Organisation und die Recrutirung will sie nichts hören. Sie behauptet, was das Gesetz von 1814 darüber enthalte, genüge; das Uebrige liege im verfassungsmäßigen Recht der Krone, der Landtag könne allenfalls bei der Festsetzung des Staatshaushaltsetats dabei mitsprechen, nicht weiter. Dazu soll „nach angeordneter Mobilmachung," in offenbar falscher Auslegung von §. 15 des Gesetzes vom 3. Septbr. 1814, „allein das Bedürfniß über die Verwendung der wehrfähigen und wehrfertigen Mannschaft" entscheiden (§. 9). Auch hat sich ihr Commissar in der Commission entschieden gegen die Landwehr-Recruten ausgesprochen, welche König Friedrich Wilhelm III.,

der sie eingeführt, auch wieder fallen gelassen habe. Weitere Bestimmungen, die sich den obigen entgegensetzen ließen, finden sich in der Novelle nicht; die Regierung hält dergleichen natürlich auch nach Einbringung des Forckenbeck'schen Entwurfs für völlig unnöthig und beschränkt sich auf die reine Abweisung, wie die Partei Waldeck im entgegengesetzten Sinne. Es ist das der unglückliche Standpunkt, an dem bis jetzt alle Versuche der Aufklärung und Vermittelung völlig gescheitert sind. Vergebens hat diesem Standpunkt gegenüber Gneist nachgewiesen, daß der „König als Gesetzgeber" das Gesetz vom 3. Septbr. 1814 erlassen hat und daß es also die Regierung unmöglich einseitig, sei es auch im Namen des Königs abändern kann. Vergebens weist man darauf hin, daß die Regierung eine solche Abänderung des Gesetzes wirklich vorgenommen hat, daß es schlechterdings nicht angeht, die Erhöhung der Heeresstärke um fast das Doppelte, der Recrutirung um mehr als die Hälfte, die Neuschaffung der Menge von Stellen und selbst von taktischen Körpern, welche dazu gehören, nur als eine erweiterte Ausführung des Gesetzes von 1814 darzustellen, daß schon der eine Satz: „die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt," diese Auslegung völlig unmöglich macht, da diese Stärke erst jetzt im Verfassungsstaat so plötzlich über das Maaß hinaus, worin sie über 40 Jahre bestanden, sich erhoben hat. Die Rathgeber des Königs scheinen Gewissen und Verfassungstreue damit beruhigen zu wollen, daß sie in der Novelle die Genehmigung der Landesvertretung dort nachträglich in Anspruch nehmen, wo durch die Reorganisation der W o r t l a u t des Gesetzes von 1814 verletzt ist. Darum finden wir in dieser und in früheren Novellen die Erhöhung der Dienstzeit in der Linie von 5 auf 7 Jahre ausdrücklich beantragt; darum ist in dieser Novelle auch die Wiedereinsetzung der Landwehr in das frühere Verhältniß dem Scheine nach angedeutet. Die Minister vergessen, daß die Reorganisation, welche die Regierung einseitig vorgenommen hat, mit unausweichlicher Nothwendigkeit auch zu denjenigen Veränderungen hingeführt hat, welche sogar dem Wortlaut jenes ehrwürdigen Heeresgesetzes widersprechen; daß die siebenjährige Dienstzeit bei der Linie nöthig ist, um auch nur annähernd die Kriegsstärke der neuen taktischen Körper zu erhalten, daß die Landwehr in keiner Weise mehr die Unterstützung der Linie im Felde ist, wie es damals beabsichtigt war, seit die Linie allein den ganzen Organismus der 9 Armeecorps in Kriegsstärke ausfüllt; kurz, daß der Geist und der Buchstabe des Gesetzes von 1814 untrennbar sind. Man wird hierbei wieder mit voller Bitterkeit an das wachsende Ungeschick und an die hartnäckige Verblendung erinnert, womit die Regierung diese große Angelegenheit in stei-



gendem Maaße verdorben hat. Man stürzt sich in eine der größten Reformen, die jemals im Frieden unternommen worden sind und schreitet darin fort, als ob man keine Ahnung davon hätte, daß solche Reformen auch im absolutesten Staat nicht anders gelingen können, als durch das freie Zusammenwirken aller betheiligten Kräfte. Wie leicht war dies Zusammenwirken noch 1860 zu gewinnen und wie schwer ist es jetzt!

Wohin es die Regierung mit ihrem Verfahren gebracht hat, tritt gerade in dieser Frage der Organisation des Heeres an den Waldeck'schen Resolutionen hervor. Zur fortschreitenden Vervollkommnung der Heeresverfassung, sagen ihr diese, ist eine Aenderung des Gesetzes vom 3. Septbr. 1814 und der Landwehrordnung vom 21. Novbr. durchaus nicht nöthig; es genügt die Ausführung und Ausbildung der Grundsätze dieser Gesetze im Geiste ihrer Urheber. Das Steigen der Bevölkerung bedingt nicht die Steigerung des stehenden Heeres; 220,000 M. etwa werden, wie bisher, so auch jetzt genügen. Dagegen gilt es die Landwehr herzustellen und zu erhalten, also Landwehr-Recruten, Pflege des Instituts der Landwehr-Officiere und Unterofficiere, Aufhebung des engen taktischen Verbandes zwischen Linie und Landwehr. Weit entfernt, daß der Regierung die Höhe der Recrutirung und die Organisation freistände, bedürfen beide und namentlich die letztere bis in die Regimenter, Bataillone, Schwadronen und Cadres hinein der Zustimmung der Landesvertretung. Ueberhaupt ist der Gegensatz zwischen Heer und Volk aufzuheben, der ausschließlich militärische Kastengeist zu beseitigen; daher Aufhebung der Militärstrafgerichtsbarkeit mit Ausschluß der rein militärischen Vergehen und Verbrechen, gänzliche Beseitigung der Ehrengerichte, Aufhebung der Cadettenhäuser und der Adelsbevorzugungen, Zugänglichkeit der Officierstellen für befähigte Unterofficiere. Es ist der gerade entgegengesetzte Standpunkt zu dem der Regierung, — wie dieser in vielen Punkten nicht ohne Berechtigung, doch so daß er den Eindruck dieser Berechtigung durch Uebertreibung vollständig zerstört. Wie dieser Standpunkt seine dem Werk der Regierung entgegenstehenden Ziele immer schärfer herauskehrt, wie er bei der Menge täglich an Boden gewinnt, das lehren nicht blos die Wählerversammlungen in der Hauptstadt, nicht blos die Stimmen in einem großen Theil der Presse. Können diese Früchte ihres Thuns der Regierung gleichgültig sein? Wir haben freilich zu unserem Erstaunen sehen müssen, wie der Minister mit derselben vornehmen Leichtigkeit, womit er sich über den „tragischen Conflict“ in der Verfassung hinweggehoben hat, auch große auswärtige Fragen zu behandeln pflegt; und die Rechnung eines Theils derjenigen Partei, auf die sich jetzt die Regierung stützt, geht offenbar gerade darauf hinaus, daß sich die Stimmung im Hause



bis zur schroffen erbitterten Ablehnung und im Volke noch weiter steigere. Also zur Rechten wie zur Linken frevelhaftes Rütteln an der Verfassung: an die ernste, schwere Arbeit, die Heeresorganisation vom Boden der Verfassung aus und im Einklang mit ihr durchzuführen, denkt weder die Regierung noch die Partei Waldeck. Um so entschlossener und unerschütterlicher müssen Andere daran denken und daran halten.

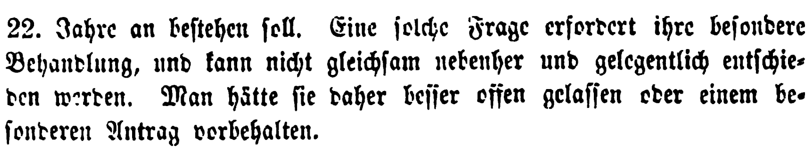
III. Vom Landsturm. Der Landsturm tritt nur im Falle eines feindlichen Anfalls auf Befehl des Königs zusammen; im Frieden bleibt es besonderer Bestimmung vorbehalten, wie er von der Regierung in einzelnen Fällen zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung verwendet werden kann. Er wird aus allen Männern und Jünglingen vom 17. bis zum 50. Jahre gebildet, die nicht in das stehende Heer und die Landwehren eingetheilt oder aus denselben herausgetreten sind. Er theilt sich 1) in die Bürgercompagnien in den großen Städten und 2) in die Landcompagnien nach Maaßgabe der inneren Kreiseintheilung (§. 12 u. 13).

Gegen diesen Satz des Forckenbeck'schen Entwurfs wird weder die Regierung noch Waldeck etwas einzuwenden haben; er liegt außerhalb des Streites, weil im Augenblick Niemand an seine Verwirklichung denkt. Dennoch muß er gerade darum nicht blos zum Verständniß des Ganzen, sondern besonders zur Kennzeichnung der Lage dienen. Der Satz ist wörtlich dem Gesetz vom 3. Septbr. 1814 entnommen. Damals konnte ihn ein König in gutem Glauben aussprechen, damals hätte ihm das Volk auch die freiwillige Bewegung nicht versagt, ohne die am wenigsten ein Landsturm bestehen kann. Auch heute ist Preußen keineswegs in der Lage, daß es an die Möglichkeit einer letzten und äußersten Anstrengung nicht denken dürfte. Heute liegt der Gedanke, die sichere Stütze der inneren Ordnung dem Staate im Arme seiner Bürger zu schaffen, ferner denn jemals. Der Landsturm ist in jenem Gesetz kein müßiger oder eitler Gedanke: er würde ein nothwendiges Stück in seinem vollendeten Bau sein. Aber wird heute der König daran glauben? Kann heute das Volk seinen Arm dazu leihen?

IV. Von den bürgerlichen Rechtsverhältnissen der Reservisten und Landwehrmänner. Die in die Heimath entlassenen Reservisten und Wehrmänner sind in der Wahl ihres Aufenthaltes im In- und Auslande zur Beobachtung der Controlvorschriften angehalten, doch sonst nicht beschränkt. Für die Auswanderung der Reservisten gelten künftig dieselben Bestimmungen, wie für die der Landwehrmänner. Auch bedürfen die ersteren zu ihrer Verheirathung nicht mehr des Consenses ihrer militärischen Vorgesetzten. Reservisten und Landwehrleute sind mit Ausnahme besonders bezeichneter militärischer Vergehen in Strafsachen



den Civilgerichten unterworfen. Die Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte darf ihnen in keiner Weise geschmälert werden. Für Reserven und Landwehrmänner des ersten Aufgebots finden jährlich zwei Controllversammlungen statt; für die Mannschaften des zweiten Aufgebots eine (§. 11). Forckenbeck hat in diesen Paragraphen den §. 8 der Regierungsnovelle vom 10. Febr. fast wörtlich aufgenommen; er hat aber dem noch drei wesentliche Bestimmungen hinzugefügt, nämlich die über die Verheirathung, über die Strafgerichtsbarkeit und die staatsbürgerlichen Rechte. Die Verschiedenheit von Standpunkt und Ziel ist klar. Die Regierung hatte jene Zugeständnisse bezüglich des Aufenthalts und der Auswanderung nur gemacht, damit die beabsichtigte Verlängerung des Reserveverhältnisses um 2 Jahre annehmbarer erscheine; Forckenbeck dagegen thut mit seinen drei Zusätzen einen starken Schritt der öffentlichen Stimmung entgegen, um diese für seine Zugeständnisse an die Reorganisation empfänglicher zu machen. Hätte die Regierung nicht jene bedeutende Erschwerung der Reserveverpflichtung in Aussicht genommen, so konnten diese Dinge, welche die Hauptfrage der Reform gar nicht unmittelbar berühren, vorerst aus dem Streite wegbleiben, und es wäre das ohne Zweifel besser gewesen. Nachdem sie einmal hineingezogen sind, müssen wir wenigstens für die Beschränkung der Militärstrafgerichtsbarkeit unsere unbedingte Zustimmung aussprechen. Dieselbe ist in einer ganzen Reihe deutscher Staaten längst vollzogen, ohne daß sie die geringsten Schäden oder Beschwerden verursacht hätte. Auch die Gewähr für die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte ist an sich eine völlig berechtigte Forderung: nur versteht es sich eigentlich von selbst, daß die Rechte, welche die Verfassung lediglich von einer bürgerlichen Qualität abhängig macht, nicht ohne ausdrückliche Verfassungsbestimmung durch ein anderes Verhältniß beeinträchtigt werden dürfen; und es ist darum nur ein schlimmes Zeichen für die Zustände, wenn man für die genannte Gewähr noch einen besonderen gesetzlichen Ausdruck sucht. Anders steht es mit der Frage der Verheirathung. Es ist doch für das Heer eine bedenkliche Sache, wenn gerade zwei Fünftel der Linie, die stets zum unmittelbaren Ausrücken in's Feld bereit sein soll, volle Freiheit dafür haben. Im übrigen Deutschland besteht diese Freiheit nirgends. Die Mannschaft darf sich dort bis zu abgeleisteter Dienstpflicht, d. h. bis zum 25. oder 26. Jahre nicht verehelichen. Es besteht freilich dort überall die Stellvertretung; allein so gut, als die Klassen, welche die Heerespflicht leisten, diese Beschränkung tragen, so gut müßten es auch die anderen Klassen können. Ueberdies ist es eine volkswirthschaftliche und sociale Frage von der höchsten Wichtigkeit und Schwierigkeit, ob das Recht zur Verehelichung erst vom 25. oder vom 23. und



22. Jahre an bestehen soll. Eine solche Frage erfordert ihre besondere Behandlung, und kann nicht gleichsam nebenher und gelegentlich entschieden werden. Man hätte sie daher besser offen gelassen oder einem besonderen Antrag vorbehalten.

Waldeck verlangt in seiner 5. Resolution ebenfalls die Gewähr für die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte, in seiner 6. fordert er eine noch viel weitergehende Beschränkung der Militärstrafgerichtsbarkeit; die Frage der Verheirathung berührt er nicht. Da der ganze Standpunkt ein negativer und der Punkt überdies ein untergeordneter ist, so haben wir hier keinen Anlaß näher darauf einzugehen.

V. Von der Verwaltungseinrichtung für das Heer. Um die verschiedenen Eintheilungen der waffenpflichtigen Mannschaft mit Ordnung und Gerechtigkeit zu leiten, soll in jedem Kreise eine Behörde gebildet werden, die aus dem Landrath, einem Officier und ländlichen und städtischen Gutsbesitzern besteht (§. 18).

Der Satz ist die wörtliche Wiederholung von §. 19 des Gesetzes vom 3. September 1814. Die Regierung kann also um so weniger etwas dagegen einwenden, als lediglich eine Verheißung für die Zukunft darin enthalten ist. Daß diese Verheißung bis heute nicht erfüllt ist, scheint uns weit mehr eine große Versäumniß, als ein Zeichen, daß Alles gut wäre, so wie es ist. Daß von den bestehenden Behörden das viel verzweigte Geschäft der Aushebung im Allgemeinen mit Gerechtigkeit und Humanität verwaltet wird, darüber besteht wohl kein Zweifel. Allein es ist ebenso gewiß, daß gegenwärtig ein ungeheurer Geschäftsballast daran anhängt, daß den Behörden die nöthige Selbständigkeit fehlt, daß eine Menge Fragen unnöthig einen Instanzenzug durchlaufen müssen, daß vielfache Verwirrungen und Störungen vorkommen, daß namentlich bei der Zurückstellung und Befreiung der Wehrpflichtigen nicht selten arge Willkürlichkeiten und Ungleichheiten vorkommen. Dies Alles muß sich in dem Maaße, als die verstärkte Recrutirung fortdauert oder noch wächst, steigern und kann im Falle eines Krieges zu schweren Schäden führen. Kurz, wir halten die Regelung der Aushebung für eine der allerwichtigsten Fragen, von welcher, wenn nicht für den Augenblick, so doch für die stetige Fortentwickelung das Gelingen der Heeresreform wesentlich abhängt.

In diesem Punkte sind wir daher im Princip ausnahmsweise einmal sogar mit Waldeck einverstanden. Er verlangt in seiner 9. Resolution für das Verfahren bei der Aushebung der Ersatzmannschaft ein provisorisches Gesetz; ein definitives solle erst im Zusammenhang mit der Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung erlassen werden. Die Regierung ist dem entgegen, — wenigstens hat ihr Commissar erklärt, daß die beste-

henden Instructionen genügen. Es ist das der alte Standpunkt der Staatsweisheit, die Alles von oben lenken will. Schon die anwachsende volkswirthschaftliche Bewegung, welche selbst die Regierung zu jenen Zugeständnissen an die Reservisten genöthigt hat, wird zur Organisation selbständiger Behörden in jedem Kreise nöthigen, welche freilich nicht blos die Aushebung, sondern auch die Controllen über die Reserven und Landwehrmänner, den Uebertritt aus einer Heeresabtheilung in die andere u. s. w. besorgen. Und für diese bedarf es allerdings auch eines Gesetzes, welches die Grundzüge des Verfahrens regelt; — diese Andeutung würde wohl noch in den Forckenbeck'schen Entwurf gehören. Dagegen liegt die Sache für jetzt durchaus nicht im Mittelpunkt des Streites; die Einigung in der Militärfrage darf mithin in keiner Weise davon abhängig gemacht werden. — —

Das also sind die drei Hauptstandpunkte in der Militärfrage. Sie werden wohl in der nächsten Zeit die unterscheidenden und vorherrschenden bleiben. Die Militärcommission hat zwar auf den Antrag ihres Präsidenten von Bockum-Dolfs ihre Beschlüsse über den Forckenbeck'schen Entwurf nur provisorisch gefaßt, um noch die Schlußäußerung der Regierung darüber zu erwarten. Diese Regierung aber hat ihren Standpunkt bezeichnet, — sie wird im Wesentlichen nicht davon abgehen. Auch die äußerste Linke scheint durchaus nicht geneigt, zur Mehrheit zurückzukehren. Ob diese entschlossen ist, beim Forckenbeck'schen Entwurf festzuhalten, so daß sie ihn zu einem förmlichen Votum des Hauses erhebt, ist freilich noch nicht entschieden. Wir glauben, daß es dabei auf die Haltung der altliberalen Partei, so wenig sie der Zahl nach in's Gewicht fällt, wesentlich ankommt. Und so fragen wir denn: enthält auch für diese Partei der Forckenbeck'sche Entwurf die Grundlagen eines Compromisses, eines positiven Programms?

Der beredte und charakterstarke ehemalige Führer dieser Partei, ihr einziges Mitglied in der Militärcommission, scheint anderer Ansicht; er hat an verschiedenen Stellen abweichende Ansichten entwickelt und damit im Ganzen eine Position zwischen der Commission und der Regierung eingenommen.*) Der Mann, der noch 1860 fast am schärfsten der Regierung in dieser Sache entgegentrat, darf wohl heute auf jene Tage hinweisen, wenn er der Mehrheit des Hauses zu Gunsten der Regierung

*) Wir haben die obigen und spätern sich daran anschließenden Erörterungen unsres verehrten Herrn Mitarbeiters in Betreff des Verhältnisses der Altliberalen zu der jetzigen Gestalt der Militärfrage nicht unterbrechen wollen, bemerken aber, daß sie einer factischen Berichtigung bedürfen. Herr v. Vincke hat, nachdem seine Amendements gefallen waren, für den Forckenbeck'schen Gesetzentwurf gestimmt, und es ist unsres Wissens kaum ein Zweifel, daß die altliberalen Fractionen für den Entwurf votiren werden. Anmerk. d. Redaction.

gegenübertritt. Allein damit ist noch nicht gesagt, daß die Partei ihm folgen solle. Es handelt sich für eine politische Partei nicht blos um Klarheit und Festigkeit in den Grundsätzen, sondern auch um die Bedingungen, um die Möglichkeit der Durchführung, um den Tact, die Grundsätze mit ihrer Ausführung zu vermitteln. Von diesem Gesichtspunkt aus ergeben sich zwei Forderungen. Die erste: die Macht des Staates, das bestehende Heer mit Einschluß in seiner jetzigen Gestalt darf in seinem Wesen nicht erschüttert werden; und die zweite: das Heer muß auf eine Weise in die Bewegung des Staates und des Volkes hineingestellt werden, daß die verfassungsmäßige Uebereinstimmung der Gewalten hergestellt, das Herz des Volkes ihm bewahrt bleibe. Wir haben bereits angedeutet, daß wir auch vom Standpunkt der Altliberalen aus ein besonderes Programm zur Sicherstellung dieser beiden Forderungen keineswegs für nöthig halten, daß dieselben vielmehr beide zugleich im Anschluß an den Entwurf von Forckenbeck erreicht werden können. Es bleibt uns übrig, dies noch in Kürze zu begründen. Ein Eingehen auf alle Punkte des Entwurfs ist dafür nicht nöthig. Wir haben ihn vollständig mitgetheilt, weil man den ganzen Zusammenhang vor sich haben muß, um das Einzelne zu verstehen; auch schien es uns nöthig, damit an den ungeheuren Umfang der gesetzgeberischen Arbeit, an die Menge der einzelnen Fragen zu erinnern, die von den verschiedensten Seiten in die große Frage hineinspielen. Für unsere Entscheidung jedoch genügen die Hauptpunkte. Diese liegen sämmtlich in den beiden ersten der oben von uns für die Uebersicht des Stoffs gewählten Gruppen, in der persönlichen Dienstpflicht und in der Organisation des Heeres, und sie drängen sich besonders zusammen in den Fragen der Präsenzzeit, der Dienstzeit, der Landwehr-Recruten, der Stärke der Jahresergänzung, des Organisations- und des Recrutirungsgesetzes.

Die zweijährige Präsenz ist bereits unter solcher Uebereinstimmung aller liberalen Parteien als eine wesentliche Bedingung für die Heeresreform angenommen, daß es völlig überflüssig wäre, noch einmal in den alten Streit darüber einzutreten. Wie wohl begründet auch von rein militärischer Seite die Forderung ist, dafür liegt das stärkste Zeichen in dem Votum der Commission der hohen Generale, welche im vergangenen Sommer in Berlin versammelt war. Wir sind leider so wenig im preußischen als in anderen deutschen Heeren gewohnt, daß die eigne Ueberzeugung, daß die Wahrheit auch der Meinung eines Königs gegenüber ihre Vertretung finde: — dennoch hat sich, wie Vincke und Stavenhagen am 21. März d. J. in der Militärcommission unter nur schwachem Wider-

spruch nachwiesen, diese Commission für die Annehmbarkeit der zweijährigen Präsenz entschieden. Wir fragen: hätte sie das aus politischen Gründen gethan, wenn nicht zugleich die seit 1860 nach allen Seiten durchgeführte technische Erörterung den vollgültigen Beweis für die Durchführbarkeit geliefert hätte? Dieser Erscheinung gegenüber kommt die Regierung in ihrem neuesten Votum gegen v. Vaerst's Denkschrift immer wieder auf die alte Behauptung zurück. Sie hätte in vielen einzelnen Fällen bewiesen, wie wenig sie sich von ausschließlich militärischen Rücksichten leiten lasse, aber auf das Princip der drei Jahre dürfe sie nicht verzichten; sei es eine Frage der Zeit — versichert sie mit einer mehr kühlen als geistvollen Wendung — so möge man die Lösung der Zukunft überlassen und die lebendige Gegenwart damit verschonen. Und die Gründe? Wir hören zu unserem Erstaunen nur den einen, daß man den Recruten wohl in drei, im Nothfall selbst in anderthalb Monaten ausbilden könne, daß aber damit noch nicht der Soldat gebildet sei. Wenn diese veraltete grundfalsche Anschauung die stärkste Waffe der Regierung ist, so darf man sich freilich über ihre Hartnäckigkeit nicht mehr wundern, muß es aber desto tiefer beklagen, daß eine solche Reform nur solche Männer gefunden hat. Es ist noch die Vorstellung ihrer Lieutenantszeit: der Recrut wird 6 bis 12 Wochen in der Soldaten-, Zugs- und Compagnieschule gedrillt, da lernt er die äußerlichen Formen und Fertigkeiten, die er braucht, zum Soldaten wird er erst in der größeren Masse, und das desto mehr, je mehr er als Einzelner in den Formen der Masse sich vollständig verliert. An diesem Standpunkt sind die Erfindungen des Friedens wie die Erfahrungen des Krieges, die sich in den letzten anderthalb Jahrzehnten so gewaltig zusammengedrängt haben, unverstanden vorübergegangen; er merkt nichts davon, daß ein neues Princip in die Taktik und naturgemäß zugleich in die Soldatenausbildung hineingetreten ist: das Princip einer lebendigeren Gliederung, einer selbständigen Bedeutung der kleineren taktischen Körper bis zum einzelnen Soldaten herab. Wofür treibt man mit diesem auch in Preußen so eifrig Turnen, Fechten, Scheibenschießen, wenn man ihn mit all' dieser gesteigerten Fertigkeit wieder in die Masse zurückbringen will? Es ist eine nothwendige Wechselwirkung: die Taktik der „Compagniecolonnen" ist gänzlich unhaltbar, wenn sie sich nicht auf die Waffentüchtigkeit, auf das gehobene Selbstbewußtsein stützt, die aus dieser gesteigerten Ausbildung des Einzelnen hervorgehen, und diese Ausbildung wieder kommt erst im Zusammenhang mit diesen taktischen Formen zu ihrem Ziel. Damit ist die erste Periode der Präsenzzeit, welche die Ausbildung zum Abschluß bringen soll, so daß dann höchstens noch kurze Wiederholungen zur Befestigung nöthig sind, als ein in sich geschlossenes

Ganze gegeben, das gar nicht in die einzelnen Theile, wie jene Aeußerung der Regierung thut, zerschnitten werden kann. Von einer formellen Fertigkeit, die sich in 12 oder 6 Wochen erlernen ließe, kann in dieser Weise gar nicht die Rede sein; der Soldat wird die taktischen Formen nicht blos der Compagnie, sondern auch der größeren Körper im Durchschnitt schneller lernen, als er es im Turnen und Fechten zu einer befriedigenden Stufe gebracht hat. Es muß Beides neben einander hergehen und in einander greifen; es ist, wir wiederholen es, ein neues Princip: der Mann muß an der bildenden Arbeit zum Soldaten heranwachsen, nicht an der eintönig sich wiederholenden äußerlichen Gewöhnung. Dazu gehört gerade ein kurzes Maaß der Prüfung, damit Alles vereinigt auf das nothwendige praktische Ziel hinwirke, damit alle die inneren moralischen Antriebe, aus deren Zusammenwirken ein solches Werk allein hervorgehen kann, frisch, ungehemmt, selbständig in Bewegung kommen. Welch' eine Aufgabe wäre es für die Männer an der Spitze eines Heeres, diesem praktischen Ziel Raum und Luft zu verschaffen, in Officiere und Unterofficiere die Organisation hineinzutragen, daß jeder Tüchtigkeit, jedem regen Streben Spielraum würde, daß die Bequemlichkeit und Trägheit, die sich so gerne auf des Dienstes gleichgestellte Uhr berufen, überwunden, daß die Lust am eignen Werk, der Muth der Verantwortung, die wir wahrlich auch auf unseren Schlachtfeldern brauchen, endlich frei würden. Statt dessen wird das Kriegsministerium nicht müde, sich immer auf's Neue hinter einen künstlichen technischen Zusammenhang zu flüchten, an den im Ernste kein erfahrener Soldat mehr glaubt, ein Detail des Dienstes und der Uebungen zusammenzurechnen, das selbst für den Laien schon darum nichts beweist, weil man ebensogut die doppelte Forderung damit begründen könnte, und weil jeder verständige Mann weiß, daß in diesen Aeußerlichkeiten das Geheimniß nicht stecken kann. Alle anderen deutschen Staaten müssen sich bei verhältnißmäßig viel kleineren Heeren und geringeren Recrutenzahlen mit einer Präsenz begnügen, welche in Wirklichkeit die zwei Jahre für die Infanterie fast nirgends erreicht, und sie kommen damit aus. Wir wollen sie nicht als vollgültige Muster hinstellen; es könnte auch dort noch sehr Vieles anders und besser sein. Dem gegenüber aber, was sie haben und leisten, hätte die preußische Heeresverwaltung alle Ursache, es als eine große Gunst anzusehen, daß ihr für eine so große Reform die zweijährige Präsenz noch erhalten bleiben soll. Womit ist man in den Jahren 1808 bis 1813 ausgekommen? Warum hat man sich denn damals mit den 20,000 Mann nicht begnügt, die der Feind erlaubte? Warum hat man, statt diese nach der alten Schnur zugedrillten Soldaten auszubilden, lieber 100,000 und mehr in der kürzesten Zeit zum streng bemessenen prak-



tischen Ziele geführt? Heute ist das bittere Muß jener Tage nicht da, aber auch heute muß man sich mit seiner Zeit verstehen, zumal wenn man eine große Reform durchführen will. Das Heer macht doch nicht allein den Staat aus, dieser hat auch noch andere Gebiete und Zwecke von gleicher Wichtigkeit. Die liberalen Parteien thun in diesem Streit alles Mögliche, wenn sie der Regierung das Compromiß der zweijährigen Präsenz anbieten. Wir würden das Anerbieten nur in einem Punkte geändert wünschen; -- wir meinen nicht, daß es gerade die ersten zwei Jahre sein müssen, die der Soldat bei den Fahnen zubringen soll. Diese Bestimmung engt die freie Bewegung zu viel ein; es kann und es wird mit der Zeit vortheilhafter erscheinen, den Soldaten in den ersten 1½, später 1¼ Jahren zum ersten Abschluß der Ausbildung zu führen und ihn dann noch ein- oder zweimal in Zwischenräumen zu den Fahnen zurückzurufen. Die Regierung muß hierin Spielraum haben, um das System der Ausbildung zu entwickeln: versteht diese keinen Gebrauch davon zu machen, so ist nichts verloren, eine andere wird Früchte daraus gewinnen; denn es liegt hier die Möglichkeit einer weiteren Herabsetzung der Präsenz, in dem Maaße, wie das System der Ausbildung und die bildenden Kräfte sich vervollkommnen. Für jetzt bleibt das Zugeständniß der zwei Jahre ein patriotisches Votum; — nicht im Interesse dieser Regierung, die nichts mit der Gabe anzufangen weiß, aber gleich sehr im Interesse des Heeres, wie des Volks und des Staates.

Weiter scheinen die Ansichten auseinanderzugehen in Bezug auf die drei folgenden Punkte. Vincke will für die Dienstzeit in der Linie die sieben Jahre der Regierung, er scheint nicht recht entschieden bezüglich der Landwehr-Recruten, er möchte der Regierung die Möglichkeit gewähren, im Nothfall die Jahresergänzung von 60 bis auf 65 oder 67,000 zu erhöhen. Die Militärcommission ist bei den fünf Jahren Dienstzeit von 1814 stehen geblieben; sie will entschieden die Landwehr-Recruten wieder eingeführt haben; sie hat mit großer Mehrheit die Stärke der Jahresergänzung bis zum Erlaß der nöthigen Gesetze auf 60,000 herabgesetzt. Es ist nicht mehr dasselbe Maaß der Zugeständnisse an die Reorganisation, wie es noch im letzten Herbste möglich schien. Viele, unter ihnen auch wir, hielten damals noch sechs Jahre Dienstzeit in der Linie für erreichbar und höchst wünschenswerth, von Landwehr-Recruten war noch kaum die Rede, für die Jahresergänzung hatte noch Gneist in seiner Brochüre einen Procentsatz im Sinne, welcher der Regierung einen viel weiteren Spielraum gewährt hätte. Sie selbst hat es jetzt dahin gebracht, daß dies kaum mehr möglich erscheint. Sie hat in ihrer Novelle vom 10. Februar den Stimmen vollkommen Recht gegeben, welche

behaupteten, daß sie im Grunde nur ein stehendes Heer wolle, so unvolksthümlich als möglich, und nichts weiter. Es ist keine bloße Stimmung mehr, es ist die Macht einer Thatsache, welche gegen diese Tendenz Schutzmittel zu suchen treibt. Unter diesen Umständen glauben wir, daß die Altliberalen den Beschlüssen der Militärcommission in den drei Punkten zustimmen sollten; nur mit dem einen Vorbehalt, daß für den Kriegsfall die Möglichkeit bleibt, die Landwehr-Recruten in das Heer einzustellen. Wir hielten der Sache nach sechs Jahre Dienstzeit ohne Landwehr-Recruten und mit größerer Jahresergänzung für wünschenswerther: aber die liberalen Garantien, welche in den Beschlüssen der Commission liegen, sind unumgänglich, und wir sind überzeugt, daß auch mit diesen Beschlüssen die Heeresreform gerettet werden kann, wenn auch nicht von dieser Regierung.

Der äußere Zusammenhang ist dieser. Das „stehende Heer" soll nach officiellen Quellen auf dem Kriegsfuß in runder Zahl, ohne die Ersatztruppen, 357,000 Mann betragen. Dabei sind alle Truppentheile in voller Sollstärke angesetzt, doch die Officiere nicht mitgerechnet, so daß man in der ganzen Masse 27 bis 37,000 Berufssoldaten annehmen kann. Es würden also noch 320 bis 330,000 durch die präsenten Mannschaften und die Reserven gedeckt werden müssen. Nun liefern 60,000 Mann Jahresergänzung bei fünfjähriger Dienstzeit und der bisher gebräuchlichen Annahme von 12½ Procent Abgang,*) 262,500 Mann. Es blieben also noch 57 bis 67,000 Mann zu decken. Oder man müßte das „stehende Heer" auf irgend eine Weise reduciren, sei es durch Verminderung der jetzt bestehenden Zahl von Bataillonen, Schwadronen u. s. w., sei es durch Herabsetzung der Kopfstärke innerhalb dieser Körper. Eine solche Reducirung des stehenden Heeres, vorzugsweise in der ersteren Art, war offenbar die Meinung in der Militärcommission. Es fielen indessen alle Amendements; die Commission wollte sich, jedenfalls mit Recht, bei weit auseinandergehenden Ansichten, in die Feststellung der Einzelheiten der Organisation nicht einlassen und nahm, als hinreichende Gewähr für ihre Absicht, zuletzt nur die vorläufige Beschränkung der Jahresergänzung auf 60,000 Mann an. Dadurch ist ein Spielraum geblieben, den wir im gegenwärtigen Stadium der Sache für ein Glück halten. Eine Regierung — wenn auch nicht diese — kann mit diesem Zugeständniß das jetzige stehende Heer im Kern seiner Organisation aufrecht erhalten, wenn sie das Institut der Landwehr-Recruten zu entwickeln und zu verwerthen ver-

*) Leider fehlen zu einer genaueren Berechnung die zuverlässigen Daten; die Regierung selbst scheint, nach dem letzten mit v. Baerst über die Berechnung entstandenen Schriftwechsel zu schließen, nicht hinreichend im Besitz solcher Daten zu sein.



steht. Es bestreitet jetzt Niemand mehr, daß die Zahl der vollkommen wehrfähigen Wehrpflichtigen mindestens 90,000 im Jahr beträgt. Es können also 30,000 zur Ausbildung in zwei oder drei Monaten der Landwehr zugewiesen werden. Es giebt das in fünf Jahren etwa 131,000 Mann, jene fehlenden 57 oder 67 sind also gedeckt und es bleiben noch über 60,000 für die Ersatzkörper übrig.

Wir zweifeln nicht, daß die Volksvertretung, sobald eine Regierung den ernsten Willen zeigen würde, diese Einrichtung in's Leben zu führen, die Zustimmung ertheilen würde, die Landwehr-Recruten im Kriegsfall in's stehende Heer einzureihen. Denn die Einrichtung wäre in jedem Sinne eine äußerst populäre Maaßregel; zunächst läge ein bedeutender Schritt zur Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht darin, dann die Wiedereinsetzung der Landwehr in ihre vorige Bedeutung. Das System der Werbung und der Stellvertretung haben beide von einem nur theilweise durchgeführten System der allgemeinen Wehrpflicht, wie es bisher in Preußen war, das voraus, daß sie die Militärlast sehr viel gleichmäßiger vertheilen; es liegt in ihnen die für die Volkswirthschaft außerordentlich wichtige Möglichkeit, die Last auf bestimmte Klassen ein für allemal zu übertragen, worauf sich die anderen desto freier bewegen können, so daß sich die wirthschaftlichen Einrichtungen und Zustände dem Heeressystem allmählich vollständig anbequemen. Dagegen ist bei beiden Systemen die Möglichkeit der Heeresleistung bei andauerndem Kriege in hohem Maaße beschränkt. Das System der durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht allein gewährt das höchste Maaß der Heeresleistung und zugleich wieder die volle Freiheit der volkswirthschaftlichen Bewegung; weil seine nothwendige Voraussetzung eine Linie ist, welche durch die höchste Entwickelung des Ausbildungssystems wirklich eine Schule der ganzen Nation für den Krieg ist, und zugleich ein Volk, in dem Alles zusammenwirkt, die Arbeit der Linie vorbereitend zu unterstützen. Mit den 30,000 Landwehr-Recruten wäre für den Krieg die Forderung verwirklicht, alle wehrfähigen jungen Männer stünden in erster Linie dem Feind gegenüber. Für den Frieden wäre es wenigstens eine Anbahnung der vollen Gerechtigkeit, welche die Last über Alle gleichmäßig vertheilt. Wie sehr die Landwehr dabei gewinnen würde, liegt auf der Hand: wird ihr ein solches Ausbildungswerk zugewiesen, so bedeutet das unmittelbar ihre Wiedereinführung in die Wirklichkeit. Sie muß allerdings namentlich für den Anfang durch abcommandirte Officiere und Unterofficiere aus der Linie unterstützt werden; allein es treten doch auch ihre Cadres, und zwar je öfter die Sache wiederkehrt, desto sicherer, dabei in Thätigkeit. Auch hat der beredte Urheber und Verfechter der Idee, v. Sybel, mit Recht darauf

hingewiesen, daß eine entschiedene Richtung auf eine immer praktischere Gestaltung der Ausbildungsarbeit auch beim stehenden Heer, also auch auf Abkürzung der Präsenz, in der Einrichtung liege. Es wäre das, was an Stelle der mangelnden Kriegserfahrung die Landwehr allein zu einem wirklichen militärischen Körper machen könnte, ihr gegeben: militärisch bildende Arbeit und wirkliche Cadres, die darin thätig sind. Also Vereinigung der berechtigten Absichten der Reorganisation sowohl als ihrer Gegner. Erleichterung der Landwehr für den Kriegsfall und zugleich Wiedereinsetzung in ihre frühere Bedeutung.

Für so große Ziele, dächten wir, könnte auch das Heer das Seinige thun, mit Ueberwindung widerstrebender Stimmungen und Ansichten. Wie die Sache von seiner Seite im Einzelnen zu machen wäre, haben wir hier nicht auszuführen. Wir behaupten nur, daß sie gelingen würde, zur eignen Ueberraschung der Widerstrebenden in weit höherem Grade gelingen würde, als sie jetzt denken. Wir brauchen nicht blos mit Sybel auf das neuere Beispiel Frankreichs, auf die früheren Beispiele so vieler deutschen Staaten hinzuweisen; wir haben noch ein größeres Beispiel vor uns. Oder wie lange hatten jene Krieger gedient, wie lange waren sie ausgebildet, mit denen im Frühjahr 1813 das Heer von 40,000 auf 100,000 verstärkt wurde, um sich bei Lützen und Bautzen zur Bewunderung von Freund und Feind zu schlagen? Wie mochte die Regierung gerade im Jubeljahr einer solchen Erinnerung behaupten, die Einrichtung der Landwehr-Recruten habe sich nicht bewährt? Sie hat sich nicht bewährt, weil man sie nicht gewollt hat. Bei der heutigen Organisation kann man solche Einrichtung, auch wenn man sonst nicht dafür ist, doch wahrlich mit in den Kauf nehmen: konnte Preußen 1813 mit einer solchen Organisation in's Feld gehen, — es hätte mit geringeren Opfern noch Größeres vollbracht. Ein Heer, das so vollständige Cadres, das diese Schule hat, wie das preußische, muß doch wohl den achten Theil seiner Stärke in kürzer gebildeten Mannschaften in sich aufnehmen können, ohne Schaden zu leiden? Wenn ein solches Heer nicht im Stande sein will, einen so kleinen Theil Landwehr-Recruten rasch mit sich zu einer einzigen Masse zu verschmelzen, dann zeigt es ein schlechtes Vertrauen zu seiner militärischen und kriegerischen Tüchtigkeit. Und die Zahl, dächten wir, ist gerade bei einer Kriegführung wie die heutige, doch auch nicht gering zu achten. Wir verweisen einfach darauf, was Clausewitz nicht an einer, sondern an zwanzig Stellen darüber gesagt hat. Mit dieser Einrichtung würde Preußen beinahe 360,000 Mann, d. h. zwei Procent seiner Bevölkerung, in erster Linie in's Feld stellen können; dahinter stünde der fünfte bis sechste Theil an ausgebildeten Ersatztruppen, zuletzt als große Reserve die Landwehr. Es

wäre der Zahl nach eine Leistung, wie sie keiner der großen europäischen Staaten im Verhältniß auch nur annähernd aufweisen kann. Daß es ihr am Geist und Gehalt nicht fehlen würde, dafür bürgt allein schon der Umstand, daß diese Organisation im Geiste der größten Zeit Preußens gedacht wäre.

Die Forderung eines Organisations- und eines Recrutirungsgesetzes brauchen wir nicht zu begründen. Nach dem, was Gneist bereits vor einem halben Jahre darüber gesagt hat, ist jedes weitere Wort überflüssig. Wenn auch hier durch das verblendete Widerstreben der Regierung Stimmungen und Ansichten heraufbeschworen sind, welche die Grenze überschreiten, so liegt darin nur ein neuer Beweis, wie sehr es Noth thut, auch dieses Gebiet endlich mit positiver Thätigkeit zu beschreiten. Wie weit die Volksvertretung bei der „Organisation" mitzuwirken hat, die Grenzbestimmung zwischen dieser und der „Formation:" das ist für das Heer wie für alle anderen großen Gebiete der Staatsthätigkeit noch eine sehr junge Frage, die nur allmählich durch concrete Arbeit gelöst werden kann; aber diese concrete Arbeit ist auch nach aller bisherigen Erfahrung der sicherste Weg, um alle Phantasien und Phrasen zur Ruhe zu bringen. An das Heer ist die Nothwendigkeit dieser concreten Arbeit zuerst herangetreten, weil bei ihm zuerst die große Reform, welche die Zeit für alle Gebiete verlangt, begonnen wurde. Es muß aber als ein weiterer großer Gewinn angesehen werden, der sich in diesem Augenblick aus einem angemessenen Compromiß ergeben würde, daß dann die Arbeit an jenen organisatorischen Gesetzen ohne jede Uebereilung ihren Weg gehen könnte.

Wir haben nachgewiesen, daß der Forckenbeck'sche Entwurf in der Hauptsache den beiden nothwendigen Forderungen genug thut: Erhaltung der Staatsmacht, des Heeres nach Gehalt und Stärke; Wahrung der Verfassung, der Freiheit und der volksthümlichen Gestalt des Heerwesens. Einzelne Verbesserungen, die der Entwurf, namentlich in formaler Beziehung, auch jetzt noch bedarf, sind Sache der weiteren Berathungen. Wir wiederholen, daß keine Partei stärkere Verpflichtung hat, in dieser Sache für ein positives Programm zu wirken, als die altliberale: denn unter ihrer Herrschaft ist die Frage entstanden und der Keim zu der heutigen Krisis gelegt. Wenn damals weder Minister noch Abgeordnete die ganze Tragweite der Frage übersahen, so ist das vorwiegend nur die Schuld der geschichtlichen Entwickelung, welche sie in die Frage unvorbereitet hineinführte. Was aber jetzt darin versäumt wird, das geht auf die persönliche Verantwortung der Partei und ihrer Führer.

Wir hatten die vorstehenden Betrachtungen am 15. April abgeschlossen. Seitdem hat die Militärfrage eine weitere Entwickelung genommen, und wir versuchen daher auch diese letzten Vorgänge noch mit ein paar Worten zu charakterisiren. Es müssen dabei die Arbeiten und Resolutionen in der Militärcommission, dann die vorwiegend der Parteigruppirung geltenden Bewegungen außerhalb derselben, unter ihnen namentlich der Antrag von Faucher, unterschieden werden.

In der Militärcommission wurde am 16. April der Forckenbeck-Behrend'sche Gesetzentwurf mit 16 gegen 3 Stimmen im Ganzen angenommen. In der nämlichen Sitzung brachten Forckenbeck und Virchow eine Anzahl in der Hauptsache übereinstimmender Resolutionen ein, welche neben dem nothwendig allgemeiner gehaltenen Gesetzentwurf in einer Reihe besonderer Punkte von hervorragender Bedeutung den Forderungen der liberalen Parteien einen zusammenfassenden Ausdruck geben sollen. Wir setzen sie hierher mit denjenigen Veränderungen, welche sie bis jetzt in der Commission erfahren haben. „I. 1) Die Militärgerichtsbarkeit ist auf die rein militärischen Vergehen und Verbrechen zu beschränken. Die militärischen Ehrengerichte in ihrer gegenwärtigen Gestalt sind aufgehoben. 2) Die Grundlagen der Ausbildung der Officiere sind, namentlich durch Aufhebung, resp. gänzliche Umformung der Cadettenhäuser zu ändern. 3) Das Recht jedes im Heer dienenden Wehrpflichtigen, nach Maaßgabe seiner Kenntnisse und Fähigkeiten zum Officier befördert zu werden, ferner die Beförderung von Unterofficieren zu Officieren, und zwar rücksichtlich der Subalternstellen ohne ein wissenschaftliches Examen, ist auch für den Friedensstand gesetzlich zu ordnen und zu sichern und die thatsächlich bestehende Bevorzugung des Adels in den Officierstellen zu beseitigen. 4) Die bei einem mäßigen Friedensheere finanziell zulässige Erhöhung des Soldes der Gemeinen und Unterofficiere ist baldigst einzuführen und es sind dabei die bisher bevorzugten Truppen des Gardecorps den Linientruppen gleich zu stellen. 5) Die Ansprüche der Gemeinden auf Servisentschädigungen sind im Wege der Gesetzgebung baldigst neu zu ordnen. II. Nur ein Ministerium, welches das verfassungsmäßige Budgetrecht des Abgeordnetenhauses anerkennt und aufrecht erhält, kann einen befriedigenden Abschluß der Gesetzgebung über das Heerwesen herbeiführen und damit den innern Frieden des Landes wieder herstellen." Die einleitende Formel zu diesen Resolutionen hätte nach einem Beschlusse der Commission vom 16. April, ohne die beantragte Beziehung auf den Gesetzentwurf, einfach zu lauten: „Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen zu erklären: Es ist erforderlich" u. s. w.

Der nächste Zweck dieser Resolutionen nun ist klar; er geht auf die

Zusammenhaltung der liberalen Mehrheit. Sie enthalten Alles, was sich in den Waldeck'schen Resolutionen findet und was überhaupt vernünftiger Weise den bestehenden Zuständen gegenüber als Wunsch oder Forderung geltend gemacht werden kann. Auf den thatsächlichen Inhalt können wir hier natürlich nicht näher eingehen, da er sofort in eine Reihe schwieriger Fragen hineinführt, die schlechterdings nicht mit zwei Worten zu erledigen sind. Ueber einige der Punkte, namentlich den zweiten und dritten, haben die Preußischen Jahrbücher schon vor einem Jahre im Wesentlichen die nämlichen Forderungen, und zwar mit eingehender Rücksicht auf ihre accurate Durchführung in Anlehnung an die gegebenen Verhältnisse, entwickelt; damals noch in dem Sinne und mit einem Rest von Hoffnung, daß die Regierung gerade von diesem, vom Geräusch der Bewegung noch wenig ergriffenen Gebiete aus durch eine kräftige, geschickte Initiative die öffentliche Meinung mit der Heeresreform zu versöhnen suchen werde. Es war eine Täuschung; wir hatten es für eine natürliche Voraussetzung gehalten, daß ein Kriegsminister an der Spitze des preußischen Heeres auch eine staatsmännische Auffassung seines Berufs und seiner Stellung haben werde. In der Form, wie die Forderung jetzt vorliegt, enthält sie allerdings, dem natürlichen Gesetz zufolge, eine Erhöhung des sibyllinischen Preises: doch ist sie keineswegs übertrieben; auch bezüglich der Cadettenhäuser ist mit der „Umwandlung" das Richtige, dem vorjährigen Beschluß des Hauses Entsprechende angedeutet. Ebenso ist die Beschränkung der Militärgerichtsbarkeit ein principiell richtiger Gedanke, der in den meisten deutschen Staaten der Verwirklichung weit näher gebracht ist, als in Preußen; die „Ehrengerichte" namentlich hat das letztere allein, und so sehr sind sie, im Gegensatz zum ursprünglich richtigen Grundgedanken einer corporativen Einrichtung, in der Ausführung zu einem Werkzeug der Gewalt von oben geworden, daß man zuversichtlich sagen darf, es würde ihre Beseitigung am aufrichtigsten von der großen Mehrzahl des preußischen Officiercorps selbst begrüßt werden. Nur das Versprechen an die Unterofficiere und Soldaten mißfällt uns: so gerecht die Sache ist, so tragen bloße Worte doch zu sehr den Schein von Popularitätssucht an sich, welche eine Volksvertretung gerade in solcher Lage vermeiden sollte.

Im geraden Gegensatz zu diesen Resolutionen stehen ihrer eigentlichen Bedeutung nach die neuesten Versuche einer Amendirung des Forckenbeck'schen Gesetzentwurfs selbst. Wir haben es natürlich hier nicht mit der Geschichte dieser Versuche in den politischen Parteiversammlungen in und außerhalb der Hauptstadt, sondern nur mit dem letzten praktischen Ausdruck derselben, dem vom Abgeordneten Faucher angekündigten Amendement zu thun. Dieses hat schon darum alle Aussicht, daß es die

Mehrzahl der mit dem Gesetzentwurf unzufriedenen Stimmen auf sich vereinige, weil es aus einem scheinbar neutralen, von der Parteilichkeit in dieser Sache jedenfalls nicht unmittelbar berührten Kreise, dem volkswirthschaftlichen, hervorgegangen ist. Sein Inhalt ist dem ganzen Zusammenhang nach dieser. Der §. 3 des Forckenbeck'schen Gesetzentwurfs lautet: „Die Stärke und Zusammensetzung des Heeres für den Friedenszustand soll durch ein Gesetz geregelt werden. Auf Grund dieses Gesetzes erfolgt die jährliche Veranschlagung der Ausgaben für das Heer." Hierzu soll nach Faucher hinzugefügt werden: „Bis zum Erlaß eines solchen Gesetzes darf der Friedensstand des stehenden Heeres die am 1. Jan. 1860 vorhandene Zahl nicht übersteigen." Ferner enthält der §. 5 des Gesetzentwurfs, der von der Zusammensetzung des stehenden Heeres aus Berufssoldaten, Freiwilligen und ausgehobenen Wehrpflichtigen handelt, am Schlusse die Bestimmung: es dürfe bis zum Erlaß des §. 3 vorgeschriebenen Gesetzes und des Recrutirungsgesetzes das jährliche Contingent in keinem Falle die Gesammtzahl von 60,000 M. übersteigen. Diese ganze Schlußbestimmung soll nach Faucher's Antrag gestrichen werden. Die Absicht ist klar. Mit dem angedeuteten Strich werden nicht dieser, sondern jeder Regierung bis zur vollständigen gesetzlichen Vereinbarung über Organisation und Recrutirung die 60,000 M. Jahrescontingent versagt, welche der Gesetzentwurf noch zugestanden hat; die Aushebung soll wie früher nur 40 bis 43,000 Mann im Jahr betragen. Diese Zahl wird genügen, wie sie immer genügt hat; denn der zum §. 3 beantragte Zusatz führt den Friedensstand des stehenden Heeres auf den Stand vom 1. Jan. 1860 zurück, — d. h. er beseitigt die Reorganisation. Nicht blos diese, sondern jede Regierung wäre hiernach genöthigt: entweder die neuen Truppenkörper aufzulösen, das Heer auf den Stand vom 1. Jan. 1859 (denn dies ist der eigentlich correcte Termin) zurückzuführen und einem eintretenden Krieg in der unfertigen Verfassung wie 1859 mit aus Linie und Landwehr gemischten Brigaden entgegen zu gehen; oder im Interesse des Staates jedoch ungesetzlich und im offenen Widerspruch mit der Volksvertretung, die bestehenden Formationen einstweilen aufrecht zu halten. Es wäre nichts anderes, als die Aufhebung des Forckenbeck'schen Gesetzentwurfs selbst; denn dieser besteht, wie wir oben ausführlicher entwickelt haben, wesentlich in der gleichzeitigen Sicherstellung seiner zwei Hauptziele. Er will dem Staate die Waffe erhalten, die er im bestehenden Heere besitzt und er will zugleich die Regierung zwingen, dieses Heer auf einen volksthümlichen, verfassungsmäßigen Boden zu stellen. Nicht blos das zweite dieser Ziele, auch das erste ist ein nothwendiges Stück des Entwurfs: so wie es, — was die



Wirkung von Faucher's Amendement sein würde, — dahin fällt, so ist der ganze Entwurf eine überflüssige, ja eine verkehrte Arbeit. Er enthält dann nicht mehr die Umrisse eines Gesetzes, eines Baues, der aus den gegebenen Grundlagen herauswachsen soll, — er enthält nur noch Forderungen und Wünsche, und diese finden ihren correcten Ausdruck einzig und allein in Resolutionen, nicht in einem Gesetzentwurf.

Die Stellung der altliberalen Partei zum Amendement von Faucher kann hiernach kaum zweifelhaft sein. Sie muß auf Ablehnung bestehen; denn sie kann den Forckenbeck'schen Gesetzentwurf als das Ganze annehmen, das er ist, — sie kann nicht die Hand zur Vernichtung des Werkes bieten, das sie einst mit errichten half. Das heißt nicht die Reorganisation wollen, wie bereits ein, weite Kreise beherrschendes Parteischlagwort lautet; es heißt nur, erhalten, was an der Reorganisation heilsam, ja nothwendig ist. Ziemt es jener Partei, daß sie sich und Anderen ihre Mitschuld an der unseligen Gestaltung der Reorganisation offen eingestehe, so hat sie auch das Recht, ja die Pflicht, für den berechtigten echten Gedanken, der darin lag, fort und fort einzustehen. Es war keine luftige allgemeine Theorie, keine spielende militärische Liebhaberei; es war eine Sache der Erfahrung, nicht einmaliger, sondern wiederholter Erfahrung, daß die Nothwendigkeit, bei jeder Kriegsbereitschaft sofort die Landwehr aufzubieten, von schweren Schäden und Erschütterungen für den Staat begleitet war. Daß für diese Nothwendigkeit jetzt gerade von denen gestritten wird, die sonst die weitgehendste Befreiung des Volks von allen Lasten im Munde führen; daß gerade die Vertreter der Volkswirthschaft für die Wiederherstellung dieser Nothwendigkeit eintreten, das ist einer der seltsamen Widersprüche, welche uns die Wendung der großen menschlichen Geschicke so oft entgegenbringt. Oder kann noch ein Zweifel darüber bestehen, daß Jeder, der Faucher's Amendement ernstlich will, zugleich die Herstellung jener Heeresorganisation wollen muß, wonach bei jeder Mobilmachung, auch nur eines Heertheiles, nothwendig die Landwehr ersten Aufgebots einberufen werden mußte? Wer diese Consequenz leugnet, der steht auf dem Standpunkt, als ob der Staat die Heeresorganisation ändern könnte, wie man Kleider wechselt. Auch die Zahl des früheren stehenden Heeres, wie es Faucher und Waldeck wollen, reicht nicht hin: 180,000 M. im höchsten Fall sind bei der gegenwärtigen europäischen Lage schlechterdings für keine preußische Regierung ausreichend, um eine kräftige selbstbewußte Politik darauf zu gründen. Allein es handelt sich noch mehr um die Organisation. Die 180,000 Mann des ehemaligen stehenden Heeres zugleich so zu organisiren, daß sie sofort als selbständige Feldarmee, unabhängig von ihrer früheren Verbindung

mit der Landwehr, in den Körpern und der Gliederung, welche der Krieg verlangt, überall auftreten könnten, das wäre nicht die Zurückführung der früheren Einrichtung, das wäre eine ganz neue Arbeit, die Zeit und Kosten in ganz anderem Maaße erfordern würde, als man bei'm ersten Anblick denken mag. Doch man will ja eingestandenermaaßen diese Nothwendigkeit der Betheiligung der Landwehr bei jeder Mobilmachung: es soll damit die Volksthümlichkeit des Heeres und die Volksthümlichkeit der Politik gesichert werden. Was aber hat die Volksthümlichkeit des Heeres dabei gewonnen, als gerade diese Zusammenfassung von Linie und Landwehr am schärfsten ausgeprägt war, im Jahrzehent der Reaction? Wo ist der heilsame Zwang, den diese Einrichtung auf die Politik übt, wenn der erste Minister Preußens trotz der gesammten mobilgemachten Landwehr nach Olmütz gehen konnte? In der That liegen, im geraden Gegensatz zu dieser Anschauung, die Bürgschaften, welche man sucht, mit nichten in der Zurückführung der alten Heeresordnung, sondern in der richtigen Durchführung der Heeresreform; und gerade wem es um die Volksthümlichkeit des Heeres zu thun ist, der sollte um jeden Preis an der vortheilhaften Position festhalten, welche dem Volke und seiner Vertretung eben durch die Reform, und trotz ihrer verkehrten Hinausführung von Seiten der Regierung bereitet worden ist. Es ist ja jetzt schon vollständig klar, daß die Regierung, trotz der äußersten Beschränkung, auf die Dauer die freie Unterstützung des Volks bei der Aufrechthaltung der Reorganisation nicht entbehren kann, daß sie also zuletzt dem Volke entgegen kommen muß; es ist eben so klar, daß sogar unmittelbar in der militärischen Arbeit, welche die Reorganisation mit sich bringt, eine zwingende Gewalt zu einer freieren volksthümlicheren Umgestaltung dieser Arbeit liegt. Gerade die 20,000 Mann, welche mehr als früher ausgehoben werden, drängen auf einen Umschwung hin. Denn es ist nicht blos finanziell unmöglich, daß man die Ausbildung des Contingents von 60,000 Mann fortwährend in dem Stil behandelt, wie früher die 40,000; — es übt auch aus Gründen des inneren Zusammenhangs einen bedeutenden Einfluß auf den Betrieb der Ausbildung selbst, wie namentlich auf die Anschauungen der Officiere und Unterofficiere, wenn sich mit der Masse der Auszubildenden alle Bedingungen der Ausbildung ändern; es drängt dann von selbst Alles mehr auf das Einfache, Zweckmäßige, Nothwendige hin. Man muß in der Sache gelebt haben, um davon den rechten Eindruck zu haben: eine der stärksten Ursachen zur durchgreifenden Umwandlung im Geist des preußischen Officiercorps von 1808 bis 13 war ohne allen Zweifel die stets sich wiederholende Ausbildung der Krieger. Also gerade die vermehrte Aushebung ist es, die im Interesse des Volks so gut wie des Heeres aufrecht



erhalten werden muß. Daß wir damit nicht in Bausch und Bogen die Reorganisation wollen, wie sie ist, sollte sich doch von selbst verstehen. Es ist uns dabei die Zahl der 253 Bataillone, die Kriegsstärke von 1000 M., die Zusammensetzung der Stämme, namentlich der Officiere und Unterofficiere, so wenig Axiom, daß wir vielmehr in allen drei Stücken Reformen für dringend geboten halten: im ersten, um die Harmonie zwischen der militärischen Landeseintheilung, namentlich der Gliederung der Landwehr und dem stehenden Heere herzustellen; im zweiten, aus Gründen der neueren Taktik, die beweglichere Bataillone und Compagnien verlangt; im dritten aus Gründen der Taktik, der Disciplin, der wesentlichen moralischen Factoren des Heeres. Was wir verlangen ist nur, daß man die Reformen aus dem bestehenden Zustand heraus entwickele, daß man nicht einer abstracten Anschauung zu Liebe die tüchtige militärische Arbeit dreier Jahre zusammt ihren Früchten mit einem Worte vernichten wolle. Wir glauben, daß, wenn jetzt ein Krieg entsteht, keine Regierung das Heer in einer anderen Formation als der bestehenden gegen den Feind wird führen wollen, und daß jede Regierung dann sehr dankbar den Zuwachs an Stärke wahrnehmen wird, welcher dem Heere wie dem Staate die Arbeit, welche in der Reorganisation bisher wirksam war, eingetragen hat. Und auch das Volk würde dann wohl etwas deutlicher die Befreiung von einer schweren Last empfinden, wie sie früher auf ihm lastete. Der Landwehr ist damit wahrlich nicht zu nahe getreten. Sie soll ja durch die Landwehr-Recruten, durch die Reorganisation ihres Officiercorps ihrer ursprünglichen Idee und Bedeutung wieder so nahe gebracht werden, als es im Frieden irgend möglich ist, und wie sie es leider seit Jahrzehnten nicht war. Wird sie dann zu den Waffen gerufen, so tritt sie desto mächtiger und entscheidender auf den Plan — und an heißer Arbeit wird es ihr auch neben der Linie wahrlich nicht fehlen.

Wir leben indessen der Zuversicht, daß nicht blos die altliberale Partei das Amendement von Faucher zurückweisen wird. Auch die große Mehrheit der Militärcommission und die ihr entsprechende Mehrheit im Abgeordnetenhause kann ihr eignes Werk, den Forckenbeck'schen Entwurf, nicht wieder vernichten wollen. Sie wird sich damit freilich eine Weile das Mißfallen und die Mißtrauensvoten von Wahlversammlungen zuziehen. Sagt doch die neueste von Jacoby in Königsberg veranlaßte Resolution geradezu, daß diesem Ministerium eine verstärkte Aushebung nicht bewilligt werden dürfe. Was hilft es, dagegen auf die Thatsache hinzuweisen, daß eben dieses Ministerium bereits in der Militärcommission dem ganzen Entwurf von Forckenbeck theils kühle Ablehnung, theils schroffen Widerspruch entgegengesetzt hat? Man mag noch so sehr beweisen, daß man

den Entwurf nur als Ganzes wolle, und daß dieses Verlangen vor jedem Verständniß mit dieser Regierung hinreichend sichere: man wird doch dem Verdacht nicht entgehen, ein geheimer Anhänger dieses Ministeriums zu sein! So leicht es aber ist, diesen Verdacht zu verbreiten, so schwer wird es sein, die Nothwendigkeit oder auch nur den praktischen Nutzen der Amendements von Faucher zu beweisen. Oder glaubt man, daß dieses Ministerium auch nur die geringste Rücksicht darauf nehmen würde? Es bliebe also nur die Hoffnung auf ein neues Ministerium übrig, das sofort die Zurückführung des Heeres auf den alten Bestand anordnen und dann die Arbeit der Heeresorganisation, die Vorbereitung des Organisations- und des Recrutirungsgesetzes von Neuem beginnen würde. Wann aber werden die Vota der Volksvertretung die Macht haben, ein solches Ministerium in's Amt zu tragen? Und würde, einmal in's Amt gelangt, nicht auch das reinste Ministerium der Parlamentsmehrheit, jene Hoffnung täuschen müssen? Wir wenigstens bezweifeln sogar, daß ein Ministerium Waldeck die Naivetät hätte, in der gegenwärtigen Lage einen Theil der Rüstung und der Waffe des Staats zu zerbrechen. Warum sich also gerade jetzt in Forderungen überbieten, die nur auf die möglichste Schärfe des Ausdrucks für die Parteistellung hinauslaufen? Nicht blos die innere, auch die äußere Politik dieser Regierung ist eine bittere, ernste Wirklichkeit. Mehr wie je gilt es ihr gegenüber die Kräfte zusammenzuhalten und mit dem strengsten praktischen Ernst an die wirklichen Aufgaben zu setzen.

Der Anfang der schlesischen Kriege in der Darstellung eines österreichischen Historikers.

Alfred Ritter von Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Bd. I. 1740 bis 1741. Wien 1863.

Vor etwa vier Jahren antwortete einer der namhaftesten österreichischen Historiker auf die an ihn gerichtete Frage, ob denn über die so interessante Zeit Maria Theresia's nicht auch einmal österreichischer Seits ein aus den reichen Schätzen des Wiener Archivs geschöpftes Werk erscheinen werde, er zweifle daran, habe man doch selbst die kleine Schrift Karajan's über den Briefwechsel Maria Theresia's mit dem Minister Graf Sylva Tarouca ungern gesehen, — und auf den Einwurf, gerade jene kleine Schrift enthalte ja kein Wort, welches nicht zum Ruhme der Kaiserin gereiche, ward erwidert, man meine in den entscheidenden Kreisen, wenn man einmal zu loben gestatte, müsse man sich auch ein gewisses Maaß von Tadel gefallen lassen, und gerade Maria Theresia als die



Begründerin des neuen Zweiges der Dynastie denke man sich lieber erhaben über Lob und Tadel gleichsam in mythische Wolken gehüllt, wie an den Anfängen der griechischen Fürstenfamilien die olympischen Götter standen.

Man sieht, das ist jetzt anders geworden bei dem liberaleren Umschwunge der Dinge, wenigstens haben sich vor dem gefeierten Biographen Prinz Eugen's die sieben Siegel der österreichischen Archive gelöst, und er hat das Glück gehabt, aus einer reichen Fülle noch ganz unberührten Materials sein Buch schreiben zu können. Dagegen bot der Gegenstand selbst unzweifelhaft größere Schwierigkeiten als bei seinem früheren biographischen Werke, er betrat diesmal ein vielbestrittenes Feld und hatte den erfolgreichsten Conflict des preußisch-österreichischen Antagonismus zu schildern; da mußte es darauf ankommen, ob er, ohne seinen politischen oder patriotischen Standpunkt aufzugeben, das hinreichende Maaß von Objectivität besaß, um sein Werk aus der niederen Sphäre einer Parteischrift auf die Höhe eines von einem freieren Geiste durchwehten historischen Kunstwerkes zu erheben. Und hier müssen wir nun gestehen, daß Arneth hinter dem preußischen Geschichtschreiber dieser Epoche, Ranke, unendlich weit zurückgeblieben ist. Es scheint vielmehr, als habe er sich den politischen Standpunkt seiner Heldin insoweit angeeignet, um gleich ihr in Friedrich dem Großen den „bösen Mann" par excellence, die Verkörperung des bösen Princips zu erblicken; so findet er für die preußische Besetzung von Schlesien keinen anderen Ausdruck als den eines empörenden Actes der Treulosigkeit und der Rechtsverletzung (S. 110). Wir machen es ihm keineswegs zum Vorwurfe, daß er für die Beurtheilung der preußischen Ansprüche auf Schlesien kein neues Material beizubringen vermag, sondern dieselben mit der herkömmlichen Berufung auf die Achtserklärung des Markgrafen Georg und die rechtsgültige Abtretung des Schwiebuser Kreises abfertigt. Wir legen selbst auf die Erörterung dieser Fragen des formellen Rechts nicht das höchste Gewicht. Aber wohl scheint es passend, etwas Anderes zur Erwägung zu geben.

Nachdem Maria Theresia 1756 alle nur denkbaren Mittel aufgeboten, um ganz Europa gegen den kleinen König von Preußen in die Waffen zu bringen und selbst vor der Schmach eines zärtlichen Billets an eine Pompadour nicht zurückgebebt war, da ist es preußischen Historikern nicht eingefallen, über Friedensbruch, Vertragsverletzung und Treulosigkeit ein Geschrei zu erheben; man hat vielmehr den Wunsch, eine eingebüßte Provinz um jeden Preis zurückzuerobern, für berechtigt anerkannt, obwohl die Kaiserin vierzehn Jahre vorher zu Breslau und elf Jahre früher zu Dresden jene Provinz in rechtsgültiger, feierlich verbriefter Form für ewige Zeiten abgetreten hatte. Nun, als Friedrich seine Armee gegen Schlesien marschieren ließ, waren es zweiundsechzig Jahre, seitdem die Mißgunst Oesterreichs den großen Kurfürsten zum Lohne für dessen Aufopferungen im allgemeinen deutschen Interesse in direct bundesbrüchiger Weise um den Lohn seiner Siege gebracht, waren es sechsundvierzig Jahre, seitdem Leopold I., auf eine nicht gerade sehr ehrenvolle Art eine Familiendifferenz des kurfürstlichen Hauses benutzend, den Schwiebuser Kreis, die winzige Entschädigung für die schlesischen Ansprüche der Hohenzollern, wieder an sich gezogen hatte, waren es endlich vierzehn Jahre, seitdem Oesterreich an Preußen in feier-

lichster Form die Jülich-Berg'sche Erbschaft garantirt hatte, um dieselbe unmittelbar darauf an Pfalz-Sulzbach zu versprechen. Hatte nun der Erbe dieser Erinnerungen nicht dasselbe Recht, für die erlittenen Verluste Ersatz zu suchen von Maria Theresia? Hatte das Pergament, auf welches der Retraditionsproceß und die Anerkennung der pragmatischen Sanction geschrieben waren, einen Anspruch darauf, fester zu halten, als das der Breslauer und Dresdener Verträge, oder erregen vielleicht Verluste, die uns Intrigue und Täuschung zugefügt, weniger den Wunsch nach Vergeltung als solche, die ein offener Kampf uns gebracht? Wahrlich in dem prophetischen Ausrufe des großen Kurfürsten: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ und den schmerzlichen Worten, in die der allezeit mit wahrhaft rührendem Vertrauen an Oesterreich hängende und doch allezeit getäuschte Friedrich Wilhelm I. am Abend seines Lebens ausbrach: „Da steht einer der mich rächen wird!“ — hierin liegen die eigentlichen Rechtstitel des ersten schlesischen Krieges. Der Kampf mit Oesterreich war für Friedrich die Mission, welche seine Väter ihm hinterlassen, und jenen Thatsachen gegenüber kann es uns nur als eine für einen deutschen Historiker des neunzehnten Jahrhunderts unziemliche Naivetät erscheinen, wenn Arneth alles Ernstes es dem Könige von Preußen verübelt (S. 109), daß er nicht „dem Beweise besonderen Vertrauens,“ welchen die Königin ihm gegeben, indem sie ihn bittet, doch zunächst ihrem Gemahl die Kaiserkrone zu verschaffen, ohne Weiteres entsprochen habe, sondern vielmehr es vorzog, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um von dem Hause Habsburg für Pommern, Schwiebus, Jülich-Berg eine kleine Entschädigung zu erlangen.

Im Einzelnen bestätigt das von Arneth neu beigebrachte Material nur noch mehr die Ranke'sche Darstellung, nach welcher Friedrich gleich von Anfang an dem Wiener Hofe seinen Entschluß mitgetheilt habe, in dem bevorstehenden Conflicte nicht neutral zu bleiben und, im Falle man ihn zum Freund und Bundesgenossen haben wolle, eine Entschädigung zu beanspruchen. Schon am 29. October berichtet der österreichische Gesandte in Berlin von Gerüchten über gefährliche Absichten des Königs auf ein Stück von Schlesien, und am 19. November erklärt Maria Theresia, aus dem Munde des preußischen Gesandten v. Borck ganz officiell vernommen zu haben, daß sein Herr als Preis seiner Alliance die Abtretung eines österreichischen Erblandes verlange. Man sieht dem gegenüber nicht ein, wie Arneth fortwährend von trügerischen Versicherungen, einer doppelzüngigen Rolle, Treulosigkeit u. dergl. sprechen kann; er hat nicht den mindesten Beweis dafür beigebracht, daß Friedrich's Anerbietungen einer Alliance nicht ernst gemeint gewesen wären: wissen wir doch aus des Königs Verhandlungen mit seinem Minister Podewils, daß gerade dieser Fall ihm immer als der erwünschtere erschien, und ebenso wenig läßt sich nachweisen, daß Friedrich dem Wiener Hofe Veranlassung gegeben habe zu der Hoffnung, die preußische Alliance ohne jedes Opfer zu erlangen. Nichts hätte ihm in der That ferner gelegen; er war viel zu sehr von dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber erfüllt, als daß er hätte daran denken sollen, Gut und Blut seiner Unterthanen auf's Spiel zu setzen, ohne jeden realen Vortheil und blos um sich das Vergnügen einer edelmüthigen Emotion zu machen. Und wenn

Arneth S. 113 anführt, Friedrich habe darauf hingearbeitet, den Wiener Hof so lange als möglich davon abzuhalten, in Schlesien energische Vertheidigungsanstalten zu treffen, so sucht man vergebens nach einem Beweise dafür. Allerdings ist die Thatsache, daß der Wiener Hof sich mit den Vertheidigungsanstalten für Schlesien ungebührlich Zeit genommen hat, unbestreitbar, und man kann sogar der Arneth'schen Darstellung die aus der schlesischen Kriegsfama entnommene Notiz hinzufügen, daß im November eine ängstliche Bitte des schlesischen Oberamts um Verhaltungsbefehle diesem einen Verweis eintrug, weil man so verschwenderisch mit Staffetengeldern umgehe, man möge sich nicht so von Angst einnehmen lassen. Doch wie man für diese Kurzsichtigkeit und Saumseligkeit des österreichischen Ministeriums Friedrich verantwortlich machen kann, bleibt räthselhaft, besonders wenn man erwägt, daß die Verhandlungen nie über den Punkt hinausgekommen sind, daß Friedrich sich unter allen Umständen entschlossen zeigt, Schlesien zu besetzen und ein Stück davon, sei es im Wege gütlichen Uebereinkommens, sei es mit Gewalt, für sich in Anspruch zu nehmen, während man andererseits in Wien sich ebenso entschlossen zeigt, keinen Fuß breit schlesischen Bodens abzutreten. Man muß gestehen, daß ein solcher Gang, oder vielmehr richtiger gesagt, ein solcher Stand der Unterhandlungen vernünftiger Weise keinen Grund abgeben konnte, Sicherheitsmaaßregeln für die bedrohte Provinz zu unterlassen.

Noch muß eine besondere Schwäche des Buches hervorgehoben werden, die in recht auffallender Weise zu Tage tritt. Es ist eine im Grunde leicht erklärliche Erscheinung, daß zuweilen gerade die reiche Fülle namentlich von diplomatischem Material einen Historiker auf Abwege bringt, indem sie ihn zu dem Glauben verführt, er könne in Mitte seiner handschriftlichen Schätze einer genauen Benutzung des schon bekannten gedruckten Materials entrathen, ein Fehler, in den Arneth trotz seiner gegentheiligen Versicherung und zwar speciell in Beziehung auf die schlesischen Angelegenheiten vielfach verfallen ist. Einige Beispiele mögen dies näher erläutern. So druckt Arneth in der Anmerkung zu S. 148 eine Stelle ab aus dem Berichte des Venetianers Capello vom 4. Februar 1741, welche in wörtlicher Uebersetzung folgendermaaßen lautet: „nach Verwüstung des Landes ließ er (Friedrich) alles Vieh nach Preußen transportiren. — Bei seiner Rückkehr ließ er den größten Theil der jungen Leute als Sklaven fortschleppen, um mit ihnen die Lande seines Königreichs zu bebauen und zu bevölkern." Und unter Berufung auf diese Stelle beschuldigt denn unser Historiker den König, „mit einer selbst für die damalige Zeit unerhörten Grausamkeit" verfahren zu sein. Was soll man von der historischen Kritik eines Mannes urtheilen, der solche unerhörte Dinge, die dabei noch den Stempel der Unwahrheit so deutlich an sich tragen, dem Berichte eines in Wien lebenden Italieners nacherzählt, ohne dabei die zahlreichen Berichte schlesischer Zeitgenossen, die für Derartiges doch die competentesten hätten sein müssen, zu Rathe zu ziehen! Und er kann sich dabei nicht etwa damit entschuldigen, daß er hier nur parteiisch gefärbte Darstellungen gefunden haben würde. Der ganze dicke Quartband von Stenzel's Scriptores rer. Siles. V., der ausschließlich für die Zeit von 1740—1741 Material liefert, enthält absolut Nichts, welches direct oder indirect aus dem preu-

ßischen Lager stammte, dagegen drei Klostertagebücher, welche auf das Entschiedenste den österreichischen Standpunkt vertreten, und ebenso ist der noch dickere Quartant der schlesischen Kriegsfama (gleichfalls nur den Winter 1740—1741 umfassend) in einem keineswegs preußenfreundlichen Sinne geschrieben. Aber Arneth scheint in der That weder diese noch überhaupt irgend eine der zeitgenössischen schlesischen Quellen benutzt zu haben, und so ist es denn erklärlich, daß er in Bezug auf Ereignisse, die speciell dieses Land betreffen, in Irrthümer gerathen ist, wie z. B. seine Darstellung der Vorgänge in Breslau vor dem Einrücken der Preußen und des mit dieser Stadt von dem König abgeschlossenen Neutralitätsvertrages eine total unrichtige ist. Dieser Vertrag erscheint hier als einer der Kniffe und Listen Friedrich's; die Bürger haben den besten Willen, die Stadt mit allen Kräften zu vertheidigen, — da kommt der böse König vor die Stadt und berückt durch lockende Anerbietungen die guten Breslauer zu jenem Neutralitätsvertrage. Wie ganz anders hat sich das Alles in Wahrheit verhalten! Schon auf die erste Aufforderung des Oberamts-Directors Graf Schaffgotsch an die Rathsdeputation, kaiserliche Truppen in ihre Mauern aufzunehmen (wozu sie nach einem alten Privileg nicht verbunden waren), den 10. December, antwortet der Syndicus Gutzmar, ein dem österreichischen Interesse so ergebener Mann, daß er später ein Märtyrer dieser Gesinnung geworden ist, mit dem Vorschlage, Breslau eine neutrale Stellung einnehmen zu lassen, wie es 1633 geschehen sei (Gutzmar's eigene Aufzeichnungen bei Stenzel Script. V. 6), und dieser Plan einer Neutralität bleibt fort und fort die Lieblingsidee der Breslauer. Als dann in Folge des heftigen Widerspruchs der Zünfte die anfänglich vom Magistrate zugestandene Einnahme kaiserlicher Truppen abgelehnt worden und die Selbstvertheidigung beschlossen ist, und nun am 29. December, wie dies unvermeidlich war, von der österreichischen Regierung das Ansinnen gestellt wurde, die Vorstädte demoliren zu lassen, erhob sich ein neuer Sturm; einmüthig verweigerten der ständische Ausschuß, der Rath, die Bürgerschaft ihre Zustimmung, selbst die sonst natürlich am besten österreichisch gesinnten geistlichen Körperschaften waren, weil sie in den Vorstädten große Besitzungen hatten, die eifrigsten bei'm Protestiren gegen jene Maaßregel, und die österreichischen Behörden ließen mit der Schwäche, welche sie in jenen Zeitumständen überhaupt charakterisirt, die ganze Sache fallen. Hatte es nun schon von vorn herein im höchsten Grade fraglich erscheinen können, ob die Stadt, auf ihre Miliz und Bürgerwehr beschränkt, sich auch nur einige Zeit würde halten können, so verstand es sich von selbst, daß, nachdem man die unbefestigten Vorstädte hatte stehen lassen, überhaupt von einer Vertheidigung nicht mehr die Rede sein konnte, so daß die Stadt recht eigentlich wehrlos war und ohne Schwierigkeit auf jede Bedingung hin zur Uebergabe gezwungen werden konnte. Deshalb haben auch die Bürger Breslaus damals nur vor dem Einen Furcht gehabt, daß der König am Ende auf ihren Herzenswunsch, die Neutralität, nicht eingehen möchte (Steinberger's Tagebuch, herausgegeben von Kahlert unter dem Titel: Breslau vor hundert Jahren. S. 41), und haben natürlich mit beiden Händen zugegriffen, als er, dem die Vorgänge in Breslau nicht unbekannt geblieben, und der vor Allem jeden Zeitverlust scheute, ihnen günstige Propositionen machte, die sie

denn zu einem förmlichen Neutralitätsvertrage umzugestalten versuchten. Man sieht, die Berichte der schlesischen Zeitgenossen und Augenzeugen führen hier zu einem der Arneth'schen Darstellung diametral entgegenstehenden Resultate.

Endlich möge noch einer merkwürdigen Stelle gedacht werden. S. 130 sagt der Verfasser: „Die Bevölkerung Schlesiens, im Ganzen gut österreichisch gesinnt und selbst in ihrem protestantischen Theile der bisherigen Regierung weit weniger abgeneigt, als man dies seither glauben zu machen sich bemühte. — —" Hinter diesen Worten hätte man wohl ein Recht, eine Anmerkung zu suchen, wenigstens scheint uns der, welcher eine von der bisher geltenden Ansicht abweichende aufstellt, die Pflicht zu haben, seinem subjectiven Urtheil irgend eine Stütze zu geben; freilich mögen Arneth die diplomatischen Correspondenzen des Staats-Archivs hierüber nicht die nöthigen Beweismittel geliefert haben, und in diesem Falle hätte er auch in den schlesischen Quellen nach solchen vergebens sich umgesehen, er hätte nur das bestätigt gefunden, was er selbst einige Zeilen weiter sagt, daß die Bevölkerung sich theilnahmlos verhalten habe — woran natürlich wieder die Vorspiegelungen Friedrich's einen großen Theil der Schuld tragen! In der That, man kann darüber streiten, in wie weit damals in Schlesien und speciell in Breslau preußische Sympathien vorhanden waren, und man wird es sehr erklärlich finden, daß die Katholiken im Allgemeinen nicht besonders entzückt waren über die Aussicht, unter ein protestantisches Herrscherhaus zu kommen: daß aber gut österreichisch gesinnt in Schlesien eigentlich nur sehr Wenige waren, daß von österreichischem Patriotismus hier gar keine Rede gewesen, das weist die Entwickelung der Verhältnisse ganz deutlich nach. Man zeige uns aus jener Zeit Spuren patriotischer Erregung, opferfreudiger Vaterlandsliebe, wie sie sonst ein feindlicher Anfall hervorruft, — man wird sie schwerlich finden, dagegen vermöchte man ohne Mühe Beispiele des Gegentheils, mißtrauischer Kälte, Gleichgültigkeit oder directer Unzufriedenheit aus allen Schichten der Bevölkerung von der Ständeversammlung bis zu den untersten Klassen herab in großer Zahl anzuführen. Die Leichtigkeit, mit der hier eine Provinz aus einem jahrhundertlangen Verbande losgelöst wurde, sucht ihres Gleichen in der Geschichte.

Wir haben in den vorstehenden Zeilen nicht umhin gekonnt, bei dem vorliegenden Buche, dessen Erscheinen mit solchem Interesse begrüßt worden ist, einige Mängel hervorzuheben, von welchen wir allerdings glauben, daß sie dem Werthe des ganzen Buches Eintrag thun; es braucht dabei nach dem über den Reichthum des dem Verfasser zu Gebote gestellten Materials schon Vorausgeschickten kaum noch erwähnt zu werden, daß über viele Angelegenheiten, so die Jugendgeschichte Maria Theresia's, ihre Heirath, über die diplomatischen Beziehungen Oesterreichs und auch über Einzelheiten des ersten schlesischen Krieges mancherlei neue und interessante Aufschlüsse gegeben werden.

C. G.

Politische Correspondenz.

Berlin, den 26. April 1863.

Der außerordentliche Umschwung, welchen die Convention vom 8. Februar in den Beziehungen der europäischen Staaten hervorgerufen, wirkt auch heute noch fort, obwohl die äußere Veranlassung längst von der Tagesordnung verschwunden ist. Die polnische Frage hat durch Frankreich eine Bedeutung erhalten, vor welcher alle anderen Krisen innerhalb und außerhalb Europas zurücktreten. Niemals seit der Zeit der Theilungen in den neunziger Jahren ist sie in dem Grade, wie heute, der Mittel- und Ausgangspunkt aller politischen Operationen gewesen.

Freilich, was aus diesen Operationen bisher herausgekommen ist, scheint nicht viel und nicht gerade bedrohlich zu sein. Nach dem Scheitern der ersten gegen Preußen gerichteten Attake hat die französische Gewandtheit anderthalb Monate gebraucht, ehe sie die diplomatische Coalition gegen Rußland zu Stande brachte, — eine Coalition, die ihren dürftigen Zusammenhalt dadurch bewies, daß sie nur in drei gesonderten Depeschen ihren Ausdruck fand. Insbesondere Oesterreich ist aus seiner anfänglichen Haltung gegenüber dem polnischen Aufstand, die in Paris offenbar große Hoffnungen und kühne Ideen geweckt hatte, mehr und mehr zurückgewichen. Es mag unentschieden bleiben, ob jene beunruhigenden Ideen selbst, oder ob die Wirkung der Insurrection auf das eigne Gebiet zu diesem Rückzug mehr beitrugen. Der galizische Adel nahm an der Bewegung einen steigenden Antheil, Krakau wurde ein Werbe- und Waffendepot und der Sitz einer Agentur für allarmirende telegraphische Nachrichten. Die geheimen Befehle und Verbote der revolutionären Comités fingen an auch die polnischen Provinzen Oesterreichs zu beherrschen. Dann aber erinnerte die Deputation der magyarischen Magnaten und Abgeordneten aller Parteien, die vor Deak erschien, das Wiener Cabinet an die Achillesferse der österreichischen Macht. Diese Hergänge haben wohl die schärferen Maaßregeln der Grenzcontrolle, der polizeilichen Ueberwachung und Ausweisung hervorgerufen, die seitdem getroffen worden sind. Man scheint der Meinung geworden zu sein, daß sich des Zündstoffs genug gesammelt habe; daß es Zeit sei, aus der anfänglichen Begünstigung der Insurrection in eine strenge Neutralität und Sicherung des eigenen Besitzes umzulenken. Wenn Oesterreich gleichwohl eine gemeinschaftliche diplomatische Action nicht ganz von der Hand gewiesen hat, so darf man nicht vergessen, daß es Frankreich zu viel versagt hatte, um es nicht räthlich zu finden, wenigstens Einiges zu gewähren. Die schmeichelnden Anerbietungen der Napoleonischen Politik verkehren sich leicht in ihr Gegentheil, und sie hat es in der Hand, die revolutionären Elemente in Italien, in Ungarn und bei den Slaven anzureizen, von deren gleichzeitiger Bewegung kein Staat mehr zu fürchten hat, als Oesterreich. Das Wiener Cabinet hat sich also in vorsichtiger Mitte zwischen dem Osten und dem Westen gehalten; es hat zu dem ersten diplomatischen Feldzug sein Hülfscorps gestellt, aber der Inhalt seiner Depesche ist doch der Art, daß er zu weiteren Schritten nicht engagirt. Die Depesche beschränkt sich darauf, aus

der Rückwirkung der polnischen Unruhen auf die österreichischen Provinzen das Ansuchen auf eine versöhnliche Politik des Czaren zu begründen, sie erwähnt nichts über die Art und den Umfang der anzuwendenden Mittel, sie hütet sich, an die frühere Constitution Congreßpolens zu erinnern. Wenn sie auf die Möglichkeit von Verwickelungen der Cabinette hindeutet, so scheint damit vor dem Ernst fremder Intentionen gewarnt zu werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Absendung dieser Depesche freundschaftliche Rathschläge in Petersburg vorausgegangen sind, daß das Wiener Cabinet darauf hingewiesen hat, wie es durch seine Betheiligung die Schritte Frankreichs mäßige und hemme; daß es den Wunsch geäußert hat, der Czar möge durch freiwillige Zugeständnisse Oesterreich in die Lage versetzen, sich aus der unbequemen Gemeinschaft loszumachen.

Es ist somit augenfällig, daß Frankreich in Wien nicht das erreicht hat, was es zur Zeit der Metternich'schen Mission zu erreichen hoffte. Es trug damals weite Combinationen im Sinne, mit deren Ausführung die Karte von Europa umgestaltet worden wäre. So unglaublich es klingt, unsere Leser dürfen es als eine Thatsache betrachten, daß die Unterhändler, die den Verkehr nach Wien vermittelten, Aussicht auf preußisch Schlesien und die Donaufürstenthümer zu eröffnen hatten. Dafür sollte Oesterreich in Galizien sein Opfer an ein herzustellendes selbständiges Polen bringen, und sich seiner unsicheren Position in Venedig entledigen. Hiermit standen die Unterhandlungen in Turin, wenigstens in ihrer anfänglichen Form, im Zusammenhang; ein Hülfsheer von 60,000 wäre keine zu große Leistung für den Gewinn des Festungsvierecks und der Lagunenstadt gewesen. Im dunklen Hintergrunde lagen die französischen Erwerbungen am Rhein, zum mindesten der Grenzen von 1814. Man wird sich der Aeußerung des Kaisers Franz Joseph erinnern, daß man wohl Allianzen schlösse, um eine Provinz zu erobern, aber nicht um eine zu verlieren, und es scheint denn auch, daß man französischerseits die ursprünglichen Entwürfe bald modificirt, die Ansprüche für Polen z. B. auf die nordwestlichen polnischen Districte beschränkt und nachher ganz aufgegeben habe. Gleichwohl konnte diese Ländervertheilung mit manchem plausiblen Grunde unterstützt werden. Gewann Oesterreich nicht an Macht, wenn es zur Entschädigung für Venedig sich in Deutschland arrondirte, wenn es von den vielen centrifugalen Elementen seines Reichs das unversöhnlichste preisgab, um dafür den zusammenhaltenden germanischen Bestandtheil seines Staatswesens zu verstärken und sein Uebergewicht im deutschen Bund zu sichern? Der Erwerb der Moldau und Wallachei aber war der entscheidende Schritt auf der Bahn der natürlichen Machtentwicklung Oesterreichs, der Schritt, mit welchem die Mündung der Donau und das Ufer des schwarzen Meers fast erreicht, und die Beherrschung der südslavischen Völkerstämme im Westen Rumäniens vorbereitet wurde. Ja, diese letzte Veränderung collidirte auch nicht wesentlich mit den englischen Interessen. Denn wenn auch die britische Politik in erster Linie die Erhaltung der heutigen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel bezweckt, so würde ihr doch eine territoriale Aenderung wenig widerstreben, wenn dadurch Rußland überflügelt, der Weg nach Constantinopel ihm abgeschnitten wäre, und wenn der Erwerb in die Hände eines Staats kommt,

dessen Concurrenz als Seemacht nicht leicht gefährlich werden kann. Der Napoleonischen Politik aber gewährten diese Arrangements einen Vortheil, der zugleich der etwaigen Vergrößerung am Rhein eine Garantie der Dauer versprach. Sie mußten zwischen den drei Ostmächten eine Feindseligkeit begründen, welche jeden Keim einer Coalition für die Zukunft zerstört, welche insbesondere Oesterreich gezwungen hätte, sich fortan dem Westen und der französischen Allianz in die Arme zu werfen.

Sollen wir unsere Bewunderung darüber aussprechen, daß das Wiener Cabinet diese kecken Pläne von der Hand wies? Es sollte sich gegen Preußen und Rußland in einen Krieg auf Leben und Tod stürzen, während es an seiner Seite die Sieger von Solferino, die Truppen Victor Emanuel's und eine revolutionäre Bewegung hatte. Es sollte Preußen berauben und das Bundesgebiet verkürzen lassen, und wenn dies momentan gelang, damit die Zeit herbeirufen, wo Preußen sich nunmehr ohne ängstliche Wahl in den Mitteln an die Spitze einer nationalen Revolution stellte. Es sollte bei zerrütteten Finanzen, bei einer noch im Werden begriffenen politischen Organisation, bei dem Zwiespalt seiner Völker diesseits und jenseits der Leitha sich auf Projecte einlassen, die der Anstoß zu dauernden continentalen Kriegen werden mußten. Wenn es sich vor dieser Eventualität zurückzog, so hat es damit in richtiger Schätzung seiner Interessen, seiner Macht, seines Friedensbedürfnisses, so wie der Zuverlässigkeit der westlichen Bundesgenossenschaft gehandelt.

Auch für das zweite Glied des europäischen Concerts ist die Erhaltung des europäischen Friedens sicher ein ernstes Interesse. Lord Palmerston hat mit einer Geflissentlichkeit, die freilich zugleich einige Sorge verräth, den Gedanken eines Krieges für Polen zurückgewiesen. „Ich kann," sagte er noch kürzlich auf einer seiner Rundreisen, „nicht wie mein College vor zehn Jahren den Bruch mit dem großen russischen Reich ankündigen. Ich habe nur die eintönigen friedlichen Beziehungen der Freundschaft zu andern Nationen in Aussicht zu stellen." Man darf sagen, daß seit dem Tode Cavour's Lord Palmerston der einzige Staatsmann Europas ist, der sich der Napoleonischen Politik gewachsen zeigt. Er hat mehr als einmal mit geschickter Hand ihre Pläne durchkreuzt, manche empfindliche Schlappe ihr beigebracht. Seine Wachsamkeit und Vorsicht hat sich auch in den bisherigen Phasen der polnischen Frage bewährt, und wir sind leider in der Lage, auf jene Eigenschaften noch stark rechnen zu müssen. Vor einem Monat haben wir verfolgt, wie das britische Cabinet durch sein Zögern und seine schließliche Weigerung den diplomatischen Angriff gegen Preußen zum Scheitern brachte, und jetzt hat es seiner Intervention in Petersburg eine von Frankreich principiell verschiedene und weit begrenztere Grundlage gegeben. Indem es den Czaren auf die Verträge von 1815 und die Constitution Alexander's I. verweist, stellt es sich in Gegensatz zu dem französischen Gelüste nach territorialen Veränderungen, nach einer Zerreißung der Verträge im Osten, der dann Entsprechendes im Westen folgen würde. Der englischen Politik muß zwar jede Schwächung Rußlands erwünscht sein, aber bei den an sich schon zerrütteten Verhältnissen dieses Reichs doch nicht so erwünscht, daß sie deshalb nach einem Heerzuge Frankreichs, nach einer neuen Steigerung seines militärischen

Uebergewichts ein Verlangen trüge. Volk und Regierung in England sympathisiren zwar mit den Polen; aber bei der letzteren wenigstens ist diese Empfindung nicht so stark, daß sie zu Gunsten der Polen Norddeutschland in Kriegsgefahr stürzen möchte. Die Sorge vor den Entschädigungs-Forderungen, die Napoleon III. am Rhein erheben möchte, bewog England 1855, auf der Fortführung des Kampfes gegen Rußland nicht weiter zu bestehen; heute ist dieser Staat weit entfernt, Eroberungen im Orient zu machen, Frankreich aber ist seit dem Krimmkrieg die gebietende Macht auf dem Continent und der gefährlichste Rivale Englands geworden.

So lange die Zurückhaltung des Wiener Cabinets Napoleon III. die Aussicht benimmt, durch das Mittel der österreichischen Allianz an das Weichselgebiet heranzukommen, würde ein directer Angriff auf Rußland nur an den Küsten der Ostsee möglich sein. Die französische Politik scheint mit Erfolg bemüht, sich hier Stützpunkte und vorgeschobene Posten zu verschaffen. Seit einigen Wochen geht das Gerücht, daß zwischen Paris und Stockholm Verhandlungen schweben. Der Besuch des Fürsten Czartoriski wird mit einer französischen Mission in Verbindung gebracht, in den französischen Flottenarsenalen soll große Thätigkeit herrschen, und die officiöse Pariser Presse berichtet von dem Bau schwedischer Panzerschiffe in französischen Häfen und von der Zurüstung der schwedischen Flotte und des Kriegshafens Karlskrona, der auch die etwa dorthin geschickten Geschwader anderer Mächte aufnehmen könne. Ohne Zweifel hat die polnische Insurrection nirgend wärmere Sympathien gefunden, als bei den Schweden und Norwegern. Die Verhandlungen im schwedischen Reichsrath, die Ovationen für Czartoriski und Bakunin, die zahllosen Meetings zur Sammlung von Geld und Ankauf von Waffen bezeugen, daß es bei den Schweden kein stärkeres nationales Gefühl giebt, als der Haß gegen Rußland. Aus der Erschöpfung, in welche dieses tapfere Volk seit dem nordischen Krieg mehr als ein Jahrhundert lang versunken war, hat es unter der fähigeren Leitung seiner neuen Dynastie sich emporgerafft, und die Erinnerung an die Einbuße an Land und politischer Geltung, die es durch schwache oder halb wahnsinnige Regenten erlitten, scheint in ihm als ein Stachel zu neuen Unternehmungen zu wirken. Einst die herrschende Macht im Norden und im Besitz auch der östlichen Küsten des baltischen Meeres bis hin zur Düna hat es vorzugsweise an das nach der Ostsee vordringende Slavenreich ein Stück seines Territoriums nach dem anderen verloren und bis zum Jahre 1855 bedrohten die russischen Befestigungen auf den Alandsinseln seine Hauptstadt in der Entfernung von wenigen Meilen. Aber mit der Schmälerung seines Gebiets und seiner materiellen Kräfte ist für Schweden auch die Gefahr eines Kampfes mit Rußland gewachsen. Es ist vielleicht möglich, demselben eine Provinz abzunehmen, aber sicher äußerst schwierig sie zu behaupten. Die Natur der Dinge scheint den schwedischen Unternehmungsgeist nach dem dänischen Inselreich und auf die Allianz mit Deutschland zu verweisen, auf die gestützt es allein einen ausreichenden Stützpunkt gegen Rußland finden könnte. Jetzt ist die Bevölkerung der skandinavischen Union nicht zahlreicher als die von Baiern und ihr Einnahmebudget ist geringer. Dabei liegt die Residenz der Czaren vor den

Thoren von Finnland und von dem uneinnehmbaren Kronstadt aus kann die russische Kriegsflotte Stockholm in wenigen Tagen erreichen. Dieser Druck der russischen Uebermacht, die Concentration ihrer Kräfte in der unmittelbaren Nähe Schwedens ist für dieses Land bis in die fünfziger Jahre so fühlbar gewesen, daß es sich um jeden Preis die Freundschaft der Czaren zu erhalten suchte. Das Stockholmer Cabinet wagte es bei dem Ausbruche des Krimmkrieges nicht, sich der westlichen Coalition anzuschließen; die Sorge vor den Folgen einer solchen Verwicklung war so groß, daß es mit Dänemark einen Vertrag abschloß, in welchem diese beiden Staaten sich in ihrer Neutralität gegenseitig zu stützen versprachen. Als dann im Verlauf des Krieges die Schwächen des russischen Kolosses sich enthüllten, wuchs dem Stockholmer Cabinet der Muth. Es hatte noch in den jüngsten Jahren die Prätensionen des Kaisers Nicolaus zu erfahren gehabt. Der Czar forderte die Ansiedlung seiner Unterthanen an der Küste der norwegischen Finnmark und die freie Benutzung einiger Fjords, die den russischen Schiffen einen eisfreien Zugang zu dem Ocean gewährten, als Entgelt dafür, daß den Bewohnern der Finn- und Lappmarken fernerhin gestattet bleiben sollte, für ihre Rennthierheerden im Winter auf russischem Gebiet reichlichere Nahrung zu suchen. Dieser Versuch des Czaren, an der norwegischen Küste festen Fuß zu fassen, gab den äußern Anlaß zu dem Vertrag mit den Westmächten, durch welchen Schweden die Integrität seines Gebiets garantirt wurde. Der baldige Abschluß des Krieges verhinderte, daß es noch einen Schritt weiter ging, und sich in die Reihe der kämpfenden Mächte stellte. Seitdem ist auf König Oskar ein Herrscher gefolgt, der sich zwar nicht durch Vorsicht und Verschwiegenheit, aber doch durch thatenlustige Unruhe auszeichnet. Schon der Besuch, den Karl XV. im Juli 1861 in Compiegne machte, wurde mit Entwürfen aller Art in Verbindung gebracht. Heute scheint die Gährung, die in Finnland entstanden ist, dem Lieblingswunsch der Schweden zu Hülfe zu kommen. Das brutale Regiment des Kaisers Nicolaus und noch in den letzten Jahren die Verwaltung des Generals v. Berg hat bei den Finnländern eine tiefe Erbitterung erzeugt. Kaiser Alexander lenkte allerdings auch hier ein; in einem Manifest vom April 1861 gestand er zu, daß die materiellen und geistigen Interessen des Großfürstenthums seit seiner Annexion im Jahre 1809 vernachlässigt worden seien, und daß das Land ein Recht darauf habe, seine Angelegenheiten im Zusammenwirken der Landstände mit der Regierung zu fördern. Aber besorgt vor der ansteckenden Wirkung solcher partieller ständischer Vertretungen vertagte er, wie es hieß mit Rücksicht auf höhere Staatsinteressen, die Einberufung des Landtags, und gab statt dessen die Berathung der dringendsten Gesetzvorlagen einem aus den vier Ständen gewählten Ausschuß anheim. So regte das Manifest bei den Finnländern das Bewußtsein ihrer so lange unterdrückten Rechte auf, ohne es zu befriedigen. Es folgten dann noch weitere Concessionen; die Zusammenberufung des Landtags wurde verheißen, der verhaßte Generalgouverneur abberufen, der Presse eine größere Freiheit gegeben. Gleichwohl würde die Stimmung der Finnländer, die sich durch die Gleichheit der Confession, durch historische Erinnerung und die Hoffnung auf eine Sicherung ihrer Freiheiten zur skandinavischen Union hingezogen fühlen,

einem schwedischen Unternehmen auch heute einen günstigen Boden bieten. Der Gegensatz in der Cultur der Küstenländer der Ostsee und des innern russischen Reichs ist zu groß, als daß die Aussicht für sie tröstlich sein könnte, mit ihrer Fortentwicklung so lange zu warten, bis das Ganze ihnen nachkommen kann. Ungünstiger aber, als 1855, stehen für die Absichten des schwedischen Königs die allgemeinen Verhältnisse. Graf Manderström hatte alle Ursache, sich vor dem Reichsrath in der polnischen Angelegenheit zurückhaltend zu äußern. Rußland ist trotz seiner innern Verlegenheiten doch eine respectable Macht, und in einem Defensivkrieg, der zur Erhaltung der Integrität des Reichs geführt wird, ist die Kraft des russischen Nationalgefühls, wie es sich in den Adressen des Adels und der Petersburger Bürgerschaft ausgesprochen hat, nicht gering zu veranschlagen. Dann aber gilt es heute nicht, einer fertigen und im Kriege begriffenen europäischen Coalition beizutreten, sondern sich von der zweideutigen Politik einer einzelnen, entfernten Macht vorschieben zu lassen. Es ist in jüngster Zeit nicht selten die Eventualität erwogen, daß Napoleon im Bunde mit Schweden und Dänemark daran denken könnte, in Riga Truppen zur Unterstützung des polnischen Aufstandes auszusetzen, und es ist daran erinnert, daß unsere hiervon zunächst berührten Provinzen Preußen und Posen nicht zum deutschen Bunde gehören. Wenn solche Pläne in Paris erwogen sein sollten, so wird ihre Ausführung doch nicht eher möglich sein, bis die Zustimmung Englands gewonnen ist. An diesem Punkte ergiebt es sich, wie wichtig es für uns ist, daß die augenblickliche Spannung Englands mit der nordamerikanischen Union sich mildere, daß es die freie Disposition über seine Marine behalte. Im Besitz seiner vollen maritimen Kräfte wird das Londoner Cabinet, so steht zu hoffen, Unternehmungen entgegenarbeiten, die seinen Rivalen für eine Zeitlang zum Beherrscher der nordischen Meere machen, und in ihrer weiteren Consequenz Preußen in den Krieg verflechten würden. Damit ist freilich die Möglichkeit eines von Frankreich unterstützten localisirten Krieges Schwedens gegen Rußland, durch welchen der Insurrection Luft gemacht würde, nicht ausgeschlossen. Wenn Karl XV. das französische Versprechen hat, daß der Garantievertrag unter allen Umständen als fortgesetzt gültig betrachtet werden soll, so mag es ihm scheinen, daß er bei einem Angriff auf Finnland nur gewinnen, nichts verlieren könne. Jedenfalls hat er sich mit den Führern der polnisch-russischen Emigration in einer Weise eingelassen, welche kriegerische Absichten verräth, der Befehl zur Armirung von Kronstadt und zur Kriegsbereitschaft der russischen Armee ist hauptsächlich durch diese Vorgänge am Stockholmer Hofe hervorgerufen, und die Aeußerung des Königs scheint verbürgt, er werde bei dem ersten Erscheinen französischer Kriegsschiffe mit 60,000 Mann gegen Rußland auftreten. Kommt es aber bis zu diesem Krieg, so wird auch ohne eine französische Landung in Riga der polnische Aufstand vergrößerte Dimensionen gewinnen und in demselben Maaße wird die Stimmung des Westens gegen unsere russenfreundliche Position an Feindseligkeit zunehmen.

Unsere obige Darstellung ging von der Ansicht aus, daß weder England noch Oesterreich daran denken, der französischen Politik in den weiteren Stadien der Verwicklung mit Rußland zu folgen. Aber hierin liegt keine Garantie des

Weltfriedens, falls Louis Napoleon entschlossen ist, auch allein oder im Bunde mit Staaten zweiten Ranges gegen Rußland vorzugehen. Ueber diesen Punkt wird heute in den eingeweihtesten Kreisen noch wenig Klarheit sein, und wir werden uns darauf gefaßt machen müssen, daß die inspirirte Pariser Presse das europäische Publicum abwechselnd allarmirt und beschwichtigt, ohne daß man entscheiden kann, ob mehr dem Lärm oder den Friedensversicherungen zu trauen ist. Ein Krieg Frankreichs gegen Rußland widerstrebt allerdings so sehr der zwischen beiden Staaten waltenden Interessengemeinschaft, daß man wohl berechtigt ist, zu fragen, ob es Napoleon III. Ernst sein könne, für die Polen etwas zu thun, ob diese ganze Angelegenheit für ihn etwas anderes sei, als ein Mittel, um in dem kritischen Momente der Wahlen alle Parteien Frankreichs zu beherrschen. Als Louis Napoleon die Einheit Italiens — nicht schuf, aber doch zuließ, wurde ihm von Staatsmännern seines Landes der Vorwurf gemacht, daß er die bewährtesten Traditionen der französischen Politik umgestoßen habe. Diesem Vorwurf gegenüber kann er bis heute auf seine Armee in Rom verweisen, welche die Hauptstadt der katholischen Christenheit vielleicht länger besetzt halten wird, als die piemontesischen Truppen Neapel und Sicilien. Aber auch das ist ein traditioneller französischer Grundsatz, Rußland als Gegengewicht gegen Oesterreich zu schonen und insbesondere die Karte nicht aus der Hand zu geben, die als wirksamste Drohung gegen England ausgespielt werden kann. Die Geringschätzung und der Stolz des Czaren trieb Frankreich allerdings in den Krimmkrieg, aber mit dem Beginn der Friedensverhandlungen zeigte sich in Paris die Neigung, den Gegner durch rücksichtsvolle Behandlung zu gewinnen. Die Erweise der russischen Freundschaft, von welchen Billault im März sprach, sind doch reelle Thatsachen; sie haben während des italiänischen Krieges und nach der Annexion von Savoyen und Nizza entgegen dem „Uebelwollen und dem Mißtrauen" anderer Mächte Frankreich die erheblichsten Dienste gethan. Wenn Napoleon III. Finnland an Schweden brächte oder die russische Kriegsflotte in der Ostsee vernichtete, so würde man ihm vorwerfen, daß er zur Schwächung einer Macht beigetragen habe, deren Interessen am wenigsten mit denen Frankreichs collidiren. Oder sollte an die Stelle dieser Macht die Allianz eines unabhängigen polnischen Staates treten? Aber dieser Staat ist erst zu schaffen, und es gehört die stärkste Phantasie zu dem Glauben, daß er anders als nach lang dauernden, und für Frankreich beispiellos glücklichen Kriegen zu einer gesicherten Existenz kommen könnte.

Indeß mit all' diesen Betrachtungen werden die Symptome nicht weggewischt, welche andeuten, daß Louis Napoleon trotz seiner 55 Jahre welterschütternde Pläne im Kopfe trägt. Die Anerbietungen in Wien sind zunächst ein sehr bedeutsames Zeichen. Dann läßt die nach Petersburg gesandte Depesche die Absicht erkennen, sich in der polnischen Sache zu engagiren. Es wird da den Unruhen ein ausnahmsweise ernster Charakter beigelegt, sie gelten als Symptome eines eingewurzelten Uebels und als ein Beweis für die Ohnmacht der Combinationen, die bisher versucht seien, um die Polen mit der, ihnen durch die Verträge bereiteten Lage zu versöhnen. Hiernach sieht es fast aus, als ob auch die Combination, die der erste Alexander mit dem

Großherzogthum Warschau, freilich nur mit halbem Willen, versuchte, als unzureichend verworfen würde. Diese Sprache, die die Erwartungen des französischen Volks in's Unbegrenzte steigert, macht es Louis Napoleon unmöglich, sich mit der bedingten Amnestie und den Wielopolski'schen Reformen zufrieden zu stellen. Das wichtigste Symptom aber ist, daß an die Fortdauer des Conflicts in Polen die Eventualität bedauerlicher Verwickelungen geknüpft wird, und daß es doch der Kaiser selbst ist, welcher diese Fortdauer offenbar begünstigt und bewirkt. Es ist ziemlich klar, daß die Fäden des Aufstandes von Paris aus und zwar nicht nur durch die Häupter der Emigration geleitet werden, daß derselbe von der Hoffnung der französischen Intervention lebt, daß der Wechsel des Terrains, die Entfernung von der österreichischen nach den posen-preußischen Grenzen und nach der Ostsee mit erhaltenen Winken und Versprechungen zusammenhängt. Louis Napoleon ist einmal wieder in der bevorzugten Lage, zu gleicher Zeit als Conspirateur die Revolution zu schüren, und als Hort des conservativen Europa Rußland wegen dieser Revolution zu verklagen. Der Eifer, mit welchem er das erste Geschäft besorgen läßt, scheint zu beweisen, daß es ihm auch mit dem zweiten Ernst ist. Das Anomale dieser Politik würde sich nun aber mildern, wenn bei den Verhandlungen mit Oesterreich, nicht Rußland und Polen, sondern wir das letzte Object wären, wenn Louis Napoleon, was er im Februar direct erstrebt, jetzt auf einem Umwege zu erreichen suchte. Die entscheidende Frage ist hier: wird die Vorsicht, welche England und Oesterreich bisher bewiesen haben, sich bis zu einem positiven Widerstande steigern, sobald Frankreich den Versuch macht, uns nun doch in den beginnenden Krieg zu verflechten? Die Gelegenheit hierzu wird ihm kaum fehlen. Es kann das Einhalten des Cartellvertrags für eine Begünstigung der russischen Barbarei erklären, es kann die formelle Zurücknahme der Convention als des sichtbaren Keimes einer Allianz fordern, es kann das intime Verhältniß Preußens zu Rußland zum Vorwand einer militärischen Aufstellung am Rhein nehmen. Das Schreiben des französischen Ministers an die deutschen Regierungen ist schon der Versuch, theils die polnische Frage als Zersetzungselement innerhalb des Bundes wirken zu lassen, theils Gelegenheiten zur Reibung mit dem Berliner Cabinet zu gewinnen. Darin liegt das Demüthigende unserer Lage, daß wir durch eine Reihe von Verkehrtheiten zu einem Spielwerk der Napoleonischen Intrigue geworden sind.

Wir sehen keine Hülfe für unsern Staat, außer in dem, was leider augenblicklich noch fern liegt, — in einem Wechsel des Regierungssystems. Der Verfasser der Depesche vom 24. Januar ist sicher nicht der Mann, um ein Defensivbündniß mit Oesterreich zu Stande zu bringen. Der Minister, unter dessen Präsidium die budgetlose Verwaltung und eine Methode in der Behandlung der Landesvertretung eingeführt wurde, die den völligen Bruch zwischen Land und Regierung fast täglich dem Auslande bloslegt, ist sicher nicht geeignet, um die britischen Staatsmänner zu Opfern für die Sicherheit Preußens zu bewegen. Der Urheber der Convention vom 8. Februar ist außer Stande, unserer auswärtigen Politik die Wendung zu geben, welche unseren Interessen entspricht; wir meinen die Wendung zu der Position, welche das Londoner Cabinet einge-

nommen hat, dem Feststehen auf dem Boden der Wiener Verträge. Unser heutiges System, mag es sich auch vor der Thorheit einer russischen Allianz hüten, wird doch den Staat unbeweglich inmitten aller heutigen Gefahren stehen lassen. Es ist die innere Reaction verbunden mit einer völlig zusammenhangslosen auswärtigen Leitung, welche in Deutschland die allgemeinste Antipathie, in Europa den Unwillen aller gebildeten Völker und zugleich die Begierde des Napoleonismus erregt hat. Sollen die Umtriebe desselben vereitelt werden, dann ist es hohe Zeit, daß Fürst und Volk ihren Frieden machen, daß das Freiheitsgefühl, das Nationalgefühl wieder aus dem dumpfen Schlummer geweckt wird. Soll die Neutralität dem österreichischen, dem englischen Cabinet schwer fallen, dann muß Preußen, das heute überall als in sich gelähmt und schwach gilt, wieder den Eindruck der Stärke und moralischen Zuversicht machen; es muß vor Allem eine Regierung haben, die keinen Krieg führt außer mit der vollen Zustimmung und darum mit der vollen Kraft des Landes. Der Sturz der feudalen Partei, nachdem ihre Ohnmacht im Innern, ihre Unfähigkeit nach Außen sich eclatant erwiesen hat — darin liegt die einzige Aussicht auf Wiederherstellung; und weil diese Aussicht noch völlig unbestimmt ist, darum gehen wir der Zukunft mit schwerster Sorge entgegen. Die Frivolität und die Verblendung werden ihr Spiel weiter treiben; man wird von der Erneuerung der heiligen Allianz, von Coalitionen träumen und raisonniren und am Ende doch nichts anderes erreichen, als daß wir isolirt bleiben wie zuvor. In dem deutschen Volk aber greift inzwischen die heillose Stimmung immer mehr Platz, die uns ein Unglück herbeiwünscht, weil unsern Zuständen anders doch nicht zu helfen sei!

Wenn übrigens auch die polnischen Wirren sich ohne Krieg lösen sollten, — die Fortdauer unserer heutigen Situation genügt, um die uns anvertrauten nationalen Interessen zu schädigen. Von den schlimmen Ahnungen, die wir vor einem Monate aussprachen, ist die eine sofort erfüllt worden: Dänemark hat unsern gebundenen Zustand benutzt, um den schwachen Wall der Vereinbarungen von 1851/52 niederzureißen. Das Patent vom 30. März sagt sich von der übernommenen Pflicht einer, die Gleichberechtigung der einzelnen Theile wahrenden Gesammtstaatsordnung los, schiebt die Schuld für das Mißlingen derselben der Einmischung des Bundes und der Abneigung der Holsteiner zu und decretirt die Grundzüge einer Verfassung, durch welche Holstein gleich einer abhängigen Colonie neben und außer den dänisch-schleswigschen Staat gestellt werden soll. Man kann fragen, worin für Dänemark der praktische Vortheil dieses principiellen Bruches lag, da ja auch bisher der Reichsrath existirte und fungirte und Schleswig thatsächlich incorporirt war. Der Fortschritt liegt darin, daß das Eiderdänenthum die provisorischen Verhältnisse in definitive verwandelt. So lange das Princip des Gesammtstaats auch von Dänemark als die Rechtsgrundlage zugestanden war, bestand der Rumpfreichsrath nur als eine vorläufige Institution, als der Rest eines Baues, der noch einmal von Grund auf neu und anders eingerichtet werden mußte. Jetzt ist die Zweitheilung der Monarchie zu einem Definitivum gestempelt und das Copenhagener Cabinet hofft in dem jetzigen Moment unserer Schwäche für [illegible]e, die Herrschaft der Dänen über die Deutschen am besten sichernde [illegible]n die Sanction der Mächte zu gewinnen.



Großherzogthum Warschau, freilich nur mit halbem Willen, versuchte, als unzureichend verworfen würde. Diese Sprache, die die Erwartungen des französischen Volks in's Unbegrenzte steigert, macht es Louis Napoleon unmöglich, sich mit der bedingten Amnestie und den Wielopolski'schen Reformen zufrieden zu stellen. Das wichtigste Symptom aber ist, daß an die Fortdauer des Conflicts in Polen die Eventualität bedauerlicher Verwickelungen geknüpft wird, und daß es doch der Kaiser selbst ist, welcher diese Fortdauer offenbar begünstigt und bewirkt. Es ist ziemlich klar, daß die Fäden des Aufstandes von Paris aus und zwar nicht nur durch die Häupter der Emigration geleitet werden, daß derselbe von der Hoffnung der französischen Intervention lebt, daß der Wechsel des Terrains, die Entfernung von der österreichischen nach den posen-preußischen Grenzen und nach der Ostsee mit erhaltenen Winken und Versprechungen zusammenhängt. Louis Napoleon ist einmal wieder in der bevorzugten Lage, zu gleicher Zeit als Conspirateur die Revolution zu schüren, und als Hort des conservativen Europa Rußland wegen dieser Revolution zu verklagen. Der Eifer, mit welchem er das erste Geschäft besorgen läßt, scheint zu beweisen, daß es ihm auch mit dem zweiten Ernst ist. Das Anomale dieser Politik würde sich nun aber mildern, wenn bei den Verhandlungen mit Oesterreich, nicht Rußland und Polen, sondern wir das letzte Object wären, wenn Louis Napoleon, was er im Februar direct erstrebt, jetzt auf einem Umwege zu erreichen suchte. Die entscheidende Frage ist hier: wird die Vorsicht, welche England und Oesterreich bisher bewiesen haben, sich bis zu einem positiven Widerstande steigern, sobald Frankreich den Versuch macht, uns nun doch in den beginnenden Krieg zu verflechten? Die Gelegenheit hierzu wird ihm kaum fehlen. Es kann das Einhalten des Cartellvertrags für eine Begünstigung der russischen Barbarei erklären, es kann die formelle Zurücknahme der Convention als des sichtbaren Keimes einer Allianz fordern, es kann das intime Verhältniß Preußens zu Rußland zum Vorwand einer militärischen Aufstellung am Rhein nehmen. Das Schreiben des französischen Ministers an die deutschen Regierungen ist schon der Versuch, theils die polnische Frage als Zersetzungselement innerhalb des Bundes wirken zu lassen, theils Gelegenheiten zur Reibung mit dem Berliner Cabinet zu gewinnen. Darin liegt das Demüthigende unserer Lage, daß wir durch eine Reihe von Verkehrtheiten zu einem Spielwerk der Napoleonischen Intrigue geworden sind.

Wir sehen keine Hülfe für unsern Staat, außer in dem, was leider augenblicklich noch fern liegt, — in einem Wechsel des Regierungssystems. Der Verfasser der Depesche vom 24. Januar ist sicher nicht der Mann, um ein Defensivbündniß mit Oesterreich zu Stande zu bringen. Der Minister, unter dessen Präsidium die budgetlose Verwaltung und eine Methode in der Behandlung der Landesvertretung eingeführt wurde, die den völligen Bruch zwischen Land und Regierung fast täglich dem Auslande bloslegt, ist sicher nicht geeignet, um die britischen Staatsmänner zu Opfern für die Sicherheit Preußens zu bewegen. Der Urheber der Convention vom 8. Februar ist außer Stande, unserer auswärtigen Politik die Wendung zu geben, welche unseren Interessen entspricht; wir meinen die Wendung zu der Position, welche das Londoner Cabinet einge-

nommen hat, dem Feststehen auf dem Boden der Wiener Verträge. Unser heutiges System, mag es sich auch vor der Thorheit einer russischen Allianz hüten, wird doch den Staat unbeweglich inmitten aller heutigen Gefahren stehen lassen. Es ist die innere Reaction verbunden mit einer völlig zusammenhangslosen auswärtigen Leitung, welche in Deutschland die allgemeinste Antipathie, in Europa den Unwillen aller gebildeten Völker und zugleich die Begierde des Napoleonismus erregt hat. Sollen die Umtriebe desselben vereitelt werden, dann ist es hohe Zeit, daß Fürst und Volk ihren Frieden machen, daß das Freiheitsgefühl, das Nationalgefühl wieder aus dem dumpfen Schlummer geweckt wird. Soll die Neutralität dem österreichischen, dem englischen Cabinet schwer fallen, dann muß Preußen, das heute überall als in sich gelähmt und schwach gilt, wieder den Eindruck der Stärke und moralischen Zuversicht machen; es muß vor Allem eine Regierung haben, die keinen Krieg führt außer mit der vollen Zustimmung und darum mit der vollen Kraft des Landes. Der Sturz der feudalen Partei, nachdem ihre Ohnmacht im Innern, ihre Unfähigkeit nach Außen sich eclatant erwiesen hat — darin liegt die einzige Aussicht auf Wiederherstellung; und weil diese Aussicht noch völlig unbestimmt ist, darum gehen wir der Zukunft mit schwerster Sorge entgegen. Die Frivolität und die Verblendung werden ihr Spiel weiter treiben; man wird von der Erneuerung der heiligen Allianz, von Coalitionen träumen und raisonniren und am Ende doch nichts anderes erreichen, als daß wir isolirt bleiben wie zuvor. In dem deutschen Volk aber greift inzwischen die heillose Stimmung immer mehr Platz, die uns ein Unglück herbeiwünscht, weil unsern Zuständen anders doch nicht zu helfen sei!

Wenn übrigens auch die polnischen Wirren sich ohne Krieg lösen sollten, — die Fortdauer unserer heutigen Situation genügt, um die uns anvertrauten nationalen Interessen zu schädigen. Von den schlimmen Ahnungen, die wir vor einem Monate aussprachen, ist die eine sofort erfüllt worden: Dänemark hat unsern gebundenen Zustand benutzt, um den schwachen Wall der Vereinbarungen von 1851/52 niederzureißen. Das Patent vom 30. März sagt sich von der übernommenen Pflicht einer, die Gleichberechtigung der einzelnen Theile wahrenden Gesammtstaatsordnung los, schiebt die Schuld für das Mißlingen derselben der Einmischung des Bundes und der Abneigung der Holsteiner zu und decretirt die Grundzüge einer Verfassung, durch welche Holstein gleich einer abhängigen Colonie neben und außer den dänisch-schleswigschen Staat gestellt werden soll. Man kann fragen, worin für Dänemark der praktische Vortheil dieses principiellen Bruches lag, da ja auch bisher der Reichsrath existirte und fungirte und Schleswig thatsächlich incorporirt war. Der Fortschritt liegt darin, daß das Eiderdänenthum die provisorischen Verhältnisse in definitive verwandelt. So lange das Princip des Gesammtstaats auch von Dänemark als die Rechtsgrundlage zugestanden war, bestand der Rumpfreichsrath nur als eine vorläufige Institution, als der Rest eines Baues, der noch einmal von Grund auf neu und anders eingerichtet werden mußte. Jetzt ist die Zweitheilung der Monarchie zu einem Definitivum gestempelt und das Copenhagener Cabinet hofft in dem jetzigen Moment unserer Schwäche für diese neue, die Herrschaft der Dänen über die Deutschen am besten sichernde Form die Sanction der Mächte zu gewinnen.



Die Berechnung der deutschen Stimmungen seitens des eiderdänischen Ministeriums ist zum Theil wenigstens eine richtige gewesen. Zwar sind die Rescripte vom 30. März überall als ein kecker Vertragsbruch, als ein Eingriff in deutsche Rechte und Ehren aufgenommen, aber die Forderung, diesem Eingriff mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten, ist außerhalb der Herzogthümer selten aufgestellt worden. Der Druck der europäischen Gesammtlage, die Trostlosigkeit der preußischen Zustände lag zu schwer auf den Gemüthern. Man hat dann den Ausweg ergriffen, die deutschen Mächte sollten die Vereinbarungen von 1851/52 nun auch ihrerseits für zerrissen erklären, auf den status quo ante, wie er noch in dem Berliner Frieden vom 2. Juli 1850 gewahrt wurde, zurückgehen und von dem Londoner Protokoll, bei dessen Unterzeichnung die tractatmäßige Ordnung der dänischen Gesammtmonarchie vorausgesetzt war, sich lossagen.

Dieser Gesichtspunkt ist auch bei den Verhandlungen in dem Abgeordnetenhause leitend gewesen. Wir kommen auf dieselben ungern zurück, weil sie leider bezeugen, daß unsere innere Zerfahrenheit und die durch sinnlose Provocationen gesteigerte Verbitterung eine correcte Behandlung auswärtiger Fragen kaum mehr gestatten. Selbst der von uns aufrichtig verehrte Interpellant hielt sich von Widersprüchen nicht frei. Man kann doch nicht die Regierung eines Staats auffordern, einen „entschiedenen Schritt" gegen das dänische Vorgehen zu thun und zu gleicher Zeit vor Europa erklären, daß diese Regierung völlig außer Stande sei, einen Krieg mit Dänemark zu führen. Wenn in der schleswig-holsteinischen Sache „alle Noten vollkommen fruchtlos" sind, so wird doch auch die Note wenig bessern, in welcher der Rücktritt von den Vereinbarungen von 1852 und von dem Londoner Protokoll angezeigt wird. Wenn es ferner zur Lösung der Frage doch einmal auf den Krieg hinauskommen muß, der Krieg aber alle Verträge zerreißt und das Recht giebt, die Verhältnisse nach seinem Ergebniß zu ordnen, so scheint kaum viel verloren zu sein, wenn auch jener entschiedene und doch nichts entscheidende Schritt bis zu diesem Zeitpunkt vertagt bleibt. Wenn dann aber wieder die Ehren und Interessen, die Rechte und Pflichten Preußens durch die dänischen Ordonnanzen tief afficirt sind, so fragen wir: hat das Abgeordnetenhaus nicht die Verpflichtung, über das Ministerium hinaus, falls es dasselbe für unfähig zur Wahrung dieser Güter erklärt, an die Krone zu appelliren, sie in Ehrfurcht an die seit 1859 für die Herzogthümer gesprochenen königlichen Worte zu erinnern und die Krone zu bitten, daß sie den Staat in die Lage versetze, seiner Ehrenpflicht genügen zu können? — Bei der Debatte im Abgeordnetenhaus, — dies war wenigstens unsere Empfindung, — kamen das preußische Staatsgefühl und der preußische Stolz nicht zu ihrem Recht.

In dem Bisherigen sind zugleich die Gründe angedeutet, weshalb wir in dem Rücktritt von den Stipulationen von 1852 deutscherseits für sich allein noch keinen Gegenzug von großer Wirkung sehen können. Gleichwohl würden wir ihn — in Uebereinstimmung mit früheren Ausführungen in diesen Blättern — wünschen, — aber mit dem Bewußtsein, daß aus ihm das, was man vermeiden will, fast mit Nothwendigkeit hervorgehen müßte, nämlich der Krieg. Denn das

Copenhagener Cabinet, welches, um die Umstände auszubeuten, den jüngsten provocirenden Schritt gethan hat, würde uns doch nicht gestatten, die alte Rechtsbasis im Princip wieder hinzustellen, die praktische Durchführung aber auf einen uns günstigeren Moment zu vertagen. Die dänische Besetzung der Herzogthümer, der Appell an die auswärtigen Unterzeichner des Londoner Protokolls, würde uns bald in die Alternative versetzen, entweder die Schleswiger einer noch verschlimmerten Situation zu überlassen — oder den Krieg anzunehmen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies zugleich der Krieg mit Frankreich wäre, aber vielleicht ist es besser, daß wir, auf gutem Recht fußend, in denselben hinein gehen, als daß wir in schlechter Sache in ihn hineingeschleift werden.

Nach den Schritten, welche Preußen und Oesterreich in Copenhagen bisher gethan haben, ist ein solcher Zusammenstoß allerdings nicht so rasch zu erwarten. Die identische Note beider ist eine einfache Rechtsverwahrung und in den Depeschen vom 13. und 15. d. M. ist zwar der Vorwurf des Vertragsbruchs erhoben, aber der Rechtsbestand von 1852 nicht aufgegeben. Ja, während die preußische Depesche wenigstens in Erinnerung bringt, daß bis zur Sanction der von Dänemark jetzt in Frage gestellten Vereinbarung das althergebrachte Recht Schleswig-Holsteins gegolten habe und von Preußen in dem Frieden vom 2. Juli 1850 in integro gewahrt sei, begeistert sich Graf Rechberg von Neuem für das System einer Gesammtverfassung als das rechte Heilmittel, um der dänischen Monarchie zur Gesundheit zu verhelfen. Dieser Gegensatz ist für die beiden Mächte bezeichnend. Es widerstrebt dem Interesse Oesterreichs, daß ein selbständiges Schleswig-Holstein unter einer eigenen Dynastie entstehe, weil dasselbe der preußischen Clientel zufallen müßte. Darum würde es sich auch gegen eine Lossagung von dem Londoner Protokoll sträuben, und darin ein Motiv finden, sich von der gemeinschaftlichen Behandlung der Angelegenheit mit Preußen zurückzuziehen. Es ist aber wünschenswerth, diese Gemeinschaft gegenwärtig festzuhalten, wie auch das in der preußischen Depesche hervortretende Streben natürlich ist, das Londoner Cabinet in den günstigen Dispositionen zu erhalten, aus welchen die Russel'schen Vorschläge vom 21. September v. J. hervorgingen. Nur begreifen wir nicht, wie man dieses Ziel für erreichbar halten kann, wenn Preußen sich nicht in der polnischen Sache dem englischen Standpunkt annähert.

Der praktische Kern der preußisch-österreichischen Erklärungen liegt darin, daß beide Mächte, abgesehen von dem Rechtsvorbehalt, keine Initiative ergreifen, sondern dem Bunde die Behandlung der Sache überlassen wollen. Damit sind die Dinge in ein Fahrwasser gebracht, wo sie sich jedenfalls mit Bedacht fortbewegen werden. Das Copenhagener Ministerium wird zusammen mit dem jetzt eröffneten Reichsrath manchen wichtigen Schritt zur Verschmelzung Schleswigs und Dänemarks thun, ehe die Beschlüsse des Bundes reif geworden sind. Wenn freilich die Mittel- und Kleinstaaten in der gegenwärtigen schwülen Atmosphäre Lust zu dem Waffengang hätten, bei welchem Preußen nicht vorangehen mag, so würden die Rechtsgründe zum Einschreiten des Bundes dutzendweise aufzuzeigen sein. Vor den vereinigten Ausschüssen liegen jetzt die Actenstücke der holsteinischen Stände. Es ergiebt sich daraus, daß der Bundesbeschluß

vom 8. März 1860 von Dänemark unumwunden für rechtsungültig erklärt und die in demselben für Holstein geforderten Befugnisse theils überhaupt nicht, theils nur durch einen widerruflichen Act der Gnade gewährt sind. Es ist ferner darin ausgeführt, daß das angebliche Zugeständniß, wonach die Stände künftighin eine Quote des allgemeinen Budgets frei bewilligen dürfen, eine reine Illusion ist, daß die willkürliche Verfügung des Ministeriums und des Reichsraths über die gemeinschaftlichen Einnahmen dadurch thatsächlich nicht beschränkt wird. Es ist weiter der Beleg beigebracht, daß im Widerspruch mit dem im Sommer 1861 gegebenen Versprechen die dänische Regierung über den Cassabehalt und den Reservefond der Monarchie disponirt und den Ständen diesen Eingriff in die Finanzen des Herzogthums lediglich zur Kenntnißnahme mitgetheilt hat. Hierzu kommt dann die Octroyirung vom 30. März, die den Eiderstaat als bleibende Organisation hinstellt, obwohl der Bundestag sich den Protesten der deutschen Mächte gegen das Fortbestehen des Rumpfreichsraths am 23. März 1862 angeschlossen und die internationalen Rechte, die er kraft der Verträge in Bezug auf Schleswig besitzt, seinerseits gewahrt hat. Endlich scheint nach den Aeußerungen der ministeriellen dänischen Zeitung festzustehen, daß für die Zwischenzeit bis zum 1. April 1864 der Beitrag Holsteins zu den Ausgaben der Monarchie auf dem Wege königlicher Verordnung bestimmt ist, oder werden soll, indem der Ordonnanz vom 23. September 1859 eine fortdauernde Kraft für die laufende Finanzperiode beigelegt wird. Wie soll es hiernach nur möglich sein, daß der Bund sich der Anwendung von Zwangsmitteln entzieht? Inzwischen hat Hannover am Bunde einen Antrag eingebracht, gegen den alle die Bedenken bereits laut geworden sind, welche sich an das Executionsverfahren theils wegen seiner Langwierigkeit, theils wegen seiner beschränkten Wirkung knüpfen. Verschieden von diesem Antrag ist der Gedanke, der in den Depeschen der Großmächte durchblickt, und der — wenn er nur ausgeführt würde, uns als die richtige Methode erschiene, die Frage anzufassen. Deutschland war vor dem Abschluß der Verhandlungen von 1851—52 in dem factischen Besitz des Herzogthums Holsteins, der Festung Rendsburg und eines Grenzstriches von Schleswig; es gab dieses Pfand, so wie die Regierungsgewalt in Holstein dem Königherzog nur im Vertrauen auf sein jetzt gebrochenes Wort zurück. Der nächste Gegenzug von praktischer Wirkung würde also sein, daß der Bund sich dieses Pfandes wieder bemächtigt.

Leider wiegt die schleswig-holsteinische Frage augenblicklich nicht schwer genug, um als Kitt zum Zusammenhalt aller deutschen Bundesländer zu dienen. Sollte sie ein solches Band der Solidarität werden, so müßte Preußen auf das übrige Deutschland eine stärkere Attractionskraft ausüben, als es unter der Herrschaft der Kreuzzeitungspartei vermag. Auch hier stoßen wir wieder auf den Zusammenhang unserer inneren Politik und unserer äußeren Geltung und Kraft. Es wäre möglich, den deutsch-dänischen Streit so anzufassen, daß Louis Napoleon nur die Wahl bliebe, unsere Forderungen zuzulassen oder den Kampf mit dem gesammten Deutschland aufzunehmen; — aber für Herrn von Bismarck ist dies nicht möglich. Durch die Richtung, welche er unserer Politik gegeben hat, ist die polnische Angelegenheit die weit bedeutsamere geworden und das bundes-

gemäße Zusammenhalten an dem schwächern Punkt wird kaum dazu beitragen, die Solidarität an dem anderen zu sichern. —

Die Landesvertretung hat augenblicklich nicht die Macht, einen Wechsel unseres Regierungssystems zu bewirken; sie verhält sich in den auswärtigen Dingen fast als Zuschauer; sie muß warten, bis der Ernst der europäischen Verwickelung ein Eingehen auf die Urtheile und Empfindungen des Landes unabweislich macht. Dagegen kann sie schon heute die schwebenden inneren Fragen sachlich durcharbeiten und dadurch eine positive Parteibildung vorbereiten, auf welche nach dem Sturz der Feudalen ein neues Ministerium sich stützen muß. Wir freuen uns, daß im Abgeordnetenhause dieses Bedürfniß mehr und mehr anerkannt worden, und daß die Zeit hoffentlich bald vorüber ist, wo man dem Hause nicht mit Unrecht vorwerfen konnte, es sei in keinem Punkte einig, außer in der Negation. In der Fortdauer dieses Zustandes liegt die Stärke der Kreuzzeitungspartei. Man mochte über den Unsegen ihrer Herrschaft noch so viel klagen, — es ließen sich bisher keine Ministercandidaten vorstellen, die einige Aussicht hatten, von der Krone acceptirt und von einer zuverlässigen Majorität des Abgeordnetenhauses unterstützt zu werden. Je mehr sich dagegen das Haus auf die wichtigsten Materien der Gesetzgebung einläßt und dadurch seinen Mitgliedern Gelegenheit giebt, sich des Unterschieds und der Einheit ihrer Ueberzeugungen bewußt zu werden, desto mehr wird die Gruppirung fester Parteien eingeleitet, ohne welche ein constitutionelles Regierungsprogramm und ein constitutionelles Ministerium nicht möglich sind. Das Wichtigste in dieser Hinsicht war das sachliche Eingehen auf die Wurzel aller unserer Wirren, auf die Armeereform. Denn eben auf Anlaß dieser Frage waren im vorigen Jahr zufällige Parteiverbindungen entstanden. Mit den radicalen Elementen, denen die Verstärkung unserer Wehrkraft aus Gründen demokratischer Freiheitsliebe zuwider war, hatten sich die Constitutionellen sowohl des linken Centrums, als auch der Fortschrittspartei verknüpft, welche die totale Ablehnung aller Bewilligungen für eine Reform nur als ein vorläufiges Mittel der Taktik ansahen. Das Mittel bewährte sich nicht. Vielmehr diente die pure Verneinung dazu, die Krone mit der feudalen Partei fester zu verknüpfen. Die Einsicht in diesen Fehler ist wohl der tiefere Grund, weshalb die Führer der gemäßigten Richtung innerhalb der Majorität die Vorlage der Kriegsnovelle benutzten, um von dem Wege der Negation abzulenken und der Krone ein Compromiß — wenn nicht für heute, so für die Zukunft zu bieten. Der Gährungsproceß, der seitdem in der Fortschrittspartei eintrat, ist der schlagendste Beweis für die Divergenz der Ansichten, die innerhalb derselben in Betreff der wichtigsten Bedürfnisse unseres Staatslebens vertreten sind. Sobald die Frage nicht mehr zu umgehen war, wie denn das Heerwesen in Zukunft gestaltet werden solle, trat auf der einen Seite die vernünftige Einsicht in die bisherigen Mängel, insbesondere in die Nothwendigkeit, das jährliche Contingent der Bevölkerungszahl entsprechend zu vermehren, und auf der anderen Seite die Vorliebe für das schweizerische Milizsystem, die unklare Phantasie von einem Volksheer, die Erinnerung an die Kämpfe zwischen Parlament und Krone auf dem britischen Inselreich und endlich jedenfalls der Entschluß heraus, die jährliche Zahl der

Recruten nicht über das Maaß von 1859 zu erhöhen, gleichwohl aber die Dienstzeit aller Waffengattungen zu vermindern. Der Gegensatz, der sich hier entwickelte, ist in der That der größte, welcher für preußische Verhältnisse denkbar ist; denn es handelt sich dabei um die Frage, ob denn in unserm Staat die constitutionelle Freiheit nicht vereinbar ist mit seiner militärischen Macht, die parlamentarische Regierung mit seiner Vertheidigungsfähigkeit gegen die großen Militärstaaten, welche von drei Seiten seine Grenzen berühren. Gleichwohl suchten die talentvollen Journalisten der radicalen Minorität der Welt einzureden, daß der ganze Streit nur eine Frage der Form und Taktik betreffe. Als dieser Vorwand nicht mehr verfangen wollte und die Aussicht auf den Sieg der Gemäßigten sich befestigte, wurde die Intelligenz der Berliner Urwähler aufgerufen; unter der Anleitung bewährter Wühler decretirten einige Sectionen, was in dem gefährlichen Falle die Schuldigkeit der Abgeordneten sei, und in einem dankbaren und anregenden Schreiben klagte Herr Waldeck über die Duselei des Gothaismus, der zu gleicher Zeit Ja und Nein sage und durch die Concession der erhöhten Aushebung die Hauptgrundlage der Reorganisation zugestehe. Wir halten es für einen Beweis von der Tüchtigkeit der Mehrheit des Hauses, daß sie dieser Agitation bisher leidlich widerstanden hat. Auf das Technische der Militärfrage gehen wir hier nicht ein, in dieser Hinsicht dürfen wir auf eine andere Stelle dieser Blätter verweisen. Aber das kann ja für offne Augen nicht zweifelhaft sein, daß mit dem Siege der Waldeck'schen Ansicht auch der Sieg unserer Conservativen für lange Zeit entschieden wäre, weil kein preußischer Monarch, weder der heutige noch ein anderer, mit einer Partei sich verständigen kann, deren Ziel die möglichste Abschwächung des preußischen Heeres ist. Das Recht der Existenz sprechen wir dieser Partei deshalb nicht ab. Sie ist das genaue Gegenbild der Kreuzzeitung, die ihrerseits nie aufgehört hat, das verstärkte Heer als eine Säule des Thrones gegen die Revolution, als eine Vermehrung der Sicherheitspolizei zu betrachten. Erst wenn diese Anschauung ihren Einfluß verloren hat, wenn von Oben herab das Heer mit fester Hand den inneren Gegensätzen der Politik entrückt ist, wird das Recht einer Partei aufhören, die heute nur die Sprache unserer Kreuzritter zu recitiren braucht, um die Gemüther der Masse zu gewinnen.

Die Forckenbeck'schen Amendements, durch welche die Krisis innerhalb der Linken hervorgerufen ist, entsprechen allerdings nicht durchaus dem Standpunkt, den wir seit Jahren vertreten haben. Wir würden eine mäßige Verlängerung der Reservepflicht und ein noch etwas stärkeres jährliches Contingent neben der Herabsetzung der Dienstzeit für wünschenswerth halten. Aber unser constitutionelles Gewissen sagt uns, daß man große Reformen nur im Einklang mit der Ueberzeugung des Landes durchführen kann und soll, und daß man sich im anderen Falle mit dem, was durchführbar ist, bescheiden muß. Dringlicher als die Erhaltung der bestehenden Bataillone ist für Preußens Geltung und Macht die Herstellung des Friedens zwischen König und Volk, und weil die Forckenbeck'schen Vorschläge ein Schritt auf diesem Wege sind, darum halten wir es für eine Pflicht, ihnen zu folgen. Die Reorganisation in ihrem ursprünglich beabsichtigten Umfang ist selbst bei verkürzter Dienstzeit nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Wer dies will, muß sich entschließen, den Staat ohne gesetzlichen Etat zu regieren, d. h. die Constitution auch für die Folgezeit zu suspendiren. Diesen Preis kann kein Constitutioneller zahlen, mögen seine Ansichten über das Heerwesen im Uebrigen sein, welche sie wollen. Der Sprung von 136 auf 253 Bataillone mochte gelingen, wenn man mit dem so verstärkten Heer nun in den auftauchenden politischen Fragen eine gewichtige Rolle spielte und insbesondere das politische Mißtrauen durch rüstige legislative Fortschritte im Geist der Verfassung beschwichtigte. Da beide Voraussetzungen fehlten, so ist er mißlungen. Man folgte im Sommer 1859 der Bequemlichkeit; die Landwehrbataillone waren zusammengezogen, man benutzte diesen Zeitpunkt, um sie in Linienformationen zu verwandeln. Diese zufälligen Umstände trugen wohl viel zu dem außerordentlichen Anspruch bei, die Cadres der Linie fast zu verdoppeln. Man wird diesen Anspruch früher oder später fallen lassen müssen. Wenn in jedem Armeecorps eine Brigade aufgelöst wird, so läßt diese Verminderung um 54 Bataillone die Linienarmee noch stark genug, um vor dem ersten Aufgebot der Landwehr selbständig in's Feld zu rücken und demselben Zeit zu seiner Sammlung und Befestigung zu geben.

Eine Regierung, die den aufrichtigen Willen hätte, sich mit dem Lande zu verständigen, würde auf Grund der Forckenbeck'schen Vorschläge sehr wohl in Unterhandlung treten und im Vergleich zu den früheren Verhältnissen für bedeutende Reformen die gesetzliche Grundlage gewinnen können. In jüngster Zeit hat die officiöse Presse einiges Einlenken gezeigt, dann aber die Resolutionen, die dem Commissionsentwurf angehängt sind, zum Vorwand einer neuen feindseligen Wendung genommen. Danach ist es nicht wahrscheinlich, daß an eine Umkehr heute schon gedacht wird. Wir unsererseits würden einem Compromiß selbst mit dem Ministerium Bismarck in der Militärfrage zu jeder Zeit das Wort reden, einmal weil die Sicherheit des Landes eine gesetzliche Ordnung seiner Wehrverhältnisse dringend erheischt, dann aber — weil wir gewiß sind, daß mit der Schlichtung dieses Streitpunkts der Hauptgrund weggefallen wäre, welcher dem Ministerium Bismarck bei der Krone seinen Halt verleiht.

Noch ist übrigens die Aussicht nicht gesichert, daß der Entwurf der Militärcommission von dem Plenum festgehalten wird. Herr von Forckenbeck selbst hat seinen Amendements, die doch zu dem Zweck gemacht waren, um eventuell von dem Herrenhaus und der Regierung angenommen zu werden, einen starken Stoß durch jene zweite Resolution versetzt, welche die Durchführung jenes Gesetzentwurfs unter der jetzigen Staatsregierung für unmöglich erklärt. Er mochte diese Resolution als ein unschädliches Mittel betrachten, um die Agitation in den Wahlkreisen zu beschwichtigen und manche ängstliche Natur, der die Waldeck'sche Popularität imponirt, bei sich festzuhalten. Aber die radicale Minorität hat nicht verfehlt, auf den Widerspruch zwischen dem Zweck des Gesetzentwurfs und der Behauptung der Resolution hinzuweisen und die neue Hoffnung daran zu knüpfen, daß man bis zu einer Aenderung des Regierungssystems den ersteren doch noch vertagen werde. Nachdem der Terrorismus seine Wirkung in der Hauptsache verfehlt hat, legt sich die Minorität jetzt auf das Bit-

ten. Die Klage wird wiederholt, daß man ohne Aussicht auf unmittelbaren Erfolg die bisherige Mehrheit zersprenge, daß man eine Annäherung aller früheren constitutionellen Elemente von Vincke bis Forckenbeck vorbereite, und der eigenen Fraction das bisher geübte parlamentarische Uebergewicht entreiße. Dieses Fractionsinteresse, nicht das der Einheit der Opposition — denn die Opposition wird vor wie nach alle Glieder des Hauses bis auf die zehn Conservativen umfassen — kann, falls das linke Centrum nicht festhält, noch im letzten Moment der negativen Richtung zum Siege verhelfen. Wenn die Regierung während der Plenarverhandlungen die zweijährige Dienstzeit abermals von der Hand weist, so wird hieran das Verlangen geknüpft werden, den Commissionsentwurf nunmehr als gescheitert fallen zu lassen. Vielleicht gelingt es auch, den Kern der Amendements auszuhöhlen und nur die leere Hülse stehen zu lassen. Darauf laufen die Anträge einiger in volkswirthschaftlichen Kreisen bekannten Abgeordneten hinaus, — — doch, wir dürfen auch hierüber auf den militärischen Aufsatz des vorliegenden Heftes verweisen.

Unsere Wünsche im Betreff der Behandlung der Militärfrage gehen nicht aus speciellen Parteiinteressen hervor. Wenn die Frage zu einer Scheidung in der Fortschrittspartei Veranlassung gäbe, so würden die Altliberalen wenig Gewinn davon haben. Innerhalb der neuen, eine größere Dauer versprechenden Mehrheit wären sie nur ein sehr geringer Bruchtheil. Aber die Lage des Vaterlandes mahnt, über enge Parteiinteressen hinauszusehen und jede Fortentwickelung gut zu heißen, durch welche der Sturz des jetzigen Regierungssystems vorbereitet wird. Eins aber möge bei den Debatten im Hause nicht ganz übersehen werden: es liegt auf uns der Druck einer kriegsschwangeren Atmosphäre und die Zeit scheint näher zu rücken, wo die Kraft der Staaten zwar zunächst nach dem sie belebenden Geist, aber dann auch nach der Zahl ihrer Bataillone bemessen wird.

Notizen.

Von dem Beginn der neueren Bewegungen in Italien an ist man, besonders in dem protestantischen Europa, mit lebhaftem Interesse jenen Regungen religiösen Reformbedürfnisses gefolgt, die von der politischen Erhebung ermöglicht und ermuthigt an den verschiedensten Orten hervortraten. In Deutschland hat man Zeitungsartikel, Abhandlungen, endlich Bücher über die neuanbrechende kirchlich-religiöse Aera in Italien geschrieben; von England her haben die Bibelgesellschaften viele Tausende von italiänischen Bibeln als Zündstoff über die Halbinsel verbreitet, und daneben hat jeder reisende Lord, sofern er es nicht mit den Doctrinen des Dr. Pusey hielt, es für seine specielle patriotische Aufgabe erachtet, so viel an ihm, dem schüchtern aufblühenden italiänischen Protestantismus mit der Autorität Altenglands unter die Arme zu greifen und neben den üblichen Studien über Land, Volk und Kunst, wie der Kanon Murray's

sie vorschreibt, zugleich gelegentlich das nationale No popery! praktisch in's Italiänische zu übersetzen.

In der That ist nichts natürlicher und berechtigter, als dieses Interesse. Wie sollten wir nicht alle ein solches der alten Mutter der modernen europäischen Cultur widmen, zumal in einem Momente, wo diese nach langer Erstarrung wieder zu neuem Leben zu erwachen scheint! Wir Deutschen haben dabei gewissermaaßen noch ein ganz besonderes sympathisches Interesse. Auch wir versuchten im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts unsere politische und religiöse Reformation mit einer einzigen großen Kraftanstrengung zu erringen; es gelang uns nur — wie auch immer — die eine. Wird es dem Genius des italiänischen Volkes gelingen, Staat und Kirche mit einem Male zu reformiren? Ganz abzusehen von der praktischen Wichtigkeit, die es auch für Deutschland und für die deutsche Kirchenverfassung haben müßte, wenn der Katholicismus in seinem eigenen Kronlande eine durchgreifende Umgestaltung erführe, oder gar — wer daran denken will — völlig beseitigt würde.

Nur dürfte es über die Art jener Theilnahme verschiedene Ansichten geben, und es liegt die Gefahr nahe, daß man sich Illusionen hingiebt über den Charakter und die geschichtliche Bedeutung der gegenwärtigen religiösen Bewegung in Italien. Das Maaßgebende hierbei dürfte wohl sein: einmal die Stärke des positiven Interesses, welches sich für uns an den Gang jener Entwickelung knüpft, und dann die Möglichkeit, für diese oder jene Wendung derselben thätig und wirksam einzugreifen. In beiden Beziehungen befinden wir uns in wesentlich anderer Lage, als — was vorzugsweise in Betracht kommt — England. Für England fällt hier in der That ein wichtiges politisches Interesse mit dem religiösen zusammen; man weiß, was die englische Politik für ein befreundetes Italien gethan hat: wie unendlich wichtiger und sicherer würde derselben ein starker protestantischer Staat an dieser Stelle sein! Somit treiben die englischen Gesellschaften, die den Import der Diodatischen Bibelübersetzung vermitteln, somit treibt der vornehme englische Reisende, der auf eigene Faust Propaganda macht, zugleich wissentlich oder unwissentlich gute englische Politik. Zudem ist von allen protestantischen Staaten England unstreitig derjenige, dem, wenn es darauf ankäme, eine protestantische Entwickelung in Italien thatkräftig zu stützen oder in seinem Sinne zu lenken, wenigstens die äußeren Mittel bei Weitem am meisten zur Verfügung stünden. Es bedarf kaum einer Erörterung, daß wir Deutsche in beiden Beziehungen in wesentlich anderer Lage sind. Unstreitig ist der deutschen Wissenschaft für die nächste Zeit ein bedeutender Einfluß in Italien bestimmt, und die Anfänge desselben sind schon deutlich zu erkennen; wir werden jetzt den Italiänern zurückzahlen, was wir ihnen, in culturhistorischer Beziehung vom fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert her schulden. Aber diese Beziehungen werden nicht aus der Sphäre culturhistorischer Berührung und Befruchtung heraustreten. Fragt man, ob sich für uns, ähnlich wie für England, ein positives nationales Interesse an die Protestantisirung Italiens knüpft, so würde dies eben nicht schlechthin abzuweisen sein, aber ebensowenig wäre ihm eine schlagende Bedeutung beizumessen; für England hat die Betonung des protestantischen Princips in der Politik noch

immer einen gewissen Sinn; sie mag ihn auch für das Preußen der Gegenwart haben: die deutsche Politik der Zukunft wird keinerlei confessionelle Färbung tragen können.

Man wird mithin kaum zu viel behaupten, wenn man sagt, das Interesse, was für uns jene Vorgänge in Italien haben und haben können, ist einmal das allgemeine culturhistorische, und dann das religiöse, oder, wie wir es lieber nennen wollen, das theologische. Die Wichtigkeit, welche der Erscheinung von jenem ersteren Standpunkt aus zukommt, wird von keiner Seite verkannt werden, und wir gehen hier auf Erörterungen dieser Art nicht ein. Daß es daneben auch eine theologische Betrachtungsweise für Dinge dieses Bereichs geben muß, leuchtet uns zwar als Nothwendigkeit nicht ein; — indeß mag wohl ein principieller Domänenstreit hier unstatthaft sein, und wir begnügen uns, uns an einen praktischen Fall zu halten und die jüngst erschienene Schrift eines deutschen Theologen mit einigen kurzen Bemerkungen zu begleiten.

Es liegt uns die Schrift vor: Die evangelische Bewegung in Italien; nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien geschildert von C. Nitzsch, Berlin 1863. Wer bisher entweder durch eigene Anschauung, oder durch zahlreiche gute Aufsätze in Gelzer's Monatsheften, oder durch das Buch von Witte sich über den Gegenstand zu unterrichten nicht Gelegenheit gehabt hat, dem können wir, wenn ihm jene Hülfsmittel nicht zur Hand sind und wenn er eine bisweilen etwas confuse, bisweilen an's Erbauliche streifende Schreibart nicht scheut, die Schrift des Predigers Nitzsch aufrichtig empfehlen; auch die im Anhang übersetzten Bruchstücke bieten einige interessante Züge; — sonst ist Neues gerade nicht viel darin zu lesen. Uebrigens tritt der Verfasser mit anzuerkennender Anspruchslosigkeit auf, und was man gegen sein Buch sagen möchte, trifft im Ganzen eigentlich mehr die zünftige theologische Art zu denken und zu betrachten, als ihn persönlich.

Gewiß, es gehen merkwürdige Dinge in Italien vor sich, auch auf dem Gebiet der religiösen Entwickelung. Es kommt vor Allem darauf an, dem hierüber zu unterrichtenden Leser eine Anschauung des Zustandes zu geben, aus dem dieses Volk sich herauszuarbeiten beginnt. Nur wird zu diesem Behufe mit den üblichen theologischen Kategorien wenig erreicht, oder vielmehr gleich von vornherein ein Gesichtswinkel genommen, unter dem es unmöglich ist, den Dingen gerad in's Auge zu sehen. Wie schwer wird es doch immer noch der Mehrzahl unserer Theologen, wo sie es mit dem Katholicismus zu thun haben, sich des „Wandelns in der Finsterniß" und ähnlicher Erbaulichkeiten zu entschlagen! Man mag es Keinem, und am wenigsten einem Theologen verargen, wenn er die Normen seiner Confession festhält und betont — aber ist es jetzt noch an der Zeit, die beiden großen Confessionen des Abendlandes so summarisch zu charakterisiren, daß man die Anhänger der einen kurzweg als die im Finstern wandelnden bezeichnet und sich selbst ausschließlich den Besitz des religiösen Lichtes vindicirt? Man kann ein leidlich guter Protestant sein und doch sagen: so einfach liegen die Dinge nicht.

Freilich kommt nun unserem Verfasser hierbei die Art und Weise zu Hülfe, wie er die allgemeinen Culturzustände Italiens beurtheilt. „Lug und Trug

sind so heimisch in Italien, daß die größere Wahrhaftigkeit der Fremden fast wie Dummheit angesehen wird, und daß kaum zwischen Freunden rechtes Vertrauen herrscht. — Das gar leicht angenommene (sic) Morden hat bei aller Grausamkeit einen Beigeschmack von Feigheit. Trägheit und Erschlaffung ist überall sichtbar. Selbstsucht und Weltsucht sind schrankenlos. — Ideale Güter kennt man kaum (!). — Aber ich will in Kürze sagen, was mich für jene am Rande des Abgrunds sorglosen, leichtsinnigen Völker besonders bange macht: das ist die völlige Verirrung des Gewissens, die völlige Erstorbenheit des sittlichen Gefühls, die große Falschheit des Gemüths. Eine Nathanaelsseele ohne Falsch findet man nicht leicht in Italien, besonders im südlichen Theile." So geht das „Sündenregister" fort. Es wird durch derartige schablonenhafte Schilderungen in der That nichts anderes bewiesen, als die Unfähigkeit des Beschreibers, culturhistorische Zustände überhaupt anzuschauen und zu verstehen; es giebt gar keine Nation in der Welt, auf die solche Beschreibungen passen, und wiederum, nimmt man den Standpunkt ein wenig anders, — so passen sie auf alle. Es ist dies jene Art von Urtheilen, denen wir leider so oft begegnen, und deren Grundlage meistens nur der Verkehr mit Gastwirthen, Facchinen und Droschkenkutschern und die Anschauung des Pöbels der Hauptstädte bildet; daß es ein italiänisches Volk jenseits dieser mit dem Fremden in Berührung kommenden Elemente giebt, daß große Bevölkerungsklassen, daß namentlich das Volk auf dem Lande und in den kleinen Städten dabei meistens ganz unberücksichtigt bleibt, daß überhaupt die Taxirung einer Nation in Bezug auf ihren Culturstand eine äußerst complicirte Rechnung ist, bei der Vieles von vielen Seiten her in Anschlag zu bringen ist: das pflegen die Wenigsten zu bedenken; es ist so süß, sich moralisch auf einer Höhe zu fühlen und den Sittenrichter abzugeben über ein Volk, dem man sonst mancherlei schöne Eigenschaften nicht abzusprechen vermag.

Kommen wir indeß zu dem eigentlichen Thema. Ohne Frage, es giebt schwere geistige Schäden zu heilen in Italien, wie anderwärts, und kein Zweifel, daß eine Reform der religiösen Zustände eines der Mittel ist, welche dazu dienen können. Sieht man, was sich bis jetzt in dieser Beziehung hervorgethan, so treten uns namentlich vier Erscheinungen entgegen. Wir können den Pater Gavazzi, den Aaron Garibaldi's, hier außer Acht lassen; er ist eine Individualität für sich, aufwühlend, anregend; eine besondere religiöse Gemeinschaft wird sich an seinen Namen nicht anknüpfen. Weit bedeutsamer ist Carlo Passaglia; es ist in ihm nicht die entfernteste Verwandtschaft mit irgend welcher protestantischen Doctrin; er hält streng an dem römischen Dogma, an dem Primat des Pabstes, an dem Begriff der katholischen Kirche; was er erstrebt, ist die Regeneration dieser Kirche durch die ausschließliche Zurückführung auf ihre geistliche Bestimmung; in Gemeinschaft mit zehntausend Priestern hat er jene Adresse an den Pabst gerichtet, worin er ihn beschwört, die weltliche Herrschaft der Kirche von sich zu werfen und so den Katholicismus zu retten; eine Reform der kirchlichen Disciplin, aber nicht des Dogmas, würde sich darauf von selbst anschließen. Die eigentlich evangelischen Bestrebungen werden vertreten, einmal durch die sogenannten freien evangelischen Vereine und dann

durch die Propaganda der Waldenser. Die evangelischen Vereine treten mit der bestimmten Forderung einer umfassenden Reformation auf; sie haben sich direct von Rom losgesagt, ohne indeß nach irgend einer andern Seite hin sich einer formulirten Gemeinschaft anzuschließen, sie protestiren dagegen, Protestanten im deutschen, englischen, französischen Sinne zu sein, mit Luther und Calvin erklären sie nichts gemein zu haben; was sie erstreben, ist eine reformatorische Gestaltung aus den eigenen geistigen Mitteln des italiänischen Volkes, zurückgreifend auf die ursprünglichen Quellen des Christenthums. Daneben endlich die Waldenser, die ältesten Vertreter evangelischen Glaubens in Italien, aus denen die vorher genannten Vereine durch Ausscheidung hervorgegangen sind; hier eine Jahrhunderte alte Ueberlieferung, ein formulirtes Dogma, eine kirchliche Ordnung; in zahlreichen kleinen Gemeinden haben sie sich jetzt über einen großen Theil Italiens verbreitet.

Es ist natürlich nicht die Aufgabe über irgend eine dieser Richtungen abzuurtheilen; auch enthält sich dessen unser Verfasser und läßt die richtigen Gedanken, die jeder zu Grunde liegen, zur Geltung kommen. Indeß kann er doch allerdings nicht umhin, die Sympathie zu erkennen zu geben, die er namentlich den Bestrebungen der Waldenser widmet, und, verstehen wir ihn recht, so würden es diese sein, denen er am liebsten die religiöse Zukunft Italiens in die Hand legen würde. Fragt man nach dem Grund, so scheint dieser nicht gerade ein dogmatischer zu sein; die Hauptsache ist, daß hier eine mehr oder minder geschlossene kirchliche Organisation vorliegt. Der Theolog ehrt und begünstigt die evangelischen Bestrebungen, aber dieses religiöse Leben aus der freien Faust ist ihm fatal, er sehnt sich nach einer Verfassung, nach Kirche und Gemeinde. Darin zeigen sich freilich die „evangelischen Vereine" noch ziemlich widerstrebend; hier wird das allgemeine Priesterthum stark betont, und über die Lehre vom Amt bestehen, wie es scheint, ziemlich freie Ansichten; diese Leute zeigen gar keine Eile, aus dem Stadium der freien religiösen Vereinigung so rasch herauszutreten, und wenn unser Verfasser dieses ihr „falsches Freiheitsgelüst" mit der voraufgegangenen engen Einschnürung durch den Katholicismus entschuldigt und hinzufügt, wie es natürlich sei, „daß die evangelischen Italiäner leicht einen papistischen Sauerteig fürchten, auch wo evangelische Formen und Ordnungen ihnen entgegentreten," so könnten wir aus heimischer Erfahrung bemerken, daß diese Befürchtung nicht so ganz ohne triftigen Grund sei.

Es scheint uns, daß weder jene Vorliebe für die Waldenser, noch dieses Drängen auf kirchliche Gestaltung in diesem Falle viel für sich hat. Es ist an sich wenig wahrscheinlich, daß die Waldenser, Jahrhunderte lang beschränkt auf die dünne Bevölkerung einiger armen Alpenthäler, jetzt, da endlich die Schranken gefallen, wirklich die geistige Expansivkraft besitzen sollten, um nachhaltig auf die Entwickelung des religiösen Lebens in Italien einwirken zu können; wir können in ihrem Walten nicht mehr als einen ersten Anstoß erkennen, der ihnen dadurch erleichtert war, daß sie bereits eine Organisation, vor Allem geübte Prediger und Bibelerklärer besaßen; im weiteren Verlauf werden sie überholt werden und ihr Werk mit neuen Bildungen verschmelzen, wie denn die „evan-

gelischen Vereine" bereits aus ihnen hervorgegangen sind. Hieraus ergiebt sich aber auch unsere Meinung in Betreff der Dringlichkeit der Fixirung kirchlicher Formen. Wir können diese durchaus nicht wünschen; nicht als ob wir meinten, eine völlige Atomisirung des religiösen Lebens, nach Art des Darbismus, wäre für Italien wünschenswerth oder möglich; aber es scheint uns ein völlig richtiger Instinct zu sein, der die evangelischen Vereine für's Erste noch abhält, sich eine festere Gliederung zu geben. Die Dinge sind hierzu noch nicht reif, und jede kirchenmäßige Constituirung würde es ihnen nur erschweren, am Stamme zu Ende zu reifen. Man irrt doch, wenn man in all' diesen Bewegungen mehr als Ansätze und Anfänge sieht, die erst durch lange Durcharbeitung oder durch einen genialen Reformator zur Consistenz gelangen müssen. Wie correct auch immer jene Vereine die evangelischen Grundgedanken festhalten, — über diese hinaus zu weiterer Ausbildung sind sie in der That noch nicht sehr gelangt, und es giebt da doch noch viel in's Einzelne zu arbeiten; der Gedanke des Zurückgreifens auf die ursprünglichen Quellen und der Reproduction des Urchristenthums ist gewiß der nothwendige Ausgangspunkt, aber er allein ist doch noch nicht Fleisch und Knochengerüst, um daraus einen neuen kirchlichen Körper zu formen.

Zudem, noch stehen diesen evangelischen Ansätzen jene Bestrebungen Passaglia's und seiner Partei gegenüber, auch sie durchaus national, die Anhänger Passaglia's den Evangelischen numerisch unendlich überlegen. Ganz abgesehen von dem, was man etwa wünschen möchte, scheint uns die nächste religiöse Zukunft Italiens, wofern nicht ein großer Reformator wirklich neue Bahnen findet, doch mit größerer Wahrscheinlichkeit in der Richtung Passaglia's, als in der der evangelischen Vereine zu liegen. Die Zahlenverhältnisse dürfen hierbei doch auch einigermaaßen in Betracht gezogen werden, und wie verschwindend klein ist, bei völliger Gewissensfreiheit, doch noch immer die Zahl derer, die den neuen Lehren sich zugewendet haben! Und weiter: wie erregt auch immer gegenwärtig die allgemeine Stimmung gegen das päbstliche Regiment sich stelle, — wir sind durchaus überzeugt, daß allerdings eine Entscheidung im Sinne Passaglia's noch jetzt den mächtigsten Umschlag bewirken würde. Man haßt die weltliche Herrschaft des Pabstes, aber der geistliche Primat Roms über die katholische Welt ist ein historisches Ehrengut der Nation, dessen man sich mit Stolz bewußt ist, das diejenigen der Nation entziehen, welche gegen die katholische Kirche ankämpfen. Das Bewußtsein dieses Vorrangs vor den übrigen christlichen Nationen hat sich in Italien stets erhalten; es hat in dem Kampfe gegen die Reformation eine nicht unbedeutende Stelle gehabt; es kehrt uns noch heute wieder, wenn es z. B. in einem Blatte der Passaglia'schen Partei heißt, daß die Revolution das religiöse Pontificat nicht angreifen dürfe, „welches sie als nothwendig für den moralischen Primat Italiens über die übrigen Nationen Europas ansieht." Es wird darauf ankommen, ob Rom dazu wird gelangen können, sich mit den politischen Forderungen der Nation auseinanderzusetzen; damit würde das Pabstthum gerettet sein, und es begönne vielleicht — wenn wir auch nicht gerade an die bekannte Vision Macaulay's in Betreff der Ewigkeit desselben glauben mögen — dann eine neue Phase in der Geschichte dieses doch großen Instituts. Es hat wenig Wahrscheinlichkeit, daß das Pabstthum

wirklich in seinem Centrum vernichtet werden wird; der Zerstörungsproceß hat in der Peripherie begonnen, und in dieser wird er wahrscheinlich weiter gehen.

Wir bekennen gern, daß in diesen Dingen ein sicheres Urtheil nicht zu fällen ist; das Wichtigste liegt hier verhüllt in dem Schooße unberechenbarer Möglichkeiten. Aber eben darum scheint es uns auch ein unglücklicher, fast kleinlicher Gedanke, zu vermeinen, daß wir, daß der deutsche Protestantismus die Aufgabe habe, sich jener jungen Triebe in Italien hülfreich anzunehmen. In England hat man ein Comité gebildet zur Evangelisation Italiens, und der Verfasser der vorliegenden Schrift hält es an der Zeit, daß man, neben den Bemühungen des Gustav-Adolfs-Vereins, auch bei uns dazu schreite, eine besondere Commission für diesen Zweck zu gründen; es scheint die Aufforderung dazu einer der Hauptgedanken seines Buches sein zu sollen, ja, er spricht wol selbst das pium desiderium aus, daß junge deutsche Theologen sich in der italiänischen Sprache ausbilden und dann gen Italien ziehen möchten, um dort an dem Werke der Evangelisation mitzuwirken. Der Vorschlag hat eine Seite, gegen die sich nicht wohl etwas sagen läßt, insofern die Lust, Convertiten zu machen, eine tief in der menschlichen Natur wurzelnde Neigung ist. Nur dürfte es eine große Täuschung sein, daß damit etwas anderes zu erreichen stehe, als die Befriedigung dieses subjectiven Vergnügens. Zunächst steht fest, daß von den verschiedenen religiösen Parteien in Italien es eben nur die der Waldenser sein könnte, mit denen von Deutschland aus eine dauernde Verbindung angeknüpft werden könnte; wir haben unsere Meinung über die Chancen dieser Partei eben geäußert, und jedenfalls dürfte gerade der Umstand, daß die Waldenser allein geflissentlich die Verbindung mit auswärtigen Protestanten pflegen und suchen, ein Beweis dafür sein, daß ihnen eben die tieferen Wurzeln im italiänischen Volksthum fehlen. Von den „evangelischen Vereinen" aber kann kaum die Rede sein, da sie entschieden die Solidarität mit dem außeritaliänischen Protestantismus zurückweisen. Nun ist allerdings nicht in Abrede zu stellen, daß, namentlich von einem gewissen charitativen Standpunkt aus, die Unterstützung der an verschiedenen Orten, besonders von den Waldensern, gegründeten Schulen mit Geldmitteln, ein verdienstliches Werk sein würde; nur dürften diese Mittel an vielen anderen Stellen besser angebracht sein; es ist nicht das Geld, welches Italien mangelt; Hülfsleistungen dieser Art haben einen praktischen Sinn für die armen Gemeinden der Diaspora, nicht hier, wo es sich um die religiöse Erhebung eines reichen und blühenden Volkes handelt. Noch viel weniger aber ist Italien der Boden für eine deutsche protestantische Mission. Welches immer das Resultat der jetzigen Bewegungen sein möge, ein fruchtbringendes kann es nur dann sein, wenn es als eigenstes Product aus der Tiefe des italiänischen Volksgeistes hervorgegangen sein wird, und eben nur, wenn dieser die Kraft zu einer Schöpfung dieser Art besitzt, ist die Reformation möglich. Die Zeiten der Bekehrung sind vorüber; was die Nationen gewinnen wollen und können, das erringen sie sich selbst durch die eigenste Arbeit ihres Geistes; was immer die religiöse Zukunft Italiens sei, sie wird sich gestalten aus eigner Kraft, nach eigner Art mit oder ohne das Zuthun deutscher Predigtamtscandidaten. —

Vor etwa sechs Jahren hatte F. Dümmler's Verlagshandlung in Berlin eine zweite Ausgabe der hinterlassenen Werke des Generals K. v. Clausewitz veranstaltet. Damals erschienen zunächst die drei ersten Bände, welche die Theorie des Krieges behandeln; nach einigem Zwischenraum folgten die Feldzüge von 1796 und 99; und jetzt endlich sind auch die letzten kriegsgeschichtlichen Schriften, die Feldzüge von 1812—15, sowie eine Reihe mehr oder minder ausgeführter Arbeiten über die Kriege Gustav Adolf's, Türenne's, Friedrich's des Großen u. s. w. erschienen; so daß die neue Ausgabe seit Anfang des Jahres vollendet vorliegt. Der Verlagshandlung gebührt die Anerkennung, daß sie das Werk in ansprechender äußerer Ausstattung und um einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis hergestellt hat; auch scheint sie durch die Theilnahme des militärischen Publicums bei dem Unternehmen hinreichend unterstützt worden zu sein. Die ganze Bedeutung der Sache scheint aber weder die Verlagshandlung noch das militärische Publicum gehörig gewürdigt zu haben. Wir finden nämlich, daß die neue Ausgabe in der Hauptsache nichts als ein einfacher Abdruck der alten ist, während eine neue und sorgfältige Redaction sowohl um der formellen und sachlichen Fehler willen, welche die alte enthält, wie der vielfachen neuen Quellen wegen, die uns wesentliche Aufklärungen über den Stoff selbst gebracht haben, ein dringendes Bedürfniß gewesen wäre. Eine solche Redaction würde natürlich bei den meisten älteren Schriftstellern eine verschwendete Arbeit sein: Clausewitz aber steht in der kritischen Kriegsgeschichte so unerreicht da, seine Schriften, namentlich über die Kriege der französischen Republik und des Kaiserreichs, sind trotz aller neueren Quellen noch jetzt so mustergültig, in ihrem wesentlichen Inhalt von so bleibendem Werth, daß bei ihm eine Redaction der angedeuteten Art ein wahres Verdienst um die Kriegswissenschaft sein würde. Wir finden aber ferner, daß bei der neuen Ausgabe, wie es scheint, auch nicht einmal der Versuch gemacht worden ist, die noch ungedruckten Schriften von Clausewitz herauszugeben. Es sind darüber freilich noch wenig Nachrichten in die Oeffentlichkeit gedrungen; doch weiß man wenigstens von zweien. General Höpfner lernte nämlich bei Ausarbeitung seines berühmten Werkes über den Krieg von 1806/7 eine Schrift von Clausewitz über diesen Krieg kennen und beabsichtigte auch, sie herauszugeben. Dann erwähnt General v. d. Gröben in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der beiden letzten Bände von Clausewitz, daß noch eine sehr bedeutende Arbeit desselben, welche in einem gewissen Zusammenhang mit dem Krieg in der Vendée stehe, zu späterer Veröffentlichung zurückgelegt sei. Bei der Veranstaltung einer neuen Ausgabe also hätte es sich doch wohl der Mühe verlohnt, diesen Dingen wieder einmal sorgfältig nachzugehen. Daß dabei diplomatische Rücksichten hindernd im Wege stünden, wie eine sonst sehr warm geschriebene Recension im Literaturblatt der Darmstädter Allgem. Milit.-Ztg. vermuthen läßt, können wir schon aus dem Grunde nicht annehmen, weil die fraglichen Arbeiten jedenfalls weit genug hinter unserer Zeit zurück liegen und weil Clausewitz bei aller unerbittlichen Schärfe des Urtheils viel zu besonnen und maaßvoll geschrieben hat, um solche Rücksichten zu veranlassen. Auch wird es unseres Wissens sehr wohl möglich sein, bei General v. Moltke, dem Chef des großen preußischen Generalstabs, oder bei General v. Clausewitz, dem

Sohn des berühmten Autors, über die Frage Aufklärung zu erhalten. Soviel an dieser Stelle zur Anregung für die beiden Punkte: — für eine Redaction der vorhandenen Schriften nämlich und für die Herausgabe des Nachlasses. Eine weitere Verfolgung der Sache von berufener Hand schiene uns im Interesse der deutschen Kriegswissenschaft dringend geboten.

Stets haben wir es uns zur Ehre gerechnet, die von Sybel herausgegebene Historische Zeitschrift als eine unseren Jahrbüchern in Geist und Zweck verwandte betrachten zu dürfen, haben sie auch wohl gelegentlich um manch' schönen Aufsatz freundschaftlich beneidet und das betreffende Heft dann nur um so beflissener unseren Lesern empfohlen. Auch mit dem eben erschienenen neusten, dem Eröffnungsheft des 5. Jahrgangs befinden wir uns in diesem Falle. Dasselbe bietet abermals eine erfreuliche Abwechslung rein wissenschaftlicher Arbeiten und solcher Aufsätze, die durch Form und Inhalt über den Preis der Fachgenossen hinaus die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es war wohl endlich an der Zeit, daß die deutsche Geschichtswissenschaft einmal einen Schlag in die Confusion hinein that, die Buckle mit seiner Civilisationsgeschichte anzurichten verstanden hat. Ein Mann, der in arbeitsvoller Forschung die mannichfaltige Natur des geschichtlichen Stoffes erprobt und in wechselnder Darstellungsweise dieser Verschiedenheit gerecht geworden, ein Historiker, der durch geistvolle Lebendigkeit und weitausgreifende Bildung vor vielen hervorragt, der endlich mehr als die meisten in den Regionen zu Hause ist, wo die Geschichtswissenschaft mit den höchsten und letzten Fragen des denkenden Geistes sich berührt und in denen wiederum, wo die Geschichtschreibung zur praktisch wirkenden Macht wird — dieser Mann war ohne Zweifel vorzugsweise berufen, dem Engländer zu wiederholen, was Kant gegen die common-sense-Philosophen bemerkte: „Meißel und Schlägel können ganz wohl dazu dienen, ein Stück Zimmerholz zu bearbeiten, aber zum Kupferstechen muß man die Radirnadel brauchen." Das vor uns liegende Heft beginnt mit einem an Buckle anknüpfenden Aufsatz von Droysen: „Die Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft." Fast sollten wir meinen, daß den Bewunderern der „exacten" Wissenschaft nach dem Buckle'schen Muster aus den Ausführungen oder besser aus den Winken, Fragen und Anregungen dieses Aufsatzes denn doch eine Ahnung von der Unzureichenheit, der Verwirrung und Dürftigkeit der Buckle'schen Gesichtspunkte aufgehen müßte. Mit Recht bezeichnet Droysen als den Grundirrthum des Engländers die Verkennung der Eigenthümlichkeit des Geschichtlichen und die umstandslose Uebertragung naturwissenschaftlicher Methode auf ein dieser Methode incommensurables Gebiet. In der That, wie äußerlich die Theilung der Arbeit, die Sonderung der Stoffe, so ist, was die geistige Ansicht der Dinge anlangt, die Individualisirung der Methode je nach der Beschaffenheit der zu erforschenden Objecte die Forderung der Wissenschaft der Gegenwart, womit sie der großen Leistung der jüngsten Vergangenheit, der Unterordnung alles Erkennens unter einen einheitlichen höchsten Gesichtspunkt und unter eine Universalmethode — nicht sowohl feindselig, als corrigirend entgegentritt. Die Wissenschaftslehre, die Logik, die Metaphysik, oder wie man sonst die beherr-

schende Wissenschaft genannt hat und in Zukunft nennen will, ist nicht eine einheitliche, für die physische wie die geschichtliche Welt gleich anwendbare, sondern sie ist vielgestaltig und selbst wieder ein Organismus von Wissenschaftslehren und Methoden. Ob sich die Metaphysik und Methodik der Geschichtswissenschaft zu einer Art Primat über die übrigen in der nächsten Zeit aufschwingen werde, das mag dahin stehn. Daß sie sich in gewisser Rücksicht vorzugsweise dazu eignet, ist gewiß. In diesem Sinn können wir uns mit denjenigen einverstanden erklären, was Droysen am Schluß seines Aufsatzes ausspricht, daß die für die ethische, die Geschichtswelt aufzufindende Methode vorzugsweise dazu angethan sein dürfte, den täglich weiter klaffenden Zwiespalt zwischen der materialistischen und supranaturalistischen Weltanschauung und den Dualismus ihrer beiderseitigen Methoden zu versöhnen. — Zu lange indeß haben wir uns bei diesem ersten Aufsatz verweilt, um anders als kurz über den Rest des Heftes referiren zu können. Eine längere Arbeit von Th. v. Bernhardi, die gerade jetzt, wo wir vielleicht in einen neuen russischen Krieg treiben, erhöhtes Interesse gewinnt, bespricht eine Reihe jüngsterschienener Werke über den russisch-französischen Krieg v. J. 1812, wobei von dem Verfasser mit dessen gewohnter Meisterschaft namentlich die eigentlichen Gründe des Rückzugs der Russen bis in das ferne Innere ihres Reichs und die gewaltige Erschöpfung der russischen Macht am Ende des Jahres 1812 noch einmal gründlich erörtert werden. Es folgen Aufsätze über mehr specielle wissenschaftliche Fragen. Freunde der Entwickelung der romanischen Völker im südwestlichen Europa werden mit Theilnahme den Mittheilungen von R. Baxmann „über den gegenwärtigen Stand der Geschichtschreibung in Portugal", namentlich auch über den trefflichen Herculano folgen. Fast die Hälfte endlich des ganzen Hefts ist mit der Uebersicht über die historische Literatur des Jahres 1862 gefüllt, der sich anhangsweise der Bericht über die letzten Arbeiten anschließt, die auf Veranlassung und unter Leitung der Münchner historischen Commission ausgeführt worden sind.

Die Regsamkeit auf dem Gebiete der deutschen Journalistik war überhaupt wohl noch niemals größer. Die Erscheinungen auf diesem Felde zu registriren kann nicht unsre Aufgabe sein, aber einzelne derselben sind charakteristische Symptome für das Selbstgefühl, das Erhaltungs- oder das Entwickelungsbedürfniß gewisser Richtungen, gewisser localer oder Bildungskreise. Das gehobene politische Leben in Oesterreich und die Hoffnungen, die sich daran knüpfen, sind dort sichtlich ein Sporn geworden, sich auch literarisch dem Bildungsleben der deutschen Nation kräftiger entgegenzubewegen, sich zu zeigen und denen draußen zur Anschauung zu bringen, in welchem Verhältniß die specifisch österreichischen Interessen und österreichischer Patriotismus mit deutschem Wesen, deutscher Bildung, deutschem Geiste sich mischen. So gehn die Feuilletonaufsätze der Wiener Zeitung als „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" in die Welt, und die Namen Eitelberger, Ficker, O. Lorenz, Th. Sickel, Tomaschak, R. Zimmermann u. A. bilden in der That ein stattliches Mitarbeiterverzeichniß. Noch anspruchsvoller stellt sich ein dicker Erster Band einer im Verlage der Gerold'schen Buchhandlung in jährlich sechs Bänden erscheinenden „Oesterreichischen Revüe" dar, so zwar, daß sich hier noch mehr



die meisten Aufsätze an das locale Interesse halten. Wir finden in diesem ersten Bande außer einer Besprechung der Correspondenz Napoleon's I. fast lauter Arbeiten, die zur Charakteristik österreichischer Cultur- und Staatszustände dienen oder doch den Gesichtskreis der österreichischen Verfasser zur Unterlage haben. Von der Mannichfaltigkeit der in diesem wunderbaren Staate zusammengebundenen Lebenselemente giebt schon dieser Anfang eine überraschende Anschauung. Wie viel wir indeß hier zu lernen haben werden und in welchem Geiste das Unternehmen sich entwickeln wird, darüber wird sich begreiflich erst nach dem Fortgang desselben urtheilen lassen. Nehmen wir an, daß hier eine Invasion österreichischen Geistes und österreichischer Publicistik vorliegt, welche Hand in Hand mit der politischen wirken soll, so wird jedenfalls dadurch der norddeutschen Presse die Pflicht auferlegt, in Wehr und Wetteifer sich rüstig zu behaupten: — liegt doch einstweilen auf diesem Gebiete all' unsre Macht und aller Anspruch auf ein berechtigtes Uebergewicht! — Im Kleinen und auf einem besonders bedrohten Grenzgebiete fehlt es an der Lust und der Kraft der Vertheidigung keinesweges. Vor uns liegt der erste Jahrgang und die ersten drei Monatshefte des zweiten Jahrgangs von Oelsner's neuen „Schlesischen Provinzialblättern", seit 1862 im Flemming'schen Verlage in Glogau erscheinend, eine Wiederaufnahme der alten Schlesischen Provinzialblätter, welche von 1785 bis 1849 bestanden und bei ihrem Aufhören eine empfindliche Lücke zurückließen. Daß diese Lücke wieder ausgefüllt wurde, ist das Verdienst des unermüdlichen Herausgebers, daß sie würdig und im Geiste des neuen Bedürfnisses, ohne Verläugnung des Zusammenhangs mit dem ältern Unternehmen, ausgefüllt wurde, davon legt das bis jetzt Erschienene Zeugniß ab. Schon bei einer früheren Gelegenheit, als wir unseren Lesern die Leistungen der „Preußischen Provinzialblätter" vorführten, gestanden wir, wodurch unsre Sympathie mit derartigen Provinzial-Organen bedingt sei. Hier wie überall hat sich der Particularismus durch das Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zu dem größern Ganzen zu legitimiren. Die neuen Schlesischen Provinzialblätter sind so gut preußisch wie der Mann, der uns das grüne Schlesien eroberte und zudem so gut deutsch, wie das echte Preußenthum überall ist. Begreiflich, daß sich zahlreiche Mittheilungen und Aufsätze der Zeitschrift um den großen König, um die Geschichte der schlesischen Kriege, um den Gegensatz des preußischen gegen das österreichische Wesen herumbewegen. Schlesiens alter Dichterruhm, seine Naturreichthümer, seine socialen und gewerblichen Zustände, genug, Land und Leute in ihren mannichfachen Bezügen spiegeln sich in der Zeitschrift, um nicht bloß am heimischen schlesischen Heerde, sondern auch außerhalb, wo dies Hinterland, wie es ist und war, doch noch viel zu wenig gekannt ist, das lebhafteste Interesse einzuflößen. Wie jedoch schon angedeutet — nicht minder reich fließt auch die Quelle, welche nach dem „Reiche" hinüber ihr Gefäll hat, und so bleibt uns nur übrig, dem so eifrig Begonnenen das beste Gedeihen und wachsenden Erfolg zu wünschen.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.



Varnhagen von Ense.

Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Sechs Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861 u. 1862. Zweite Aufl. 1863.

Keine Stadt und kein Städtchen, wo heutzutage nicht Jedermann Gelegenheit fände, sein Portrait in schreckenerregender Aehnlichkeit für wenige Groschen von einem Künstler herstellen zu lassen, der des Treffens so sicher ist wie seiner Melodien der Drehorgelmann. Unvergleichliche Erfindung, — die man doch so oft zu verwünschen geneigt ist, wenn man sich immer wieder verleiten ließ, an den in den Straßen ausgehängten Glaskasten jener Künstler stehn zu bleiben, um Menschengesichter und Menschenfiguren zu studiren! Denn die Kunst, ohne Kunst zu portraitiren, ist wohl erfunden, aber leider nicht zugleich die, sich portraitiren zu lassen. Die Sonne scheint barmherzig über Gerechte und Ungerechte, aber sie copirt auch unbarmherzig und ohne Ansehn der Person die Häßlichen und die Wohlgestalteten, dich, den sich der verständige Maler zum Modell wünschen würde und euch, die ihr so selbstgefällig ungeschickt dasteht oder so dumm und leer in die Welt schaut, daß ihr um Gottes Willen vermeiden solltet, euch vervielfältigen zu lassen. Es giebt zum Glück keine Möglichkeit, diese Methode des Portraitirens auf das geistige Sein der Menschen oder gar auf das fortschreitende, geschichtliche Leben der Welt zu übertragen. Das Gedächtniß der Geschichte ist discreter, und wie ihr Strom in immer längerem Laufe anschwillt, so spült er die bedeutungslosen Gestalten und die folgenlosen Ereignisse an's Ufer oder läßt sie zu Boden sinken: keine Sonne beleuchtet und fixirt in unverlöschlichem Spiegelbilde die thörichten und die sträflichen Gedanken, die wir, kaum gedacht, am liebsten vor uns selbst verbergen möchten, die Worte und Handlungen, die wir vielleicht schon morgen zurückgethan wünschten, die Menschlichkeiten und Alltäglichkeiten, die nur darin ihr Recht haben, daß sie vergänglich sind.

Doch still! daß wir nicht allzu zuversichtlich von der Unmöglichkeit solcher biographisch-literarischen Photographie reden! Hier ist ein Mann, der Zeit seines Lebens nichts Anderes gethan hat, als seinen Kasten mit

der camera obscura auf alle Figuren und Erscheinungen zu richten, die ihm auf Gesichtsweite nahe kamen. Die aufgefangenen Gestalten hat er dann in der saubersten Manier mit einer den größten Künstlern abgelernten Kunst retouchirt und zu wirklichen Bildern ausgearbeitet. Er hat Ruhm und Ehre davon in Fülle gehabt; seine Arbeiten wurden werth geachtet, in großen Gemäldesammlungen einen Platz zu finden, und auch Diejenigen, welche seine Kunst durchschauten, konnten ihm eine gewisse Meisterschaft in diesem seinem Genre nicht bestreiten, wie sehr sie das Genre selbst herabsetzen mochten. Keine seiner Bilder aber hatte der Mann mit mehr Fleiß und Liebe herausgeputzt als die, auf denen er selbst, bald mehr im Vorder-, bald mehr im Hintergrunde, miterschien. Jetzt stirbt er, und in seinem Nachlaß findet sich ein ganzer wüster Haufen noch unfertiger Bilder, die er, sei es zu künftigem Verbrauch, sei es, weil es ihm so zur Gewohnheit geworden war, Tag für Tag aufgenommen hatte. Eine Erbin — — doch, was sollen wir die bekannte Geschichte erzählen, die wir unsererseits nicht wiederholen könnten, ohne eine Dame zu beleidigen, die billig nicht sowohl durch das galante Lob Alexander's von Humboldt als durch die thörichte Verfolgung, welche man über sie verhängt hat, vor allen literarischen Angriffen gesichert sein muß. Genug, sechs Bände Varnhagen'scher Tagebücher liegen vor uns, über die Zeit vom Jahre 1835 bis Ende 1849, und nicht unmöglich, daß wir früher oder später noch mit weiteren Bänden beschenkt werden. „Es ist," sagt die Herausgeberin, „eine vollständige Darstellung der preußischen Geschichte, die hier sich unverhüllt und klar den Augen des Lesers darbietet." Eine vollständige Geschichte! denn aller Hof- und Residenzklatsch ist ja hier nach Möglichkeit auf Einen Haufen zusammengekehrt. Unverhüllt und klar! denn die Könige und die Prinzen, die Minister und die Diplomaten, die Staats- und die Volksmänner, hier erscheinen sie alle, wie der Held seinem Kammerdiener erscheint. Aber noch andre Bedeutung hat das Geschenk. „Diese Tagebücher," sagt Fräulein Ludmilla, „geben auch ein treues Zeugniß von Varnhagen's edlem und herrlichem Charakter." Und fürwahr, ein edler und herrlicher Charakter müßte das sein, der diese Probe, eine Probe, wie sie Lichtenberg etwa sich zugedacht hatte, unbeschädigt auszuhalten im Stande wäre! Man denke nur: der Mann, der bei all' seinem literarischen Auftreten die peinlichsten Höflichkeits- und Etiketterücksichten nahm, der sich nie unangemeldet in Gesellschaft begab und dafür auch dieser gern gönnte, sich ihm gegenüber in Positur zu setzen, — dieser Mann wird nun mit einmal sammt seiner ganzen Umgebung ohne Umstände zur Schau gestellt; er wird, wie er steht und geht, jedem Vorübergehenden gezeigt; wir sehen ihn in seinem Schlaf- und seinem Garderobezimmer;

weder sich selbst noch seine Puppen, die er so zierlich auszuschneiden und an Drahtfäden zu lenken verstand, hat er Zeit gehabt, anzukleiden. Rings herum sehen wir die Schminkbüchschen, die falschen Perrücken, die Spiegel, den ganzen Apparat dieser unkostümirten Denkwürdigkeiten. Wir sind hinter den Coulissen, in dem Allerheiligsten, das sonst Niemand betreten durfte, und ergötzlicher noch als die Unordnung, über der wir den großen Künstler hier überraschen, ist das unwillkürliche Rollenspiel, das er — so sehr ist es ihm zur andern Natur geworden — vor sich selber spielt. Armer Varnhagen! —

Unmöglich, in der That, bei einer Charakteristik des berühmten Schriftstellers ganz von diesen unfreiwilligen Selbstschilderungen abzusehen. Ist ihre Veröffentlichung doch weder das Werk der Bosheit, noch ausschließlich das Werk des Unverstands oder des Zufalls. Aber unbillig, ohne Zweifel, wenn man den Mann einzig und allein nach dem Eindruck dieser Actenstücke beurtheilen wollte. Weder hier noch sonst ist es erlaubt, den Schriftsteller nur nach seinem privaten und häuslichen Charakter und nicht hinwiederum diesen nach dem Schriftsteller zu taxiren. Wir versuchen daher eine Schätzung, in der sich Beides von entgegengesetzten Seiten begegne. Wir versuchen es, die Varnhagen'schen Tagebücher aus seinen Schriften und, wenn es nöthig sein sollte, diese aus jenen zu verstehen. Wir wollen es nicht blos mit dem Manne zu thun haben, wie er in seiner späteren Lebensperiode geworden war, nicht blos mit dem, was zuletzt von ihm übrig geblieben war, sondern mit dem Manne, wie er ursprünglich war, wie er wurde, sich entwickelte, auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit stand und seine guten Tage hatte. Vielmehr aber, wer sich in so massenhaften literarischen Productionen der Welt gezeigt, wer so viel, so geflissentlich von sich selbst geredet und erzählt hat, dessen Bild müßte am Ende zu gewinnen sein, auch wenn wir nie einen Streifen seiner im Pult verwahrten Papiere zu sehen bekommen hätten. Denn gesetzt auch, er hätte sich während seiner ganzen langen Schriftstellerlaufbahn niemals anders als in der Maske gezeigt: es kann Niemand aus seiner eignen Haut fahren, Niemand sich hinter etwas Anderem verstecken als hinter sich selbst.

Mit Recht nennt Varnhagen seine Jugend eine harte, zerrissene, verworrene. Aus seiner eignen, umständlichen Erzählung lernen wir das Wort verstehen. Schlimm schon dies, daß ihm nicht vergönnt war, in einem festen Boden emporzuwachsen. Von Düsseldorf, wo sein Vater Arzt ist, siedelt die Familie, als der Knabe nur erst fünf Jahre alt ist, nach Straßburg, dem Geburtsort der Mutter, über. Schon zwei Jahre später, 1792, muß, in Folge der revolutionären Zustände in Straßburg, die der-

tige Existenz wieder aufgegeben werden; die Familie trennt sich, und der junge Varnhagen folgt dem Vater an den Rhein zurück, um mit ihm das scheue Leben eines Heimathlosen, eines politisch Verdächtigen, eines Verwiesenen zu theilen. Erst in Hamburg, wohin sich Vater und Sohn im Sommer 1794 begeben, bekommt sein Leben einige Stetigkeit; erst hier gesellt sich endlich auch die Mutter und die Schwester den Beiden wieder zu, — aber schon wenige Jahre danach verliert der Sechzehnjährige durch den Tod des Vaters seinen besten Anhalt. So ging von früh an der Segen eines sicher gegründeten, zusammenhaltenden und zusammenstimmenden Hauswesens dem Kinde verloren. Der Einfluß der Mutter zumal tritt völlig zurück; unmöglich kann der Vater die Erziehung des Knaben planmäßig regeln, er muß es geschehen lassen, daß derselbe aus einer Hand in die andere übergeht, daß er stückweise lernt, immer wieder abbricht und an anderer Stelle wieder anfängt. Nur eine kurze Zeit wird er einer öffentlichen Schule anvertraut, die meiste Zeit ist er auf Privatunterricht angewiesen, den ihm am liebsten der Vater selbst ertheilt, um ihn übrigens einsamem Selbstlernen und einer selbstgewählten, das heißt einer durchaus zufälligen, bunten Leserei zu überlassen. Nichts verkehrter und nichts verderblicher, als die Jugend von Ihresgleichen absperren, — gerade dies ist des Vaters Haupterziehungsmaxime. Das Vatersöhnchen wird möglichst apart und vornehm gehalten; er steht in Beziehung auf seinen Umgang unter der strengsten Controle; er darf sich seine Kameraden nicht wählen, darf die Spiele der übrigen Knaben nicht mitmachen, und es schickt sich nicht für ihn, sich das in Hamburg gesprochene Plattdeutsch anzunehmen. So wird der arme Junge um die Jugend seiner Jugend so ziemlich betrogen; in Folge dessen Frühreife neben Unreife; in manchen Stücken ist er altklug wie die Bücher, die ihm statt Gespielen dienen, und schon den Erwachsenen gleich, mit denen ihn der Vater vielfach in Berührung bringt, in anderen wieder steht er weit hinter Gleichaltrigen und Jüngeren zurück. In solcher Erziehung ist kein natürlicher Wuchs; auf einem so behandelten Boden werden leicht allerlei Früchte des Wissens und der Bildung, aber schwerlich geistige Gesundheit, schwerlich ein einfacher, seiner selbst sicherer Charakter gedeihen. Einsamkeit in der Jugend drängt das Gemüth zu krankhafter Selbstbeschäftigung zurück. Ist Empfindung, Phantasie und sonstige Begabung vorhanden — nur desto mehr werden sich falsche Einbildung, übertriebene Reizbarkeit, ein unnatürlich gespanntes Wesen entwickeln. Und in etwas wenigstens kamen auch die localen Verhältnisse, kam die ganze Richtung der Zeit den zufälligen und individuellen Verkehrtheiten jener Erziehungsweise entgegen. Varnhagen selbst nennt seine Zeit die Zeit der Revolution und die Zeit Göthe's, — allein es ist

zunächst die Altklugheit der Aufklärung, der französisch-deutschen Aufklärung, die seine Jugend beeinflußt. Dort, am Niederrhein, mischten sich die zersetzenden und die positiven Elemente des Geistes, aus dem die Revolution hervorwuchs, am wunderlichsten. Französische und deutsche Bildung gährte hier durch einander; Katholicismus und Protestantismus vertrieben sich, nebeneinanderstehend, gegenseitig ihre Schwächen, und zur Seite, ja in der Mitte eines bigotten Pfaffenwesens erzeugte sich Unglauben, Indifferentismus, Frivolität. Seine philanthropisch aufklärerische Gesinnung zur Schau zu tragen, kleidet der Doctor Varnhagen seinen kleinen Buben als Türken. Selbst Katholik, mit einer Protestantin verheirathet, hat er es kein Hehl, daß seine Religion die Religion Voltaire's, sein politischer Glaube der Glaube an den neuen französischen Staat ist, dem er in Straßburg sogar den Bürgereid leistet. Solche Denkweise geht natürlich auf den Sohn über. Frühzeitig findet sich dieser der Bibel gegenüber in durchaus kritisch-rationalistischer Stimmung; dem französischen Freiheitsgeist und den französischen Erfolgen huldigt er auch dann noch in natürlicher Vorliebe, als der Vater schon bedenklicher geworden und seinerseits den Eifer für die große Nation gemäßigt hatte.

Sein ganzes Leben hindurch, in der That, ist Varnhagen von diesen Jugendeinflüssen beherrscht, bis in's Alter ist er der Apologet Rousseau's und Voltaire's geblieben. Aber auch die planlos vorgreifende und dabei vornehm-aparte Erziehungsweise, der Mangel gründlicher und stetiger Durchschulung, das Ungleichmäßige seiner Bildung hat ihm dauernd angehangen. Aus Rückblick auf sich selbst und aus gebildetem, dilettantischem Drüberstehn über den Dingen erklärt sich sein schriftstellerischer Trieb und sein schriftstellerischer Charakter. Das großstädtische Hamburger Weltleben mit seinen mannichfachen Anregungen steigert noch mehr die verschnelle Entwicklung des Knaben. Während er in den dortigen Bücherauctionen manche Bücherbekanntschaft macht, aus den Leihbibliotheken einen Band nach dem andern in sich hineinliest, geht er schon jetzt — wenn wir ihm glauben dürfen — zu eigner Schriftstellerei über. Es klingt doch nicht unglaublich, daß in dem kleinen Varnhagen schon der spätere Biograph und Memoirenschreiber gesteckt habe. Er berichtet von lateinischen und französischen Aufsätzen, von ersten Versuchen, den Inhalt der Zeitungen, die er liest, in die Form von Memoiren umzusetzen, ein Tagesereigniß wie die Erscheinung Lafayette's in Hamburg in ein Denkblatt zu verwandeln und dem Cornelius Nepos biographische Versuche über Moses, Lykurg, Solon und Numa nachzubilden. Es war ausgemachte Sache, daß auch er den Beruf des Vaters ergreifen solle. Zu diesem Zweck besucht schon der Zwölfjährige anatomische Vorlesungen, wie sie in Ham-



burg gehalten werden, demnächst auch chirurgische. Wieder ein Vergreifen, das sich rächen mußte. Denn als er nun im Herbst 1800 um Medicin zu studiren, nach Berlin zur Pepinière abgeht, so paßt natürlich der vorreife Zögling nicht in den Zug dieser Anstalt, er findet sich den Vorlesungen weit voraus und ergreift nur um so mehr das Allgemeine neben den eigentlichen Fachstudien. Mathematische und philosophische Vorlesungen fesseln ihn, und durch Kiesewetter, der überdies die Sympathien des Jünglings für die französische Revolution theilt, wird er leidenschaftlich für Kant'sche Philosophie eingenommen. Unsere deutsche Literatur und Philosophie hat ein ähnliches Verhältniß zu dem deutschen Leben, wie unser junger Mediciner zu seinem Berufswissen. Auch sie war ja unserer Wirklichkeit vorausgeeilt; sie war das Resultat des deutschen Geistes, sofern derselbe seinen Körper, die praktischen Bedingungen seiner Existenz überwachsen, sich vorgreifend davon emancipirt hatte. Eben jetzt vollends hatte sich unter dem mächtigen Einfluß der Schiller'schen und namentlich der Göthe'schen Dichtung, unter dem mitwirkenden Einfluß der Fichte'schen Philosophie eine Selbständigkeit, eine Sondersouveränetät der Literatur und Poesie herausgebildet, wie mit gleicher Bewußtheit und Beflissenheit noch nie zuvor. Die junge romantische Schule richtete einen Cultus der Poesie, der Philosophie und Bildung auf, der aller trivialen Lebenspraxis und Allem, was bis dahin als Kunst und Wissenschaft in Geltung gewesen war, verächtlich den Rücken zukehrte. Der transscendentale Hochmuth dieser Schüler Göthe's und Fichte's mußte ihre dichterische Unfähigkeit und ihren Dilettantismus decken. Vor Allem der Berliner Philisterwelt und der Berliner Aufklärung boten die Apostel dieser Bildungs- und Poesie-Religion Trotz, und A. W. Schlegel pointirte in herausfordernder Weise diese Weisheit dem verdutzten gemeinen Menschenverstande der Hauptstadt gegenüber zu einem Galimathias, an den er selbst nicht glaubte. Den Göthe'schen Werther und das Idyll von Hermann und Dorothea hatte nun zwar der junge Zögling der Pepinière schon in Hamburg, aber doch für's Erste nur mit stofflichem Interesse gelesen; seine ersten Versuche eigner Versmacherei gingen sogar auf Gottsched's kritische Dichtkunst und die Meier'sche Aesthetik zurück; mit rein technischem Interesse hatte er sodann Voß'sche Hexameter nachzubilden und weiterhin die Kant-Kiesewetter'schen Lehren oder Anpreisungen der neuen politischen Freiheit in Oden und Elegien vorzutragen unternommen. Nun jedoch dringen die neuen und neusten Literaturerscheinungen auf ihn ein, neben den Schiller'schen die v. Schlegel übersetzten Shakspeare'schen Stücke, die Göthe'schen Elegien und Epigramme, er nascht an A. W. Schlegel's Vorlesungen — genug, er sieht sich auf einmal in den Zauberkreis der romantischen Schule

hinübergezogen. Was Wunder, wenn er sich nun erst recht über den militärischen Pennalismus erhaben dünkt. Nach drittehalb Jahren, die er in der Pepinière zugebracht, setzt er seine Entlassung durch, um fortan in einer Hauslehrerstellung, die sich ihm in der Hauptstadt auf's Erwünschteste eröffnet, nur sich, nur dem Studium und Betriebe der Poesie zu leben. Der Wilhelm Meister wird seine Bibel, von Kant geht er versuchsweise zu Fichte und Schelling hinüber; das Athenäum, die Lucinde, Novalis und Tieck – in dieser Welt lebt er „der ganzen Macht des Einflusses hingegeben, der von den Schlegel und ihren Freunden kam." Gleichzeitig sieht er sich in einen neuen, vornehmeren Gesellschaftskreis eingeführt, den einige diplomatische Figuren noch besonders bunt und pikant machen. Gleichgesinnte Genossen finden sich sehr bald. Er macht zahlreiche Bekanntschaften, vor Allem aber schließt er den Freundschaftsbund mit Chamisso und Neumann, und gemeinschaftlich suchen sich die Freunde „zur Höhe der Literatur," alle drei aus anderweitigen Lebensverhältnissen, emporzuheben. Es ist eine schöne Zeit, in welcher der Jugend die Verwirrung und die Keckheit, die ihr ohnehin natürlich ist, gleichsam als Pflicht unter dem Namen der Poesie und Bildung entgegengebracht wird. Sie schwelgen in dieser Doctrin und in ihrer Bewährung. Heut entsteht ein begeistertes Sonnet auf Fichte, morgen ein naseweises auf den armen Kiesewetter — noch öfter besingen sie sich gegenseitig oder bringen ihre eigne Begeisterung, ihr poetisches Streben, ihr Versemachenwollen in künstlich verschlungene Strophen. Denn ein Gedicht scheint ihnen die größte That, und nun gar mit solchen Thaten in die Literatur einzugreifen, sich gedruckt, zusammen gedruckt zu sehen, dieser Versuchung ist nicht zu widerstehen. Mit zusammengeworbenen Beiträgen von Hitzig, Theremin, Robert, mit einer poetischen Dedication an die schöne Königin von Preußen, kommt 1804 der erste Band eines Chamisso-Varnhagen'schen Musenalmanachs auf Unkosten eines Leipziger Verlegers zu Stande. Und um das grüne, mit Thyrsusstab und Leier gezierte Buch hält nun die Almanachsgesellschaft, die bald an Koreff, Klaproth und Andern neue Mitglieder gewinnt, poetische Theeabende ab. Zum Symbol der „heiligen Streiter" wird der Polarstern, *τὸ τοῦ πόλου ἄστρον*, zu dem sie, wie Chamisso in seiner „sonettischen Sprache" dichtet, „umnachtet von den Massen der Gemeinheit," aufschauen. Wie sollten sie sich so leicht durch die ungünstigen Urtheile der Kritik abschrecken lassen! Haben sie doch den verehrten Meister der Wissenschaftslehre auf ihrer Seite, stellt ihnen doch Fichte ganze Massen von Sonetten, ebenso schlecht wie die ihrigen, zur Verfügung! Statt des Leipziger Verlegers ist eine renommirte Berliner Firma gewonnen. Reicher als der erste kann ein zweiter, ja — Dank

vor Allem dem Eifer und der Fruchtbarkeit Varnhagen's, dessen Muse Sonette, Canzonen, Elegien und Oden dutzendweise hervorbringt — noch ein dritter Jahrgang vom Stapel laufen.

Schon bei'm Erscheinen des ersten indeß waren die dichterischen Freunde in alle Winde zerstoben. Varnhagen war nach Hamburg zurückgegangen, wohin ihm Neumann folgte. Hier wurden nun nicht blos neue Verse, sondern auch gemeinschaftlich ein Spottbüchlein gegen Merkel, den verrufenen Gegner der romantischen Schule, fabricirt. Schon Fichte jedoch hatte unserem Freunde den gewiß vortrefflichen Rath gegeben, die Poesie nicht blos als leichtes Spiel zu treiben, er hatte ihn zu größeren Arbeiten ermuntert, ihn auf das Studium der Klassiker hingewiesen. Da galt es denn nun, eine Lücke seiner früheren Bildung auszufüllen. Es war ein weiser Entschluß, als sich die beiden Freunde — auch Jacobi hatte zugeredet — unter Gurlitt's Leitung mitten unter die Knaben auf die Schulbank des Gymnasiums setzten und mit mehr als Schülerfleiß Griechisch lernten. Der nächste Zweck war Vorbereitung auf die Universität. Denn Neumann hatte sein Comtoir verlassen, um Theologie zu studiren, Varnhagen wollte ernstlich seine medicinischen Studien wieder aufnehmen. Den Mediciner wie den Theologen, vor Allem aber die werdenden Dichter, die nach allgemeiner Bildung verlangenden, mußte mehr als irgend eine andere die Universität Halle anziehn; denn hier schien sich der ehemalige Glanz Jena's erneuern zu wollen, hier lehrten Reil und Schleiermacher, Steffens und Wolf. Im Frühjahr 1806, begleitet von dem jungen Neander, mit dem sie auf dem Hamburger Gymnasium Freundschaft geschlossen, ziehen sie in Halle ein. Wie sie nur eben überreife Gymnasiasten, so sind sie nun wieder überreife Studenten — überallhin verfolgt nun einmal unseren Freund die ursprüngliche Anomalie seiner Bildung, und weist ihm eine vornehme, privilegirte Stellung an. Die „jungen Gelehrten" sehen sich mehr zu den Professoren hingewiesen als zu den Studenten. Zu weit sind sie schon auf dem Wege literarischer Selbständigkeit vorgerückt. Nur natürlich, daß alsbald die Fachstudien wieder hinter den allgemeinen, und die schriftstellerischen Allotria hinter den Studien zurückstehn. Eifrig wird mit den alten Genossen des Polarsternbundes correspondirt, an einem vierten Bande des Almanachs gesammelt. Und ein Quidproquo wenigstens kommt zu Stande. Prosa und Verse werden zusammengerafft und wieder prangt der Name des jungen Mannes, diesmal neben dem seines Freundes Neumann, auf dem Titel des Sammelwerkes: „Erzählungen und Spiele" (Hamburg, 1807). Leider war das, was er selbst dazu hergegeben hatte, schlimmer als die früheren Almanachsgedichte. Ein Mährchen „Alonso" variirt in unerquicklichster Weise

das Thema der Blumensehnsucht aus dem Heinrich von Ofterdingen, und das „dramatische Spiel, Benigna" ist offenbar ein Ableger von Fr. Schlegel's Alarkos, es tändelt mit Reimen und Assonanzen um eine romantische Liebes- und Mordgeschichte von der ordinärsten Erfindung. Wer doch dem jungen Manne den Dienst geleistet hätte, den Behrisch dem jungen Göthe leistete, wer doch dem eitlen Autor ein wenig durch den Sinn gefahren wäre! Leider war Schleiermacher, der Bewunderer der Lucinde und des Alarkos, in ästhetischen Dingen nicht competent genug, um auf seinen Zuhörer mit Erfolg einwirken zu können. Wohl hatte er die richtige Witterung von dem Varnhagen'schen Wesen: die Art und Weise jedoch, wie er sich über den Dünkel des jungen Dichters ausließ, heilte denselben nicht, sondern reizte nur seine Empfindlichkeit und seinen Eigensinn. Auch die Zeitverhältnisse thaten inzwischen das Ihrige, um es den jungen Leuten zu erschweren, mit Consequenz bei den Studien zu bleiben. An die große Niederlage von Jena knüpfte sich die Aufhebung der Hallischen Universität. In solchen Zeiten scheint es fast erlaubt, ein wenig aus dem Geleise zu gerathen. Trotz der Auflösung der Universität bleibt Varnhagen in Halle, aber nicht nur behalten nun erst recht, trotz aller besten Vorsätze, philologische und philosophische Studien das Uebergewicht über die medicinischen, sondern auch der schriftstellerische Kitzel regt sich nur lebhafter. Wenn man die ganze Zerfahrenheit kennen lernen will, die ganze Gefahr ästhetischer und sittlicher Verwilderung, den ganzen Uebermuth des geniesüchtigen Talents, die Anarchie, welche im Gefolge der Athenäums-Doctrin unsere Literatur in Beschlag nahm, so lese man die „Versuche und Hindernisse Karl's," „eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit" (Berlin und Leipzig 1808). Ziemlich alle Ingredienzien der romantischen Schule sind in diesem seinsollenden Roman beisammen. Schon seiner Entstehung nach ist das Buch pure Ironie, purer — doch nein, nicht blos poetischer, sondern zum Glück auch studentischer Uebermuth. Es kam zu Stande wie ein Pickenik. Die Hauptveranstalter sind Neumann und Varnhagen. Abwechselnd schreiben die Beiden Capitel um Capitel, und zwischendurch griff Fouqué von ferner mit ein paar Capiteln, Bernhardi mit einer Beisteuer von Anekdoten ein. Die Grundlage bildet natürlich, so etwa wie in Dorothea Schlegel's Florentin, der Göthe'sche Wilhelm Meister. Den nächsten, unmittelbaren Anstoß indeß hatten Jean Paul's Flegeljahre gegeben, und ein Jean Paul'sches Element trägt sich daher auf dem Göthe'schen auf, um sich überall mit dem Schlegel'schen Wesen, mit der holden Verwirrung und der paradoxen Sittlichkeit der Lucinde, mit der Ironie und den Teufeleien des Athenäums zu mischen. Der Held des Romans ist ein Mittelding zwischen einem Lump und einem Scheusal,

ein in absurder Sinnlichkeit, Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit genialisirendes Subject, das der „dunklen, unerkannten Unruhe in seinem Gemüth" in den rohsten poetischen Licenzen gegen Frauen, die er mißbraucht und gegen Männer, die er ersticht, Luft macht. Doch die Wahrheit ist: dieser romantische Bursche, der „auch nicht den Schatten eines Plans im Auge hat," ist eigentlich nur eine Puppe, um die bunteste Verwicklung, um alle Sprünge und Launen des Collectivwitzes der Verfasser daran anhängen zu können. Und in diesem Wirrwarr ragt dann einzelnes ganz Gelungene — bald eine glückliche Parodie, bald eine gut erzählte Scene, hervor. Außer einer Parodirung der schwerfälligen Voß'schen Verskunst kömmt indeß nichts hiervon auf Varnhagen's Cento, und das unliebenswürdigste Bild giebt er uns in der selbstgefälligen Schilderung, die er von seiner eignen Person, von dem naseweisen Warner entwirft, dem emancipirten Jüngling, der „nicht ungeneigt schien, die ganze Gesellschaft innerlich zu verhöhnen." Für Neumann müssen wir auch die Wendung in Anspruch nehmen, welche uns als die gesundeste und verständigste des ganzen Romans erscheint, die, unter dem kriegerischen Lärm jener Tage so naheliegende Wendung aus den Spielen der Poesie und den souveränen Launen des Uebermuths zu dem Ernst des Lebens. Schon in dem von Neumann verfaßten zweiten Capitel wird in diesem Sinne präludirt. Am Schluß aber werden wir ganz und gar in die Auftritte kriegerischen Lebens versetzt; nun wird in den nachdrücklichsten, lebendigsten Schilderungen die hohle und freche Selbstsucht des Helden gegen die selbstlose Vaterlandsliebe und die opferbereite Tapferkeit der Soldaten in Gegensatz gebracht und hierin ein höheres, heilendes Motiv nachgewiesen. In den Kunstenthusiasmus mischt sich der patriotisch-kriegerische. Der Krieger und der Künstler haben einen verwandten, ja, denselben Beruf. „Das Vaterland wird bestehen, so lange das Band der deutschen Heldensprache noch unsere Söhne umschlingt, und so kämpfen unsere großen Künstler mit uns Kriegern einen gemeinsamen Krieg." Wie gesagt: diese ernste und versöhnende Wendung ist dem Romane vorzugsweise durch Neumann gegeben und außerdem mag Fouqué einige Farben zu den militärischen Schildereien beigesteuert haben — immerhin aber werden wir die Solidarität der beiden Hauptverfasser auch für diese Partien, auch für die Gesinnungen, die sie darin aussprechen, nicht vergessen dürfen.

Stark und durchschlagend waren jedenfalls diese Letzteren für jetzt bei Varnhagen in keiner Weise. Noch eine ganze Zeitlang sehen wir ihn in den schwankendsten, unfertigsten, unerfreulichsten Stimmungen. Vom Frühjahr 1807 bis Herbst 1808 ist er zumeist in Berlin. Sein Zustand ist,

besonders seit dem Tilsiter Frieden, in einer Zeit allgemeiner Niedergeschlagenheit und Verwirrung, der mißlichste. Nur wer im eignen Geist und Charakter eine Quelle der Zuversicht trug, dem mochte in jenen Tagen das Leben leicht werden, der mochte im Stande sein fest zu stehen, wie sehr rings um ihn Alles wogte und schaukelte. Solche Männer waren Fichte und Schleiermacher, und an ihrem Wort und ihrer Haltung durften auch Andere sich aufrichten. Hatte sich doch in ihnen der Idealismus, den die rauhe Gewalt einer stürmischen Gegenwart jetzt unbarmherzig zurückzuweisen und zu verspotten schien, dergestalt ethisch verdichtet, daß er sich als eine Macht auch gegen die Macht der schlimmen Wirklichkeit behauptete. Dem jungen Varnhagen kam wenig davon zu gute. Seine eigene Schilderung seines damaligen Zustandes hat nur allzuviel Verwandtschaft mit dem matten, elegisch-mißvergnügten Ton, der uns in den Tagebüchern seines Alters auf jeder Seite begegnet. Dem Fichte, der ihm seine Sonette lobte, dem Schleiermacher, der ihm seine übersetzten Platonischen Epigramme durchcorrigirte, hatte er sich nahe gefühlt — jetzt, was hilft es ihm, daß er aus Fichte's Munde die Reden an die deutsche Nation hören darf, daß er die Schleiermacher'schen Vorlesungen über Ethik besucht? „Mir fehlte," erzählt er, „in diesem Zeitraum durchaus jedes Vorbild, dem ich hätte nachstreben können!" und Schleiermacher's Ethik betreffend, so bleibt er bei den „mehr sinnreichen als tiefen Schematen" derselben hängen, — keine Ahnung der Gesinnungsmacht, des sittlichen Genius, der hinter diesen Schematen waltet, kömmt an ihn. Er hat „kein Vorbild, dem er folgen kann," — denn die besten, die er hätte haben können, sind für ihn, den Ueberreifen und doch Unreifen, für ihn, der sich allzufrüh an romantischer Geistreichigkeit den Sinn berauscht, durch poetische Spielereien vereitelt hat, nicht gut genug. Es ist eine köstliche Scene, wie im Sommer 1807 Varnhagen, Reimer und Adolf Müller in Friedersdorf, auf dem Gute von Marwitz mit Schleiermacher zusammentreffen und wie da der Letztere den superklugen, gezierten, mit seltsamen Sprachformen cokettirenden jungen Mann auf's Korn nimmt; es ist spaßhaft, noch aus der späteren Erzählung Varnhagen's zu sehen, wie tief der Stachel dieser Behandlung in seinem empfindlichen Geiste haften blieb; ganz unvergleichlich aber vollends, wie er dann wieder sich geschmeichelt findet durch ein paar Schleiermacher'sche Verse, die freilich gar liebenswürdig wären, wenn sie nur nicht so boshaft treffend die kleinkünstlerische Zierlichkeit und Eitelkeit des jungen Dichters persifflirten.

Bald sollte er, dem das Maaß des Fichte'schen und Schleiermacher'schen Geistes zu groß war, ein Vorbild und einen Anhalt anderer Art finden. Er machte die Bekanntschaft, die intime Bekanntschaft von Rahel



Levin, und mit Recht datirt er von diesem Bekanntwerden eine neue Epoche seines Lebens.

Nicht blos Wilhelm v. Humboldt hat über diese Verbindung, als sie sich endlich völlig entschieden hatte, den Kopf geschüttelt. Auch wir maaßen uns nicht an, den Geschmack und die Wahl Rahel's erklären zu wollen; daß die wunderbare Erscheinung für Varnhagen allen möglichen Reiz hatte, begreifen wir ohne Mühe. Daß zunächst die Dame über ein Dutzend Jahre älter war als er, dieses Mißverhältniß schien ganz zu dem Zuschnitt seines übrigen Lebens zu stimmen; war es doch die Regel, daß er halb immer vorausgriff, um von der anderen Seite halb hintennach zu bleiben. Er hatte einen wahren Hunger nach Geist und Poesie, er hätte jenen gern mit Geist und diese gern mit Poesie gewürzt genießen mögen. Hier hatte er davon vollauf, und Beides in der merkwürdigsten Mischung und Verwirrung. Denn die Empfindungsäußerungen dieser Frau sind unmittelbar zugleich scharfsinnige, geistreiche Gedanken, und wiederum die Gedanken und Einfälle dieser Frau klingen wie Bruchstücke und verlorene Laute einer dichterischen Melodie. Diese hastigen, abgerissenen, durcheinandergeworfenen Ausbrüche thun uns wehe, denn wir glauben in ihnen noch das Zittern der Nerven, das Vibriren des Herzens zu fühlen. Es ist ohne Zweifel eine krankhafte, aber es ist ebenso gewiß eine reiche und höchst eigenthümliche Natur — ein unerschöpflicher Stoff für den ärmeren Geist, der aber, wie Varnhagen, das Talent des Formens und des Ausmünzens besäße. Er wird leicht das begeisterte Stammeln dieser Pythia in geistvolle Zeilen, in klare Worte und glatte Verse, in formgebildete, allgemein verständliche Aussprüche bringen und sich selbst für den Propheten und Dichter halten. Dieses wunderbare weibliche Wesen ist ganz so reizbar und angeregt, so begierig auf Welt und Menschen, auf bewegtes, wechselndes Leben, wie ihr junger Bewunderer. Sie ist in vornehmen Beziehungen, in ausgebreiteter Gesellschaft, in Salongespräch groß geworden. Sie ist ein Salon für sich allein. Und was das Pikanteste ist: sie bestreitet, bei aller Klugheit ja Schlauheit, mit einer gewissen unzerstörbaren Naivetät die Kosten der Gesellschaftsunterhaltung nicht mit Redensarten und mit maskirten Gedanken und Empfindungen, sondern in immer frischer Production mit ihrem besten Herzblut. Sie kehrt mit Unbefangenheit, taktvoll doch und ohne zu verletzen, ihr Innerstes heraus. Sie hat ihre eigene Sprache, ihre eigene Grammatik, ihre eigene Logik. Fürwahr, ein unbezahlbarer Schatz, eine rechte Delicatesse für Varnhagen! Eingehender, aufmerksamer, begieriger, verstehender hatte noch Niemand auf Rahel's Worte, auf alle Züge ihres Wesens gelauscht. Solche Aufmerksamkeit, solches Verstehen und Hingeben von Seiten des

jungen Mannes mußte wohlthuend auf sie wirken, die in der Mitte eines zahlreichen Umgangs sich unerkannt, zurückgesetzt und allein fühlte. Sie neigte sich zu ihm, in dem überdies so viel war, was als eine Ergänzung ihres Wesens erscheinen mochte. Ihr fehlte jedes Talent für die Form, für zusammenhängende Aeußerung und Gestaltung ihres Innern; formlos und abgerissen ist ihr Denken wie ihr Empfinden. „Aber Du," so schreibt sie an Varnhagen, „hast ein einziges Talent. Warum verstehst Du die unverständlichsten Zustände und Regungen in Dir, die wetterartigsten, mir, in farbenreichen, hellen, hervorspringenden, immer schönen und kunstreichen Worten darzustellen?" So begegneten sich die Beiden. Varnhagen erfuhr, daß ein so bedeutendes Wesen aufhörte sich einsam zu fühlen, seit er sich ihr genähert hatte, er wurde ihr Vertrauter, den sie in ihre geheimsten Anliegenheiten, in ihr Schicksal, in ihre frühere Liebe einweihte. Wie mußte er sich dadurch geschmeichelt fühlen und dadurch wieder, daß auch er hier für alle seine persönlichsten und detaillirtesten Bekenntnisse Gehör fand! Geschmeichelt in der denkbar wohlthuendsten Weise. Denn er wurde gehegt und liebreich belobt, und durfte sich dabei einreden, daß es keine Schmeichelei, sondern blanke Wahrheit sei. Rahel's Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit spielt bekanntlich in der Charakteristik, die er von ihr giebt, allezeit die erste Rolle. Es hatte damit doch eine eigene Bewandtniß. Jene männliche Wahrhaftigkeit, die über der Sache die Person vergißt und daher oft rauh und verletzend ist, war es nicht. Es war jene schonende und zarte Aufrichtigkeit, die mit der größten Selbsttäuschung und der größten Nachsicht gegen sich und Andere verträglich ist, jene unzusammenhängende Wahrhaftigkeit, die im Einzelnen ehrlich, ja überehrlich ist, aber nicht die Kraft hat, ein treues Gesammtbild weder von sich noch von Anderen zu entwerfen und festzuhalten. Diese Wahrhaftigkeit besaß auch der große Sophist Gentz, der ebendeshalb von Rahel verhätschelt worden war. Sie machte es mit ihrem neuen Verehrer ähnlich. Man weiß nicht, ob man in der Art, wie sie den Letzteren charakterisirt, mehr ihren feinen und richtigen Blick für die Schwächen des Freundes oder mehr die schmeichlerische Liebenswürdigkeit bemerken soll, mit der sie diese Schwächen vor sich selbst und vor dem Freunde in Tugenden und Fähigkeiten übersetzt. Man wird sich nicht wundern, wenn Varnhagen gelegentlich neben allem literarischen Uebermuth und aller jugendlichen Einbildung von Zweifeln über die Stärke und Ausgiebigkeit seines Talents heimgesucht wurde. Seine Briefe aus dieser Zeit zeigen uns noch deutlicher als seine bisherigen Leistungen, wie klein sein Geist angelegt war. Er geht durchaus auf's Aeußerliche und Minutiöse. Bis in's Detail hinein studirt er bei wiederholter Lectüre

den Stil des Wilhelm Meister und daneben ist er beflissen, die Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuspüren und aufzuzeichnen; er unterwirft das Buch und die Kunst, mit der es geschrieben, einer mikroskopischen Zergliederung, bis das ganze Verfahren des Dichters ihm durchsichtig geworden ist und es ihm vorkommt, als ob er es ihm nachmachen könnte. Er verhehlt nicht, daß seine ganze Sinnesart ihn immerfort in solche Untersuchungen führe, „wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist" und daß ihm auch die Uebersicht über ein Ganzes nur aus dem absichtlichen Aufmerken auf die kleinsten Theile erwachse. Gar witzig hatten auf diesen kleinen Zuschnitt seines Geistes die neckenden Verse Schleiermacher's angespielt. Mit wie ermunternder Schmeichelei aber sagt ihm die Geliebte dasselbe und streichelt ihm alle Falten aus der Seele! „Laß Dich," schreibt sie ihm, „ganz gehen, wenn Du arbeitest, dichtest; denk' an keinen Freund, an kein Muster, an die größten Meister nicht, an kein Drucken, an nichts!" Lediglich sich selbst möge er darstellen. Er habe ja die wunderbare Gabe der Hellsichtigkeit und dazu ein einziges Talent der schönen Worte. „Du hast eine solche Einsicht in Dein Wesen, welche vielleicht noch nie ein Mensch Deiner Art, und wie Du Dich schilderst und findest, gehabt hat: Du bist so ehrlich, mit Anlagen, es nicht zu sein, daß es ein Wunder ist. Dies allein muß Dein Talent originalisiren auf eine Weise, wie es vielleicht noch nie geschah, und schaffen, wie es noch nie keins gab. — — Ich sehe es, wie ich Dein Gesicht sehe. Auch hierin ist nicht Stärke und abgesondertes Wesen auf die gewöhnliche Weise dargethan: und wie es ist, erhebt es sich über sich selbst; und eine neue Stärke geht aus ihm hervor, ein neuer Zusammenhang; beinah ohne Anlage dazu. Das giebt Dir Deinen Reiz: denn dies ist Dein Eigenstes, dies macht Dich zu Varnhagen unter den Menschen." Gewiß, man kann nicht liebenswürdiger einem jungen Schriftsteller zureden, originell zu sein und nicht besser prophezeien, was endlich daraus hervorgehn werde — „neue, schöne Kunststücke; Stücke der Kunst: ich weiß nicht, ob es Werke werden." —

Varnhagen empfing diese brieflichen Aufmunterungen der Geliebten, die zugleich sein Mentor geworden war, in Tübingen. Denn schon um äußerlich sein Leben zu einem festen Ziel zu bringen und so eine spätere Verbindung mit ihr zu ermöglichen, hatte er sich zunächst von ihr losreißen müssen. Die Absicht war, in Tübingen das Studium der Medicin ernstlicher fortzusetzen, und sicher wäre die stille, abgelegene Universität der geeignetste Ort dazu gewesen — hätte nur diese Stille auf den verwöhnten Mann nicht die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. „Wir haben," so schreibt er nach vierzehntägigem Aufenthalt über sich und einen

begleitenden Freund, „wir haben schon zu viel gehabt, um jetzt Alles zu entbehren, gesellige Anregung, reizenden Umgang, Kunst, große Tagesstoffe der Verhandlung, der Betrachtung.“ Und so wenig wie die Berliner Cultur zu der schwäbischen Natur paßt, so wenig will sich sein schöngeistiger Dilettantismus in den Studienzwang fügen. Alles Fachstudium und alle gewöhnliche Laufbahn erscheint dem jungen Poeten, der das Keckste versucht, das Absonderlichste genossen hat, als philiströs. Er treibt daher das Verschiedenartigste. Neben medicinischen Arbeiten liest er den ganzen Livius durch, er macht Studien zu einem historischen Trauerspiel, schreibt Novellen, Aufsätze, unzählige Briefe, und findet sich in dem schmutzigen, bergigen, winklichen Nest erst dann einigermaaßen zurecht, seit er in Justinus Kerner und Uhland etwas wie Seinesgleichen und ein wenig, wenn nicht Berlinische, so doch schwäbische Romantik gefunden hat. Dennoch ist er entschlossen, unter allen Umständen diese Bahn wieder abzubrechen, diesen Ort wieder zu verlassen. Entwürfe auf Wien, Paris und andere Ziele gehen ihm ziemlich planlos durch den Kopf. Nur noch unsichrer machen ihn die Nachrichten von den österreichischen Rüstungen Ausgang Winters 1808. So ist er im Frühling rathlos in Hamburg. Von dort geht er nach Berlin — und hier endlich faßt er den besten Entschluß, den er fassen konnte, den Entschluß, sich aus allen Bildungs- und Gesellschaftswirren, aus allen literarischen Düfteleien mit Eins in's Freie zu retten. Es ist eben der Ausweg, den schon der Doppelroman angedeutet hatte. „Die Schlacht von Aspern erklang weithin durch Deutschland und erregte als der erste Sieg über den großen Schlachtengewinner mächtig die Gemüther.“ Trieb wirklich und vorzugsweise auch ihn das patriotisch erregte Gemüth? Oder lag schon damals, wie ein etwas späterer Brief von Rahel an ihn andeutet, hinter der militärischen die diplomatische Laufbahn in der Perspective? Die beste Auslegung wird keine falsche sein. Es war so, wie Rahel schon am 8. Juli schrieb. Er, der bisher noch so wenig gewesen, noch nichts, trotz alles Strebens und Wollens, geworden war, — er fühlte, angesichts einer alle Thatkraft der Menschen aufregenden Zeit, daß auch er „nicht ohne Muth- und Thatbeweis leben dürfe.“ So lockten ihn denn die Thaten und der Ruhm der österreichischen Waffen, es lockte ihn, ein „Abenteuer“ zu bestehen: er beschloß, mitzukämpfen unter den Fahnen des Erzherzogs Karl.

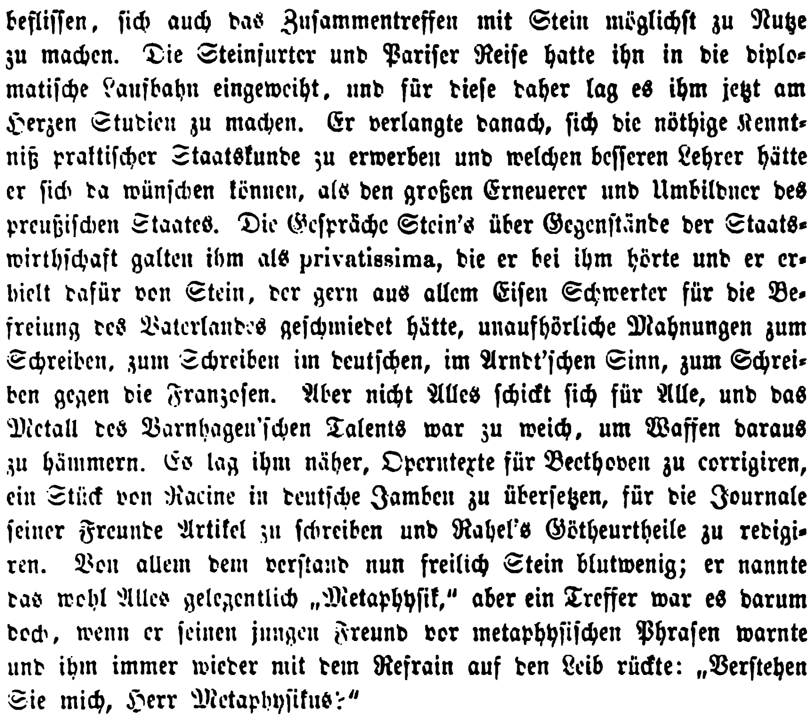
Mit einer Anzahl gleichgesinnter Genossen von Berlin aufgebrochen, trifft er am 21. Juni in Deutsch-Wagram ein und findet als Fähndrich Aufnahme in dem von dem Grafen Bentheim commandirten Regiment. Er sollte rasch das Ernste und das Herbe seines neuen Lebensloses kosten. In der Wagramer Schlacht durch einen Schuß in den Oberschenkel ver-

wundet, hat er eine trübselige Kurzeit auszustehen, noch trüber durch die schlimmen Nachrichten über den Ausgang des so hoffnungsreich begonnenen Krieges; sein „Abenteuer" schien kläglich gescheitert, und ungeduldig sehnte er sich, alsbald in seine früheren Verhältnisse, vor Allem nach Berlin zurückkehren zu können. Inzwischen wird er als Kriegsgefangner nach Wien transportirt. Eine neue Wartezeit und Geduldsprobe, die er doch in der belebten Hauptstadt unter mancherlei persönlichen Anregungen glücklich genug besteht. Ende September endlich darf er zu seinem Regimente nach Wagha in Ungarn abreisen. Schon hat er sich bei seinen Kameraden in den Ruf eines federgewandten, ungewöhnlich gebildeten Officiers gesetzt. Wäre ihm nur diese exceptionelle Bildung nicht ebenso im Wege, wie sie ihm zur Empfehlung dient! Wie unbehaglich fühlt er sich doch unter der soldatischen Umgebung, in engem Quartier, bei schlechtem Wetter, mit den rauchenden, spielenden, kannegießernden oder Zoten erzählenden Kameraden zusammengepfercht! Durch Oberst Bentheim's Ankunft indeß ändert sich dieser Zustand, und bald hat er in seinem Chef einen Freund und Gönner gewonnen. Er verdient sich diese Gönnerschaft durch die treusten Dienste. In der That, wir haben in allen Bänden der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten keinen Zug gefunden, der ihm mehr zur Ehre gereichte, als den, den er hier erzählt. Der Oberst erkrankt. Auf des Kranken Wunsch muß der Regimentsarzt sich mit dem Fähndrich berathen, der ja unter Anderem auch ein Stück Mediciner ist. Jetzt jedoch — in Szered — nimmt ein Oberstabsarzt die alleinige Ehre und das Recht in Anspruch, den vornehmen Patienten zu behandeln. Varnhagen muß es mit ansehen, wie der Oberst durch falsche Behandlung kränker und kränker wird, während er selber die richtige Kurmethode zu besitzen überzeugt ist. Seine Einmischung indeß wird verbeten und denuncirt. Er sieht sich mit den Folgen der allerschwersten Verantwortung im Fall eines unglücklichen Ausganges bedroht — gleichviel! Mit selbstverleugnendem Muthe nimmt er die Verantwortung auf sich, denn schon handelt es sich um Leben oder Tod des Kranken. Sein hingebender und kühner Eifer wird zuletzt glücklicherweise von Erfolg gekrönt, und nun ist er des Obersten rechte Hand und findet sich plötzlich im Besitz des beneidetsten Einflusses, den er uneigennützig — auch davon erzählt er eine hübsche Geschichte — und wie ein rechtschaffener Mann benutzt. Keine Rede mehr davon, daß er sich von dem Obersten trennen sollte; die Stellung als Adjutant eines gebildeten, liebenswürdigen, von ihm geliebten Mannes, eines westphälischen Landsmanns obenein, ist ganz für ihn geschaffen. Er folgt ihm nach Tyrnau und später, nach Abschluß des Friedens, in die Hauptstadt, wo ihm nun — nichts Erwünschteres konnte es für ihn geben — das Ver-

hältniß zu seinem Chef die Zirkel der besten und der vornehmsten Gesellschaft zugänglich macht. Wie aber die gesellschaftlichen, so begünstigt der Friede auch die literarischen Neigungen unseres Freundes von Neuem. Hatte er doch auch in dem bisherigen Quartier- und Lagerleben sich bald mit dem Homer, bald mit Fr. Schlegel's Gedichten, bald mit Cramer'schen Romanen getröstet. Er hatte unter Anderem Justinus Kerner in Wien wiedergefunden. Die mit diesem genossenen Theaterabende führen ihn zu dramaturgischen Studien; nebenher laufen allerlei halb kritische halb novellistische Schreibereien. Nicht lange freilich durfte er dies Wiener Leben genießen. Statt dessen hat er demnächst in Prag die ganze Monotonie des Garnison- und Kamaschendienstes mitzumachen. Ein wenig beneidenswerthes Schicksal! Es schien, als ob er mit all' seinen Lebensplanen in eine Sackgasse gerathen sei, aus der es, wenigstens für's Erste, keinen Ausweg gab. Oesterreichischer Officier im Frieden, zu einer Zeit, wo Oesterreich durch die Vermählung der Kaisertochter mit Napoleon für immer an diesen gefesselt schien — das war ziemlich das Gegentheil von dem, was er erstrebt hatte, als er in die Reihen des österreichischen Armee eingetreten war! Zum Glück wußte Bentheim die Fähigkeiten des Mannes richtig zu taxiren. In privater Sendung schickt er ihn nach Steinfurt, um dort für ihn Familienangelegenheiten mit dem Erbgrafen von Bentheim-Steinfurt zu betreiben. Halb als Bevollmächtigter seines Obersten, halb als politischer Kundschafter besteht Varnhagen seine erste Probe als Diplomat. Ueber Dresden, Kassel, Paderborn und Münster, also mitten durch französisch occupirtes Land, reist er nach Steinfurt. Der Bescheid, den er nach Prag zurückbringt, nöthigt den Obersten, sich selbst nach Paris zu begeben, um bei dem dort lebenden, freilich nur noch in partibus „regierenden" Grafen seine Angelegenheit persönlich zu betreiben. Auch für seinen Adjutanten wird die Erlaubniß zur Mitreise durchgesetzt, und diesem wird so die köstliche Gelegenheit, die Welthauptstadt zu sehen. Und zwar zur günstigsten Zeit, unter den günstigsten Verhältnissen — Dank der Galanterie, die der neuen Kaiserin und mit ihr allen österreichischen Uniformen eben jetzt von Seiten der Franzosen erwiesen wurde. Nicht leicht hätten seiner Neugierde und seiner Darstellungsgabe erwünschtere Gegenstände gegeben werden können als jene Flammen, welche das Fest des Fürsten Schwarzenberg in Rauch und Trauer aufgehen machten, als jenes Gedränge in den Tuillerien und die Erscheinung Napoleon's inmitten seiner Marschälle, umgeben von kriechenden und zitternden Diplomaten. Dazu das Wiederfinden alter Freunde, vor Allem Koreff's, Chamisso's, Uhland's, und die erste Begegnung mit Männern wie Alexander v. Humboldt und Graf Schlabrendorf. Gesellschaftliche Genüsse wechseln mit Kunstgenüssen; nach

allen Richtungen wird das Pariser Leben studirt und Stoff zu künftigen Denkwürdigkeiten gesammelt. Es sollte ihm an Muße zur Ausarbeitung seiner Pariser Aufzeichnungen nicht fehlen. Herbst und Winter nämlich muß er nun im Dienste seines Obersten an dem kleinen, etwas altfränkischen Hofe, im Schlosse zu Steinfurt zubringen. Reichlich versorgt den sich bildenden Diplomaten die Bibliothek des Schlosses. Lesend und schreibend sitzt er in den einsamen Nächten über französischen Memoiren, Geschichtswerken und dann wieder über Schriften aus dem Bereiche der deutschen Mystik. Auch das Spukabenteuer, das zu einem solchen Schlosse gehört, bleibt nicht aus, — um so schlimmer, da sich das Gespenst als ein spionirender Dieb von verfänglichen Papieren und Briefschaften ausweist. Ende Januar 1811 wird endlich die Rückreise in die Prager Garnison angetreten. Schlecht genug mundete unserem Freunde nach einem so wechselvollen und so freien Leben das Einerlei, das ihn hier erwartete. Er würde ihm noch verdrießlicher vorgekommen sein, wenn ihm nicht zwei Männer entgegengetreten wären, deren Bekanntschaft sich wohl lohnte. Der eine war Ernst v. Pfuel, der andere der Freiherr v. Stein.

Varnhagen und Stein — zwei verschiedenere Männer lassen sich nun wohl kaum denken. Gewiß, die Schilderung, die uns Arndt von dem großen Minister entworfen hat, ist ein wenig durch den Eifer politisch-patriotischer Gesinnung und ein wenig auch durch die Bescheidenheit freiwilliger Unterordnung gefärbt. Solche Farbe indeß ist doch in keiner Weise eine Verfälschung des Bildes, und dem Zeichner selbst steht diese Auffassung gut zu Gesicht. Der scharf aufmerkende Varnhagen, der seine Zeichnungen mit langsam bedächtiger Hand entwirft, liefert, wie wir glauben, ein im Einzelnen correcteres, aber kein ähnlicheres Bild. Für einen Mann wie Stein fehlt ihm das sympathetische Auge. Jene naive Begeisterung, jener praktische Eifer, jener patriotische Ungestüm, jener sittliche Zorn, wie sie in Stein's und Arndt's Seelen lebten, dergleichen war nie in ihm gewesen und würde, wenn es in ihm gewesen wäre, längst in der Luft des österreichischen Dienstes verflüchtigt, in seinem Geschmeidigkeit fordernden Gesellschaftsverkehr abgeschliffen worden sein. Verehrung, solche Verehrung, die frei und selbstlos aus einem reinen Herzen kommt, lag ebensowenig in seiner Natur, wie in der Schule, die er durchgemacht hatte. Er hatte sich gewöhnt, mit Selbstgefälligkeit, mit geistreichem Urtheil, mit romantischer Ironie oder mit kühler Beobachtungslaune den Menschen und Dingen gegenüberzustehen. Es gehörte eine mehr als gewöhnliche Quantität Geist dazu, wenn man ihm geistreich genug sein sollte, und Geist und Bildung sind unter allen Umständen höher bei ihm im Preise als Charakter und Tüchtigkeit. Immerhin indeß war der bildungseifrige junge Mann



beflissen, sich auch das Zusammentreffen mit Stein möglichst zu Nutze zu machen. Die Steinfurter und Pariser Reise hatte ihn in die diplomatische Laufbahn eingeweiht, und für diese daher lag es ihm jetzt am Herzen Studien zu machen. Er verlangte danach, sich die nöthige Kenntniß praktischer Staatskunde zu erwerben und welchen besseren Lehrer hätte er sich da wünschen können, als den großen Erneuerer und Umbildner des preußischen Staates. Die Gespräche Stein's über Gegenstände der Staatswirthschaft galten ihm als privatissima, die er bei ihm hörte und er erhielt dafür von Stein, der gern aus allem Eisen Schwerter für die Befreiung des Vaterlandes geschmiedet hätte, unaufhörliche Mahnungen zum Schreiben, zum Schreiben im deutschen, im Arndt'schen Sinn, zum Schreiben gegen die Franzosen. Aber nicht Alles schickt sich für Alle, und das Metall des Varnhagen'schen Talents war zu weich, um Waffen daraus zu hämmern. Es lag ihm näher, Operntexte für Beethoven zu corrigiren, ein Stück von Racine in deutsche Jamben zu übersetzen, für die Journale seiner Freunde Artikel zu schreiben und Rahel's Götheurtheile zu redigiren. Von allem dem verstand nun freilich Stein blutwenig; er nannte das wohl Alles gelegentlich „Metaphysik," aber ein Treffer war es darum doch, wenn er seinen jungen Freund vor metaphysischen Phrasen warnte und ihm immer wieder mit dem Refrain auf den Leib rückte: „Verstehen Sie mich, Herr Metaphysikus?"

Nur ein Sommeraufenthalt mit Rahel in Teplitz und eine dienstliche Mission nach Wien hatten übrigens die Eintönigkeit seiner Prager Existenz unterbrochen; unter literarischen Beschäftigungen war ihm der Winter von 1811 auf 1812 vergangen — da brachte das Frühjahr in der Aussicht auf den russisch-französischen Krieg auch seinem Leben eine neue Wendung. Der österreichische Dienst, den jetzt so viele Officiere gegen den russischen vertauschen, darf auch ihn nicht länger fesseln — längst hat er sein Absehen auf Rückkehr nach Preußen und Eintritt in den preußischen Staatsdienst gerichtet. Auf's beste empfohlen, begiebt er sich — nicht ohne Wagniß — nach Berlin. Er durchlebt hier, so erzählt er, „obgleich in glanzvoller Geselligkeit" doch einen traurigen, durch die Unentschiedenheit seiner Lage traurigen Winter, während dessen „Rahel sein Trost war." Der Brand von Moskau brachte auch ihm Entscheidung. Den Trümmern des französischen Heeres folgten die Russen auf dem Fuße; einer jener österreichischen Officiere, welche die Sache der Ehre da aufgesucht hatten, wo Stein das Zeichen gab, ein alter Bekannter Varnhagen's, der Oberst Tettenborn mit seinen Kosaken ist der Erste in Berlin. Varnhagen eilt zu ihm und wird sofort von ihm als Hauptmann für den russischen Dienst in Anspruch genommen. Nur einen preußischen Auftrag hat er zuvor noch in Breslau

auszurichten. Dann jedoch eilt er dem kecken Reiterführer nach, der mittlerweile seinen abenteuernden Zug nach dem Nordwesten gemacht, Hamburg glücklich erreicht und besetzt hatte.

Dem glänzenden Soldaten war so ein glänzender Schriftsteller gesellt. Merkwürdig verändert sich von diesem Punkte an der Charakter der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten. Seine Selbstbiographie geht über in eine Biographie Tettenborn's und in einen Bericht der kriegerischen Ereignisse. Daß der nächste Schauplatz dieser Ereignisse eben die Stadt war, in der er den größten Theil seiner früheren Jugend verlebt, mochte für ihn den Reiz und den inneren Antheil an denselben erhöhen. Genug: der Adjutant Tettenborn's geht für uns ganz und gar unter in dem Schriftsteller, dem Zuschauer und Erzähler. Sein Standpunkt gewährte ihm in den Verlauf der an Peripetien so reichen Hamburger Tragödie den freisten Einblick, erleichterte ihm die Erforschung des Einzelnen, die Uebersicht des Ganzen. „Er faßte früh“ — um seine eigenen Worte wiederzugeben — „den Gedanken, sich einen Antheil an diesen Vorgängen, da zur eingreifenden That das bloße Wollen nicht genügt, wenigstens durch Ueberlieferung und Ausbreitung zu erwerben.“ Nicht nur, daß er eine Feldzeitung redigirt und zum großen Theil mit eignen Artikeln versieht: noch im Laufe der Begebenheiten selbst schreibt er jene Geschichtsblätter, die er später, mit geringen Aenderungen, seinen Denkwürdigkeiten einfügte, zuerst, ohne seinen Namen, die „Geschichte der Hamburgischen Begebenheiten während des Frühjahrs 1813“ (London 1813), sodann — ein *ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα*, wie es auf dem Titel heißt, — die „Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn während der Jahre 1813 und 1814“ (Stuttgart und Tübingen 1814), letztere mit seinem Namen und mit einer Widmung an den König von Preußen. Es sind Schriften, für immer schätzenswerth als Geschichtsquellen, als Berichte eines aufmerksamen und wenigstens von einer Seite her eingeweihten Augenzeugen, der auf sorgsame Aufzeichnung des Miterlebten von vorn herein ausging und in diesem Aufzeichnen von lange her geübt war.*) Seine entschieden parteiische Eingenommenheit für den Feldherrn, dessen Schwächen sogar er zu leuchtenden Eigenschaften und Tugenden stilisirt, die ausgesprochene und überall durchscheinende Absicht, der Verleumdung gegenüber, „das edle Bild dieser vaterländischen Thatsachen“ möglichst glänzend herauszuheben, — Niemand gewiß würde das tadeln wollen, wenn nur wirklich diese Schriften nichts als „für die Gegenwart berechnete Wettschriften“ sein wollten. Aber Varnhagen hat diesen Memoiren nicht nur später selbst eine dauerndere Bedeutung zugetheilt, son-

*) Die in Karl Goedeke's „Grundriß“ angeführte Schrift: „Hanseatische Anregungen“ (Bremen 1814) zu Gesicht zu bekommen, ist dem Verfasser nicht gelungen.

dern ihre ganze schriftstellerische Haltung verräth einen höheren Anspruch und zeigt, daß die Umkehr des Thukydideischen Motto's eine bloße Koketterie der Bescheidenheit ist. Wir haben nicht den mindesten Zweifel weder an der Pflichttreue noch an dem soldatischen Muthe des Mannes, aber gewiß ist dennoch, daß er Soldat nur nebenher und auch als Soldat in erster Linie Schriftsteller war. Er erlebte, um zu schreiben, und er schrieb nicht blos um die Dinge, sondern ebensosehr um die Kunst ihrer Darstellung zur Anschauung zu bringen, — nicht umsonst hat er seinen Cäsar und seinen Sallust studirt. Ausdrücklich erinnert er an das letztere Muster, und durch die Darstellung selbst blickt das Gefühl hindurch, daß er das Schicksal Hamburgs und die sonstigen Begebenheiten, deren Zeuge er war, in ähnlicher Weise beschreibe, wie Thukydides die sicilische Expedition und die Wechselfälle des peloponnesischen Krieges.

Der Marsch nach dem Rhein und der an Schwierigkeiten überreiche Zug auf Paris bildet den Schluß der „Kriegszüge Tettenborn's." Schon von Bray aus war sein Adjutant mit Aufträgen an Diebitsch und Winzingerode nach Paris vorausgeschickt worden. Der Krieg war zu Ende und damit Varnhagen's bisherige Rolle. Längst entschlossen, den russischen Dienst und den Militärdienst zu verlassen, schwankte er nur zwischen Oesterreich und Preußen. Auf's Höchste bestochen von der glatten Liebenswürdigkeit des Fürsten Metternich, würde er nicht gezaudert haben, eben da sein Glück zu suchen, wo Gentz es gefunden hatte, wenn ihm Aussicht gemacht worden wäre, in der unmittelbaren Nähe des Fürsten zu bleiben. Da dies nicht der Fall war, so entschied ihn eine Unterredung mit Stein für den Dienst der preußischen Diplomatie unter Hardenberg. Hardenberg nämlich hatte längst sein Augenmerk auf die gewandte Feder Varnhagen's geworfen und beeilte sich daher jetzt diese Feder zu werben. So wurde die ästhetische Cultur in den Dienst der Politik hinübergeführt; der Staat selbst in seinen unmittelbaren, praktischen Bedürfnissen schloß bewußter Weise ein Bündniß mit jener großen geistigen Macht, die in unserer klassischen und romantischen Literatur, unbekümmert um den Staat und nicht von ihm getragen und begünstigt, glänzend emporgewachsen war. Es war doch nur und es konnte nur eine Allianz mit ihrer *Form* sein, denn ihren *Geist* hatte diese Literatur nur in ihrer Selbständigkeit oder in der freien Hingabe an die neuen, die Nation erfüllenden und umschwingenden Interessen. Auch diese freie Wendung der Dichtung und der dichterischen Stimmung zu lebendiger Antheilnahme an den großen äußeren und inneren Schicksalen der Nation war nicht ausgeblieben. Das erwachende Gefühl des nationalen Zorns, der patriotischen und kriegerischen Begeisterung hatte aus grübelnden Philosophen und Gelehrten prophetische Redner gemacht

und hatte die Liebes- und Frühlingslieder in Schlachten- und Heldengesänge verwandelt. Allein neben den Fichte, Arndt und Görres, neben den Arndt, Körner und Schenkendorf gab es noch ein anderes Geschlecht von Dichtern und Schriftstellern, denen eine solche Wendung von innen heraus nicht anzumuthen war. Im virtuosen Besitz der literarischen und ästhetischen Formen, die unser Klassicismus herausgebildet hatte, thaten sie viel, wenn sie ihre formelle Bildung mit gutem Willen den neuen Lebensverhältnissen unseres Volkes zur gelegentlichen Verfügung stellten. Diese Männer standen mit ihrer Bildung, ihrer Kunst und ihren Künsten auf dem Markte, als jetzt auf einmal nach Staatsschriften und Proclamationen die Nachfrage größer war als nach Sonetten und Kunstkritiken. Am frühsten und eigenthümlichsten, am bedachtesten und glücklichsten hatte sich Gentz in die politische Publicistik hinübergebildet. Im Wetteifer mit ihm strebte Adam Müller aus der brodlosen Kunst des reinen Philosophirens und Aesthetisirens nach dem Brod der officiellen Schriftstellerei, und mit vollendeter Gewandtheit schrieben August Wilhelm und Friedrich Schlegel Manifeste und Proclamationen, Denkschriften und Zeitungsartikel. Eben dies war der Weg, den auch Varnhagen ging. Sein unproductives Wesen hatte den ihm vollkommen gemäßen Ort gefunden, wenn es jetzt sein Beruf wurde, die Gedanken der Diplomatie in das Gewand der neuen literarischen Bildung zu kleiden. Wie Arndt zu Stein, so paßte Varnhagen zu Hardenberg. Für die Politik der Cabinette mochten die „metaphysischen Phrasen," die Stein sich verbeten hatte, von Nutzen sein. Ein Gewinn für die Geschäfte, war es freilich kein großer für die Sachen, — für die Literatur aber war es oder wurde es vielmehr ein offenbarer Verderb.

Wie dem sei: mit der errungenen Lebensstellung hatte Varnhagen sich nun auch die Lebensgefährtin verdient. Im September 1814, nach so langen Freiers- und Wanderjahren, verband er sich in Berlin mit Rahel. Freilich nur, um sich für's Erste sogleich wieder von ihr zu trennen. Hatte schon in Paris seine Feder angefangen sich in Aufsätzen und Denkschriften zu tummeln und zu üben, so sollte nun auf dem Wiener Congresse die erste ernstlichere Probe seiner Brauchbarkeit gemacht werden. Wenn sich Hardenberg etwa versprochen hatte, in ihm einen ähnlichen Fund gethan zu haben, wie Metternich in Gentz, so war er im Irrthum. Wie sehr überragte doch der österreichische Staatspublicist all' die übrigen Recruten und Ueberläufer aus dem literarischen Lager! Gentz war in erster Linie ein politischer Kopf und nur in zweiter, nur nebenher auch ein redefertiger und schriftgewandter Mensch. Nur das Letztere im Grunde war Varnhagen. Als Adjutant des Staatskanzlers mochte er

wohl die Gedanken, Strebungen und Thaten der preußischen Diplomatie ebenso zierlich auf's Papier bringen, wie die Kriegsthaten Tettenborn's, aber sie mit dem Nachdruck frischer Gesinnung oder selbständiger Ideen zu unterstützen, lag nicht in seinem Vermögen. In diplomatischer Mäßigung, in Zahmheit und gewinnender Eleganz scheint unserem Freunde bald die Summe politischer Weisheit zu bestehen — nennt er es doch ein Unglück, daß ihm gelegentlich, nach dem Aufbruch Napoleon's von Elba, ein Aufsatz „fanatischer ausfiel als er es meinte und wollte," ein Aufsatz, den Gneisenau für werth hielt, ihn in vielen tausend Abdrücken vervielfältigen und ausbreiten zu lassen! Wer hat Lust, diesem oder anderen nicht so sträflich fanatischen Artikelchen, die während der Congreßzeit aus Varnhagen's Feder in die Hamburger Blätter oder in die Augsburger Zeitung übergingen und bestimmt waren, dem Vertreter des österreichischen Interesses, Fr. Schlegel, gegenüber das preußische Interesse zu vertreten — wer hat Lust, ihnen nachzuforschen? wer findet in den gleichzeitigen Recensionen politischer Schriften in der Jenaer Literaturzeitung irgend eine Spur staatsmännischen Geistes, irgend einen schlagenden Gedanken oder eine eigenthümliche Auffassung? Welcher Art das Talent des Mannes war und wieweit seine schriftstellerische Kunst trug, dafür liegen uns für die Zeit des Wiener Congresses zwei verschiedene und eben dadurch sehr bezeichnende Zeugnisse vor. Das eine ist in seiner Art ein Meisterstück, das andere die Arbeit eines Schülers, der man es ansieht, daß der Schüler niemals den Meisterbrief erlangen wird. Varnhagen ist ganz in seinem Elemente und im Vollbesitz seiner Kraft da, wo er es unternimmt, uns ein Bild von dem socialen und diplomatischen Schauspiel zu geben, welches jetzt in der österreichischen Hauptstadt vor seinen Augen abgespielt wurde. Seine bekannte Schilderung des Wiener Congresses ist neben der Beschreibung des Schwarzenbergischen Festes, neben zwei oder drei anderen Stücken seiner Memoiren und neben etlichen kritischen Aufsätzen das Beste, was er überhaupt geschrieben hat. Es gab vielleicht keinen zweiten Stoff, der wie dieser zu der Eigenart seines Talentes gepaßt hatte und es gab ganz gewiß keinen zweiten Schriftsteller, der dasselbe aus diesem Stoff hätte machen können, wie er. Ganz recht sagte Göthe in einem Gespräch, von dem uns Rahel berichtet, dieses Congreßtreiben sei nicht nachzuerzählen, weil es „keine Gestalt" habe. Gerade deshalb gelang es Varnhagen. Gerade dies Auseinanderbröckelnde und doch äußerlich Zusammenhaltende, gerade diesen Wirrwarr, in dem nichts desto weniger Methode ist, vermag er wiederzugeben, weil seine ganze Kunst nicht sowohl von Innen heraus Gestalten schafft, als vielmehr Figuren und Figürchen zusammensetzt. Je bunter, vielgetheilter, quodlibetarischer,



desto besser! Man wird unzählige Male bei seinen Darstellungen, aber am meisten bei dieser an jene zierlichen Schnitzwerke aus Papier erinnert, die zu verfertigen er nach seiner eigenen Erzählung von seinem dritten Jahr an in beständiger, mehr und mehr zur Meisterschaft erwachsender Uebung geblieben war. Diese Fertigkeit war für ihn, was für Göthe die bildende Kunst war; wie sich Göthe's Dichtungen zu dieser, so verhalten sich die Varnhagen'schen Darstellungen zu jener — es sind Schnitzwerke im Material der Rede, in deren stilistischen Windungen man die vorsichtigen Biegungen der Scheere wiederzuerkennen meint. Man bewundert das scharfe Auge, die geduldige Hand, und man erfreut sich eine kurze Weile an der Sauberkeit und Feinheit der Bilder, an der bis in die äußersten Spitzen, Zäckchen und Häkchen hineinreichenden Ausarbeitung. Zu solchen Schilderungen braucht es keiner intensiven Kraft der Anschauung, keiner von Empfindung beseelten Phantasie — ein genaues Aufmerken, ein gutes Gedächtniß, Geschmack und Sinn für Ordnung und Symmetrie wird ausreichen. Man sieht sehr deutlich, wie der Mann jeden Tag die Ausbeute jedes Tages, den Klatsch des Congresses, die Bonmots und die Anekdoten, die von der diplomatischen Arbeit abfallenden Späne, wie er Alles, was aufmerksame Neugier erlauschen, erhorchen und erschauen konnte, sorgfältig in sein Tagebuch eingetragen und wie er dann all' diese Stiftchen und Steinchen aneinandergeschoben. Es war die richtige Manier, um das denkbar ähnlichste und unterhaltendste Bild von diesem bunten Treiben hervorzubringen. Jede höhere Kunst wäre daran gescheitert und wiederum nur der höchste Grad dieser kleinkünstlerischen Geschicklichkeit war der schwierigen Aufgabe gewachsen.

Wäre nur dieselbe Manier auch da anzuwenden gewesen, wo es die Behandlung einer großen politischen Frage und die Beeinflussung der öffentlichen Meinung galt! Im Auftrage Hardenberg's schrieb Varnhagen, ohne sich zu nennen, die Broschüre: „Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preußen" (Deutschland 1814). Aller Aufschluß, den er begehren konnte, wurde ihm durch Stein und Hardenberg gegeben. Und auch ohne das: die Gesichtspunkte, von denen aus diese sächsische Frage jedem Preußen sich darstellen mußte, lagen dergestalt auf der Hand, daß in der That alle drei den Gegenstand im größeren Stil behandelnde Schriften, die von Varnhagen, die von Eichhorn und die von Niebuhr, nur wie Variationen Eines und desselben Thema's erscheinen. In den Argumenten fast durchaus übereinstimmend, sind sie nur in Form und Methode von einander unterschieden. Um die Wahrheit zu gestehen: sie verrathen alle drei, daß wir in der politischen Publicistik uns noch in den Kinderschuhen bewegten. Stellen wir uns vor, daß die „Widersacher der

Vereinigung Sachsens mit Preußen," welche Eichhorn anredet, in einer Corona um den Redner versammelt gewesen, so hegen wir wenig Zweifel, daß das harmlose Zureden, mit dem der Mann beginnt, das Lächeln der Zuhörer erregt haben würde; im weiteren Verlaufe würden sie ihrer Langeweile bald einen geräuschvollen Ausdruck gegeben haben, und wenn ihr Schlußrufen vergeblich war, so fand sich sicher der Redner mit seinen rechtsphilosophischen Auseinandersetzungen über den Unterschied privatrechtlicher und staatsrechtlicher Verhältnisse, über den Punkt, wo jede rechtliche Beurtheilung in die sittliche übergehen müsse u. s. w., schon nach der ersten Viertelstunde allein auf dem Platze. Mit dieser Schrift kann sich das Exercitium unseres diplomatischen Novizen schon deshalb messen, weil dasselbe den Vorzug der Kürze und der Gemeinverständlichkeit vor ihr voraus hat. Es wird dagegen völlig in den Schatten geworfen durch die Schrift von Niebuhr: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof," und das Gefühl davon blickt noch an mehreren Stellen der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten durch, in denen der eitle Mann mit sauersüßem Lobe der Concurrenzschrift und ihres Erfolges gedenkt. Seltsam genug zwar nimmt es sich aus, wenn der gelehrte Historiker für seine Beweisführung bald Marbod und Arminius, bald Rom und die Tiburter oder das Verfahren der Achäer gegen Arkadien und Argolis citirt, und ganz besonders unglücklich ist Niebuhr an den Stellen, wo er seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit noch durch Betrachtungen der Frömmigkeit zu Hülfe kommt. Gleichviel jedoch! Welch' eine unvergleichliche Kraft und Schärfe eignet seinen Worten! Wie fühlt man es dieser Rede, auch wo sie rauh und alterthümlich ist, an, daß es die Rede eines ganzen und leidenschaftlich überzeugten Mannes ist, der aus eignem Triebe der Seele zur Sache redet! Mit gutem Grunde, denken wir, verschmäht er es, „zwiefach milde im Ausdruck zu sein, wo die Handlung, nachdem das Schicksal entschieden, streng ist und sein muß," — und welche Milde breitet sich nichts desto weniger überall da über seine Worte, wo die vaterländische Gesinnung mächtig wird über das Rechtsgefühl, mit wie edlem, reinem, unbeleidigendem Stolz, wie kurz und einfach spricht er von den preußischen Siegen! Die Grundgedanken dieser Schrift, wie gesagt, kehren sämmtlich auch in der Varnhagen'schen wieder — nur um so mehr erscheint sie als ein schwacher Aufguß von jener. Hier wie dort wird dem Waffenverein, durch den Deutschland wieder frei geworden, dasselbe Recht der Strafvollstreckung gegen den vaterlandsverrätherischen Fürsten vindicirt, wie es einst Kaiser und Reich besessen habe, hier wie dort wird Preußen als der Kern und Mittelpunkt des gemeinsamen Vaterlandes geschildert, dem anzugehören ein beneidenswerthes Loos sei. Beides auch bei Varnhagen

mit edlen, wenn auch allzu gesuchten Ausdrücken: allein wo sonst als im Kopfe eines inspirirten Publicisten konnte sich damit die Behauptung reimen, daß auch die Vergrößerung Bayerns und Hannovers eine Maaßregel im Interesse der Einigung Deutschlands, ein Ersatz für die wünschenswerthe völlige Staatseinheit sei? Aehnlich wie Niebuhr weist auch Varnhagen auf das Nothrecht einer Zeit hin, die alle Staatenverhältnisse gewaltsam durcheinandergeschüttelt habe; eine solche Zeit habe das Recht „den ängstlichen Gang kleinlicher Rücksichten und Bedenklichkeiten, der sich langsam an dem Faden äußerer Form und rechtlichen Scheins herabwindet, zu verlassen.“ Sehr weise, ohne Zweifel, — und sehr komisch im Munde eines Schriftstellers, den man jeden Augenblick Rücksichten gegen die höhere Syntax und Bedenklichkeiten hinsichtlich der Form und des Scheins seiner Ausdrücke nehmen sieht! Die revolutionäre Diplomatie, leider, war weder Hardenberg's noch seines Scribenten Sache. Mit dieser geflissentlichen zwiefachen Milde und Schönrednerei war weder Sachsen noch die öffentliche Meinung zu erobern. Gefallen mochte diese glatte Rede Manchem, gewonnen hat sie sicherlich Niemand. Es war mit Bestimmtheit nach dieser Probe vorauszusagen, daß auch künftig jeder Versuch des klugen, gewandten, stilgebildeten Mannes, sich zu volksthümlicher Beredtsamkeit herabzulassen, von einem unausbleiblichen Fehlschlagen begleitet sein werde.

Die publicistischen Plänkeleien, die Zeitungsfehden, in denen er sich mit den Schützlingen von Gentz gemessen, hatten es inzwischen doch unmöglich gemacht, ihm, wie Anfangs die Absicht gewesen, eine dauernde Stellung bei der Gesandtschaft in Wien zu geben. Er bleibt also in der Umgebung des Staatskanzlers, folgt diesem, nach dem Schlusse des Congresses, nach Berlin und von dort zu den neuen Friedensverhandlungen nach Paris. Er fährt fort, die Stellung eines publicistischen Handlangers des Ministers einzunehmen und seine eigenen Memoiren fahren fort, von diesem Kleindienst erstaunlich viel Aufhebens zu machen. Sorgfältig heftet er die netten Zeitungsartikel, die er componirt, in seine Mappe und sorgfältig vermerkt er dabei die kleinen Erfolge, die sie hatten oder mit denen er sich schmeichelte. Sie athmen durchaus den Hardenberg'schen Geist, diesen freisinnigen, billigen, rücksichtsvollen, wohlwollenden, das Beste erstrebenden, mit dem Mäßigsten sich bescheidenden Geist und suchen die unerfreulichen Resultate erklärend und entschuldigend wie in vergoldeten Pillen dem Publicum beizubringen. Man kann nicht Hardenbergischer gesinnt sein: — und dennoch, erschien dem Staatskanzler der Liberalismus des Mannes oder doch dessen Dienstbeflissenheit allzu zudringlich? Wußte er, und war es ihm unheimlich, daß derselbe Jedermann sein Gesicht, seine

Worte, seine Gedanken für sein eignes Portefeuille und für seinen literarischen Gebrauch stehle? Genug, eines schönen Tages wurde Varnhagen unter den schmeichelhaftesten Aeußerungen über seine diplomatischen Fähigkeiten eröffnet, daß ihm der Posten eines Geschäftsträgers in Karlsruhe zugedacht sei. Das war soviel und mehr als er erwarten durfte. Der Lehrling war zum Gesellen erklärt. Mit Hoffnungen des Ehrgeizes, vertrauend auf seine Talente, durfte er die erste Staffel der diplomatischen Laufbahn betreten —, ähnlich wie er einst in „beherzt anstrebender Jugend“ sich als Dichter, als Genosse des Ruhmes eines neuen poetischen Geschlechts geträumt hatte.

Was lag näher als daß er an diesem Wendepunkt seines Lebens mit eben jenen poetischen Bestrebungen der früheren Jahre abzuschließen, auf das Ergebniß derselben einen Rückblick zu werfen wünschte. „Die stillen Erzeugnisse eines zweifelhaften Berufs,“ so nennt er in der Widmung an seinen ehemaligen militärischen Chef, den Grafen Bentheim, die Novellen, die er im Jahre 1815 im Cotta'schen Verlage unter dem Titel „Deutsche Erzählungen“ herausgab. Wir freilich können bei einer Durchmusterung dieser Geschichten über den poetischen Beruf des Verfassers nicht lange zweifelhaft sein. Da ist zuerst, offenbar noch aus seiner früheren Studentenzeit, eine jammervolle Geschichte, die uns „die Drangsale unstäten Gefühls“ schildern will. Eine anonyme, vornehme Gesellschaft, in der es auch an einem abenteuerlichen Italiäner nicht fehlt, erinnert an die Meisteriaden, an die „Versuche und Hindernisse;“ ethische Spitzfindigkeiten werden mit ungeschickter Dialektik eine Weile durcheinandergerührt — der Selbstmord des Helden macht zum Glück seinen „Drangsalen“ ein wunderbar frühes Ende. Viel besser doch, viel weniger unnatürlich wird in „Mord der Jugend“ das beliebte romantische Thema verfehlten ehelichen Glücks und obligater Liebesexperimente behandelt. Aus der Tübinger Zeit und dem Verkehr mit Kerner wird die kleine Schauergeschichte „das warnende Gespenst“ stammen. In der Luft des Prager Garnisonslebens ist die Erzählung „Reiz und Liebe“ gewachsen — man mag sie lesen, wenn man ohne Widerwillen die schwächlichen Empfindungen sich will voranalysiren lassen, mit denen eine abgefeimte Schöne, eine Schauspielerin, einen gutmüthigen Tropf von Junggesellen kitzelt, quält und zum Besten hat. In etwas geziertem Chronikenstil wird eine derb-abenteuerliche Geschichte unter der Ueberschrift „Kriegsabenteuer“ mit hinreichend bunten und lebendigen Farben, gut genug um eine Viertelstunde lang die Kameraden in der Wachtstube zu unterhalten, erzählt. Weit am besten doch ist endlich die Officiersanekdote „die Strafe im Voraus,“ ein ebenso sauber wie heiter ausgeführtes Bild des leichtsinnigen, frivolen

Treibens des soldatischen Junkerthums in der preußischen Hauptstadt vor dem Kriege von 1806. Ueberall reicht die Darstellungsgabe des Erzählers genau so weit, als ihm die eigene Erfindung erspart war. Ueberall erzählt er „wahre,“ selbsterlebte Geschichten oder erzählt schon einmal erzählte nach, und dichterisch wahr sind diese Geschichten in allen Stücken, wo der Dichter nichts weiter als ein genauer Copist zu sein brauchte. Kein Hauch von Poesie da, wo er mit derselben Genauigkeit Empfindungen und psychologische Vorgänge schildert; die dünnsten, künstlichsten Reflexionsgebilde vertreten alsdann die Wahrheit lebendiger Anschauung, unmittelbaren, innerlichen Gewahrwerdens. Und welch' eine unreine und ungesunde sittliche Atmosphäre, in die wir zumeist versetzt werden! welche häßlichen, peinlichen Conflicte, die nur der charakterlosen Impotenz ihren Ursprung verdanken! welch' ein Mangel an Frische, an Erhebung, an großer und wahrer, schlechter oder guter Leidenschaft — welch' ein klägliches Zeugniß von der Jämmerlichkeit der Zeit, die diese Halbdichtungen widerspiegeln, von der Schwächlichkeit der Ideale, denen diese romantische Jüngerschaft nachstrebte!

Der Novellensammlung folgte eine Gedichtsammlung. Unter dem Titel „Vermischte Gedichte“ faßte er einen Theil seiner früheren Musenalmanachsreimereien mit anderen später entstandenen zu einem kleinen Bändchen zusammen, das 1816 im Varrentrapp'schen Verlage zu Frankfurt a. M. erschien. Nur etwa den fünften Theil davon hat er nachmals in seine Vermischten Schriften wieder aufgenommen, — und auch dieser fünfte Theil ist zuviel. Denn ein unglücklicheres Motto konnte er für jene Frankfurter Sammlung nicht wählen als das Göthische: „Ach wie traurig sieht in Lettern.“ Als ob diese Dinger außer in Lettern schwarz auf weiß irgend eine Existenz hätten! Sind sie doch von dem Verfasser selbst in der buchmäßigsten Weise nach den verschiedenen Formen, die sie künstlich nachklingeln, geordnet; sind sie doch Alles, was sie sind, durch die oft zwei- und dreimal nachbessernde und dennoch Reime nicht zu Gedichten bessernde Feile! Und zwar nicht gedruckt, sondern geschrieben möchten wir uns diese Sonette, Ottaverimen, Espinelen u. s. w. noch am ehesten gefallen lassen, geschrieben auf umrändertem Papiere, geschrieben von der festen, fein und zierlich malenden Hand des Dichters. In dieser Form sich präsentirend, werden einige von ihnen zur Zeit ihrer Entstehung bei Freunden und Freundinnen ein nicht unverdientes Glück gemacht haben. Die besten, in der That, sind spielende kleine Gelegenheitsgedichte von neckendem oder complimentirendem Inhalt. Eine so galante und eitle Muse hätte im Felde, unter dem Lärm der Waffen schweigen sollen. Brauchen wir erst zu versichern, daß die „Gedichte während des Feldzugs

1813" *) nichts von jenem edlen Feuer, von jener männlichen Schönheit haben, wodurch die Arndt'schen und Körner'schen Lieder zu bleibenden Zeugnissen der frommen Tapferkeit unserer Heere geworden sind? „An den Freiherrn von Tettenborn" ist eins dieser Gedichte gerichtet. Es feiert den Tod Körner's und Blomberg's — und es schließt mit einer Wendung, gleich schmeichelnd für den Sänger wie für den Besungenen; auch er ist bereit, das Todesschicksal zu empfangen, nur daß ihm zuvor vergönnt sei, den Preis des Liedes im Heldenlob seines Feldherrn zu erringen: —

> Bis mir von Phöbus jüngsten Lorbeerzweigen
> Ein blühnder Kranz die Leier hold umgrünt,
> Ist meines Lebens Wirken unvollendet
> An Dein beschützendes Gestirn verpfändet!

— fürwahr, an diesem Mann, wenn ihn sein Zeitalter nicht zum Nachstammeln Göthe'scher Klänge verurtheilt hätte, war ein Gelegenheitsdichter nach dem Muster der Besser und König verdorben!

Doch der Dichter hatte einstweilen aufgehört, Dichter zu sein: er war zum Diplomaten geworden. In Frankfurt a. M., wo er sich von Paris aus mit Rahel wieder vereinigte, wartet er vom November 1815 bis Juli 1816 die Ausfertigungen für seinen Karlsruher Posten ab. Er hatte also nicht blos zur Herausgabe seiner Gedichte Zeit, auch politisch mochte er sich vorbereiten. Ort und Umgebung übte dabei, wie noch stets, den bestimmendsten Einfluß auf ihn. In der Stadt, die zum Sitz des Bundestags ersehen war, in der Nähe von Humboldt, Stein, Gneisenau — was mußte sich mehr aufdrängen als Betrachtungen über die künftige Gestaltung des deutschen Staatenbundes? Der Gedanke, den Bundestag durch die Verbindung mit einer Volksrepräsentation zu verstärken und dadurch erst die vielberedete, vielersehnte deutsche Einheit zur Wahrheit zu machen, mitzuhelfen, daß auf diese Weise die Hoffnung auf Verbesserung der deutschen Verfassung, die die preußischen Staatsmänner bei ihrer Unterzeichnung der Bundesacte ausgesprochen hatten, in Erfüllung ginge — Varnhagen will uns glauben machen, daß dieser Gedanke in seinem Kopfe entsprungen sei. Varnhagen der Erste, der die Forderung: „ein deutsches Parlament" in den Mund genommen!! Da steht er, in seinen Denkwürdigkeiten ist der Artikel abgedruckt, der in den liberalsten Wendungen, anknüpfend an den Geist des dreizehnten Artikels der Bundesacte, die Nothwendigkeit allgemeiner Reichsstände hervorhebt, die mit den Instructionen der einzelnen Landstände sich zu einem großen Landtage zu versammeln hätten, um

*) Unter diesem Titel soll, Friedrichstadt 1814, ein Heft Varnhagen'scher Gedichte erschienen sein, ohne Zweifel die, welche in den „Vermischten Gedichten" den Schluß des Ersten Buchs bilden.

mit den Abgesandten der Regierungen gemeinschaftlich die nationalen Dinge zu berathen. Keine Frage, dieser prophetische Artikel ist — obgleich er es selbst, gar diplomatisch, nur errathen lassen will — aus seiner Feder, ja, sogar das Wort „Parlament“ findet sich in einer gleichzeitigen Varnhagen'schen Recension in der Jenaischen Literaturzeitung. Er weiß viel von dem Aufsehn zu erzählen, den jener Aufsatz gemacht habe. Er erwähnt der Ausführung, welche eine in Leipzig 1816 erschienene Broschüre „Vom deutschen Nationalsinn“ dem Gedanken gegeben habe, und man könnte daher versucht sein auch diese Schrift für eine Arbeit von ihm zu halten. Ein Blick in dieselbe belehrt uns jedoch alsbald, daß der Verfasser, der sich einen ehemaligen Reichsbürger nennt, ein Anderer ist. Nur ein Beweis mehr also, daß jener Gedanke in der Luft und nicht blos in der Frankfurter Luft lag. Und mit Einem Worte: wir können unmöglich großen Werth auf jene apokryphen Keime des Parlamentsgedankens und können noch weniger Werth auf die federfertige Geschwindigkeit legen, dergleichen in einem Zeitungsartikel auf's Gerathewohl in's Publicum zu werfen.

Von der Ausführung größerer literarischer Pläne verwandten Inhalts riefen endlich unseren Diplomaten die eintreffenden Ausfertigungen ab: — wir begleiten ihn an seinen neuen Bestimmungsort. Nur über einzelne Reiseerlebnisse, über gesellige und private Verhältnisse aus diesen drittehalb Jahren seiner Karlsruher Stellung gaben früher die im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten veröffentlichten Bilder und Skizzen einige Auskunft. Nicht eher als bis Varnhagen jede Hoffnung auf Wiederanstellung hatte aufgeben müssen, erst nach 1848, als er seine Staatsmannsrolle mit der Rolle eines geheimen Demokraten vertauscht hatte, ging er an die Ausarbeitung auch der politischen Partien seiner Karlsruher Tagebuchsaufzeichnungen, und erst in dem nach seinem Tode 1859 veröffentlichten neunten Bande der Denkwürdigkeiten lesen wir nun (da zum Ueberfluß auch jene älteren Stücke zum zweiten Mal abgedruckt sind) einen vollständigen und zusammenhängenden Bericht über die Thaten und Erlebnisse des Geschäftsträgers am Badischen Hofe. Wir sind nicht der Meinung, daß dieser Umstand der Glaubwürdigkeit des Berichts Abbruch thut. Im Gegentheil: erst aus der Stellung und Stimmung heraus, in der sich der Verfasser im Jahre 1850 befand, mochte er im Stande sein, der Darstellung seiner Lebensverhältnisse in den Jahren 1817 bis 1819 ihre richtige Farbe zu geben. Gerade dieser Theil seiner Memoiren scheint uns einfacher, natürlicher, weniger gekünstelt und weniger diplomatisch als die bei seinen Lebzeiten veröffentlichten. Denn Gottlob, jene kugelrunde, jene schleichende und scheinheilige Objectivität der Darstellung, mit der sich sonst nur das Eigenlob und das Lob der Freunde maskirt, wird hier doch in

etwas durch eine frischere und bewegtere Haltung durchbrochen. Das macht: das Interesse der Selbstverherrlichung geht diesmal Hand in Hand mit dem Eintreten für die Principien des Liberalismus; das macht: in jenen unseligen Zeiten der beginnenden Reaction hatte er wirklich eine bestimmte Partei ergriffen; er war etwas, er wirkte etwas, er steuerte in einer erklärten politischen Richtung, steuerte so weit, so unvorsichtig, daß er — und das freilich war gegen seine Erwartung — am Ende zu einem Stückchen politischen Märtyrers wurde. Er steuerte: wir sollten vielleicht richtiger sagen, er wurde gesteuert. Noch nie hatte dieser Mann irgendwo aus freiem, ursprünglichem Triebe etwas geschaffen oder geleistet. Er hatte sich hier angeschlossen, dort angedrängt. Er war aus einer Schülerschaft immer in die andere übergegangen, hatte literarisch wie praktisch allezeit fremde Livrée getragen und seine Selbständigkeit wie sein Ehrgeiz hatte sich darauf beschränkt, die Livrée so besonders zu tragen und so vornehm darin auszusehen, daß man den Diener allenfalls für den Herrn nehmen könne. In dieser Weise war er der Diener Bentheim's, der Diener Tettenborn's, der Diener Hardenberg's gewesen — in dieser Weise wurde er jetzt der Diener des süddeutschen Liberalismus, der Genosse und Mitläufer der Männer, die hier zuerst den Kampf für constitutionelles Leben, der hereinbrechenden Reaction gegenüber, auf ihre Schultern nahmen. Es war das keine Ueberläuferei und kein Wechsel der Farbe für ihn. Die politische Aufklärung im französischen Sinne war durch die Eindrücke seiner frühesten Jugend seinem Verstand und seiner Gesinnung geläufig geworden, und die politische Schule, die er unter Hardenberg durchgemacht hatte, hatte ihn durchaus nicht aus diesem Vorstellungskreise herauszutreten genöthigt. Nur natürlich, daß er in dieser Strömung, die nirgends stärker war als in Baden, lustig mitschwamm. Traf es sich doch glücklich, daß er dabei mit seinem ehemaligen militärischen Chef, mit Tettenborn, der, ein geborner Badenser, jetzt in badische Dienste zurückgetreten war, in derselben Richtung zusammenwirken durfte. Möglichst liberal und zugleich möglichst vornehm, die Volkssache begünstigend und zugleich durch fürstliche Gunst geschmeichelt, so sehen wir ihn in unbeschwerlichem Dienst, in behaglicher Vielthätigkeit an Rahel's Seite die glücklichste Zeit seines Lebens verbringen. Mit badischem Land sollte Bayern, zufolge geheimer Verabredungen, für die ihm von Oesterreich abgedrungenen Gebietstheile in der willkürlichsten Weise entschädigt werden: — Varnhagen vertritt in dieser Frage nach Kräften das Interesse und das Recht Badens; durch mannichfache publicistische und diplomatische Thätigkeit wirkt seine Feder wenigstens mittelbar zu dem endlichen glücklichen Ausgang mit. Die ganze Angelegenheit, zusammenhängend mit dem erwarteten Aussterben des badischen

Mannsstamms und einer neuen Ordnung der badischen Hausgesetze, hatte eine sehr persönliche Seite. Für diese Seite erst recht zeigt er das lebhafteste Interesse: die Krankheitsgeschichte des körperlich und geistig in der Blüthe der Jahre hinsiechenden Großherzogs Karl, die Sorge, die er für den Unglücklichen hegt, die Hülfe, die er ihm zu schaffen sucht, spielt eine große Rolle in seinen Memoiren. Mit Genugthuung berichtet er von der außergewöhnlichen Gunst, die ihm der Nachfolger, der Großherzog Ludwig, nicht zum wenigsten dafür zuwendet, daß er demselben mit leichter Mühe den Rang eines preußischen Generals vermittelt. Seine Selbstgefälligkeit fand noch reichlichere Nahrung und sein politischer Tact wurde auf eine sehr ernstliche Probe gesetzt, als sich, in dem Streit mit den Ständen seines Landes, der junge König von Württemberg um ihn bemühte. Ein Briefwechsel mit dem König wird eingeleitet, Ende Februar 1818 ist er sogar zum Besuch bei demselben in Stuttgart, und fortwährend versorgt er ihn seitdem in vertraulichen Briefen „mit mancherlei politischen Anregungen, die ihm gewiß von keinem seiner Gesandten zukamen.“ Ohne Zweifel ein allermißlichstes Verhältniß. Denn zwar, daß er, der Vertraute des Königs, einige Noth hatte, seinen alten Freund Uhland, den starren Verfechter des „guten alten Rechts“ zu einigem Vertrauen aufzuthauen und daß er ihn nur kaum bereden konnte, sich mit ihm im Stuttgarter Theater in der Diplomatenloge zu zeigen, das brauchte ihn nicht zu irren; wenn es wirklich, wie er versichert, auf seinen Rath geschah, daß König Wilhelm von den Wangenheim und Genossen sich losmachte, um allmählich durch Annäherung an die Führer der Volkspartei, durch Trennung derselben von dem Adel, einen Weg zum Frieden zu suchen, so mochte er immerhin solchen Rathes sich rühmen. Wenn ihn die Eifersucht und Verstimmung des Herrn v. Küster, des preußischen Gesandten am Stuttgarter Hofe, vielleicht mehr kitzelte als kümmerte, so war das seine persönlichste Angelegenheit. Allein wenn er doch darüber sehr klar sah, daß der Schwabenkönig unter dem Einfluß seiner Gemahlin über die Enge und Kleinheit seines Ländchens zu einer größeren Rolle hinausstrebe — mochte er auch dazu die Hand bieten? vertrug sich das ohne Pflichtverletzung mit seiner preußischen Stellung und ohne die wunderlichste Begriffsverwirrung mit seiner Ansicht von dem Beruf Preußens für die Gestaltung und Führung Deutschlands? Wir haben nur wenig Anhalt, darüber zu urtheilen, da die Denkwürdigkeiten zwar einige Briefe des Königs an Varnhagen, aber keinen von diesem an den König mittheilen. Die Confusion des damaligen Liberalismus, des süddeutschen zumal, über die große nationale Frage war so allgemein, daß schwerlich ein so mäßiges und ein so unselbständiges politisches Ingenium wie

das unseres Diplomaten sich ihr entzog. Auch er in der That ging ganz und gar auf in dem Interesse für die inneren Freiheitsfragen, für die Herstellung constitutioneller Formen. Auf diesen Punkt richtet sich alle seine Aufmerksamkeit und alle seine Betriebsamkeit. Wie für die württembergische Ständesache, so, und noch eifriger und directer, ist er für das Zustandekommen der badischen Verfassung thätig. In diesem Sinne, in der Richtung auf die liberale Agitation für Erfüllung der verheißenen Constitutionen ist namentlich der Schriftsteller Varnhagen unermüdlich in Bewegung. Seine zahllosen Zeitungsartikel über Preßfreiheit, über das Verhältniß von Staat und Kirche, gegen Adelskammern u. s. w. — diese glatten, geschmackvollen, oberflächlichen Artikel sind der Widerhall der constitutionellen Weisheit, die er aus den französischen Blättern und Kammerdebatten sich anliest, einer Weisheit, der natürlich die feinen Ausführungen Wilhelm's v. Humboldt über die Ständefrage als trübe Sophisterei erscheinen! Die Aufsätze des Constitutionel, des Journal des Débats oder der Minerve française von Benjamin Constant sind nach Inhalt und Ton die Muster, die er in seinen Beiträgen für den Hamburger Correspondenten, für den Deutschen Beobachter und für ein Dutzend anderer Zeitungen, in seinen Recensionen und Aufsätzen für die Jenaer Literaturzeitung, für Luden's Nemesis, für die Isis von Oken nachahmt.

Bald genug sollte dieser anonyme Eifer, dessen sachlichen Werth wir natürlich weit entfernt sind zu verkennen, ihm verhängnißvoll werden. Er hatte glauben dürfen, daß seine liberalen Bestrebungen mit dem wohlverstandenen Geiste des preußischen Staates und insbesondere mit der persönlichen Denkweise des Staatskanzlers übereinstimmten. Es war ihm bis auf einen gewissen Grad entgangen, daß in den officiellen Schichten in Berlin mehr und mehr eine entgegengesetzte Strömung die Oberhand gewann und daß er so immer weiter von dem Sinn seiner Vollmachtgeber sich entfernte. Aus den Antworten, die er gelegentlich, aber selten, auf seine wohlstilisirten Berichte an den Staatskanzler empfing, konnte er wohl eine gewisse Mattherzigkeit des Berliner Cabinets entnehmen, — nur um so mehr indeß glaubte er freien Spielraum zu haben. Zwar schon als er im Herbst 1817 nach Berlin gereist war, um seinem Chef die ihm von dem König von Württemberg gemachten Anträge zum Uebertritt in den württembergischen Staatsdienst vorzulegen, erreichte er wider Erwarten nichts als die Ernennung zum Minister-Residenten. Er erfuhr aus Hardenberg's Munde, wie gehemmt schon jetzt die Stellung des Mannes sei; er entdeckte andererseits, daß man in nicht wohlwollender Weise über ihn nach Berlin berichtet hatte. Nichts desto weniger nahm er das Alles sehr leicht, ohne zu argwöhnen, daß es der Anfang vom Ende sei. Wenn

er einen persönlichen Gegner in der Nähe hatte, so war es, bei dem Ueberhandnehmen reactionärer Stimmungen und Einflüsse in Berlin, nicht schwer, ihm aus seinem Eifer für die badische Verfassungssache ein Verbrechen zu machen. Einen solchen Gegner aber hatte er in dem preußischen Gesandten in Stuttgart, der dem Untergebenen weder die Bevorzugung, die ihm durch den König von Württemberg geworden, noch eine außergewöhnliche Ordensverleihung von Seiten des Großherzogs von Baden verzeihen konnte. Mit dem Mannheimer Ereigniß vom 23. März 1819, der Ermordung Kotzebue's durch Sand, war für alle antiliberalen Bestrebungen ein neuer Boden gewonnen. Es war für Varnhagen kein Glück, daß das Ereigniß eben in seinem diplomatischen Bereiche sich zugetragen hatte, denn wie wenig er im Sinne der politischen Angst Capital daraus zu machen gemeint war, das ersieht man aus dem umständlichen und antheilvollen Bericht, den er in seinen Denkwürdigkeiten über die unselige Geschichte gegeben hat. Nur einen Monat später wurden zum ersten Mal die badischen Kammern eröffnet. Varnhagen sah in der Sache der Stände seine eigene Sache; in den Zeitungen verkündete er das Lob der hervorragendsten Führer des Liberalismus; weder mündlich noch schriftlich verhehlte er seine Sympathien; geradezu nahm er in seinen Berichten nach Berlin Partei für die Opposition gegen die badischen Minister; eine zufällige Begegnung und Begrüßung mit einem der oppositionellen Redner endlich wird von dem anklägerischen Klatsch zu einem verbrecherischen Auftritt entstellt. In Darmstadt, Frankfurt, Stuttgart, München, bis nach Berlin gehen die gehässigsten Gerüchte, der Karlsruher Minister-Resident sei der geheime Rathgeber und Führer der Kammeropposition, der eifrige Zubläser des revolutionären Feuers. Bedurfte es mehr? Um dieselbe Zeit, wo die große Demagogenverschwörungsentdeckung erfolgte und die Karlsbader Conferenzen vorbereitet wurden, fiel auch gegen Varnhagen der Schlag. Zunächst eine in trockenster Form abgefaßte Abberufungsordre, weiterhin eine Ernennung zum Minister-Residenten in Washington. Das Letztere natürlich konnte Varnhagen nur als eine Strafversetzung, als eine Maaßregel, ihn unschädlich zu machen, ansehen. Er war nicht der Meinung, sich in solcher Weise in die Verbannung schicken zu lassen. Er lehnte ab —, und seine officielle Thätigkeit war für immer geschlossen.

Zwar, fast schlimmer, in Berlin als in Washington als Exulant zu leben! Die vielen Jahre, welche folgten, waren für den eitlen, nach Rang, Einfluß und Thätigkeit strebenden Mann ein langes Martyrium. Daß er nicht durch gröbliche Verleugnung seiner politischen Meinungen, durch einfaches Uebergehen in das entgegengesetzte Lager sich eine Wiederanstellung erkaufen wollte, das muß wohl ehrenvoll hervorgehoben werden,

in einer Zeit, die an Beispielen des schnödesten Fahnenwechsels und der schaamlosesten Mantelträgerei so reich ist wie die unsere. Den Staatskanzler zu verlassen und mit den Gegnern desselben seinen Frieden zu machen, was ihm bei seiner Rückkunft von Karlsruhe unter den Fuß gegeben wurde, verschmähte er. Er war nichts desto weniger in der Berliner Atmosphäre bald ein Anderer als an einem Orte, wo er täglich die Reden eines Rotteck und Liebenstein, Winter und Nebenius hatte hören können. Es hatte den größten Reiz für ihn, in eleganten liberalen Artikeln mit den Ideen und dem Stil des französischen Constitutionalismus zu wetteifern und doch zugleich der Correspondent eines Königs, der Vertraute eines Großherzogs zu sein, aber nach so glänzenden Aussichten, mit soviel schriftstellerischem und, wie er meinte, politischem Talent in den Winkel gestellt zu sein, das ertrug er nicht. Ohne Zweifel sind es aufrichtige Geständnisse, die wir an mehreren Stellen seiner Tagebücher lesen, daß es ihn drückte, „bei erwähltem Staatsdienst ohne Boden und Thätigkeit zu sein,“ daß er sich „ungern in der Opposition befinde,“ daß er es als „die höchste Befriedigung und den behaglichsten Genuß“ empfinde, wenn er „mit der Macht und dem Ansehen des Staates, mit den gebietenden Lenkern in wahrer Eintracht sei.“ Ein Mann von solchem Stoff konnte nicht daran denken, in Berlin die Rolle fortzuspielen, die er in Baden gespielt hatte. Er mußte im Gegentheil, soweit es ohne gröbliche Verleugnung seiner politischen Grundsätze und Antecedentien mit Anstand gehen wollte, in ein leidliches Verhältniß zu den bestimmenden Persönlichkeiten in Berlin zu kommen suchen. Die preußische Politik der zwanziger Jahre war keine ungemischt reactionäre, ja, in den auswärtigen Dingen leitete Graf Bernstorff den Staat nicht ohne einige Würde und mit einer Weisheit, deren Mutter die Vorsicht war. Wir stellen uns vor, daß unser Diplomat, schreibselig und andringlich wie er war, sich unaufgefordert durch eine oder die andere Denkschrift, durch ein Gutachten, einen Bericht u. dgl. in Erinnerung brachte. Nicht gänzlich ohne Erfolg. Denn er selbst erzählt, wie er ohne eigentliche Amtsstellung nicht nur von dem Grafen Bernstorff, sondern, nach dem ausdrücklichen Willen des Königs, auch von anderen Ministern und von dem Generaladjutanten v. Witzleben dann und wann „in den wichtigsten Sachen“ beschäftigt worden sei. Aus den triumphirenden Aeußerungen Rahel's mag man auf das Entzücken ihres Gatten schließen, als er gar Ende Januar 1829 unverhofft zur Tafel Sr. Majestät befohlen wurde, um zwei Stunden darauf mit geheimen königlichen Aufträgen nach Kassel abzureisen — vermuthlich, um bei dem skandalösen häuslichen Hader, der in der kurfürstlichen Familie herrschte, zu einer jener halbprivaten Einwirkungen verwandt zu werden, wie sie der preußische

Hausminister liebte! Begreiflich aber auch, daß dergleichen vorübergehende Gunstbezeugungen und ausnahmsweise Benutzungen dem Manne kein Genügen schaffen konnten, dem einst ein württembergischer Ministerposten gewinkt und der diesen nur fahren gelassen hatte, weil er sich nicht geringerer Dinge in dem größeren Staate versah. Auf Bernstorff folgte der armselige Ancillon, und nun vollends war für ihn, der von jenem zu diesem überzugehen nicht treulos genug war, keinerlei Aussicht. Er mußte abermals seine Hoffnungen vertagen und froh sein, mit guter Art wieder in völlige Ruhe zurückzutreten.

Auch als Diplomat war unser Freund mehr Schriftsteller als Staatsmann gewesen: die Abberufung von Karlsruhe führte ihn ganz und gar wieder zu seiner eigentlichen, zu der literarischen Bestimmung zurück. Nicht jedoch, ohne daß diese politische Episode auf Stoff und Haltung seiner Schriftstellerei einen Einfluß geübt hätte. Noch immer machte er zuweilen ein elendes Epigramm; eine längere Novelle, „die Sterner und die Psitticher" erschien im Jahre 1819 im Gesellschafter von Gubitz, — eine auf politisch-historischem Hintergrund sich abspielende Liebesgeschichte von gewöhnlichstem Inhalt, von geziertester Form. Es war sein letzter Versuch in dieser Art, und nur als Uebersetzer aus dem Russischen hat er noch später der Liebhaberei für die Novellenform gehuldigt. Zum Uebersetzen in der That, zum Nachbilden eines gegebenen Stoffs war er ganz der Mann. Zu arm an innerem Erleben, um dichterische Wirkungen hervorzubringen, mochte er daher fortan geschichtliche Themata, fremde und eigne Erlebnisse, wie er ja bisher schon gethan, mit formgeübtem Sinn zur Darstellung bringen. Er wäre nicht der Erste gewesen, der aus einem mittelmäßigen Dichter ein trefflicher Geschichtschreiber geworden wäre. Besaß er die Erfordernisse dazu? War er im Stande, große geschichtliche Massen aus einem festen Gesichtspunkt zu überblicken, mit beweglichem Scharfsinn Auseinanderliegendes zu verknüpfen, Mangelndes zu ergänzen? Stand das Vermögen der Ideen bei ihm im Gleichgewicht mit der Kraft des Gedächtnisses? Hatte er über einen Reichthum von Farben zu verfügen und würde er verstanden haben, dramatisches Leben in die Darstellung der Begebenheiten zu bringen? Wäre endlich die Wahrhaftigkeit der Geschichte bei ihm in einer sicheren, großen, sich gleichbleibenden Gesinnung, in einem festen, auf sich selbst beruhenden Charakter geborgen gewesen? So weit offenbar reichten weder seine intellectuellen, noch seine künstlerischen, noch endlich seine sittlichen Gaben und Eigenschaften. Er besaß vor Allem scharfe Beobachtungs- und Auffassungsgabe, am schärfsten für das Einzelne und Kleine. Thatsachen gingen ihm über Ideen, das Menschliche und Persönliche — er spricht es selbst aus — über Sachen und Begriffe. Dazu jene Biegsam-

keit des Geistes, die den mangelnden inneren Reichthum durch vielseitige Betrachtung, durch Wechseln des Standpunktes, durch Anschmiegen mehr als durch Eingehn auf neue Gestalten und Erscheinungen zu ersetzen weiß. Reflectirende Selbstbeobachtung und Betrachtung des eigenen Lebens war ihm dergestalt geläufig, daß er daran einen Maaßstab, ein Schema für jedes andere Individuum und jedes andere Leben gewonnen hatte. Im ausgedehntesten Umgang mit Menschen, im begierigen Ausproben der verschiedensten geselligen Verhältnisse, zuletzt in seinem diplomatischen Berufe hatte sich sein Blick und Sinn für das Persönliche zu einer förmlichen Leidenschaft, Personen- und Menschenkenntniß zu einer eigenen Wissenschaft ausgebildet. Die Welt, in der er lebte, war für ihn nur die Summe von so und so viel individuellen Existenzen, deren Personalacten er unermüdlich zu vervollständigen bemüht war. So erschien ihm die Welt, und so zerfiel ihm auch die Geschichte in eine Unzahl von Einzelgeschichten und Lebensläufen. Er sah Gegenwart und Vergangenheit mit biographischem Auge. Unfähig, ein größeres historisches Ganze, die Geschichte einer Epoche, einer Nation, einer wichtigen Begebenheit darzustellen, fand er, wenn er die dichterische Production hinter sich ließ, nur ein Gebiet geschichtlicher Darstellung, auf dem er sich niederlassen konnte, das Gebiet der Biographie.

Sehr bald hatte er es ausfindig gemacht und in immer größerem Umfang machte er es sich unterthänig. Den ganzen Kreis denkbarer biographischer Leistungen hat er allmählich umschrieben. Das Reich, das er beherrscht und mehrt, hat seinen Mittelpunkt in großen, bis in's Einzelste ausgeführten Lebensbeschreibungen; an diese schließen sich allgemeiner gehaltene Lebensbilder und Charakteristiken; Nekrologe und biographische Gelegenheitsskizzen bezeichnen die äußersten Grenzen des großen Territoriums. Er schreibt jetzt selbständige Werke und Aufsätze biographischen Inhalts, jetzt Vorreden und Einleitungen, jetzt kritische oder referirende Anzeigen von Memoiren oder biographischen Arbeiten Anderer, und wenn ihm diese nicht unwillkürlich zu geschlossenen Darstellungen gerathen, so lagert er hier wenigstens biographische Notizen, Anekdoten, Materialien ab. Er hat in dem Biographischen dergestalt seinen Schwerpunkt, daß es, er befinde sich auf was immer für einem Gebiete, überall in den Vordergrund bringt. Geschichte, Politik, Literatur — Alles bekömmt unter der Hand unseres Autors einen biographischen Anstrich. Die Biographie ist seine Specialität. Menschenerlebnisse und Menschenphysiognomien sind so sehr sein Studium und sein Augenmerk, wie es Steine für den Mineralogen, Pflanzen für den Botaniker, die verschiedenen Species von Insecten für den Entomologen sind. Er allererst schien die Biographie als eine besondere Kunst-

form in unsere Literatur, als einen eigenen Zweig in unsere Geschichtschreibung eingeführt zu haben. Er galt je länger je mehr als anerkannter Meister und als unbestrittene Autorität. Wer irgend in Deutschland eine Biographie zu schreiben hatte, der wandte sich an Varnhagen als den in solchen Dingen unumgänglichen Mann. Er durfte sicher sein, in der Mappe des großen Sammlers etwas für seinen Zweck Brauchbares, Förderung seines Unternehmens, guten Rath und nützliche Winke zu finden, und er war glücklich, wenn der Meister die Dedication annahm oder wenn er das Werk mit empfehlenden Worten in's Publicum geleitete.

Sehr deutlich sieht man es den ersten biographischen Versuchen Varnhagen's an, daß er von der Novelle zur Biographie herüberkam. Er hatte in seinen Erzählungen, nachdem er mit der freien Erfindung vollständig gescheitert war, fast durchweg biographische Anekdoten verarbeitet, ja, er hatte in der Sammlung von 1815 diesen anonymen Anekdoten geradezu einige andere, ein Capitel „Aus Moritz' Leben" hinzugefügt. Die Erzählungen bekommen jetzt sämmtlich historische Namen als Ueberschriften — das ist für's Erste der ganze Unterschied. Er beginnt damit, sich möglichst novellenhafte Stoffe, möglichst glänzende, buntlebige, abenteuernde, auf ihre eigene Hand Geschichte machende Helden auszusuchen. Der erste, 1824, im Reimer'schen Verlage erschienene Band der „Biographischen Denkmale" erzählt das Leben des Grafen zur Lippe, des deutschen Fürsten, der zum Retter Portugals wird, das Leben des Grafen Schulenburg, der als Feldherr der Republik Venedig siegreich gegen die Türken kämpft, das Leben jenes Theodor von Neuhof, des heldenhaften Schwindlers, der, nachdem er in antiker Tyrannenweise sich zum König von Corsica hinaufgeabenteuert, zuletzt im Schuldgefängniß der Kingsbench von den Träumen seiner Königswürde und von englischen Almosen lebte. Seine Wahl nun zwar wird fernerhin durch andere Motive bestimmt: die Tendenz auf das Abenteuer und die Anekdote, auf das Seltsame, Bunte, Unterhaltende bleibt dieselbe. Er hat doch nun einmal, auch für sein persönliches Weiterkommen, seine Hoffnung auf Preußen gesetzt, und er kennt Krieg und Kriegsleute aus langer eigener Dienst- und Lebenserfahrung. So wirft er sich zunächst auf drei preußische Kriegshelden, ganz dazu angethan, die Glanzpunkte der preußischen Geschichte zu illustriren, drei höchst originelle Figuren, an denen sich nicht blos Geschichte, sondern vor Allem auch Geschichten erzählen lassen. Der alte Derfflinger, der alte Dessauer, der alte Blücher — es ist wieder eine zusammengehörige Gruppe, von denen die beiden ersten den zweiten, dem Kronprinzen gewidmeten, der letzte den dritten Band der „Denkmale" einnehmen. Unser Autor jedoch ist nicht blos Militär, er ist vor Allem Dichter und Schriftsteller, Hofmann und Diplomat: er schildert seines

Gleichen, wenn er im vierten Bande Flemming, Canitz und Besser vorführt. Mit dem Leben des Grafen Zinzendorf endlich schließen im Jahre 1829 die „Denkmale." Er widmet diesen Band „im frohen Andenken der schönen Hallischen Zeiten" dem Lehrer und Freunde Steffens, — fast scheint es, um durch die Darstellung zu zeigen, daß seine Kunst auch dem Fremdartigsten gewachsen sei und daß er die Göthe'sche Bekenntnisse einer schönen Seele nicht ohne Nutzen gelesen habe. Wir halten nicht dafür, daß ihm der Beweis gelungen sei. Besser jedenfalls, daß er sich zur kriegsgeschichtlichen Biographie zurückwandte, daß er fortfuhr, sich auf diesem Gebiete das Verdienst zu erwerben, die Geschichte Preußens, eine Geschichte, die namentlich in ihren früheren Partien allen Schulknaben viel trockener erschien, als die Geschichte sowohl des alten Rom und Griechenland wie die sämmtlicher anderen Nationen des neueren Europa, mit einem bisher fast unbekannten Reize zu versehen, der sie der Phantasie und dem Gedächtniß einprägte. Ein allgemeineres Interesse an der preußischen Geschichte heftete sich durchaus erst an die Thaten, an das Leben und die persönliche Erscheinung des alten Fritz. Hier blieb freilich für Varnhagen nur eine Nachlese, aber doch eine sehr dankbare Nachlese übrig. Eben jetzt hatte ein anderer Historiker, kunstlos zwar und ohne höhere Auffassung, aber mit einem nicht leicht zu überbietenden Fleiße dieses Stoffes sich bemächtigt. Zwischen 1832 und 1834 war die „Geschichte Friedrich's des Großen" von Preuß erschienen, und Varnhagen drängte auf der eröffneten Bahn nach. Das „Leben des Generals von Seidlitz" eröffnete im Jahre 1834 die Galerie von Heldenbildern im kleineren Format, die das große Bild des Königs umgeben sollten; es folgten (sämmtlich im Verlage von Duncker und Humblot) Winterfeld, Schwerin und zuletzt, 1844, mit einer Dedication an den Biographen Friedrich's, Keith. Begonnen hatte Varnhagen diese Arbeiten in Stunden trüber Vereinsamung. Am 7. März 1833 war die treue Gefährtin seines Lebens gestorben. Sie war sein Trost und sein Stolz gewesen, in ihr hatte er, wie er einmal in den Tagebüchern sagt, die Augen und den Sinn verloren, „welche ihm Alles über sein ursprüngliches Maaß vergrößerten und erhellten." Wie oft hatte er ihre Gedanken und Einfälle stilisirt, wie oft den Geist und die Gesinnung, von denen sie sprühte, in seine dünnen Reflexionen, in sein formalistisches Pathos hinübergeleitet. So verschieden die Beiden waren — sie ganz Incorrectheit, er ganz Regel und Correctheit, sie ganz epigrammatisch, er ganz episch, sie form- und stillos, er nur Form und Stil, sie in Aphorismen und Anakoluthen denkend, er schon im Denken Phrasen machend und Perioden voll Wohlklang bildend — wie verschieden sie waren, sie hatten sich ebenso gut vertragen,

wie nur jemals Thatsachen und Glossen, Text und Anmerkung sich in einem Buche vertragen. Ihre Briefe an ihn sind Zeugnisse, wie sehr sie in einander sich eingelebt, wie in der Ehe selbst aus Freundschaft Zärtlichkeit und Liebe geworden war, und nicht am wenigsten reizend sind diejenigen Stellen ihrer Correspondenz, in denen sie die Schwächen des Gemahls gelinde verspottet, sich entschuldigend, daß sie das Papier zu ihrem Gekritzel verkehrt genommen oder unverantwortlich gegen die Gesetze der Syntax verstoßen habe. Wir lesen jetzt diese gekritzelten Briefe mit all' ihren Sprachsünden im saubersten und correctesten Druck. Auch nach ihrem Tode nämlich war sie sein Trost und sein Stolz; er beeilte sich, auch ihr ein biographisches Denkmal zu errichten und mit dem Schatz, den er in ihr besessen, Parade zu machen. Als Manuscript erschien noch im Jahre 1833 „Rahel; ein Buch des Andenkens für ihre Freunde," jene Sammlung von Briefen und Tagebuchgedanken, die dann, auf drei Bände erweitert, schon im folgenden Jahre auch dem größeren Publicum übergeben wurde. Das Buch bedurfte der Ergänzung und Erläuterung; so schlossen sich unter dem Titel „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" 1836 zwei Bände ausgewählter Briefe an Rahel mit theils ausgeführteren Charakteristiken, theils kurzen biographischen Notizen über Rahel's Freunde und Freundinnen an. Ja, diesem Bestreben, mit ihr und ihren Geistesverwandten fortzuleben, wird mittelbar auch die kleine Schrift ihren Ursprung verdanken, in der er im Jahre 1837 das Leben einer anderen geistreichen Frau, der Freundin Leibnitzens, der ersten Königin von Preußen, Sophie Charlotte, beschrieb. Erst nun kehrte er zu den Helden des siebenjährigen Krieges zurück. Der Keith ist endlich fertig. Sein rastloser schriftstellerischer Trieb läßt ihn nach neuer Arbeit verlangen. Ein köstlicher Stoff geräth in seine Hände. Es ist noch nicht lange her, da hat ein von den merkwürdigsten Umständen begleiteter Selbstmord, die That eines achtundsiebzigjährigen Greises, die ganze Hauptstadt in Aufregung versetzt. Der so unglücklich endete, war der Verfasser des berüchtigten „schwarzen Buchs," ein Mann, der mit der ganzen Schwärmerei der Rechtschaffenheit in seiner Jugend den hoffnungslosen Kampf gegen die Macht eines corrumpirten Beamtenthums, gegen die Schäden der Verwaltung unter dem altpreußischen Absolutismus, auf eigene Hand gekämpft hatte. Schon war um diese Zeit, in der Mitte der vierziger Jahre, die oppositionelle Stimmung gegen den neusten, romantischen Absolutismus hoch angeschwollen. Sie hatte auch unseren nun schon zu lange zur Disposition gestellten Staatsmann ergriffen. Zum ersten Mal beschließt er, eine Tendenz-Biographie zu schreiben. In dem Stoff selbst liegt die Tendenz; er wird sich, wie immer, möglichst objectiv halten, seine Parteinahme ganz in die Sachen selbst

verstecken dürfen; diese Sachen sind diesmal stark genug, so stark, daß alle Vorsorge nöthig ist, um weder vorher der Censur Anstoß zu geben, noch nachträglich durch tendenziöse Recensenten in allzu starken oppositionellen Geruch zu kommen. Wie dem sei, vielleicht besticht auch uns das Gefallen an dem Thema und die Freude an dem Mann — genug, uns scheint, daß das „preußische Charakterbild, Hans von Held" (1845, Leipzig bei Weidmann) die gelungenste, die spannendste der Varnhagen'schen Biographien sei. Er hat seitdem, wenn wir von dem Freundschaftsdienst absehen, den er 1847 dem wackeren Karl Müller durch Bevorwortung und Herausgabe von dessen kleinen Schriften erwies, nur noch Ein größeres biographisches Werk geschrieben. Erst nach langer Pause, im Jahr 1853 gab er in dem „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz" seiner Blücher-Biographie ein würdiges Seitenstück. Neben den Feldherrn der Befreiungskriege auch die großen Staatsmänner dieser Epoche in biographischen Darstellungen zu feiern, war ein Plan, den er lange mit sich herumtrug. Ein Leben Stein's aus dieser Feder wäre sicher ein noch wunderlicheres Werk geworden als sein Leben Blücher's. Wie gern wir dies daher missen: daß für eine Schilderung des ihm so viel näher stehenden und innerlich so viel verwandteren Hardenberg die Materialien sich nicht hinreichend zusammenfinden wollten, bleibt unter allen Umständen zu bedauern.

Denn zwar ein Geschichtswerk im eigentlichsten Sinne des Worts wäre auch diese Biographie nicht geworden, Geschichtswerke in diesem Sinn sind sie sämmtlich nicht. Sie sind und wollen in erster Linie historische Bilder, literarische Kunstwerke sein; sie tragen, und tragen bewußter Weise den Stempel jener dilettantischen Bildung, in welcher der Verfasser hängen geblieben, in der er sich dann mit Absicht und Eifer befestigt hatte. Eben diesem Dilettantismus sucht er das Ehrenbürgerrecht in der historischen Literatur zu erkämpfen. Wie früher seine Gedichte einen philologischen Charakter, so haben umgekehrt diese Lebensbeschreibungen einen schöngeistigen, ästhetischen Anstrich. Sie sollen, das ist des Verfassers Bestreben, dieselbe universelle Geltung für die Gebildeten unserer Nation behaupten, wie die Werke unserer Klassiker; der Gelehrte soll sie auf seinem Bücherbret nicht entbehren können und der Weltmann, die elegante Dame soll sich um ihretwillen gern in der Lectüre des neusten Romans unterbrechen. Niemand ist weiter als er von der Meinung entfernt, deren Widerlegung einer von Macaulay's Lieblingsgemeinplätzen ist, daß gewisse kleine, anekdotische Züge der Würde der Geschichte, geschweige denn der Lebensgeschichte Abbruch thun: viel mehr als die Würde der Geschichte liegt ihm der Reiz der Geschichte am Herzen. Wie es aber Pe-

danten giebt, die um jener Würde willen trocken und langweilig werden, so ist er von der äußersten Empfindlichkeit, von der peinlichsten Sorge für die schöne Erscheinung, für die gebildete Form der Darstellung — er ist der Pedant des ästhetischen Anstands. Wie leicht, meint er am Schlusse einer seiner Recensionen, hätte Eichhorn seinem Bericht über „die Centralverwaltung der Verbündeten" mehr „stetigen Fluß" geben können, wenn er es vermieden hätte, seine Sätze nach Zahlen zu reihen! Dergleichen nämlich erinnert an Actenstil, und dergleichen soll bei Leibe seine Darstellungen nicht verunzieren. Es giebt Leser und vornehmlich Leserinnen, die grundsätzlich kein Buch mit Noten unter dem Texte in die Hand nehmen. Weg mit dieser Gelehrten-Unsitte! Niemand hat jemals unter einer von Varnhagen geschriebenen Seite etwas so Unanständiges wie eine Anmerkung oder ein Citat gesehen. Er ist, anfangs wenigstens, noch ekler. Eine Vorstellung an den Regensburger Reichsrath, worin der Graf zur Lippe gegen ein kaiserliches Mandat remonstrirte, verdiente, wie unser Autor selbst sagt, als eine Probe, wie der Graf die Feder handhabte und als ein „Denkmal vergangener Verhältnisse" mitgetheilt zu werden. Allein das Actenstück würde den „stetigen Fluß" der Erzählung unterbrechen, die barbarische Sprache und der Kanzleistil des Grafen würde der geleckten Darstellung seines Biographen einen Flecken anheften; während ein elendes Probestück Fouqué'scher Poesie wie ein Zierrath der Biographie hintenangehängt wird, so wird das charakteristische Document dem Leser vorenthalten! Von solcher Thorheit freilich kam er später zurück. Was wäre ein Leben der Sophie Charlotte gewesen ohne die eigenen Briefe der Königin und ohne die Briefe Leibnitzens? Da weicht denn, gut oder übel, der Aesthetiker dem Historiker; er verzichtet darauf, „durch allgemeinere Behandlung ein mehr künstlerisches Bild" zu liefern, er findet sich in die Nothwendigkeit, seine Schilderung „an thatsächlichen Angaben hinzuführen." Besonders reich fließen seine handschriftlichen Materialien für das Leben Keith's, und so bekömmt denn diese Biographie durch ziemlich leichte Aneinanderfügung von des Königs französischen Briefen und des Feldmarschalls englischen Aufzeichnungen ein vorzugsweise buntscheckiges Aussehen. Aus der Noth jedoch läßt sich am Ende gar eine Tugend machen. Ist es nicht auch eine Kunst, durch geschickte Aneinanderreihung von Actenstücken, durch betrachtende, orientirende, aufklärende Zwischenrede ein Ganzes entstehen zu lassen? So war gelegentlich Göthe verfahren; so ist das Verfahren unseres Biographen in der Arbeit vom Jahre 1853: „Voltaire in Frankfurt am Main," so ist es in einigen kleineren biographischen Stücken, und noch mehr zieht sich der Darsteller zurück, er giebt blos einen Rahmen zu dem Bilde in

den 1830 von ihm herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Joh. Benj. Erhard."

Nicht blos an der Beschaffenheit der Quellen jedoch — viel schlimmeren Anstoß wird der ästhetische Purismus an den Härten, Rauhheiten und Unschönheiten der biographischen Stoffe selber nehmen. Ja, wenn immer nur geistreiche Frauen, wohlgezogene Diplomaten und gewählt redende Hofmänner darzustellen gewesen wären! Es wäre das auch gar zu langweilig gewesen! Mit Vorliebe fast sucht sich der Pinsel unseres Portraitisten die knorrigen Gestalten rücksichtsloser Kriegsmänner, die starken und derben Charaktere aus. So etwa wie Balthasar Denner seine größte Meisterschaft an den Runzeln und Falten, den Warzen und Bartstubben alter Frauen- und Männergesichter zu entfalten liebte, so reizen Varnhagen's biographische Kunst die Härten und Unebenheiten von Charakteren, deren Gehalt und Art der Feinheit seines Pinsels geradezu zu widerstreben scheint. Augenscheinlich, es ist sein künstlerischer Ehrgeiz, gerade diese ungeberdigen Erscheinungen zu discipliniren, sie courfähig zu machen, sie in die gebildete, vornehme Gesellschaft einzuführen. Sie machen ihm nicht weniger zu schaffen als die vier Evangelisten dem Doctor Bahrdt! Ein halbes Dutzend Varnhagen'scher Biographien gäben wir darum, wenn es uns vergönnt sein könnte, das Ergötzen des alten Dessauer über die Entschuldigung mitanzusehn, mit welcher der zimperliche Schriftsteller ihn introducirt: — es sei unmöglich, die Eigenheit der Züge des Mannes in zierlicher Reinschrift wiederzugeben; man werde jedoch hoffentlich erkennen, wie er dennoch bemüht gewesen, zu mildern, „was ganz abzuweisen die geschichtliche Treue meinem sonst wohlgefühlten Bedenken nicht verstatten wollte." „Der Ausdruck," so heißt es in dem Vorwort zu dem Leben Blücher's, „ist hier oft mit dem Stoffe hart im Streit gewesen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Aeußerungen, noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben würde; Beides war oft kaum vereinbar, doch mußte die Grenze des Schicklichen stets das Hauptaugenmerk bleiben." Auch inmitten des Vortrags kehrt solche Ziererei und entschuldigende Bevorwortung wieder. Mit spitzen Fingern werden die groben, unsaubern Geschichten angefaßt — und bei dem Allen hat man zuweilen den Eindruck, als ob es den Erzähler kitzele, daß nur er es verstehe, und daß nur ihm erlaubt sei, vor den Ohren der Damen von Dingen zu reden, bei denen sie die Augen niederschlagen müssen.

Man sieht wohl, etwas Anderes ist es, historische Stoffe mit ästhetischem Firniß überziehen und etwas Anderes, sie poetisiren, sie in durchgreifender künstlerischer Darstellung bewältigen. Schon der völlige Mangel jedes dramatischen Talents macht das Letztere unserem Autor unmöglich.

Mit gutem Grunde hatte er sein Trauerspiel Heinrich IV. frühzeitig bei Seite geschoben. Man lese — im achten Bande der Denkwürdigkeiten — die dramatisch gehaltenen Schilderungen von Rahel's Gesellschaftsleben im Jahre 1801 und im Jahre 1830: — nicht einmal die beabsichtigte Mystification, das cokette Versteckspielen mit seiner eigenen Person gelingt dem Darsteller; wie viel weniger die sonstige dramatische Haltung; wie ungeschickt sind die Figuren aufeinandergepackt, wie mühselig werden sie in einige Bewegung gebracht! Dieselbe Ungeschicklichkeit fast überall, wo er Gesprächsscenen in directer Rede wiederzugeben den Versuch macht. Und diese Ungeschicklichkeit im Dramatisiren ist nicht etwa in epischer Objectivität begründet. Ein trefflicher Erzähler ist er ja gewiß, aber auch im Erzählen kömmt er im Grunde nie aus der indirecten Rede heraus. Das heißt: immer ist er, der Erzähler, dabei; er stellt seine Menschen nicht sowohl dar, als er sie begleitend vorstellt; nicht aus ihrem eigenen Ich bewegen sie sich heraus mit plastischer Wahrheit, mit dramatischer Lebendigkeit, sondern das Ich des Biographen ist der Spiegel, der glatte, blanke und etwas verkleinernde Spiegel, in dem wir sie zu sehen bekommen. Wir sehen sie in flächenhafter Erscheinung; und daß er nur ja nicht versuche, sie aus der Fläche herausheben zu wollen, denn aus ähnlichen Bildern werden dann zuverlässig höchst unnatürliche, steife und todtenartige Wachsfiguren. Aehnlich, in der That, sind die Bilder, aber nicht von jener überraschenden und erfreuenden Aehnlichkeit, bei der wir unwillkürlich meinen, das Bild schreite aus der Leinwand heraus und uns nicht erwehren können, auszurufen, das sei der Mann wie er leibe und lebe. Wenn wir alle diese Portraits der Reihe nach angesehen haben, so prägt sich uns sicherlich nicht so sehr die Verschiedenheit der Physiognomien als die Einheit der Manier ein, in der sie sämmtlich gemalt sind. Es gilt das von den Begebenheiten nicht minder als von den Personen. Auch diese heben sich nirgends kräftig gegen einander ab. Da ist kein Auf und Ab des Interesses, kein Wechsel der Stimmung und des Pathos, keine Rückwirkung des Erzählten auf die Miene und den Ton des Erzählers. Nach fast gleichem Schema und in nie abbrechendem Zuge verlaufen diese Biographien von der Vorgeschichte der Abstammung des Helden bis zu der Schilderung von dessen äußerer Erscheinung, wie sie in Bildern und Denkmalen erhalten ist. Varnhagen kennt keine Eintheilung in Bücher oder Capitel, keine Ruhepunkte der Erzählung, wie sie doch selbst für das Epos und den Roman Bedürfniß sind. Fordert etwa die erstrebte Gegenständlichkeit ein solches Fernhalten von Einschnitten, Uebersichten und gruppirenden Theilungen? Verläuft etwa das Leben der Menschen so ähnlich einem immer fortrinnenden Strome, einem immer gleich sich abspinnenden

Faden? Es muß wohl; es mag dem Manne so erscheinen, der kaum in irgend einer seiner zahlreichen Biographien eine Ahnung davon verrathen hat, daß der eigenste Begriff alles Lebens Entwickelung ist und daß alle Entwickelung ihre Stufen hat, in denen sie, ihrer Stetigkeit unbeschadet, sich rückblickend zusammennimmt und für den weiteren Weg vorbereitet. Es ist nicht zufällig, daß Varnhagen niemals den stillen Gang eines in innerlichen Erlebnissen und in Thaten des Geistes sich vollziehenden Lebens darzustellen unternommen hat; nicht das war es, was ihn an Zinzendorf reizte und nicht das ist es, was wir an diesem Stück zu loben fänden. In seinem Elemente ist er nur da, wo er an einer Fülle äußerlicher Erlebnisse, Begebenheit an Begebenheit knüpfend, seine Erzählung weiterspinnen kann. Damit ist er geschützt vor der Gefahr construirender Geschichtschreibung, aber auch völlig unfähig, ein Leben von jenem Ganzen aus, das früher ist als die Theile, von seiner eigenen, aus der Einzelheit der Erscheinungen erahndeten Idee aus, ja, unfähig, es im inneren Zusammenhange und in der Wechselwirkung mit dem allgemeinen Leben der Zeit darzustellen. Der Ideen freilich kann Niemand ganz entrathen, wenn er sie auch nur als Mörtel oder als Putz brauchte. Vielleicht thun es auch billigere Surrogate. Es ist bequemer und obenein vornehmer, das Leben und Wirken bedeutender Männer — so drückte der alte Arndt sich aus — „ein bischen zu bephilosophiren,“ als es von Innen heraus verstehend wiederzugeben. Wie gern schenkte man dem Verfasser jene matten, nichtssagenden Reflexionen, die wie ein zäher Schleim den übrigens blanken Thatsachen anhängen. Namentlich zu Anfang liebt er es, mit der Ueberlegenheit reifer Weisheit irgend eine Trivialität, irgend ein wohlstilisirtes Nichts von Gedanken zum Besten zu geben. Es scheint, als ob das ganze folgende Werk an diesem höchsten Gesichtspunkt aufgehängt werden solle: bei Licht besehen ist die anspruchsvolle Einleitung, ist ebenso der Epilog eines jener abgegriffenen Versatzstücke, die schon oft gedient haben und in Wahrheit gleich gut als Decoration für hundert Stücke dienen können; es war nicht, wie wir meinten, die Ouvertüre, sondern nur das Stimmen der Instrumente, nur das Sichräuspern des Erzählers. Wie am Anfang und Ende, so im Verlauf. Zuweilen auch verdanken die eingestreuten Betrachtungen ihren Ursprung lediglich einem formellen, stilistischen Bedürfniß. Um dem Vortrag jenen „stetigen Fluß“ zu geben, um ein Glied der Erzählung an ein folgendes anzunieten, wird eine allgemeine Sentenz zu Hülfe gerufen. Nirgends soll es Lücken und Fugen geben. Wie sich die Rede partikelreich weiterschlingt, so werden durch Flickwendungen auch die größeren Absätze der Erzählung in einander geschlungen. Wir werden durch diese einleitenden und ausleitenden Allgemeinheiten an die Gewohnheit der

alten Kanzlisten erinnert, die Anfänge und Schlüsse ihrer Schriftstücke durch kalligraphische Schnörkel zu verzieren: es sind Gedankenarabesken von gefälligem Schwung, aber ohne alle Bedeutung; und jene Uebergangswendungen wieder lassen uns den gewandten Gesprächführer erkennen, der sich nicht blos von Thema zu Thema, sondern auch von einem Gesellschaftsgliede zum anderen zu wenden, der abzubrechen versteht, ohne doch stehen zu lassen. Dieselbe oder doch eine ähnliche Kunst wird unserem Schriftsteller da zu Statten kommen, wo es Lücken des sachlichen Zusammenhangs, der Quellen und der Thatsachen auszustopfen gilt. In der That, bei aller Genauigkeit dieser Biographien, die durch den Fleiß und durch den Sinn des Mannes für das Einzelne verbürgt ist, fehlt es denselben doch an jeder in der Darstellung selbst niedergelegten Bürgschaft für ihre Zuverlässigkeit. Nur sehr selten wird vor den Augen des Lesers Kritik geübt: der runde, wohlgefügte, überall zusammenstimmende Vortrag soll uns über jedes Bedenken und jede Unsicherheit in Betreff der Vollständigkeit und Richtigkeit des Thatsächlichen hinweghelfen. Der ästhetische Schein, mit Einem Wort, ist das allein bestimmende Princip. Wir wissen heutzutage, daß es eine mächtigere, eine weniger ekle Kunst auch für die Biographie giebt. Mit dem durchgebildetsten Sinn für die schöne Form hat Strauß zugleich die strengsten Forderungen philologischer Kritik zu befriedigen, hat Droysen die populäre Kraft und den lebhaften Accent patriotischer Gesinnung zu verbinden gewußt. Wir gestehen unsere völlige Unfähigkeit, über das Zutreffende der Varnhagen'schen Schlachtenschilderungen ein sachverständiges Urtheil zu fällen; sie mögen genau, sie mögen — denn auch darüber mißtrauen wir unserem Eindruck — anschaulich und lebendig sein. Der rechte Schlachtenmaler ist dies dennoch ganz gewiß nicht. Auch als Laien dürfen wir es sagen: selbst der treuste und anschaulichste Bericht der äußeren Vorgänge einer Schlacht ist noch lange kein Schlachtbild. Den furchtbaren Ernst eines Massenkampfes im Zusammenhang mit den bestimmenden inneren Factoren, mit den Plänen und der Seelenbewegung der Feldherren, mit der moralischen Haltung der Truppen dem Leser zu vergegenwärtigen, dazu fehlt unserem Biographen die Kunst, weil der Kunst der Mann fehlt. So wenig aber den Ernst einer Schlacht, so wenig weiß er den Ernst eines Lebens zu schildern. Wen haben jemals seine Lebensbilder im Innersten der Seele ergriffen oder erhoben? Kunstwerke wollen es sein —: „neue, schöne Kunststücke, Stücke der Kunst" sind es geworden; sie haben all' ihre Wirkung gethan, wenn sie uns gefällig unterhalten, unsere Neu- und Wißbegierde in geschmackvoller Weise beschäftigt haben.

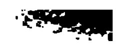
Oder hätten sie uns zuweilen auch geärgert und verstimmt? Ha-

ben wir sie nicht zuweilen mit Unwillen und Widerwillen aus der Hand gelegt? Der berühmte englische Essayist und Biograph spricht von der Bewunderungssucht, von der lues Boswelliana, wie er sie tauft, als derjenigen geistigen Krankheit, in welche Biographen, Uebersetzer und Herausgeber unter dem Einfluß ihrer Beschäftigung nur allzuleicht verfielen. Eine verwandte, aber, wie uns dünkt, sowohl entnervendere wie ansteckendere Krankheit ist die Verschönerungs- und Beschönigungssucht, und diese dürfte füglich nach Varnhagen benannt werden. Er trug dieselbe längst in sich; zur vollen Ausbildung jedoch kam sie erst bei seiner biographischen Schriftstellerei. Sie zeigt sich in den gelindesten Formen, wenn er es mit Figuren wie Blücher oder Hans von Held, mit Männern zu thun hat, deren Naturen von der seinigen möglichst weit abliegen. Das Derbe und Starke wird hier nur abgeschwächt und verdünnt; wir urtheilen mit Arndt, daß „den Figuren die Knochen fehlen,“ daß es „Pinseleien“ sind, in denen der Mangel an kräftiger Zeichnung durch Farben und künstliche Widerscheine ersetzt werden soll. Schon schlimmer, wenn er Seinesgleichen schildert. Er würde, scheint es, über sein eignes Dichten den Stab brechen, wenn er nicht mit dem glimpflichsten Wohlwollen, mit dem gedämpftesten, schonendsten Tadel von den Gedichten des Herrn v. Canitz spräche. Und wer ist der Mann, von dem er rühmt, daß „seine Feder für die gewandteste von der Welt galt, der es an sicherem Tact und reicher Eleganz keine andere nachthat?“ Nicht etwa er selbst, — sondern der Oberceremonienmeister v. Besser. Der Raufbold wird nahezu zum Helden, und zu der Erzählung einer ehrlosen Geschichte, wo derselbe auf höheren Auftrag einen Italiäner in gut italiänischer Weise überlistet, hat er nichts zu bemerken als daß ihn „größere Zartheit einen Auftrag dieser Art wohl lieber hätte vermeiden lassen!“ Aber nun vollends, wenn er an den Kreis von Persönlichkeiten herantritt, dem die „Bildnisse aus Rahel's Umgang“ angehören. Es ist eine Musterkarte von zügellosen, sinnlichen, schwelgerischen, egoistischen Menschen, von Menschen, die mit Geist, Witz, Genie, geselligem Talent, glänzendem Aeußern oder vornehmer Stellung für alle Schuld ihres „schönen Leichtsinns“ zahlen. Da ist der geniale, tapfere, unbändige Prinz Louis Ferdinand, da ist der talentvolle, redegewandte Poltron, der charakterlose und liederliche Gentz, da ist eine ganze Schaar verwandter, mehr untergeordneter Geister. Und hier nun, wo keine detaillirende Erzählung der Charakteristik berichtigend und controlirend zur Seite geht, hier erreicht die schmeichelnde Schönmalerei des Biographen ihren Höhepunkt. Vortreffliche, bewunderungswürdige, einzige Individuen sind sie alle, wenn nicht unserer Nachahmung, so doch unseres Neides werth; die Tugend sinkt im Preise, und der Lie-

benswürdigkeit, der geistreichen Unsittlichkeit gebührt die Palme! Es ist wahr, gerade diese Gesellschaft war es, in der unserem Freunde zuerst ein reicheres, geistigeres, freieres Leben aufgegangen war. Es war die Gesellschaft Rahel's. Ihr Blick hatte mit Vorliebe die guten Seiten der Menschen ausgespäht; ihrem reichen und beweglichen Herzen war es Bedürfniß, um so mehr zu lieben, je mehr ihr scharfsichtiges Auge Schwächen und Flecken erblickte. Mit dem Sinne Rahel's sucht Varnhagen Rahel's Freunde darzustellen — nur daß bei ihm zur Kunst wird, was bei ihr Natur war, nur daß es dem Manne nicht ziemt, den Ernst der sittlichen Anforderungen dem Reiz des Gefallenden, des Rührenden, des Liebenswürdigen zu opfern. Kunst, bewußte Kunst und Mangel an sittlicher Selbständigkeit ist Alles. Es ist die Kunst, wie sie ein Alter den verweichlichten Bürgern des späteren Athen nachrühmte, die Kunst, auch die Misthaufen anzumalen. Niemals so wie in diesen kürzeren Charakteristiken hat sich Varnhagen als biographischer Künstler gefühlt; niemals so wie hier mit dem Bewußtsein sich geschmeichelt, in hoher Weltübersicht, in künstlerischer Unparteilichkeit, in reiner „Darstellung und Bezeichnung" den trivialen Rücksichten einer engherzigen, unschönen Moral enthoben zu sein. Nicht zu vergessen, daß alle diese so schmeichelnd angetuschten Figuren in dem Heiligenschein der Vornehmheit glänzen. Für Alles, was diesen Heiligenschein trägt, hat er eine angeborne und anerzogene Schwäche. Der Repräsentant schöner Bildung ist ja in dem Göthe'schen Roman Lothario; aristokratisch war ja unsere ganze klassische Literatur: die Verwechselung lag nahe, das Aristokratische als solches für das Klassische zu nehmen und das Vornehme mit dem Schönen zu identificiren. Varnhagen ist nie mit beißenderem Lobe gekitzelt worden, als wenn ihn Alexander Humboldt als „den Richter nicht blos des Geschmacks, sondern auch des Anstands und vornehmer Sitte preist." Seine Kunst ist in Wahrheit nur zur Hälfte Kunst, zur anderen und größeren Hälfte ist sie vornehmes Wesen und diplomatische Manier. Die Diplomatie — wir sagten es bereits — verdarb vollends an seinem schriftstellerischen Charakter den letzten Rest von Natürlichkeit. Diplomatische Formen wurden ihm synonym mit schönen Formen. Seine Charakteristiken diplomatisiren mit den Menschen, die sie darstellen, mit der Sprache wie mit dem Stil. Wer hat sie nicht eine Weile bewundert und wen hat sie nicht am Ende angewidert, diese umbiegende, ausbeugende, leisetretende, flüsternde, hüstelnde Schreibweise? Wie er das Talleyrand'sche Wort von der Sprache zu Ehren bringt! Wie er es so meisterlich versteht, über die Dinge hinzugleiten, ohne ihnen allzu nahe gekommen zu sein! Wie er bei bedenklichen Punkten so wundervoll mit Worten schweigen kann und mit bedeutender

Miene sich seitwärts stellt, um zu winken, wieviel noch zu sagen, zu errathen übrig sei! Eine der feinsten, durchgearbeitetsten und gehaltvollsten ohne Frage ist seine Charakteristik Wilhelm's von Humboldt. Aber wer ergründet den Sinn eines Satzes, wie der: gelegentlich habe Humboldt die Rolle übermüthigen Verneinens, die man ihm angedichtet, wirklich gespielt, „und so ist der Ruf bald entschieden und stimmt nur allzugern den Bezeichnungen bei, denen er widersprechen sollte?" Den Bezeichnungen. Welchen Bezeichnungen? Ein Zufall, daß wir diesmal dem schriftstellernden Diplomaten in die Karten gucken können. Es geschah auf ein Monitum von Wilhelm's Bruder Alexander, daß die Ausdrücke „Mephistopheles oder Reineke" in die Wolke jenes nichtssagenden Relativsatzes entrückt wurden! Wie oft mag er in ähnlicher Weise diplomatisirt, wie oft die Wolle mitweggebürstet haben, wenn er einen Fleck oder ein Fleckchen entfernen wollte!

Wiederholt natürlich ist diese euphemistische Manier tadelnd hervorgehoben worden und wiederholt hat sich Varnhagen dagegen zu vertheidigen gesucht. „Die Leute," so schreibt er einmal auf Anlaß eines derartigen Recensententadels in sein Tagebuch, „die Leute wissen nicht, wie sehr ich von Natur geneigt und befähigt bin zum Erkennen der Schwächen, zum scharfen Tadeln, zum streitsüchtigen Angreifen, und wie große Anstrengung mir nöthig war, diesen Hang zu überwinden." Wir bilden uns ein, es auch ohne diese Tagebuchsconfession, es auch dann gewußt zu haben, wenn wir Rahel's Ermahnung an ihren jungen Freund nicht gelesen hätten, er möge „Laune, kleine Bosheit und Probirsucht nicht spielen lassen." Wir würden es wissen, weil oft genug durch die glatte diplomatische Maske der alte Adam hindurchguckt — überall da durchguckt, wo verletzte Eitelkeit einen Groll bewahrt hat. Die Art und Weise, wie er der Größe Stein's so gern etwas abdingen möchte, wie er bei jeder Gelegenheit an Schleiermacher rupft und mäkelt, ja selbst der Ton, in welchem er Arndt lobt, sind charakteristische Beispiele, doppelt charakteristisch, wenn man damit den Aufwand vergleicht, mit welchem die Gentz und Consorten herausgeputzt werden. Diese verkleinernde Mäkelei ist eben einfach die Kehrseite jener Beschönigungssucht. Denn Höflichkeit ist nicht Gerechtigkeit und Vermittelungskunst ist nicht Billigkeit. Wir kennen nur Eine Form der Charakteristik, bei der die sittliche Unsicherheit unseres Biographen kein Hinderniß wird, seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen Sinn für die Schwächen der Menschen voll zu verwerthen. Bei jenen Figuren, die so wunderlich geartet sind, daß wir den moralischen Maaßstab von selbst bei Seite lassen, um sie einzig mit naturhistorischem Interesse als eine seltene Menschen-Spielart zu betrachten, da findet er glücklich den allein zutreffenden Ton



benswürdigkeit, der geistreichen Unsittlichkeit gebührt die Palme! Es ist wahr, gerade diese Gesellschaft war es, in der unserem Freunde zuerst ein reicheres, geistigeres, freieres Leben aufgegangen war. Es war die Gesellschaft Rahel's. Ihr Blick hatte mit Vorliebe die guten Seiten der Menschen ausgespäht; ihrem reichen und beweglichen Herzen war es Bedürfniß, um so mehr zu lieben, je mehr ihr scharfsichtiges Auge Schwächen und Flecken erblickte. Mit dem Sinne Rahel's sucht Varnhagen Rahel's Freunde darzustellen — nur daß bei ihm zur Kunst wird, was bei ihr Natur war, nur daß es dem Manne nicht ziemt, den Ernst der sittlichen Anforderungen dem Reiz des Gefallenden, des Rührenden, des Liebenswürdigen zu opfern. Kunst, bewußte Kunst und Mangel an sittlicher Selbständigkeit ist Alles. Es ist die Kunst, wie sie ein Alter den verweichlichten Bürgern des späteren Athen nachrühmte, die Kunst, auch die Misthaufen anzumalen. Niemals so wie in diesen kürzeren Charakteristiken hat sich Varnhagen als biographischer Künstler gefühlt; niemals so wie hier mit dem Bewußtsein sich geschmeichelt, in hoher Weltübersicht, in künstlerischer Unparteilichkeit, in reiner „Darstellung und Bezeichnung“ den trivialen Rücksichten einer engherzigen, unschönen Moral enthoben zu sein. Nicht zu vergessen, daß alle diese so schmeichelnd angetuschten Figuren in dem Heiligenschein der Vornehmheit glänzen. Für Alles, was diesen Heiligenschein trägt, hat er eine angeborne und anerzogene Schwäche. Der Repräsentant schöner Bildung ist ja in dem Göthe'schen Roman Lothario; aristokratisch war ja unsere ganze klassische Literatur: die Verwechselung lag nahe, das Aristokratische als solches für das Klassische zu nehmen und das Vornehme mit dem Schönen zu identificiren. Varnhagen ist nie mit beißenderem Lobe gekitzelt worden, als wenn ihn Alexander Humboldt als „den Richter nicht blos des Geschmacks, sondern auch des Anstands und vornehmer Sitte preist.“ Seine Kunst ist in Wahrheit nur zur Hälfte Kunst, zur anderen und größeren Hälfte ist sie vornehmes Wesen und diplomatische Manier. Die Diplomatie — wir sagten es bereits — verdarb vollends an seinem schriftstellerischen Charakter den letzten Rest von Natürlichkeit. Diplomatische Formen wurden ihm synonym mit schönen Formen. Seine Charakteristiken diplomatisiren mit den Menschen, die sie darstellen, mit der Sprache wie mit dem Stil. Wer hat sie nicht eine Weile bewundert und wen hat sie nicht am Ende angewidert, diese umbiegende, ausbeugende, leisetretende, flüsternde, düftelnde Schreibweise? Wie er das Talleyrand'sche Wort von der Sprache zu Ehren bringt! Wie er es so meisterlich versteht, über die Dinge hinzugleiten, ohne ihnen allzu nahe gekommen zu sein! Wie er bei bedenklichen Punkten so wundervoll mit Worten schweigen kann und mit bedeutender

Miene sich seitwärts stellt, um zu winken, wieviel noch zu sagen, zu errathen übrig sei! Eine der feinsten, durchgearbeitetsten und gehaltvollsten ohne Frage ist seine Charakteristik Wilhelm's von Humboldt. Aber wer ergründet den Sinn eines Satzes, wie der: gelegentlich habe Humboldt die Rolle übermüthigen Verneinens, die man ihm angedichtet, wirklich gespielt, „und so ist der Ruf bald entschieden und stimmt nur allzugern den Bezeichnungen bei, denen er widersprechen sollte?" Den Bezeichnungen. Welchen Bezeichnungen? Ein Zufall, daß wir diesmal dem schriftstellernden Diplomaten in die Karten gucken können. Es geschah auf ein Monitum von Wilhelm's Bruder Alexander, daß die Ausdrücke „Mephistopheles oder Reineke" in die Wolke jenes nichtssagenden Relativsatzes entrückt wurden! Wie oft mag er in ähnlicher Weise diplomatisirt, wie oft die Wolle mitweggebürstet haben, wenn er einen Fleck oder ein Fleckchen entfernen wollte!

Wiederholt natürlich ist diese euphemistische Manier tadelnd hervorgehoben worden und wiederholt hat sich Varnhagen dagegen zu vertheidigen gesucht. „Die Leute," so schreibt er einmal auf Anlaß eines derartigen Recensententadels in sein Tagebuch, „die Leute wissen nicht, wie sehr ich von Natur geneigt und befähigt bin zum Erkennen der Schwächen, zum scharfen Tadeln, zum streitsüchtigen Angreifen, und wie große Anstrengung mir nöthig war, diesen Hang zu überwinden." Wir bilden uns ein, es auch ohne diese Tagebuchsconfession, es auch dann gewußt zu haben, wenn wir Rahel's Ermahnung an ihren jungen Freund nicht gelesen hätten, er möge „Laune, kleine Bosheit und Probirsucht nicht spielen lassen." Wir würden es wissen, weil oft genug durch die glatte diplomatische Maske der alte Adam hindurchguckt — überall da durchguckt, wo verletzte Eitelkeit einen Groll bewahrt hat. Die Art und Weise, wie er der Größe Stein's so gern etwas abdingen möchte, wie er bei jeder Gelegenheit an Schleiermacher rupft und mäkelt, ja selbst der Ton, in welchem er Arndt lobt, sind charakteristische Beispiele, doppelt charakteristisch, wenn man damit den Aufwand vergleicht, mit welchem die Gentz und Consorten herausgeputzt werden. Diese verkleinernde Mäkelei ist eben einfach die Kehrseite jener Beschönigungssucht. Denn Höflichkeit ist nicht Gerechtigkeit und Vermittelungskunst ist nicht Billigkeit. Wir kennen nur Eine Form der Charakteristik, bei der die sittliche Unsicherheit unseres Biographen kein Hinderniß wird, seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen Sinn für die Schwächen der Menschen voll zu verwerthen. Bei jenen Figuren, die so wunderlich geartet sind, daß wir den moralischen Maaßstab von selbst bei Seite lassen, um sie einzig mit naturhistorischem Interesse als eine seltene Menschen-Spielart zu betrachten, da findet er glücklich den allein zutreffenden Ton

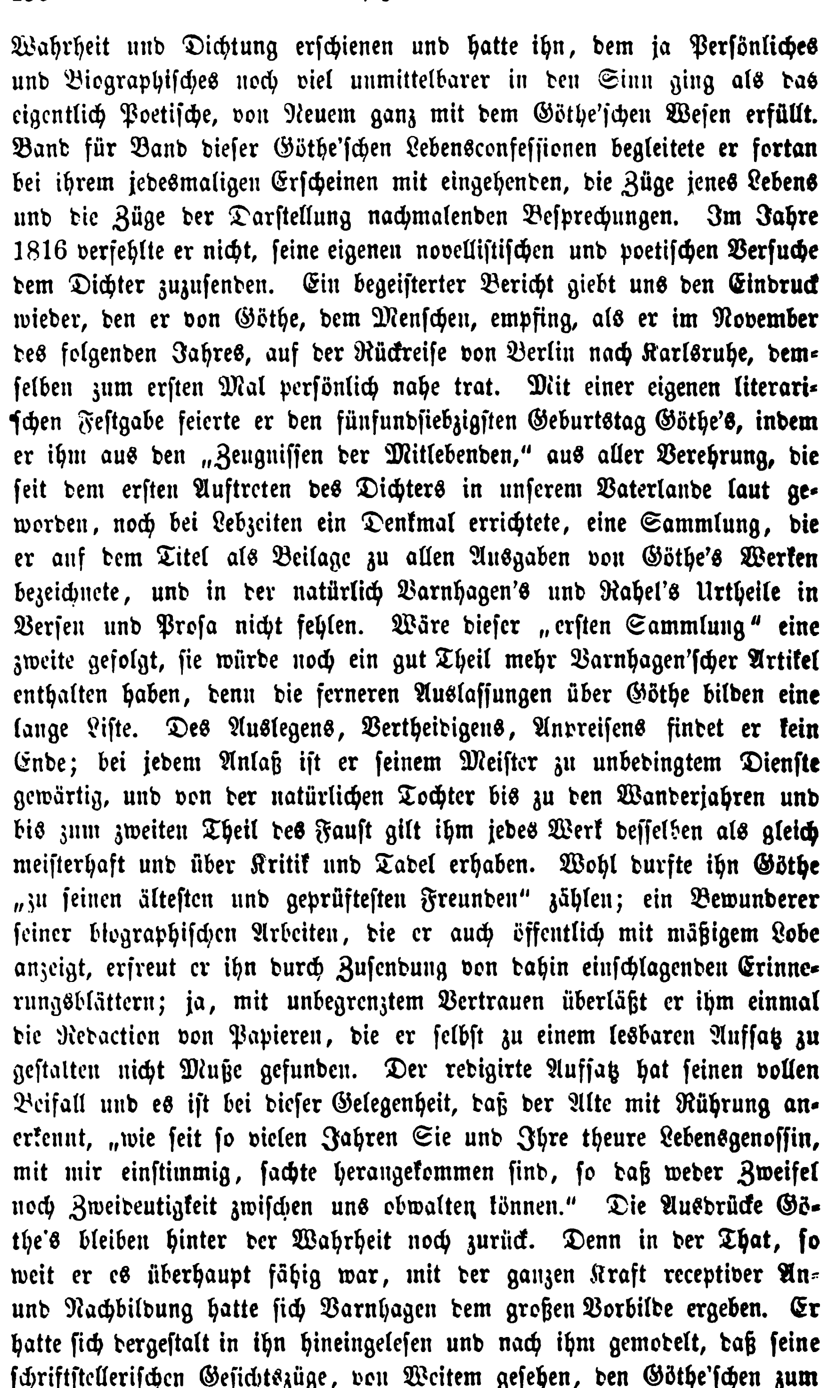


überlegenen Humors. So gelingt ihm die Charakteristik von Mephistopheles-Wiesel, so schildert er mit reinem Behagen den tollen Spieler und Schauspieler Czechtizky, so construirt er den nichtsnutzigen Diplomaten Scholz ganz ergötzlich als eine Mischung von Faulheit, Pedanterie und Eigenliebe.

Solcher in's Breite gehenden Menschenbeurtheilung lag nun aber eine nicht weniger weitausgreifende Bücherbeurtheilung zur Seite, — die biographische Thätigkeit Varnhagen's fand ihre Ergänzung in der kritischen. Immer schon hatte er seine Lesefrüchte als Recensionen für befreundete Zeitschriften, insbesondere für die Allgemeine Literaturzeitung abgelagert. Er gewann jetzt für diese kritische Schriftstellerei einen neuen, unschätzbaren Anhalt. Von einer selbständigen Macht, einer geistigen Richtung, einer Autorität oder Schule getragen zu werden, war ihm allezeit Bedürfniß gewesen. Eine Schule gab es jetzt in Berlin, die dieses Bedürfniß vollauf befriedigte. Wie ehedem die Schlegel'sche Partei eine Allianz mit dem Berlinismus eingegangen war, so stand jetzt die Hauptstadt unter der Herrschaft und dem Wechseleinfluß eines gebietenderen und gediegeneren Geistes. Selbst Fichte war im Ganzen und Großen vergessen, seit die Hegel'sche Philosophie ihren Sitz in Berlin aufgeschlagen und von da aus in alle Kreise des Lebens, der Bildung, der Literatur und Wissenschaft hinüberwirkte. Die Pietät, mit welcher Rahel an dem Andenken Fichte's hing, konnte doch nicht aufkommen gegen die mächtige Gegenwart eines mit zahllosen Wurzeln in die Interessen, die Stimmungen, die Vorstellungen der Menschen sich einschlingenden Systems. Zum Hegelianer zwar im strengen Sinne des Worts war Varnhagen schon deshalb verdorben, weil ihm nicht weniger als Alles abging, was den philosophischen Kopf macht, weil er für Systematik, für strengen begrifflichen Zusammenhang, für methodische Dialektik schlechterdings kein Organ besaß; er war es auch deshalb, weil in seiner Auffassungsweise das Individuelle gerade den umgekehrten Platz wie in der Hegel'schen Weltansicht einnahm. Nur um so mehr indeß that es ihm Noth, sich durch Ideen und wohlgeordnete Allgemeinheiten den Rücken decken zu lassen. Neben ihren ordentlichen hat jede Gesellschaft ihre außerordentlichen Mitglieder, ihre Gäste und Anhängsel, die oft nicht weniger gern gesehen sind, als der eigentliche Stamm. So war das Verhältniß Varnhagen's zu der Hegel'schen Schule. Auch in Hegel'scher Philosophie zu dilettiren, das war durchaus im Geschmack des großen Dilettanten. Es gereichte ihm zur Genugthuung, sich — um seine eigenen Worte zu brauchen — „in den Kreis geistiger Bestrebungen gestellt zu sehen, die sich um den Namen Hegel gesammelt haben, und des Lichtes mitzugenießen, welches von daher ausgeht." War

doch dieses Licht immer zugänglicher geworden, hatten sich doch schon Dolmetscher genug gefunden, die den schwerfälligen schwäbischen Dialekt des Meisters in fließendes Deutsch, seine scholastische Rede in Feuilletonstil umsetzten. Niemand that dies in virtuoserer Weise als Eduard Gans. Das war ganz der Mann dazu, um einem Franzosen in einer halben Stunde den esprit der Hegel'schen Logik beizubringen. Ein angebornes Sprech- und Formtalent, ein natürlicher Sinn für Eleganz hatte sich bei dem Manne mit französischer Cultur zu der Fähigkeit verbunden, das Gründlichste und Schwerste mit glänzender Oberflächlichkeit und Leichtigkeit vorzutragen. Einer der Hauptvermittler zwischen der Hegel'schen Philosophie und der Belletristik, zwischen der Dialektik des absoluten Idealismus und der Berliner Raisonnirgewandtheit, zwischen den Ideen der Schule und dem Witz der vornehmen Gesellschaft, war es Gans, der auch Varnhagen das Verständniß für diejenige Seite des Systems nahebrachte, von der es dem hochgebildeten Schriftsteller, dem Verehrer und Nachahmer Göthe's anziehend sein konnte.

Vielmehr aber: gerade dieser Göthecultus Varnhagen's bildete an sich selbst die beste Vermittelung wenn nicht mit dem Hegel'schen System, so doch mit der Hegel'schen Denkweise. Zu wenig vielleicht haben wir in unserer bisherigen Darstellung diesen Göthecultus hervorgehoben, und doch fällt dem Leser Varnhagen'scher Schriften auf den ersten Blick nichts so sehr auf als das offenbare Bestreben, wie Göthe zu schreiben und zu urtheilen. Bis auf das neuste durch die Herausgabe der Tagebücher hervorgerufene Skandal verband sich bei Vielen mit der Nennung des Namens Varnhagen kaum eine andere Vorstellung als die eines Schriftstellers, der Biographien und Denkwürdigkeiten verfaßt und dabei den Stil Göthe's, des alten Göthe, affectirt habe. Die Charakteristik hat vollkommen guten Grund, so sehr, daß man das Göthisiren des Mannes geradezu als das Princip seiner Schriftstellerei fassen und von da aus dieselbe deuten und abschätzen könnte. Wir selbst haben berichtet, wie er frühzeitig aus dem Wilhelm Meister ein auf Nachbildung ausgehendes Studium machte und haben wenigstens angedeutet, wie die Verbindung mit Rahel, die in Göthe die vollendetste Offenbarung alles Menschlichen und alles Dichterischen verehrte, seinen eigenen Göthianismus steigerte. Es war Ende 1811, als er eine Sammlung von Stellen aus Rahel's Briefwechsel, Urtheile über Göthe enthaltend, dem alten Herrn nach Weimar sandte, um sie dann nach eingeholter Erlaubniß im folgenden Jahr im Morgenblatt zu veröffentlichen. Die Antwort Göthe's vom 10. December 1811 war so freundlich ausgefallen, daß sein Eifer, sich der Verkündigung Göthe's zu widmen, nur wachsen konnte. Eben war auch der erste Band von



Wahrheit und Dichtung erschienen und hatte ihn, dem ja Persönliches und Biographisches noch viel unmittelbarer in den Sinn ging als das eigentlich Poetische, von Neuem ganz mit dem Göthe'schen Wesen erfüllt. Band für Band dieser Göthe'schen Lebensconfessionen begleitete er fortan bei ihrem jedesmaligen Erscheinen mit eingehenden, die Züge jenes Lebens und die Züge der Darstellung nachmalenden Besprechungen. Im Jahre 1816 verfehlte er nicht, seine eigenen novellistischen und poetischen Versuche dem Dichter zuzusenden. Ein begeisterter Bericht giebt uns den Eindruck wieder, den er von Göthe, dem Menschen, empfing, als er im November des folgenden Jahres, auf der Rückreise von Berlin nach Karlsruhe, demselben zum ersten Mal persönlich nahe trat. Mit einer eigenen literarischen Festgabe feierte er den fünfundsiebzigsten Geburtstag Göthe's, indem er ihm aus den „Zeugnissen der Mitlebenden," aus aller Verehrung, die seit dem ersten Auftreten des Dichters in unserem Vaterlande laut geworden, noch bei Lebzeiten ein Denkmal errichtete, eine Sammlung, die er auf dem Titel als Beilage zu allen Ausgaben von Göthe's Werken bezeichnete, und in der natürlich Varnhagen's und Rahel's Urtheile in Versen und Prosa nicht fehlen. Wäre dieser „ersten Sammlung" eine zweite gefolgt, sie würde noch ein gut Theil mehr Varnhagen'scher Artikel enthalten haben, denn die ferneren Auslassungen über Göthe bilden eine lange Liste. Des Auslegens, Vertheidigens, Anpreisens findet er kein Ende; bei jedem Anlaß ist er seinem Meister zu unbedingtem Dienste gewärtig, und von der natürlichen Tochter bis zu den Wanderjahren und bis zum zweiten Theil des Faust gilt ihm jedes Werk desselben als gleich meisterhaft und über Kritik und Tadel erhaben. Wohl durfte ihn Göthe „zu seinen ältesten und geprüftesten Freunden" zählen; ein Bewunderer seiner biographischen Arbeiten, die er auch öffentlich mit mäßigem Lobe anzeigt, erfreut er ihn durch Zusendung von dahin einschlagenden Erinnerungsblättern; ja, mit unbegrenztem Vertrauen überläßt er ihm einmal die Redaction von Papieren, die er selbst zu einem lesbaren Aufsatz zu gestalten nicht Muße gefunden. Der redigirte Aufsatz hat seinen vollen Beifall und es ist bei dieser Gelegenheit, daß der Alte mit Rührung anerkennt, „wie seit so vielen Jahren Sie und Ihre theure Lebensgenossin, mit mir einstimmig, sachte herangekommen sind, so daß weder Zweifel noch Zweideutigkeit zwischen uns obwalten können." Die Ausdrücke Göthe's bleiben hinter der Wahrheit noch zurück. Denn in der That, so weit er es überhaupt fähig war, mit der ganzen Kraft receptiver An- und Nachbildung hatte sich Varnhagen dem großen Vorbilde ergeben. Er hatte sich dergestalt in ihn hineingelesen und nach ihm gemodelt, daß seine schriftstellerischen Gesichtszüge, von Weitem gesehen, den Göthe'schen zum

Verwechseln gleichen. Es giebt Seiten, namentlich in den kritischen Aufsätzen Varnhagen's, die Göthe nicht anders geschrieben haben könnte. Mit Göthe ist er beschäftigt wie sonst nur mit sich selbst; seine Eigenliebe, seine Selbstgefälligkeit nimmt die Form der Bespiegelung in Göthe an. All' seine Schwächen und all' seine Fähigkeiten flüchten sich unter den Schein der Göthe'schen Geistes- und Sprachbildung. Die behagliche, reife, mit sich und der Welt zur Einstimmung gekommene Lebensweisheit des altgewordenen Dichters findet ihr Analogon in der glatten und matten Allseitigkeit des Schülers; die großartige Objectivität Göthe's erscheint als ihr eigener Schatten in Varnhagen's oberflächlicher Klarheit und Gleichmäßigkeit; die Formen endlich des Göthe'schen Stils werden für seinen Nachahmer immer handlicher, seit der Pulsschlag des stürmisch bewegten Herzens aus ihnen gewichen ist, seit ein steifer, vornehmer Glanz über sie ausgegossen ist, seit die Formen eben ablösbare und nachahmbare Formen geworden sind.

Schon in den Hallischen Jahrbüchern ist in einer älteren Besprechung der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten mit Recht auf die innere Verwandtschaft des Princips der Göthe'schen Dichtungs- und Denkweise und des Princips der Hegel'schen Philosophie hingewiesen worden. In der That, diese Philosophie war nur die wissenschaftliche Schematisirung des Geistes, der in unserer klassischen Poesie ursprünglicheres Leben gehabt hatte. Kraft seines Genius verstand es Göthe, die Gegenstände der inneren wie der äußeren Welt in ihrer reinen Wirklichkeit zu fassen; sie spiegelten sich ungetrübt und ganz in dem Aether seiner sonnenklaren Anschauung, seiner innigen und einzig wahren Empfindung. Der „absolute Idealismus" strebte danach, diese individuelle Virtuosität zur allgemeinen Bildungsform zu erheben. In der Bewegung des Denkens sollte nach Hegel nur die Sache sich selbst auseinanderlegen; das Princip der Wissenschaft ist das absolute Begreifen; die Dinge begreifen, heißt sie anerkennen, sie je an ihrer Stelle gelten lassen, das Vernünftige als das Wirkliche, das Wirkliche als das Vernünftige darstellen. Und noch näher rückten sich die beiden Erscheinungen, seit der Dichter in sich selbst zum Abschluß gekommen war, als Anschauung und Empfindung je länger je mehr sich zur weisen, zurechtstellenden und zurechtfindenden Betrachtung verdünnten. An diesem Punkte eben mußte auch Varnhagen von der Verwandtschaft jenes dichterischen mit diesem speculativen Wesen ergriffen werden. Er fand in dieser Philosophie wesentlich dasselbe vollzogen, wonach seine eigene Bildung gestrebt hatte, was er experimentirend bei jeder einzelnen seiner Arbeiten, bei jedem Satze, den er schrieb, zu erreichen suchte. Das bestimmteste Gefühl davon spricht sich unter Anderem in der Zueignung der Erhard'-

schen Denkwürdigkeiten an Hegel aus. Es spricht sich in Wendungen aus wie die, wenn er „mit höherer Billigkeit“ auch unbedeutende literarische Erscheinungen „anerkennend begriffen“ wissen will. Es ist eine Hegel'sche Construction des Göthe'schen Dichtens, wenn er dasselbe „im Sinn der Wanderer“ als die Erscheinung eines langen Kampfes auffaßt, der sich zuletzt in Versöhnung abschließe und wenn er das Wesen des Göthe'schen Genius mit den Worten schildert, daß derselbe „jedes Vorhandene durch die ihm innewohnende Wahrheit in seiner Berechtigung zum Dasein darstelle.“

Noch umfassendere Zeugnisse indeß für die Mischung der Göthe'schen und Hegel'schen Einflüsse liegen in der langen Reihe von kritischen Artikeln vor, die er als unmittelbarer Genosse des Hegel'schen Kreises geschrieben hat. Es war zu Anfang des Jahres 1826, als Gans von einer Reise nach Paris ein unterwegs mit Cotta verabredetes Project zur Gründung einer großen Berliner Literaturzeitung nach Berlin zurückbrachte. Er hatte bei der Verabredung an zwei Männer, — an Hegel und an Varnhagen gedacht, und der Letztere zumal nahm die Sache „mit übersprudelndem Enthusiasmus“ auf; noch im Sommer desselben Jahres constituirte sich die „Societät für wissenschaftliche Kritik,“ am 1. Januar 1827 traten die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ in's Leben. Varnhagen selbst bezeichnet seine Mitwirkung bei der Gründung und Führung der neuen Zeitschrift als eine seiner Hauptthätigkeiten während seiner unfreiwilligen Muße, und Gans stellt ihm das Zeugniß aus, daß neben Marheineke und Johannes Schulze er vor Allem durch Ausdauer, Geschäftstreue und sonstige Emsigkeit das Unternehmen gehalten habe. Die Berliner Jahrbücher haben keinen fleißigeren Mitarbeiter und keinen Redacteur von ausgebreiteterer Literaturkenntniß, von feinerem Tact in Behandlung aller praktischen und geschäftlichen Angelegenheiten besessen. Aller Ertrag seiner Lectüre floß in die Jahrbücher. Im Felde der Geschichtschreibung und der Kunstkritik versorgte er dieselben, zum mindesten Monat um Monat, mit den gediegensten und gefeiltesten Artikeln. Er selbst dachte nicht gering von diesen Arbeiten; er hielt eine Sammlung seiner in den ersten sechs Jahrgängen erschienenen Berichte und Beurtheilungen für werth, sie unter dem Titel „Zur Geschichte und Literatur“ (Hamburg, Perthes 1833) Wilhelm von Humboldt zu dediciren und sie in der Widmung — einem Blatte, beiläufig, das an Schwulst und Ziererei Alles übertrifft, was er sonst in solchen Dingen geleistet hat — zugleich mit den Namen Göthe's und Fr. Aug. Wolf's in Verbindung zu bringen. Durch den Geist dieser Männer den Hegel'schen Geist zu temperiren, das in der That war sein Absehn nicht blos bei der Abfassung seiner Kritiken, sondern auch bei der Leitung

der Zeitschrift, die nur zu stark dahin neigte, ein Parteiorgan der Hegel'schen Schule zu werden. Mehr als einmal hatte er dem tyrannischen Gebahren Hegel's Widerpart zu leisten. Es gab heftige Auftritte, die das ganze Vermittelungstalent unseres Diplomaten herausforderten. Noch schlimmere Mißverhältnisse traten später ein. Von oben her geschahen Eingriffe in die Freiheit der wissenschaftlichen Haltung der Jahrbücher. Varnhagen trat für die Vertheidigung dieser Freiheit ein; zweimal beantragte er in diesem Sinne den Schluß der Zeitschrift und zog sich, als dieselbe trotzdem fortgesetzt wurde, um endlich, unter immer stärkerem Drucke, dem Princip ihrer Gründung untreu, mit der Richtung der „Umkehr der Wissenschaft" ihren Frieden zu machen, seit dem Jahre 1841 gänzlich von jeder Betheiligung an ihr zurück.

Das Aufhören dieses Verhältnisses war der kritischen Haltung Varnhagen's und dem Werth seiner kritischen Leistungen nicht günstig. Denn auch dem Kritiker Varnhagen geht Selbständigkeit und schöpferische Kraft durchaus ab. Man erwarte Alles von ihm, nur nicht, daß ihm die Kritik zu dem Mittel werde, große Grundsätze, bedeutende oder neue Gesichtspunkte zu erarbeiten. Von jener genialen, productiven Kritik, wie sie Lessing übte, ist keine Spur in ihm; viel eher könnte man sagen, daß hier wirklich der Geist, und nicht blos die Manier Göthe's auf ihm ruhe. Das Genre seiner Kritik ist im Ganzen das der positiven Kritik. Er versteht es meisterhaft, ein größeres Werk gleichsam mit dem Storchschnabel in einem verkleinerten ähnlichen Bilde wiederzugeben, es „in glücklicher Weise," wie ihm Göthe nachrühmt, „zu epitomisiren" und dadurch zu charakterisiren. Am besten, wenn die Recensionsform nur die Einkleidung für ein Stück biographischer Arbeit ist. Ueber Schriften von derselben Art wie seine eignen, über Tagebücher, Memoiren, Lebensgeschichten einen Bericht zu geben, gelingt ihm vorzüglich: die Correspondenz von John Sinclair, die Lebensnachrichten über Niebuhr, die Tagebücher und Briefe des Grafen Malmesbury — solche Werke, die ihm durch ihren Stoff einen festen Anhalt gewähren, werden mit wundervollem Geschick in biographische Essays verwandelt. Aber mehr als das. Unser Kritiker ist so geübt in Menschenbeobachtung, daß er auch in anderen Fällen durch das Buch hindurch die Person des Verfassers sieht und uns in der Schilderung jenes die Züge dieses zeigt: seine Kritiken bekommen einen persönlichen Charakter. Die Beurtheilung von Walter Scott's „Leben Napoleon's," die Artikel über Gagern's „Mein Antheil an der Politik," sind unter vielen andern Belege für diese Methode. In einem anderen, im gewöhnlichen Sinne des Worts freilich kann kein Kritiker weniger persönlich sein. Ist es doch der Stolz seiner schriftstellerischen

Darstellungskunst, Zuneigung und Abneigung in sachlicher Haltung zu verstecken. Persönlich zu werden, dem beurtheilten Schriftsteller angreifend auf den Leib zu rücken, dazu offenbar fehlt es ihm an Ueberzeugungsmuth, an Frische, an Leidenschaft, an jenem Lessing'schen Wahrheitseifer, der über die Unwahrheit siegen, der Recht haben und ebendeshalb den Gegner niederwerfen will. In überwiegender Mehrzahl sind die Varnhagen'schen Recensionen Berichte, nicht Kritiken, und unter den letzteren überwiegen die anerkennenden die tadelnden und abfertigenden. Wie sollte dieser Mann das Zeug zur Polemik haben, der so ganz und gar keine Ader vom Dramatiker hat? Wäre es doch wider den Anstand, sich polemisch zu erhitzen, würde doch die heftige Bewegung eines literarischen Kampfes seinen wohlgeordneten Anzug in Verwirrung bringen! Er hat zuweilen wohl einen Scribenten, der sich an Göthe versündigt, einen werthlosen Memoirenschreiber oder sonst eine literarische Armseligkeit mit kühler Vornehmheit abgestraft. Ein paar seiner Recensionen haben auch wohl etwas von der Manier jenes Briefes, den Rahel einen „Katzenbrief" nennt, der „die glatten, kleinen Bewegungen eines Katzenrückens bis in den kleinsten Theilen seiner anscheinend verwickelten Phrasen bis zum Verwechseln nachahmte" und aussah, als ob man „Mäuse damit fangen könnte." Zu eigentlicher, persönlicher, directer Polemik jedoch hat, soweit wir uns entsinnen, die Nothwehr verletzter schriftstellerischer Eitelkeit ihn nur zweimal gebracht. Er hat das eine Mal, gegen C. E. Schubarth, sich die Gelegenheit günstig genug ersehen, Vorwürfe, die ihn zum Theil wirklich trafen, durch die Charakterisirung des dürftigen Individuums, von dem sie ausgingen, zu entkräften. In Fr. Ch. Schlosser stand ihm das andere Mal ein überlegener Gegner gegenüber, aber der köstliche Mann hatte sich, wie er pflegte, so viel Blößen gegeben, daß auch hier Varnhagen leichtes Spiel hatte; hier trieb sich ein Gegensatz zweier Naturen zur Erscheinung, wie er vollständiger nicht gedacht werden kann; man mag sich mit seinen persönlichen Sympathien unbedingt auf die Seite des großen Historikers stellen — in dem literarischen Conflicte sind alle Vortheile auf Seiten des vorsichtigen, gemessenen Varnhagen, aller Nachtheil auf Seiten des polternden, unbesehen zuschlagenden, im Eifer sich in's Unrecht setzenden Schlosser. Die Methode aber, deren sich Varnhagen bedient, ist hier wie dort die ihm ein für allemal geläufige der überzeugenden, enthüllenden, memoirenartigen Erzählung, und nur in dem Aufsatz gegen Schlosser glaubt man daneben Anklänge an die polemische Weise Schleiermacher's durchzuhören. —

Wir haben der Wandlung bereits gedacht, die mit den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik vor sich ging. Sie hing zusammen mit einer

schon früher eingetretenen Wendung in der deutschen Literatur. Jene optimistisch befriedigte Stimmung, die unter der Herrschaft der Restauration durch Hegel und Göthe vertreten worden war, hielt nicht Stand, seit die französische Julirevolution das Freiheitsstreben der Völker wieder ermuthigt, den öffentlichen Geist in eine neue gährende Bewegung gebracht hatte. Auch Varnhagen wurde von dieser Bewegung berührt. Wir finden ihn in einer Anzahl späterer Recensionen als den Gönner und Schutzredner des jungen Deutschlands. Es ist die Verwandtschaft dieser Richtung mit der der älteren romantischen Schule, es sind in Verbindung damit seine politischen Sympathien mit dem französischen Liberalismus, mit dem Voltaire'schen und Rousseau'schen Wesen, was ihn auf diese Seite stellt. Wiederholt führt er die Parallele zwischen den Keckheiten der jüngsten belletristischen Schriftsteller und den Keckheiten jenes älteren Geschlechtes aus, das sich einst um die Fahne des Athenäums gesammelt hatte. Wiederholt sucht er nachzuweisen, daß das Aergerniß, welches man neuerdings an den Invectiven der jungdeutschen Schriftsteller, an ihren poetisch-politischen und ethischen Licenzen nehme, schon im achtzehnten Jahrhundert nicht gefehlt, selbst bei dem ehrbarfrommen Gellert nicht gefehlt habe. Die Gegner dieser jüngsten Form der Romantik sind ihm einfach Ankläger und Lästerer des Genies, Feinde des Lichts und der Freiheit, und wie in den Tagen zu Anfang des Jahrhunderts zieht er gegen die „Unwissenheit und den Blödsinn," gegen „die anmaaßliche Philisterei, den dummen Glaubens- und Sittlichkeitseifer" zu Felde. Man sieht, er ist in seinen alten Tagen ein wenig aus dem Gleichgewicht gekommen. Es fehlt ihm in einer sicher auf sich selbst gestellten sittlichen Gesinnung der Compaß, der ihn in den Irrfahrten des deutschen Geistes sicher steuern ließe. So fällt er innerlich aus dem lebendigen Gehalt und Pathos der geistigen Mächte heraus, in deren Dienst er scheinbar bis dahin gearbeitet hatte. Nur die Schale davon hält er fest, den vornehmen, eleganten Moderantismus, der sich zwar nicht selbst zu Heine'schen Frechheiten, zu Gutzkow'schen Nacktheiten versteigt, aber an dem Anblick derselben eine impotente Freude hat. Eine gewisse blasirte Lüsternheit, ein gedämpfter Oppositionskitzel wärmt sich an diesen neuesten Producten. Er verschreitet bis zu einer directen Allianz mit Theodor Mundt, dessen literarischen Zodiacus er unterstützt, mit dem zusammen er den Knebel'schen Nachlaß herausgiebt. Er gerirt sich in zahlreichen Recensionen als den Protector der Heine'schen Poesie, als den Patron der Mundt, Laube, Gutzkow und Genossen. In dieser Beschützerrolle fühlt er sich nun mit einem neuen Behagen, ja, sie giebt am Ende den Ausschlag für Lob und Tadel. Eine vielumworbene literarische Autorität entgeht selten dieser Verirrung. Auch unser Dichter

ist ihr bekanntlich in seinem Alter nicht entgangen, und in diesem Sinne der Erbe des Göthe'schen Einflusses zu sein ist zu schmeichelhaft für Göthe den Kleinen, als daß ihm darüber nicht Urtheil und Unparteilichkeit völlig ausgehen sollte. Vollends als nun seit den vierziger Jahren die immer wachsende politische Mißstimmung hinzukam! Noch immer ist er der wohlredende Optimist, der, wo es irgend geht, Alles zum Guten wendende, der billigende, wohlwollende, anerkennende, positive Kritiker. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in Kuranda's Grenzboten und anderwärts läßt er sich unermüdlich vernehmen. Die Kritiken schrumpfen meist zu kleinen Anzeigen und Recensiönchen zusammen; es sind kritische Idyllien, Berichte im Miniaturformat und in Goldschnitt; die Hauptsache ist, daß sich jedes solche Artikelchen zu einem gefälligen kleinen Ganzen abrunde: so werden sie wie Nippsachen in dem Lesesalon der eleganten Welt ausgestellt, so bilden sie in all' ihrer Kraft- und Saftlosigkeit, mit ihren zahlreichen Wiederholungen den Ballast der „Vermischten Schriften." Hinter so scheinsamer Allseitigkeit aber verbirgt sich die einseitigste Parteinahme, die persönlichste Gunstrebnerei, das allergewöhnlichste Cliquenwesen. Auch die unbedeutendsten Werke der Freunde und Clienten, der politischen Parteigenossen, der jungen Literaten, die ihm huldigen und näher oder entfernter seinen Hof bilden, werden mit glattfließendem, zum Theil überschwänglichem Lobe herausgestrichen, mit gefälligen Empfehlungsbriefen an das Publicum und, so Gott will, an die Nachwelt bedacht. Der Versuch, auf diese Weise öffentliche Meinung zu machen, ist zum Glück immer vergeblich gewesen, und heute bereits bildet die Nichtigkeit mancher von Varnhagen durchgelobter und bestreichelter Producte einen wunderlichen Gegensatz zu der Verewigung, die ihnen durch die Aufnahmen der betreffenden Artikel in die Schriften des Kritikers Varnhagen zu Theil geworden ist.*)

Kehren wir jedoch von dem Kritiker zu dem Biographen zurück. Um eine Summe seines Lebens und seiner schriftstellerischen Wirksamkeit zu ziehen, begann Varnhagen im Jahre 1837 mit der Herausgabe der „Denkwürdigkeiten und Vermischten Schriften (die ersten vier Bände im Verlage von Hof in Mannheim, die Fortsetzung sowie eine zweite, bereicherte und neu geordnete Auflage im Verlage von Brockhaus in Leipzig). Es war eine ausgewählte Sammlung der poetischen, der kleineren biographischen, älterer und neuerer kritischer, endlich einiger weniger politischen Arbeiten, der die selbsterzählte Geschichte seines Lebens zur Folie und zum orienti-

*) Es spricht, beiläufig, nicht für die Sorgfalt der Redaction, daß die Besprechung von Schubert's „Leben Kant's" zweimal, in den fünften und wieder in den siebenten Band aufgenommen ist. Daß in ähnlicher Weise große Partien des dritten Bandes im neunten Bande zum zweiten Mal abgedruckt sind, wurde schon oben angedeutet.

renden Commentar dient. Bruchstückweise sind diese, zum Theil schon vorher in Raumer's historischem Taschenbuch (1833. 1836. 1845.) veröffentlichten Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens entstanden, die am frühsten niedergeschriebenen Abschnitte wohl kaum in der bestimmten Absicht, zu einer vollständigen Lebensgeschichte ergänzt zu werden. Göthe's Dichtung und Wahrheit ohne Zweifel gab den Anstoß, daß Varnhagen endlich bis zu einer umständlichen Darstellung auch seiner Kindheits- und Jugendgeschichte zurückgriff. Denn augenscheinlich, wie Göthe's Dichten und Denken, so ist auch Göthe's Leben das Vorbild des Verfassers: auf's Haar sehen einzelne Partien der Varnhagen'schen Jugendgeschichte wie Reminiscenzen aus Dichtung und Wahrheit aus. Wem fiele nicht bei der Schilderung des Eindruckes, den der Straßburger Münster auf den Knaben Varnhagen gemacht haben soll, die ähnliche Schilderung des Eindrucks ein, den Göthe, der Jüngling erfuhr? Das heimlich innige Verhältniß Göthe's zu seiner Schwester Cornelia findet sein Nachbild in dem Einverständniß, das unter mißlichen häuslichen Zuständen zwischen den Geschwistern Varnhagen bestand. Was Varnhagen von seinen schriftstellerischen Jugendaufsätzen, so vieles Andere, was er von seinem frühesten Bildungsstreben erzählt, erinnert unwillkürlich an die Erzählung Göthe's. Wie Göthe aus Laune die Gelegenheit, Lessing zu sehen, während seiner Leipziger Studentenzeit vorübergehen läßt, gerade so war Varnhagen, als Schiller im Frühjahr 1804 zum Besuch in Berlin weilte, „gerade verstimmt und mochte die Gelegenheit ihn zu sehen nicht aufsuchen." Vergebens zwar suchen wir hier den Reiz Göthe'scher Liebesgeschichten, aber mit den „bildschönen Töchtern" seines Wiener Wirths, bei dem er im Jahre 1809 einquartirt wird, widerfährt ihm doch eine Geschichte, die eine nicht allzu entfernte Aehnlichkeit mit Göthe's Abenteuer im Hause des französischen Tanzmeisters hat. Hier also ist wirklich, in doppeltem Sinne, Dichtung und Wahrheit — und doch wie himmelweit sind übrigens diese Denkwürdigkeiten von dem Göthe'schen Lebensroman verschieden! Je weiter wir uns von der Jugendzeit des Verfassers entfernen, desto weniger Dichtung. Es ist eben nicht ein Dichter, der sein Leben erzählt, sondern ein in der dichterischen Schule gebildeter, geschmackvoller Chronist. Erinnerungen sind es, im Einzelnen ausgeputzt und zugestutzt, aber im Ganzen nicht umgeschmolzen von der bildenden Phantasie. „Denkwürdigkeiten," so werden sie mit Recht betitelt, und selten sind sie als solche übertroffen worden. Die Muse, welche sie dem Verfasser eingegeben, ist die Muse der Eigenliebe, der Selbstgefälligkeit, des immerwährenden Rückblicks auf sich selbst. Nur um so besser; denn ein Mann, der uns versichern zu müssen glaubt, er habe es einem Freunde nicht nach-

getragen, daß dieser ihn einst wegen eines lateinischen Sprachschnitzers ausgelacht habe, ein solcher Mann ist ohne Zweifel lächerlich eitel und erbärmlich empfindlich, aber die Naivetät und die Größe seiner Eigenliebe giebt uns eine Gewähr, daß er uns nichts vorenthalten wird noch kann, was irgend geeignet ist, ihn uns kennen zu lehren. Wie aber die Schwäche der Eitelkeit, so verwandeln sich alle sonstigen Schwächen des Mannes in Virtuositäten für die Abfassung von Denkwürdigkeiten. Denn was ist es eigentlich, was wir von diesen verlangen? Sie werden um so besser sein, je mehr sie sich auf das Stückwerk des Lebens, auf die Thatsachen in ihrer reinen Thatsächlichkeit beschränken, je mehr sie auf künstlerische Umbildung, auf ideale Zusammenfassung, auf Verallgemeinerung verzichten. Hier reizt uns gerade die Beschränkung des Gesichtskreises; es interessirt uns, zu sehen, wie das Geschichtliche aus dem Alltäglichen wird, wie die großen Begebenheiten aus dem kleinsten und einzelsten Thun entspringen und sich zusammensetzen. Wir befinden uns an einer Tafel, an der wir unseren Hunger dadurch stillen, daß unser Appetit durch lauter Leckerbissen gereizt wird: unsere Wißbegierde wird befriedigt, indem zunächst unserer Neugierde Nahrung zugeführt wird. Wir sehen hier auf einmal in Winkel und Ritzen der Geschichte hinein, die sonst, bei dem Ueberblick über die Geschichte, wie sie für Alle, als Geschichte der Welt ist, unbeachtet bleiben, und unser Vergnügen ist nicht unähnlich demjenigen, das wir empfinden, wenn wir bei einem Blick durch das Vergrößerungsglas das infusorische Leben in einem Tropfen Wasser gewahr werden. Wer anders wird uns ein derartiges Bild zu entrollen im Stande sein, als dem eine solche mikroskopische Betrachtung der Dinge, ein neugieriges Beachten des Kleinlichen, ein Wichtignehmen des Unbedeutenden, ein Festhalten des flüchtig Vorübergehenden natürlich ist. Schwerlich wird solche Neugier, solche Aufzeichnungs- und Mittheilungssucht überall die richtige Grenze innezuhalten wissen. Auch in den Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten finden sich hin und wieder Geschichtchen, allzu inhaltslos und kindisch, als daß sie die Druckerschwärze lohnten, allein nur zu wahrscheinlich, daß wer allzu scrupulös im Innehalten jener Grenze wäre, oft mit der Spreu auch den Waizen fortwerfen würde. Im Ganzen verläßt doch die Geschichtlichkeit, auch den Leser mit jenem Interesse für die Kleinigkeit anzustecken, unseren Memoirenschreiber nur äußerst selten. Wir langweilen uns fast niemals und je länger wir lesen, desto mehr wissen wir den Schatz von Mittheilungen zu würdigen, der uns in Scheidemünze eingehändigt wird. Aus all' den kleinen Strichen dieser Denkwürdigkeiten setzt sich mehr und mehr ein Bild der Zeit zusammen, das jeden Anspruch auf unsere Theilnahme hat. Wir erhalten ein bald mehr bald weniger per-

sönlich gefärbtes Durchschnittsbild der Geschichte unserer Literatur und unseres Nationallebens, das wir nur wünschen könnten durch viele ähnliche in anderer Richtung aufgenommene Projectionsbilder ergänzen zu können. Wir finden uns in die verschiedensten Oertlichkeiten versetzt, werden jetzt in dem rheinischen, jetzt in dem Berlinischen Leben, jetzt in der Pariser, jetzt in der Wiener oder Hamburger Welt heimisch. Wir bewegen uns mit dem Verfasser gleichmäßig in den literarischen, den militärischen, den diplomatischen Kreisen. Wir verkehren mit den Blücher, Hardenberg, Humboldt, Talleyrand, mit den Fichte, Schleiermacher, Uhland, Chamisso, mit vielen Hundert berühmter und mit anderen Hundert interessanter und eigenthümlicher Menschen, fast als ob wir selbst mit ihnen gelebt, ihre Mienen gesehen, ihre Stimme gehört hätten. Ja, in der ganzen Bestimmtheit specieller Umstände uns entgegentretend, charakterisiren sich uns diese Figuren hier besser als in den vollständiger ausgepinselten Bildern, die der Verfasser von einigen von ihnen in gesonderter Darstellung entworfen hat. Diese Denkwürdigkeiten, noch einmal, sind als das natürliche Product des specifischen Wesens und Talents Varnhagen's um Vieles vollkommener als seine Biographien, sie sind in ihrer Art unübertroffen und mustergültig, eine unschätzbare Fundgrube für den Historiker und Literarhistoriker.

Nicht zufällig, natürlich, daß sie mit dem Jahre 1819 abbrechen. Aus der späteren Zeit liegt uns — neben unfertigen Ansätzen zu einer Darstellung des Jahres 1848 — nur ein einziger, des Verfassers Aufenthalt in Wien und Baden vom Jahre 1834 behandelnder Abschnitt vor. Den Mittelpunkt bildet hier sein Zusammentreffen mit Metternich. Der alte Fuchs nimmt, dem biographischen Portraitmaler gegenüber, alle seine persönliche Liebenswürdigkeit zusammen und ist mit Bekenntnissen über seine politischen Maximen, über die milde Weisheit seines Regierungssystems nicht sparsam. Und diesmal wenigstens rechnete er richtig. Die Welt hat Wort für Wort die Dinge erfahren, die dort unter vier Augen verhandelt wurden, sie hat überdies das Vergnügen, zu sehen, wie der eitle Schriftsteller über das ungewöhnliche Vertrauen, das ihm der Fürst schenkt, geradezu außer sich geräth und sich über die staatsmännischen Absichten, die derselbe mit ihm, dem Staatsmann, haben möge, den Kopf zerbricht. Es ist ein Vorspiel von dem, was wir sofort in den unverarbeiteten Aufzeichnungen der „Tagebücher" zu lesen bekommen, die sich auch chronologisch hier anschließen. Warum versäumten es doch die preußischen Excellenzen und Hoheiten, sich ebenso bei dem gewissenhaften und unbestechlichen Historiker zu insinuiren, wie Metternich und Erzherzog Karl! Mögen sie es nun haben! Es ist wahr, weitaus am meisten giebt



in diesen drittehalbtausend Seiten voll Klatsch und Selbstbekenntnissen der Aufzeichner seine eigene Person preis, — aber überreichlich ist daneben für die Unsterblichkeit höchster und allerhöchster Thorheiten und Erbärmlichkeiten gesorgt. In alle Wege wird ein künftiger Geschichtschreiber der preußischen Dinge in diesen Blättern einen unverächtlichen Beitrag zur Kenntniß der Personen und Ereignisse erkennen, er wird hier wie in den „Denkwürdigkeiten" ein mannichfaltiges anekdotisches Material und zwar ein in der Hauptsache besser beglaubigtes und zuverlässigeres finden, als es Personal-Anekdoten meist zu sein pflegen. An sichtender Kritik, versteht sich, wird er es nicht fehlen lassen dürfen. Schon jetzt haben einzelne der Varnhagen'schen Angaben öffentlichen Widerspruch und glaubhafte Berichtigung erfahren. Neben den Alexander v. Humboldt, Canitz und Wittgenstein, deren Zuträgereien und Enthüllungen schwer zu bemängeln sein dürften, waren doch auch Leute von geringerer Kunde, von unsichrerem Gedächtniß, von lebhafterer Phantasie, Leute wie Gans, Pfuel und Bettina v. Arnim, die Quellen, aus denen Varnhagen schöpfte. Nicht immer — um von der Genauigkeit der Hand, welche die Herausgabe besorgt hat, ganz zu schweigen — nicht immer war er im Stande und, je mehr der radicale Schwindel ihn ergriffen hatte, desto weniger in der Stimmung, die Angaben, die ihm in's Haus getragen wurden, zu verificiren. Er selbst sagt uns endlich, daß seine aristokratischen Bekanntschaften sich in demselben Maaße von ihm zurückzogen, in dem seine demokratischen Sympathien bekannt wurden: je länger desto mehr stockte der Zufluß aus den höheren Regionen — der Geschichtswerth der Tagebücher wird von Monat zu Monat geringer.

Nichts nun liegt uns ferner als, im verspäteten Wetteifer mit so vielen Zeitschriften, unseren Lesern nochmals eine lanx satura der pikantesten Geschichten aus diesen Tagebüchern aufzutragen. Zu nichts fühlen wir uns ungeschickter als dazu, jenem künftigen kritischen Historiker vorzugreifen. Ein Beitrag zur Charakteristik des Mannes, der noch nach seinem Tode soviel Aergerniß gegeben, das war Alles, was wir von Anfang an beabsichtigten, und einzig von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir einen Augenblick noch bei diesen nachgelassenen Papierhaufen verweilen.

Was wir vor uns haben, sind in erster Linie — die Aufzeichnungen und Bekenntnisse eines Mißvergnügten. Seit Göthe und Rahel nicht mehr sind, hat der unselbständige Mann im Grunde Alles verloren, was ihm jemals einen edleren Halt gegeben. Noch lebt ihm zwar in Alexander v. Humboldt ein Zeuge der vergangenen Glanzzeit, aber wahrlich nicht das bessere Theil seiner selbst läßt der große Mann seinem „edlen Freunde" zu gute kommen. Wie oft klagt der Letztere, daß Alles dahin sei, was er gekannt, geliebt und verstanden; schon im Jahre 1839 findet er, daß er

nahe daran sei, mit seinem Berliner Leben Bankerut zu machen; die gegen die Welt verstimmten Worte Hamlet's gehen ihm durch den Kopf und auf die geistig verödete Hauptstadt wirft er dann die Schuld der Mattigkeit, des Verdrusses, der Langeweile, die ihn drückt. Auch wenn er Berlin verlassen hat, ist es doch nicht anders: „Alles ist Eitelkeit und Tand! Zu spät Alles! Einsamer Nachhall nur des einst vollstimmigen Lebens!" Wohl mögen wir es verstehen, wenn er, der nun auch dahingegangenen Freunde Neumann und Chamisso gedenkend, in Thränen der Wehmuth ausbricht, wenn er ein andermal versichert, daß Schwermuth die nimmer weichende Grundstimmung seiner Seele sei. Das sind, denken wir, ehrliche Bekenntnisse des alternden Mannes; was uns Wunder nimmt, ist nur dies, daß er bei so tiefer Verstimmung doch alsbald immer wieder die höchste Reizbarkeit gegen die Außenwelt zeigt. Das Räthsel löst sich jedoch ohne Schwierigkeit. Er lebt trotz, ja, er lebt von dieser Verstimmung, — weil er in ihr sich selbst genießt, weil er an seinem eigenen Ich eine ganz ungemessene Freude hat. Und auch die Ehrlichkeit hat damit ein Ende. Nun macht er sich selbst weis, daß seine Stimmung „nur wenig von dem Persönlichen, ganz entschieden aber von dem Allgemeinen abhängig sei, das ihn mit unwiderstehlicher Macht ergreife." Er prüft, was der Grund der Niedergeschlagenheit sei, die ihn den ganzen Tag befangen gehalten und er besinnt sich endlich —, daß er am Morgen von einer reactionären Maaßregel des Bundestages gelesen habe! Das macht sich derselbe Mann weis, der zwischendurch mehr als einmal versichert, daß seine Aufzeichnungen gegen Absicht und Neigung politische werden und daß alles Politisiren ihn anwidere! Ohne Zweifel, er kömmt der Wahrheit näher, wenn er all' seiner Seufzer Ende zu finden glaubt, sobald er irgend eine Aussicht zu frischer Thätigkeit erblicken würde. Wohlgemerkt, er versteht unter Thätigkeit eine officielle, eine von der Macht und Autorität einer Regierung, mit deren Principien er übereinstimmen könnte, getragene Thätigkeit. Sein Unglück, genauer zugesehen, ist ein zwiefaches. Wie die geistigen Größen, an die er sich anlehnte, hinter ihm gewichen sind, so auch die äußeren Stützen amtlichen Ansehns und amtlicher Stellung. Fast ist das letztere Unglück für ihn das härtere und empfindlichere, denn die Wiedererlangung dieses Besitzthums — liegt sie denn im Bereiche der Unmöglichkeit? Durch all' diese sechs Bände bilden die Martern des Thätigkeits- und Geschäftigkeitstriebes, verbunden mit den Martern der Eitelkeit, ein unendlich ergötzliches Schauspiel. Immer wieder schmeichelt er sich mit Hoffnungen auf eine amtliche Rehabilitation — und immer wieder entschlüpfen diese Hoffnungen wie die fruchtbehangenen Zweige, zu denen der verschmachtende Tantalus die Hand ausstreckt. Er muß sich am

Ende eingestehen, daß er zu Geschäften zu alt und kränklich sei, aber immer noch registrirt er gewissenhaft jedes halbe Anerbieten, das ihm gemacht wird, immer wieder probirt er sich vor dem Spiegel bald die Minister-, bald die Abgeordnetenrolle an. In den Träumen dieser Möglichkeiten lebt er, mit ihnen kitzelt er sich, an ihnen regt er sich, bald heftiger, bald gelinder auf. Fast thut uns der Mann leid, der so emphatisch ausruft, man müsse verzichten und entsagen können, — und damit das Leben und Gelten bei Hofe meint! der den leidenschaftlichen Ehrgeiz Niebuhr's nicht zu verstehen bekennt, sich als den harmlosesten Idylliker schildert — und hinzufügt, daß sich ihm leider die ersehnte Idylle da nicht biete, wohin er hinabsteigen könne, sondern nur in solcher Sphäre, wohin hinaufzusteigen ihm jetzt nicht mehr vergönnt sei! Zwar, das Bewußtsein, daß er seiner Ueberzeugung, seiner politischen Gesinnung dies Opfer immerwährenden Entsagens bringe, sollte ihn billig trösten und heben. Stände es nur so fest, daß einzig diese Gesinnung das Hinderniß seiner Wiederherstellung sei! wäre nur alle Welt so durchdrungen davon, wie er, der es unermüdlich sich selbst vorsagt! Im Ernste, wir fürchten, der Mann ist innerlich noch viel unseliger, als seine Situation es mit sich bringt und als er selbst es Wort haben mag. Die Wahrheit ist: es wird ihm herzlich sauer, ein consequenter Charakter sein zu sollen. Er ist das Opfer seines eigenen Scheins und der Figur, die er so lange vor der Welt gespielt hat. Die Bildung, das Wissen um das, was das Rechte, das Ziemende, das Ehrenvolle ist, diese muß er wider Willen vertreten. Darum, nur darum macht er so viel Aufhebens davon. Darum schüttet er all' die vielen und immer wiederkehrenden Seufzer um seine Zurücksetzung immer wieder mit Versicherungen seiner Tugendhaftigkeit, seines entsagungsfähigen Heroismus zu und steigert sich in seiner eigenen Einbildung zu einem Charakter von grandioser Lauterkeit und Stärke. Seine Klagen, daß er bei Seite geworfen sei, daß es keinen Schauplatz der Thätigkeit für ihn gebe, sind so unmännlich wie die asketischen Andachtsübungen, in denen er sich mit Pathos über dies Unglück zu erheben sucht, und eben weil es so ist, so kömmt er niemals zwischen diesen entgegengesetzten Empfindungen zur Ruhe und in's Gleichgewicht. Das wirkliche Ergebniß ist und bleibt — Mißvergnügen, das Schmollen eines Kindes, das sich verletzt fühlt und sich nun in seinem eigenen Murrsinn, seinem Maulen und Weinen befriedigt findet. Mißvergnügen der ordinärsten Art! Denn wie? Wann jemals fehlte es demjenigen, der ein positiv sittliches Interesse am Staate nimmt, wann fehlte es der wahrhaft patriotischen Gesinnung an der Gelegenheit zu patriotischem Wirken? Der wenigstens soll uns nicht vorreden, daß es

für ihn kein anderes als ein rein negatives, krittelndes und mäkelndes Verhalten gebe, der sich in seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit als einen Optimisten vom reinsten Wasser, als den Meister, ja als einen rechten Tausendkünstler im Entschuldigen und Rechtfertigen, im Begreifen und Nichtverurtheilen, im Rücksichtnehmen und Rechnungtragen gezeigt hat. Keinen Raum und keinen Schauplatz zur Thätigkeit! Zu einer solchen nämlich, die ihm ansteht, und wäre es für's Erste auch nur eine auf eigene Hand eingereichte Denkschrift an Canitz, ein persönlich bei Sr. Majestät vorgetragener Rath! Und welches sind denn die inneren Berechtigungen dieses Mannes zu einer Verwendung in politischen Geschäften? Seine diplomatischen Berichte werden so sauber und reinlich geschrieben gewesen sein wie seine gedruckten Memoiren. Als Gesandter oder als Minister würde er sein eigener Secretair, sein eigener Vertheidiger in der Presse und sein eigener Schreiber gewesen sein. Er würde trotz einem Anderen zu repräsentiren, anzudeuten und Phrasen zu kräuseln, zu lächeln und zu liespeln verstanden haben. Er würde — doch wir kennen ja seine liberalisirende Vielthätigkeit während der Karlsruher Zeit. Von all' seinem politischen Geschreibsel hat einzig der Aufsatz über die Niederlande, eine Frucht seiner Excursion nach Brüssel im Jahre 1817, einigermaßen einen sachlicheren, einen eigen gedachten Inhalt. Als politischer Broschüren- und Artikelschreiber mochte er so in der Masse mitgehen. Ein Bogen, den er 1848 unter dem Titel „Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages" (Berlin, bei Reimer) drucken ließ, und worin er für die preußische Spitze eintrat, ist so gut und so schlecht wie die Broschüre über die sächsische Frage und merkwürdig nur durch den Contrast des darin herrschenden Tons zu dem Ton seiner gleichzeitigen politischen Tagebuchraisonnements: — er stilisirt sich und er ist alsbald ein anderer Mensch! Doch für die diplomatische Gewandtheit seiner Feder bedarf es ja keines Beweises: gegen seine politische Befähigung liefern diese sechs Bände Tagebücher, die mit Gerede über die politischen Tagesereignisse vollgestopft sind, einen fortlaufenden, wahrhaft erdrückenden Beweis. An Selbstrühmen freilich läßt es der eingebildete Mann nicht fehlen. Mehr als einmal schreibt er sich „hohe Gesichtspunkte" zu, vindicirt er sich „genialen Blick" und „große Festigkeit des innern Standpunkts," während wir nichts entdecken können als mit Anekdoten gewürzte Kannegießerei, Urtheile und Rathschläge der allerallgemeinsten Art vom Standpunkte der radicalen Parteidoctrin. Wir haben uns, wenigstens in den späteren Partien, vergeblich nach irgend einer concreteren Ausführung, irgend einem eingehenden, sachlich motivirten Urtheil über eine bestimmte staatsmännische Frage, vergeblich nach irgend einer Spur eines selbständigen politischen Denkens um-

gesehen. Er schwimmt, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, in dem Strome der demokratischen Anschauungen mit, und hat weder Neigung noch Fähigkeit, sich auch nur vorübergehend über diesen engbegrenzten Horizont zu erheben.

Man hat von einer naturgemäßen „Entwickelung" gesprochen, die Varnhagen unter den Augen des Lesers an seinem eigenen Menschen durchmache. Es ist die naturgemäße Entwickelung des Mißvergnügens, der Eitelkeit und der Unfähigkeit. Wie verhältnißmäßig zahm war er doch, seit den heftigen liberalen Anläufen von 1817 bis 1819, in Berlin wieder geworden! Noch Ende 1840 und Anfang 1841 ist seine ästhetische Natur voll Bedenken über die sofortige Einführung einer Constitution in Preußen. Er fürchtet — wir meinen das Echo Göthe'scher Denkart zu hören — die Rohheit und Bornirtheit, die gemeinen und beschränkten Gesichtspunkte derer, denen vermuthlich bei Preßfreiheit und Constitution das Uebergewicht beschieden wäre; er erklärt, daß er eine Freiheit nicht wünschen könne, wobei vielleicht Börne's Statue errichtet, aber die von Göthe gestürzt würde; mit Männern wie Wilhelm v. Humboldt hätte er 1816 und 1817 gehen können, — unmöglich könne er jetzt mit der unwissenden, rohen Menge gehen, mit der überdreisten, erfahrungslosen Jugend, die das Wort in den Tageblättern führe. Offenbar, er hat jetzt, in diesen ersten Monaten der neuen Regierung, nicht nur die stärksten Sympathien mit dem geistreichen, glänzenden Monarchen, er fließt nicht nur von Loyalität und Royalismus über, sondern er hat auch geradezu Anwandlungen von Verstimmung gegen den Liberalismus und die Freiheit. Unruhige Phantasien freilich bewegen ihn schon jetzt nebenher: der preußische Mirabeau zu werden, auf alle Gefahr hin die größte politische Rolle zu spielen und den Namen Varnhagen in der Welt berühmt zu machen. Eben in dieser kindischen und ungemessenen Einbildung über den eigenen Werth und die eigene Befähigung liegt das Moment, welches den Ausschlag geben mußte, wofür er sich an allem Ende entscheiden, ob er rechts oder links gehen werde. Die nächsten Jahre nämlich müssen ihn wohl enttäuschen — nicht blos so enttäuschen, wie sie alle Freunde der Freiheit und vernünftiger Entwickelung unserer vaterländischen Verhältnisse enttäuschten: der Legationsrath Varnhagen kann sich überdies nicht länger verhehlen, daß man oben durchaus von der Wichtigkeit seiner Person sich nicht überzeugen will. Die constitutionelle Bewegung hat endlich mit dem Vereinigten Landtag ihren Anfang genommen. Nun gewiß wird er sich zu freudigem Antheil an der so hoffnungsreich beginnenden Entwickelung erheben? — Weit gefehlt! Auch hier geht ja Alles ohne ihn vor sich — und abermals daher setzt er sich in den Schmollwinkel. „Ich kann diese Ständeversammlung nicht

als meine ansehen, die muß ein anderes Gesicht haben." Die Beckerath, Vincke u. s. w. sind wohl einigermaßen Talente, „so gar viel bedeutet es doch auch mit ihnen nicht." So entwickelt sich schließlich der conservativ-Liberale durch die an hundert kleinen Hergängen genährte Oppositionsstimmung der vierziger Jahre hindurch zum radicalen Demokraten. Seinen grauen Haaren zum Trotz sagt er Allem ab, wozu er sich als Mann am nachdrücklichsten bekannt hat, verleugnet er sogar seinen Herrn und Meister. Der Göthecultus tritt sichtbar in dem Tagebuch zurück, und ganz andere Götter, Voltaire an ihrer Spitze, werden auf den Altar gehoben. Er, der früher Gervinus getadelt, daß in seinen literarischen Urtheilen die Gereiztheit der politischen Stimmung mitspiele und mit ihm wegen des Satzes gehadert, daß wir die Poesie aufgeben sollen, um unsere Thätigkeit auf Volk und Staat zu richten, er, der nicht blos das Lob des Dichters, sondern auch des Patrioten Göthe gesungen — jetzt, am Tage von Göthe's hundertjährigem Geburtstag, will er nichts von Festfreude empfinden, er entzieht dem Götheverein seine Thätigkeit und redet sich in die heftigste sittliche Indignation über die „Philister, die Byzantiner," hinein, die, während der Untergang der Nation vor Augen stehe, an literarische Festlichkeiten denken! Wie? war denn die Welt auf einmal eine andere geworden und hatte die menschliche Natur ihr Wesen verändert? war etwa nun auf einmal die Menge nicht mehr „unwissend und roh," die Jugend nicht mehr „überdreist und erfahrungslos," war etwa die demokratische Partei, in deren Gesellschaft er sich jetzt gegeben, eine Partei von lauter Bildungs- und Tugendhelden, war der Pöbel in dieser Revolutionszeit weniger Pöbel als er es noch immer bisher gewesen war? Das nun wohl nicht — aber eine unwiderstehliche innere Sympathie war vermuthlich in ihm wach geworden, die ihn zu dem Volke, dem gedrückten, in seinen Rechten gekränkten Volke hinzog? Als ob er, der von Kindesbein für aristokratische Absonderung erzogen worden und Zeit seines Lebens in aristokratischer Sitte und aristokratischen Gewohnheiten gesteckt hatte, auch nur eine Ahnung von der Art, von den Bedürfnissen und der Bedeutung des Volks gehabt hätte! Das ist fürwahr eine kostbare Geschichte, wie er im October 1848 auf einem Spaziergang sich zu den Arbeitern an der Ramme gesellt und seine ersten Studien im Volksleben macht. „Nirgends," so notirt er seine Beobachtungen über die neu entdeckte Species „Volk," „nirgends hört man unanständige Worte, sieht man Betrunkene. Und wie arbeiten sie! und das in jedem Wetter! Wie hart werden diese braven Leute in der Regel behandelt, wie schändlich verleumdet!" Von diesem Augenblick an war dem großen Demokraten der Demos kein todter Begriff mehr, und mit der ganzen Sentimentalität



eines politisirenden Blaustrumpfs mochte er fortan von der Großmuth, dem Edelsinn, der Redlichkeit, der Zucht und dem Vertrauen des Volkes reden.

Allzu deutlich, dünkt uns, verrathen die Blätter dieses Tagebuchs den wahren Grund seiner Bekehrung. Er warf sich derjenigen Partei in die Arme, die, zum Theil wenigstens, mit ihm in derselben Lage war, derjenigen Partei, die ihm einigermaaßen gewährte, was der Hof und die Regierungspartei ihm trotz so langen Hoffens, Harrens und Werbens versagt hatte. Er wandte sich dahin, wo allein er noch einigermaaßen mit seiner politischen Weisheit etwas galt, wo er doppelt willkommen war, weil man eines so vornehmen Genossen sich am wenigsten versehen hatte. Hier hatte er denn doch die Genugthuung, seinen Namen bei einer Vorwahlversammlung auf die Candidatenliste gebracht zu sehen und in den Wahlausschuß gewählt zu werden, hier kennt man seine früheren Verdienste um die Volkssache, und um sich her hört er „viel Schmeichelhaftes flüstern!" Hier wird er allmählich zum Orakel, zur Autorität einer Anzahl junger Literaten, die ihm Weihrauch streuen und ihm den Gefallen thun, seine hingeworfenen Aeußerungen zu commentiren, seine staatsmännischen Gesichtspunkte zu verarbeiten, so daß er sich jeden Morgen in den Zeitungen selber lesen kann. Die demokratische Partei hat leider keine Stellen zu vergeben, aber es ist süß und ehrenvoll, ihr intellectueller Führer zu sein. Was wäre es, was uns an dieser tragikomischen Geschichte Wunder nehmen sollte? Von der charakterlosen Bestimmbarkeit des Mannes hat uns seine ganze Vergangenheit überzeugt: daß er trotz eines Kotzebue'schen Helden der weichlichsten Rührungen und Exaltationen fähig ist, zeigen uns an mehreren Stellen die Tagebücher. Dauernder Zurücksetzung und einem Jahre 1848 war der Vereinsamte nicht gewachsen. So ging politisch eine analoge Wandlung mit ihm vor wie mit seinen ästhetisch-literarischen Ansichten; die ungesunden Säfte, die von früh auf in ihm steckten und die eine gute Diät verbessert zu haben schien, werfen ihn in seinem Alter noch einmal in die bösartigste Krankheit. Das „herrliche, ihm so unaussprechlich theure" Jahr 1848 machte ihn schlechter, moralisch schlechter. Nicht wie wir ihn jetzt aus seinen Tagebüchern kennen lernen, sahen ihn die, mit denen er so lange gute Kameradschaft gehalten hatte. Einige sahen nur die Unsicherheit und fanden sich verwirrt durch die Zweideutigkeit seiner Haltung. Eine Dame bekannte ihm schon 1840, sie könne „nicht klug aus ihm werden," da seine Aeußerungen aus allen Tonarten seien, und eine andere Dame zerbricht sich sechs Jahre später ebenso vergeblich den Kopf darüber, „wer und wie er eigentlich sei, was er eigentlich wolle." Die Frage war bei dem schillernden Wesen des Mannes an sich nicht leicht zu beantworten, sie war es noch we-

niger, seit sich unter der äußeren Hülle aristokratischen Gebahrens allmählich der vulgärste Radicalismus entwickelte. Daß unter dem glatten, weichen, schöngefleckten Fell eigentlich eine blutgierige Bestie steckte, das war ein Geheimniß, das nur nach und nach und nur dadurch auskam, daß es ihm zu Zeiten unbequem wurde, sich „in den schwierigen Sylbenmaaßen der diplomatischen Conversation“ zu bewegen. Er war in Wahrheit viel schlechter als die Meisten seiner Parteigenossen, da diese wenigstens den Muth ihrer Meinung hatten. Zu einem politischen Tartüffe wie zu dem Charakter des Renommisten liefern diese Tagebuchblätter einem Lustspieldichter, der sie zu verwerthen verstünde, die wundervollsten Züge. Wie er sich in der Sicherheit seiner Studirstube um der Freiheit willen Schmach, Bann und Gefängniß zu ertragen bereit erklärt, wie er bedauert, nicht mitkämpfen zu dürfen, und wie er dann wieder über das kleinste, unmerkbarste Oppositiönchen, zu dem er sich aufschwingt, erschrickt, wie er bei den Wahlen sich „aller Beeiferung“ und alles Werbens geflissentlich enthält! Um so eifriger schreibt er unter dem Deckmantel der Anonymität in die Nationalzeitung, in die Reform, für französische und englische Blätter. Ein redseligster Raisonneur in Wort und Schrift, steht er agitirend hinter den Coulissen, schürt er das Feuer und freut sich, wenn es um sich greift, aber, Dank seinem Renommée als Schriftsteller für die vornehme Welt und Dank seinem diplomatischen Behaben: seine alten Bekannten aus der höheren Gesellschaft haben für's Erste noch keine Ahnung von seinen plebejischen Meinungen; Herr von X schüttet sein Herz über die demokratische Canaille gegen ihn aus, und Herr von Y wirbt bei ihm zu irgend einem reactionären Zwecke; die guten Leute halten ihn noch immer für den Ihrigen, und er — warum soll er sich die Zufuhr für sein Tagebuch abschneiden? warum sich die ergötzliche Unterhaltung eines solchen Incognito verderben? Und wie sollte auch der alte Diplomat mit einem Male sein Handwerk verlernen! So hat er doch etwas von jener edleren Gesittung behalten, die, gepaart mit Weltklugheit und Anmuth der Sprache, seinen ganzen Styl ausmachte! Wenigstens die äußere Schale und der Schein ist ihm geblieben; denn dahinter freilich — welche gräuliche und widerwärtige moralische Verwüstung! Wenn es eine natürliche, unvermeidliche Wirkung des Eintretens in die Kämpfe des staatlichen Lebens ist, so wie dieser Mann um alles unbefangene sittliche Gefühl, um alles Unterscheidungsvermögen für das Anständige und Gute zu kommen, wenn im Elemente des Parteitreibens alle Pflichten der Humanität nothwendig für aufgehoben gelten müssen — nun, so haben diejenigen Recht, welche alle Politik aus der Welt hinweg wünschen und das Streben nach individueller, allgemein menschlicher und ästhetischer Bildung für das höchste erklären. Oder schützt etwa auch dieser Cultus des

Schönen und der reinen Bildung vor solchem Verfall nicht, wenn er nicht mit ganzer Seele und mit echter Andacht ergriffen wurde, wenn er nicht an eine reine Natur kam? Der Verfasser dieses Tagebuchs, der mit unverhohlener Schadenfreude von der scheußlichen Ermordung Lichnowsky's spricht und ohne eine Spur von Mißbilligung berichtet, wie das Berliner Zeughaus vom Volke „erdrungen" sei, der den „unvertilgbaren Naturtrieb des Volks," d. h. das Rachegelüst und die Brutalitäten des Pöbels selbst gegen die „ehrbaren" Mahnungen demokratischer Blätter in Schutz nimmt, der ein Lexikon der gemeinsten Schimpfworte erschöpft, um sein Müthchen an allen denen zu kühlen, die nicht wie er „den Teufel im Leibe haben," dieser höhnende, geifernde, renommirende Politicus, — in welcher Schule des Hasses und der rohen Leidenschaft ist er erzogen worden? Habt Ihr recht gehört, wenn er die Göthe und Fichte seine Lehrer nennt, wenn er erzählt, daß er die Hälfte seines Lebens mit dem Verstehen ihres Geistes und mit dem Studium ihrer Werke verbracht habe? Glaubt es ihm nicht! Und wenn er hundertmal sein Sprüchlein hersagt: „Durch Bildung zur Freiheit! Freiheit in Bildungsformen," wenn er gar von einer „höheren Ausgleichung," redet, durch welche die Schuld seiner Schimpfreden von vorn herein gesühnt sei, — glaubt es ihm nicht! Und wenn er zum Zeugniß der edlen Geistesnahrung, die er genossen, Band um Band seine gedruckten Exercitien, diese Musterschriften eines feinen, höchstgebildeten, unendlich humanen Sinnes, diese von Schönheit, Weisheit und Milde überfließenden Werke herbeischleppt — sagt es ihm auf den Kopf, daß er niemals etwas Anderes als den Schatten jener hohen Genien gewahr geworden und daß er, er putze die Häßlichkeit seines Gemüths mit dem Namen edler Leidenschaft für Freiheit und Vaterland auf, wie er wolle, daß er dennoch nichts, schlechterdings nichts mit ihnen gemein habe. —

Wir fühlen es, indem wir dies schreiben, daß wir im Begriffe sind ungerecht zu werden. Aber wer bestünde auch mit gleichmüthiger Fassung die Probe dieser Tagebuchslectüre, — diese unendliche Monotonie der Urtheile, mit denen hier die revolutionären Hergänge begleitet werden und die zuletzt doch nur der Widerhall einer Anschauung sind, die aus den Zeitungen jener Tage und aus den Reden der Tribüne uns genugsam bekannt, die heutzutage Gottlob im Verschwinden begriffen ist! Geht doch je länger je mehr selbst der Sinn des Verfassers für die Auffassung individueller Charaktere völlig unter in der einförmigen Charakteristik des Schimpfens! Entschädigt uns doch kaum hin und wieder ein Körnchen Geist für die Massen geistloser Reflexion, reducirt sich doch der vielgerühmte Esprit des Mannes auf kleine Witze, Spötteleien, Einfälle, im

Voraus dadurch entwerthet, daß die Selbstbewunderung des Verfassers der unsrigen zuvorkömmt, — davon nicht zu reden, daß wir zwischendurch auch die Langeweile und die Verstimmung der Homburger und Kissinger Badesaison mit den obligaten Begegnungen von Fürstlichkeiten und Vornehmheiten aller Art mitzumachen verurtheilt sind! — In der That, wir müssen noch zuletzt den schreibseligen Mann nicht blos gegen die Tactlosigkeit seiner Herausgeberin, sondern auch gegen sich selbst in Schutz nehmen, wenn er sich einredet, daß die Unmittelbarkeit seiner Tageblätter trotz alles Ballastes, der in ihnen mitgehe, „mehr, weit mehr sei als Alles, was er mit dem sorgsamsten Fleiße daraus machen könne," und schenken wollen wir ihm das unglückliche Wort, daß sein Politisiren ihm die Seele erleichtere wie Göthe das Dichten. Die Wahrheit ist: er war, wenn man die Summe seines Lebens zieht, etwas mehr und nicht völlig so schlecht wie er in den Aufzeichnungen dieser seiner späteren Tage erscheint. In unserem politischen Leben steht er als das Symptom einer Krankheit: in unserer Literatur als eine immerhin höchst beachtenswerthe, ja, unumgängliche Erscheinung da. Was er literarisch erstrebte, das hat er nicht blos kraft der Nothwendigkeit seiner Natur, sondern auch in Folge eines Bedürfnisses und einer Forderung seiner Zeit erstrebt. An die Grenze zweier Epochen, unserer literarisch-ästhetischen und der seitdem angebrochenen realistisch-politischen Epoche gestellt, hat er diese Wendung des Zeitgeistes wenigstens in passiver Weise abgespiegelt. Er hat von jener die Form abgeschöpft, um sie für den neuen Gehalt zu verwenden, aber, ohne echten Sinn für diesen, nur den Verlust der Gesinnung fühlen lassen, der jene Form ihren Werth und ihre schöpferisch gestaltende Kraft verdankte. So hat er sich zwar wie ein üppig treibender Baum mit zahllosen Wurzeln und Würzelchen breithin in unsere Literatur hineinerstreckt, aber ohne nährende Frucht zu tragen. Nicht an ihn, nicht an seine schmarotzende, nachahmende und anbildende Weise hat die positive Vermittelung der beiden Epochen angeknüpft, die sich unter unseren Augen bis auf den heutigen Tag vollzieht. Zum Glück. Denn an solchen Staatsmännern würde der Staat, an mehreren solchen Schriftstellern die Literatur zu Grunde gehen. Das Talent des Mannes in Ehren, — aber danke es ihm wer wolle, daß er uns Göthe zu einer Manier zu machen gedachte. Möge es auch in Zukunft unter uns viele gleich große Talente, aber nie einen zweiten Varnhagen geben. Es ist genug und zu viel an dem einen.

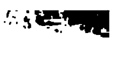
R. Haym.

Dem Andenken Gabriel Riesser's.

Man erzählt, daß Ludwig Börne, von Frankfurter Landsleuten aufgefordert, noch einmal, was er früher mit gutem Erfolge gethan, für die bürgerliche Gleichstellung der Juden das Wort zu nehmen, ihre Bitte mit dem Ausruf zurückgewiesen habe: „Schreit, schreit!“ Er war es müde geworden, zu beweisen, was für ihn freilich eines Beweises nicht bedurfte, und er glaubte die Folgerung daraus ziehen zu dürfen, daß es auch unnütz, ja thöricht sei, den beharrlichen Leugnern gegenüber die bestrittene Wahrheit immer wieder von Neuem zu begründen; als unverbesserliche Philister erschienen ihm diese Gegner, die man wohl necken und verhöhnen dürfe, mit denen es sich aber der Mühe nicht verlohne, Vernunft zu reden. Als er den Streit noch nicht aufgegeben hatte, ließ er die glänzendsten Raketen seines Witzes aufsteigen, um die „Philister“ aus dem Schlaf zu wecken und sie nebenbei dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben; Keulenschläge des Zorns und der Verachtung, die der edle, tief verbitterte Mann mit den Bocksprüngen des giftigsten Humors begleitete, ließ er auf sie niederfallen, und als er endlich bemerkte, daß die Wunde, die er dem zähen Vorurtheil geschlagen, gar bald wieder vernarbt war, da hielt er sich für berechtigt, dem geistigen Kampfe abzusagen und die Anerkennung des Rechts nur von der gewaltsamen Selbsthülfe zu erwarten. Anstatt sich mitten hineinzustellen in die politischen Kämpfe des Vaterlandes und durch die ungetheilte Hingabe an die Leiden wie an die Freuden derselben als ein lebendiges Glied der Nation sich zu bewähren, suchte er, um Deutschland zu bewegen, nach einem Punkte außerhalb Deutschlands und meinte ihn endlich — in Paris gefunden zu haben.

Um dieselbe Zeit, als Börne in finsterm Unmuth die Waffe zur Seite warf, die er für das Recht seiner ehemaligen Glaubensgenossen geführt hatte, erstand diesem Rechte in Gabriel Riesser ein treuer und beharrlicher Vorkämpfer. Riesser war eine anders geartete Natur. Nicht der Zorn war sein Pathos, sondern die Liebe. Vor Allem die Liebe zu den ewigen Wahrheiten der Religion, die ein trefflicher, hochgebildeter Vater der kindlichen Seele eingeprägt hatte, als deren Vertreter und leuchtendes Vorbild die Gestalt dieses Vaters den Jüngling und den Mann auf seinem ganzen Lebenswege begleitete. Und aus dieser Liebe, eben weil sie das Ewige und Unvergängliche umfaßt, stammte seine Humanität und sein Rechtssinn, beide die Aeußerungen einer und derselben Grundstim-

mung einer starken und gesunden Seele und eben deshalb vor den Ausschreitungen behütet, denen diese Tugenden so leicht anheimfallen. Seine Humanität hielt sich frei von jenem Zuge weichlicher Sentimentalität, der sich so gern über die realen Bedingungen des menschlichen Daseins hinaus in eine Welt von Menschenwohl und Menschenglück versetzt, die nie und nirgend vorhanden ist; bei aller Menschenliebe ein tiefer Kenner der Menschen und der Dinge blieben ihm die bittern Enttäuschungen erspart, durch welche bei phantastischen Naturen die Liebe in giftigen Haß sich zu verwandeln pflegt. Auch auf den andern Abweg hat er sich nicht verirrt, der aus der Humanität in ein kosmopolitisches Jenseits führt. Ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Zehe, hat er früh erkannt, daß sein nächstes Ziel nur um den Preis einer Gesammtentwickelung des Vaterlandes zu einem deutschen Rechtsstaat zu erreichen sei, und er hat diesen Gedanken mit der ihm eigenthümlichen Wärme und Begeisterung bereits in einer Zeit vertreten, in welcher er das Eigenthum eines auserwählten Kreises deutscher Patrioten gewesen ist. Seine Liebe zum Recht — zu dem Rechte, das mit uns geboren ist — ruhte auf dem starken Grunde sittlicher Ueberzeugungen, die im Rechtsstaat sich zu verkörpern haben, und L. K. Aegidi hat an seinem Grabe das schöne Wort sprechen dürfen: „In Riesser ist das Recht Gemüth geworden.“ Sein Rechtsgefühl war daher nicht blos zerstörend, sondern wesentlich schöpferisch. War ihm auch vorzugsweise die Aufgabe zugefallen, an ererbtes Unrecht, an fehlerhafte Maaßregeln der Gesetzgebung, an die Willkür der Machthaber den Maaßstab seiner scharfen, immer zutreffenden Kritik anzulegen, so behielt er doch stets dabei im Auge, daß die Forderung der Rechtsgleichheit und der Gewissensfreiheit zu neuen Institutionen des Rechts sich auszugestalten habe, die an der Stelle verlebter Zustände, immerhin aber auf dem Boden gegebener Verhältnisse aufzurichten und einzubürgern seien, wenn sie nicht blos Forderungen bleiben, sondern Leben und Dauer gewinnen sollen. Das war der große Sinn, der seine Polemik befruchtet, der ihn schon frühe zum Fürsprecher der Umwandlung Preußens zu einem Verfassungsstaat gemacht, der ihn befähigt hat, einer der hervorragendsten Mitarbeiter an dem deutschen Verfassungswerk zu werden. Die Polemik aber übte er aus Pflicht, wie ein Amt gleichsam, nicht aus Neigung; sie war durch seine Humanität gebändigt und geschmeidigt. Nicht um dem Gegner den tiefverhaltnen Groll des Herzens in's Gesicht zu schleudern — er wußte sich frei von solchem Groll — sondern um der Wahrheit und um der Ehre willen, weil er durch innern Beruf und äußere Lebensstellung sich für verpflichtet erachten mußte, trat er auf den Kampfplatz. Nur wo ihm Rohheit und sittliche Versunkenheit, wo ihm die absichtliche Verdrehung der



Wahrheit entgegentrat, war er unerbittlich; dann hatte er unvergeßliche Worte des Zorns und der Verachtung, und kaum ist ein Anderer zu nennen, dem die sittliche Entrüstung besser zu Gesicht gestanden hätte als ihm. Aber aller Zorn war getilgt, wenn es den Irrthum zu bekämpfen galt; mit dem Aufgebot der reichen Hülfsmittel seines Geistes — und diese Hülfsmittel wuchsen ihm sichtlich während der Arbeit — ging er auf die Gegenansicht ein, bestrebte sich, zu berichtigen, zurechtzustellen und zu belehren, den ganzen Umfang seines Wissens und seiner Welterfahrung durchsuchte er, um seine Gründe zu stützen und den Gegner zu überzeugen. Als bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. unheimliche Gerüchte über eine neue Gesetzgebung in Betreff der Juden die lebhaftesten Besorgnisse erweckten, sah Riesser die Gefahr mehr in der irrthümlichen Auffassung der Sachlage, als daß er eine wirklich feindselige Maaßregel erwartet hätte, und fand eine besondere Aufforderung, sich darüber auszusprechen, in dem Umstande selbst, daß der Sache in den veröffentlichten Berichten eine ideelle Grundlage, von welcher Art dieselbe nun auch sei, gegeben werde. Der Streit um eine Idee sei immer fruchtbringend, edel und ehrenvoll; das ideelle Moment jener Gesetzgebung — es handelte sich vorgeblich um die Erhaltung einer jüdischen Nationalität — bleibe unter allen Umständen ein des Nachdenkens, der Erörterung und der Bestreitung in hohem Grade würdiges. Und er fährt fort: „Wäre auch die Aussicht auf Verwirklichung dieser Idee schon verschwunden oder gar nie dagewesen, so kann es uns dennoch nimmer gereuen, ihr alle unsere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Ohnehin ist es an sich ein schönes und eines edeln Geistes würdiges Beginnen, eine Idee zum belebenden Moment des Gesetzes zu machen. Gern erblicken wir darin eine erfreuliche Bürgschaft für die Zukunft und jede geistige, unserer Sache gewidmete Kraft wird sich um so eifriger anstrengen, darzuthun, daß die Idee diesesmal eine falsche ist, als wir uns mit Vorliebe der Hoffnung hingeben, daß nach Beseitigung dieses seltsamen Irrthums die ideale Richtung selbst in ihrem Wesen sich erhalten und immer mehr erstarken wird, und daß so, nachdem dieser letzte Abweg überwunden ist, Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit endlich zur Herrschaft auch auf diesem Gebiete gelangen werden." Und im Vorwort heißt es: „Gleichwie so manches gute oder böse Beginnen in unserm Vaterlande seine unmittelbare Wirkung nicht sowohl in seiner praktischen Ausführung findet, als in der geistigen Bewegung, die es anregt, in dem Anklange oder in dem Widerstande, den es erweckt, in dem Ideenkampfe, den es veranlaßt, so scheint es auch hier der Fall sein zu sollen. Hoffen wir, daß in jedem solchen Falle diese nächste Folge den Keim zu künftiger heilbringender Entwicke-

gners
darum
eralis-
ein rei-
befreien.
n ersten
schaffen
e er eine
er Jude.
t, durch
der jüd-
s er mit
eschlossen,
acht und
hum mit
der einer
iesser als
fährlichen
t gelangt,
staatlichen
selben zu-
Verhält-
1834) hat
rgnisse und
(1842) we-
für die Be-
ungsversuche
ßen, von den
en des Landtags
Rath, mit seinem
ches gewichtige Wort
seine Bedeutung nicht

bildung erfreut.
burg
durch
diengangs
nachgesehen
weilen
schien
griechischer
daselbst
hat er unter
persönlich
Richtung auf die
ticularrechte
Nation
ten ist. In
der Resolutio

Der fr ... „christlichen Staat“ ver-
Lieblingsw
nige Jahre ... Ueberlieferungen und zünft-
insbesond ... Juden geradezu unerträglich zu
sich Riesse ... Verbesserung ihrer Lage die
sein Be ... hauptsächlich von Riesser bear-
versität ... den wohlwollenden Ak-
cent ... Weise kundzu-



lich eine Gelehrtennatur gewesen ist. Die Bücher wiesen ihn vielmehr auf das Leben, das Leben wieder auf die Bücher zurück, und er hat dadurch die Gabe in sich ausgebildet, durch Beobachtungen an dem lebendigen Leibe des Lebens den Gesetzen seiner Krankheit und seiner Genesung nachzugehen und Diagnosen zu stellen, deren Scharfsinn und Geradheit seine Freunde so oft überrascht, deren viele auch in solchen seiner Schriften niedergelegt sind, in denen man sie zur Zeit weder gesucht noch gefunden hat. Die constitutionelle Entwickelung in den süddeutschen Verfassungsstaaten — damals die Pflanzschule politischer Bildung — nicht blos aus Zeitungen, sondern durch die Berührung mit den leitenden Personen kennen zu lernen und sich über die Lebensbedingungen des Rechtsstaats eine Meinung zu bilden, lag ihm nicht minder am Herzen, als er es sich angelegen sein ließ, die zahlreichen Verbindungen seiner akademischen Jahre durch unmittelbaren Verkehr auf Reisen und durch ausgebreiteten Briefwechsel zu pflegen und zu beleben.

Riesser ist unvermählt geblieben; er war gleichwohl nicht vereinsamt, sondern lebte in einem Kreise naher Verwandten, die er mit seiner Liebe umfaßte, die ihn willig als ein verehrtes Familienhaupt betrachteten. Niemals, auch nicht unter dem Drange der wichtigsten Arbeiten, ist ihm sein Gedächtniß untreu geworden, wenn es galt, die Gedenktage dieses weiten Familienkreises mit einem sinnigen Wort zu feiern; selbst aus America sind seine Briefe zu Geburts- und Hochzeitstagen auf Tag und Stunde eingetroffen. Auch die Freunde, die er sich erworben, waren ihm ein Schatz, den er mit rührender Sorgfalt hütete, der ihm Zins tragen mußte, den er genießen wollte. Und er hat die peripatetische Gewohnheit, auf längeren und kürzeren Reisen durch Deutschland, deren er in jedem Jahre mindestens Eine, zuweilen mehrere unternahm, die Verwandten und Freunde in ihrer Heimath aufzusuchen, bis wenige Monate vor seinem Tode beibehalten. Keiner von ihnen, im Norden oder im Süden, im Osten oder im Westen von Deutschland, war im Geringsten überrascht, wenn er Riesser, als wäre er sein nächster Wandnachbar, in's Zimmer treten sah. Ein Händedruck und der Faden gegenseitiger Beziehungen war sofort wieder angeknüpft. Dabei ist er für Solche, die sich mehr oder weniger entfremdet hatten, ein Berührungspunkt geblieben und hat Viele zusammengeführt, die, obwohl innerlich auf einander angewiesen, noch in kein persönliches Verhältniß zu einander getreten waren. Für die Kenntniß und Würdigung deutscher Zustände ist er eine unverwerfliche Quelle, für den Austausch deutscher Hoffnungen und deutscher Besorgnisse ein treuer und kundiger Vermittler gewesen. Selbst ein so unausgesetzter freundschaftlicher Verkehr reichte nicht aus, um seinem ewig regen Triebe Genüge zu

thun, über die Probleme des Lebens, wo immer ein Zweifel, eine Verschiedenheit der Ansichten ihn erregte, mit gleichgestimmten Menschen sich zu verständigen. Riesser gehörte zu den heut zu Tage immer seltener werdenden Menschen, bei denen das Bedürfniß des Geistes und des Herzens in dem Familienleben, der Berufsarbeit und dem Antheil an den öffentlichen Dingen nicht völlig aufgeht. Hätte er vor siebzig Jahren gelebt, er wäre der unermüdlichste Briefschreiber geworden; in unserm Zeitalter der Eisenbahnen und der Tagespresse pflegt dieser Trieb durch den Mangel an Erwiderung von Seiten der Adressaten zu erlöschen. Wie charakteristisch ist es daher für Riesser, daß er insbesondere mit hochgebildeten Frauen einen umfassenden Briefwechsel geführt hat, der, mit Auswahl veröffentlicht, die eigenthümliche Geistesart des dahingeschiedenen Freundes gewiß in vollster Klarheit abspiegeln würde.

Riesser's persönliche Beziehungen reichten aber auch über den Kreis seiner näheren Freunde weit hinaus. Durch die Gabe, mit Menschen der verschiedenartigsten Bildungsgrade fruchtbringend zu verkehren, ist er Hunderten ein Helfer in der Noth geworden; in ihrer Seelennoth wie in ihren äußeren Bedrängnissen hat er ihnen zur Seite gestanden und hat sie nebenbei einen ehrfurchtsvollen Blick in die hohen und heiligen Interessen thun lassen, in denen er sich selbst bewegte. Denn auch darin zeichnete er sich vor Anderen aus, daß er die reichen Schätze seines Geistes und Gemüthes gleichzeitig in kleiner Münze bei sich trug und daß er bei jedem Anlaß und in jeder Stimmung davon zu spenden bereit war. Diesen Zug seines Wesens hat Berthold Auerbach mehr witzig als völlig zutreffend seine Leutseligkeit genannt; es war der Zug echten Wohlthuns, der aus dem Mitgefühl für Alles, was Menschen freut und schmerzt, der unmittelbar aus der Humanität stammt. Nicht als ob er selbst dabei leer ausgegangen wäre! Denn in diesem Umgang mit dem Elend, der Beschränktheit, der Selbsttäuschung hat er das eigne Selbst geläutert und erweitert und auf jenen Standpunkt reiner und freier Sittlichkeit, das auszeichnende Merkmal auch seiner öffentlichen Thätigkeit, emporgehoben.

Im Jahre 1830 kehrte Riesser nach Hamburg zurück, um seine Rechtskenntnisse als Anwalt zu verwerthen. Die Unduldsamkeit seiner Vaterstadt trat seinem Vorhaben entgegen. Dem Schmerz, den er über diese Ausschließung von jeder höheren Lebensstellung, der Entrüstung, die er darüber empfand, daß man ihm deutlich zu verstehen gab, wie es nur von ihm abhänge, diese bürgerliche Unfähigkeit durch seine Zustimmung zu einer „unschuldigen Ceremonie," d. h. durch das Opfer seiner Ueberzeugung und seiner Mannesehre, zu heilen, verdankt die Welt seinen Entschluß, den Hamburgischen Rechtsanwalt vorläufig zu verschmerzen und dafür der An-

walt seiner unterdrückten Glaubensgenossen, des Rechts und der Gewissensfreiheit zu werden. Unter dem Einfluß dieser Stimmung schrieb er sein Buch „über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland," das in wenigen Monaten eine zweite Auflage erlebte. Die reife Durchbildung und Klarheit seines Geistes, die Unabhängigkeit und Entschiedenheit seines Charakters, der ganze Mann, wie er leibte und lebte, trat gleich in dieser ersten Schrift zu Tage, die insofern epochemachend war, als sie fortan jeden politischen Mann nöthigte, eine bestimmte Stellung zur Frage einzunehmen. Denn keine Ausrede, hinter die sich wohl sonst die Begriffsverwirrung, die Leichtfertigkeit oder der böse Wille geflüchtet hatte, hielt vor dieser Auffassung Stand, der die bürgerliche Gleichstellung der Juden nicht ein für sich abgeschlossenes Gebiet, ein Tummelplatz für juristische, theologische oder volkswirthschaftliche Balgereien, der sie vielmehr ein Symptom, und zwar ein höchst lehrreiches und beachtenswerthes, für die staatlichen Gesammtzustände des Vaterlandes war. Es gab damals eine Richtung, die sich für besonders deutsch hielt, ja, die ihrem Freisinn keinen Eintrag zu thun glaubte, wenn sie die Juden unterdrückte. Den Zusammenhang der Frage mit allen übrigen Zwecken der liberalen Partei wies Riesser unwiderstehlich nach. Mit einer Geduld und Umsicht, die man dem feurigen jungen Mann sehr hoch anrechnen darf, mustert er die Ansichten der Gegner und entkräftet sie, indem er ihre Fehlschlüsse aufdeckt, indem er die Unhaltbarkeit der geschichtlichen und staatsrechtlichen Grundlagen nachweist, auf denen sie beruhen, in jede Falte des Trugs und der Hinterlist dringt er mit schneidiger Logik ein, die gefährlichsten Schlupfwinkel umstellt er mit seinen siegreichen Gegengründen, bis es ihm gelingt, den Feind aus denselben hervor zu locken und auf offnem Felde seiner Herr zu werden. Die edle Form seiner Darstellung, die mehr den gebildeten Weltmann als den Gelehrten vermuthen läßt, verstärkte das Gewicht seiner Gründe und war ganz dazu angethan, ihm und seiner Sache die achtungsvolle Aufmerksamkeit der Gebildeten zu gewinnen, das Rechtsbewußtsein und das Selbstgefühl seiner Glaubensgenossen zu wecken.

Einer der berühmtesten Wortführer des Liberalismus, Paulus in Heidelberg, beehrte die Erstlingsarbeit Riesser's mit einer Gegenschrift, die er sofort durch seine den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands gewidmete „Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden" beantwortete. Ueberhaupt hat er sich in der ersten Zeit seines schriftstellerischen Lebens vorzugsweise, man darf sagen, mit einer gewissen Vorliebe gegen die Widersacher unter den Bannerträgern der liberalen Partei, gegen Rotteck, Itzstein, Welcker, später gegen Bruno Bauer und

Karl Gutzkow gewendet. Nicht blos weil die Bedeutung des Gegners die Ehre des Kampfes erhöht, sondern weil es ihm vor Allem darum zu thun war, die eben erst in Anbau genommenen Felder des Liberalismus, auf denen die von ihm ausgestreuten Saaten einzig und allein reifen konnten, von dem häßlichen Unkraut des Judenhasses zu befreien. Um die Verhandlungen der deutschen Kammern, die sich in den ersten Jahren nach der Juli-Revolution überall mit der Judenfrage zu schaffen machten, auf der Stelle seiner Kritik unterwerfen zu können, hatte er eine zum größten Theil von ihm selbst geschriebene Zeitschrift: „Der Jude. Periodische Blätter für Religion und Gewissensfreiheit" begründet, durch welche er einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Beschlüsse der süd- und mitteldeutschen Ständekammern gewann. Das Bündniß, das er mit den edelsten Freiheits- und Bildungstrieben des Jahrhunderts geschlossen, hat manchen seiner freisinnigen Gegner zum Nachdenken gebracht und entwaffnet, aber nur Einer, Karl Welcker, hat seinen Irrthum mit männlichem Freimuth zugestanden. Nicht minder ehrenwerth ist der einer späteren Zeit angehörende Widerruf von Streckfuß, den Riesser als einen durch seine Stellung in der preußischen Bureaukratie gefährlichen Gegner bekämpft hatte. Denn schon frühe war er zu der Einsicht gelangt, daß kein politischer Fortschritt auf irgend einem Gebiete des staatlichen Lebens für Deutschland gesichert sei, wenn Preußen hinter demselben zurückbleibe. Einer meisterhaften Schrift: „Betrachtungen über die Verhältnisse der jüdischen Unterthanen der preußischen Monarchie" (1834) hat er mehrere andere folgen lassen, von denen wir nur die „Besorgnisse und Hoffnungen für die künftige Stellung der Juden in Preußen" (1842) wegen des Reichthums an Gesichtspunkten hervorheben, die er für die Beurtheilung der nebelhaften Romantik der damaligen Gesetzgebungsversuche aufstellt. Alle Phasen der legislativen Arbeiten in Preußen, von den Gutachten der Provinzialstände bis zu den Verhandlungen des Landtags von 1860 und 1861, hat er mit seinem einsichtigen Rath, mit seinem Einspruch, mit seinen Warnungen begleitet und manches gewichtige Wort über unsere Zustände gesprochen, das auch heute seine Bedeutung nicht verloren hat.

Die aus Preußen importirte Theorie vom „christlichen Staat" verbündete sich in Hamburg mit reichsstädtischen Ueberlieferungen und zünftlerischem Brotneid, um die Stellung der Juden geradezu unerträglich zu machen. Der Senat war geneigt, zu einer Verbesserung ihrer Lage die Hand zu reichen, zu welchem Behufe eine hauptsächlich von Riesser bearbeitete Denkschrift den Anlaß darbieten sollte. Um den wohlwollenden Absichten des Senats gegenüber den Willen des souverainen Volks kundzu-

geben, wurde das seit Jahrhunderten vielbewährte Mittel, die Veranstaltung eines Pöbelkrawalls gegen die Juden, zur Anwendung gebracht; der Senat war eingeschüchtert und ließ die Sache auf sich beruhen. Dieser Vorfall, so wie die niederschlagenden Folgen, die sich daran knüpften — Riesser hatte die unschuldig Angeklagten ohne Erfolg vor den Gerichten vertheidigt — bestimmten ihn, seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren und nach Kurhessen auszuwandern, dessen Volksvertretung eben erst die volle bürgerliche Gleichstellung der Juden beschlossen hatte. Seine Hamburger Freunde waren schmerzlich berührt durch Riesser's Verlust, aber sie ehrten seinen Entschluß. Am 27. April 1836 überreichten sie ihm eine Denkmünze, die sie ihm zu Ehren hatten prägen lassen. Charitas, zwei Kinder an ihren Brüsten, sitzt auf einem Thron, von einer Strahlenglorie umgeben. Zu beiden Seiten zwei weibliche Gestalten, das christliche und das jüdische Bekenntniß darstellend. Das Christenthum, die Krone auf dem Haupt, das Scepter in der Hand, auf die Evangelien sich stützend; das Judenthum knieend und gefesselt, das Gesicht klagend gegen die Hauptfigur gewendet, die Rechte auf die Gesetzestafeln stützend, mit der Linken auf ihre Schwester deutend. Die Umschrift: „Haben wir nicht Alle Einen Vater, hat uns nicht Ein Gott erschaffen?" aus Maleachi, Cap. 2. Vers 10. Auf der Kehrseite die Worte: „Dem Streiter für Recht und Freiheit, Dr. Gabriel Riesser, seine Hamburgischen Glaubensgenossen."

Riesser beabsichtigte, sich in Bockenheim, in der Nähe von Frankfurt a. M. niederzulassen. Es beklemmte ihn, den ungerechtesten Druck täglich und stündlich in nächster Nähe zu erleben; in Hessen hoffte er auf einen freieren Athemzug und schmeichelte sich wohl auch mit der Hoffnung auf eine glückliche Muße zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten, zumal er von gelehrten Freunden wegen der „einseitigen" Richtung seiner Thätigkeit vielfach getadelt worden war. Aber statt in das Hessen Sylvester Jordan's kam er in das Land Hassenpflug's; seine Bewerbung um das hessische Bürgerrecht wurde zurückgewiesen. Die Vorsehung ließ ihn nicht los, sie hielt ihn in dem Kampfe fest, dem er sein Leben gewidmet hatte. Durch den Einfluß Salomon Heine's, des hochherzigen Kaufmanns, wurde er nach Ablauf von acht Jahren als Notar bei der deutsch-israelitischen Gemeinde nach Hamburg zurückberufen, in eine Stellung, die bei der Last trockener und mühseliger Geschäfte, die sie ihm auferlegte, für seine reiche Begabung wenig geeignet war, bei der ihm aber das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger — nach dem Jahre 1848 hörte die Beschränkung seiner notariellen Functionen auf die jüdische Gemeinde auf — in reichem Maaße entgegenkam und die überdies seine ökonomische Unabhängigkeit völlig sicherstellte.

Unter den Vertretern Deutschlands, die zum deutschen Parlament entsendet wurden, durfte Riesser nicht fehlen. Schon im Vorparlament fand er sich mit älteren Freunden zusammen; in die Paulskirche wurde er von Lauenburg gewählt, wo bis dahin den Juden nicht gestattet war, zu übernachten. Wer den Mann und dessen Schriften kannte, war darüber nicht im Zweifel, daß er auch ein Redner ersten Ranges sein müsse; nur er selbst, bewältigt von dem Eindruck einer Versammlung, welche so viele Größen der Nation in sich vereinigte, mißtraute der eigenen auf solchem Kampfplatz noch unerprobten Kraft und trat in den ersten Monaten nicht hervor. Seltsam, daß ihm damals in der Beredtsamkeit Anderer, z. B. Robert Blum's, der Schein von dem imponirte, wovon er selbst in Wahrheit erfüllt war! Endlich, am 28. August, warf Moritz Mohl einen Handschuh hin, den Riesser aufnehmen mußte. Mohl hatte zu §. 13 der Grundrechte einen Verbesserungsantrag gestellt, der dem Mittelalter eine Hinterthür offen halten sollte, indem er die „eigenthümlichen Verhältnisse des israelitischen Volksstammes einer besonderen Gesetzgebung durch das Reich" vorbehielt. Alle verkehrten Argumente, die jemals vom Standpunkt der engherzigsten volkswirthschaftlichen Doctrin vorgebracht worden sind, um die Gefährlichkeit der Juden für die Interessen des Landmanns und des kleinen Handwerkers zu erweisen, drängte Mohl in einer leidenschaftlichen Rede zusammen. Zum erstenmale bestieg Riesser die Rednerbühne und wies den schnöden Angriff mit einer Hoheit und Ueberlegenheit zurück, welche ihm die Herzen der ganzen Versammlung und, wie Biedermann berichtet, mit einem Male den Ruf eines der besten Redner der Paulskirche gewann. „Riesser's Stärke als Redner," sagt derselbe Berichterstatter, „beruht hauptsächlich auf einem starken sittlichen Pathos, daneben auf einer scharfen Dialektik und einer geistreichen, ich möchte sagen, sinnigen Weise, moralische und politische Wahrheiten aus der umhüllenden Schale verworrener Thatsachen wie einen leuchtenden Kern in großartiger Einfachheit und Klarheit hervortreten zu lassen. Er besitzt ein außerordentliches Feingefühl für alle, auch die verstecktesten Verzweigungen sowohl des ihm gleichartigen Edlen, als des ihn abstoßenden Schlechten und Gemeinen und er weiß mit wunderbarer Kunst für jenes die lebendigsten Sympathien, für dieses die tiefste Entrüstung in den Herzen seiner Hörer zu entzünden."

Wenige Tage später, am 7. September, wurde er in den Verfassungsausschuß, am 2. October neben Gagern und Simson in das Präsidium der Reichsversammlung gewählt. Als eines der Vorstandsmitglieder des Augsburger Hofes gehörte er der aus den drei Fractionen des rechten Centrums — der Mehrheit der Versammlung — gebildeten Neunercom-



mission an, in welcher die Taktik der verbündeten Fractionen vorberathen wurde. In allen diesen Stellungen hat er einen bedeutenden Einfluß auf die Beschlüsse der Reichsversammlung ausgeübt. Die Darstellung und Würdigung seines Antheils an dem Erfolge wie an dem Mißgeschick des ersten deutschen Parlaments reicht über den Rahmen eines Gedenkblattes hinaus, das wir auf sein Grab niederlegen, um die Gestalt des Freundes uns selbst und der Welt, die ihn liebte, zu vergegenwärtigen. Nur an einzelne Momente seiner Thätigkeit in der Paulskirche, eben weil er in ihnen mit der vollen Macht seiner Persönlichkeit hervortrat, sei hier noch erinnert.

Zuerst an die berühmte Schlußrede über den Welcker'schen Antrag, in welcher er als Berichterstatter des Ausschusses den Grundgedanken der Reichsverfassung, den engeren Bundesstaat unter preußischer Führung im völkerrechtlichen Bunde mit Oesterreich, mit überzeugender Klarheit als die einzige Möglichkeit darstellte, um Deutschland durch die Klippen der Revolution und der Reaction in eine rechtlich begründete Existenz hindurchzusteuern, die Freiheit im Innern und die Machtstellung nach Außen auf unerschütterlichen Grundlagen aufzurichten. Wer noch daran zweifeln könnte, daß die Paulskirche ein treuer Abdruck der Richtungen und Stimmungen des deutschen Volksgeistes gewesen ist, der wird diese Ueberzeugung gewinnen, wenn er in der scharfen Zeichnung der Parteistellung, wie sie nach Riesser's Zeugniß um den Welcker'schen Antrag sich gruppirt hat, das treffendste Bild unserer heutigen Zustände wiedererkennt, und er wird sich in seinem Gewissen verpflichtet halten, die Schuld an dem Scheitern jener ersten Bewegung, die den nationalen Gedanken erst aus dem Chaos herauszuarbeiten hatte, nicht auf die Schwäche oder die Ungeschicklichkeit der Führer abzuwälzen. Daß aber die rechte Seite der Versammlung, obgleich der Welcker'sche Antrag gefallen war, nicht nachgelassen hat, bis es ihr gelungen ist, jenen rettenden Gedanken, der ja wieder das Banner geworden ist, unter dem die nationale Partei sich sammelt, den Ränken der Particularisten, dem Hohngelächter der Republikaner zum Trotz, zu einem Beschluß des verfassunggebenden Reichstags zu erheben und ihn dadurch aus dem abgeschlossenen Kreise politischer Männer in die Masse des Volkes zu tragen, so daß es heute nur ein Für oder ein Wider giebt, — das ist ihr unvergängliches Verdienst und die dankbare Nachwelt wird auch Riesser's eingedenk bleiben, der zu diesem „weltgeschichtlichen Entschluß," wenn auch vorerst vergeblich, mit so hinreißender Begeisterung aufgefordert hat.

Die Kaiser-Deputation führte Riesser nach Berlin. Am Tage ihrer Ankunft (2. April) hatte Graf Brandenburg beiden Kammern eine Erle-

digung der deutschen Verfassungsfrage im Sinn des Beschlusses der Reichsversammlung zugesagt, während er gleichzeitig das Zustimmungsrecht der deutschen Regierungen unter Ausschluß jedes Zwanges, der Kaiserkrone sich unterzuordnen, vorbehielt. Am Nachmittag erbat sich der Ministerpräsident den Besuch des Präsidenten Simson. Statt seiner wurden Beseler und Riesser abgeordnet. Die von Simson an den König am folgenden Tage zu haltende Anrede fand keinen Widerspruch. Ueber die zu erwartende Antwort des Königs machte Graf Brandenburg mündliche Mittheilungen. Die gesammte Deputation war in den Zimmern ihres Präsidenten im Hotel du Nord versammelt, um den Bericht ihrer beiden Abgeordneten entgegenzunehmen, die bei ihrer Rückkehr eine mündliche Berichterstattung ablehnten. Sie begaben sich in ein Nebenzimmer, um die Worte des Ministerpräsidenten aufzuzeichnen. Das Blatt wurde verlesen und ging sodann von Hand zu Hand. Man war nicht vertrauensselig gelaunt, man war in düstrer Spannung; besonders mißtrauisch war Dahlmann, er las das Blatt dreimal und viermal, aber er mußte endlich zugeben, daß es eine befriedigende, die Erklärung vom Vormittag bestätigende Zusage enthalte. Als gleichwohl am andern Tage die königliche Antwort die erfolgte Kaiserwahl nur als ein Anrecht der Krone Preußen und die Annahme von der vorgängigen Zustimmung der deutschen Regierungen abhängig erklärte, als die tiefste Verstimmung sich aller Mitglieder der Deputation bemächtigte, da war Riesser Einer von denjenigen, die es sich trotz alledem nicht gestatteten, Stimmungspolitik zu machen und die von Simson formulirte Erklärung vom 4. April unterzeichneten, durch welche dem König das Protokoll offen erhalten blieb, wenn er wieder auf den Standpunkt des 2. April zurücktreten wollte.

Als endlich (28. April) Preußen die Reichsversammlung aufgegeben hatte, um in erster Linie die Revolution, die in Sachsen, Baden und der bayrischen Pfalz ihr Haupt erhoben hatte, niederzuschlagen, als man sich in Berlin damit schmeichelte, daß ein so großer den Fürsten geleisteter Dienst sie veranlassen werde, der inzwischen von Preußen vorbereiteten Unions-Politik rückhaltlos sich anzuschließen, als die Gewalt der Thatsachen der Reichsversammlung den von ihr geschaffenen Rechtsboden unter den Füßen weggezogen hatte und ihr nur die Alternative übrig geblieben war, entweder sich aufzulösen oder im Verein mit den achtundzwanzig Regierungen, welche die Reichsverfassung anerkannt hatten, die Revolution zu organisiren, da begann bei den Abgeordneten der Rechten, die den Frevel wie die Erfolglosigkeit der Revolution erkannten, ein Kampf von Pflicht und Ehre, der die Agonie der Reichsversammlung in schmerzlichster Weise verlängert hat. Riesser hat sich damals der Partei angeschlossen, die am

längsten aushielt und erst wenige Tage vor der Verlegung des Parlaments nach Stuttgart austrat. „Das Schiff, das die Hoffnungen Deutschlands getragen," so äußerte er sich hierüber zwei Jahre später im Erfurter Parlament, „wurde vom Sturm der aufgeregten Leidenschaften gepeitscht und konnte den sicheren Hafen nicht erreichen; die Besseren seiner Führer sahen sich zuletzt in der traurigen Nothwendigkeit, durch ihren Austritt aus der National-Versammlung die Segel zu kappen, damit nicht das Schiff des Vaterlandes an gefährlichen Klippen scheitere."

Das Zustandekommen des deutschen Verfassungswerkes war wesentlich deshalb vereitelt worden, weil die organisirte Macht Preußens seiner Durchführung sich versagte. Um so mehr mußte es Riesser für seine Pflicht halten, die preußische Regierung bei'm Wort zu nehmen, als sie in der Unions-Verfassung eine Handhabe für die Errichtung des deutschen Bundesstaats angeboten hatte. Er betheiligte sich an der Zusammenkunft in Gotha und nahm von seiner Vaterstadt, die am 23. April 1849, in Ausführung der deutschen Grundrechte, die bürgerliche Gleichstellung der Juden vollzogen hatte, das Mandat nach Erfurt an. Hier warnte er namentlich vor dem schädlichen Einfluß, den Preußen auf die Entscheidung von Freiheitsfragen in den Einzelstaaten zu gewinnen bestrebt sei. Die Wahlgesetze derselben wollte er deshalb der Reichsgesetzgebung entzogen wissen. Auf diesem Gebiete müsse das locale Bedürfniß zur Geltung kommen; eine von Reichswegen angeordnete Verallgemeinerung des preußischen Klassensystems werde den Rest von Neigung und gutem Willen für den Bundesstaat vollends ersticken. „Auf den Sturm," rief er der Rechten zu, „ist eine dumpfe, trübe Gleichgültigkeit gefolgt, die Segel schlottern in dürftigem Luftzug und so lange sie nicht von einem frischeren Wehen der öffentlichen Sympathien geschwellt werden, werden wir den Gedanken des Bundesstaates in weiterer Ausdehnung nicht verwirklichen können, er wird den Gleichgültigen und Engherzigen unterliegen, die ihn nicht wollen und von denen Manche ihn gar gern über Bord werfen möchten." Er ging denn auch bald darauf über Bord und Riesser kehrte in seine gewohnte Thätigkeit zurück, die er nur durch seine Rundreisen in Deutschland, einmal durch eine Reise nach den Vereinigten Staaten unterbrach, deren Ergebnisse er in diesen Blättern niedergelegt hat. — Die große Handelskrisis des Jahres 1857 nahm seine notarielle Thätigkeit und Verantwortlichkeit in einem solchen Maaße in Anspruch, daß er, nach der Erzählung eines seiner Hamburger Freunde (Das neue Hamburg Nr. 35) völlig von ihr überwältigt, körperlich und gemüthlich davon eingenommen wurde. Da er wochenlang keinen Schlaf mehr finden konnte, so fürchtete er eine schwere Krankheit, und als zu alle dem noch Undank hinzukam und niedrige Gesinnung ihm

kränkend entgegentrat, da entschloß er sich, sein Notariat niederzulegen und sich als Advocat immatriculiren zu lassen. Nach wenigen Jahren (am 17. October 1860) wurde ihm die Genugthuung zu Theil, zum Mitglied des Hamburger Obergerichts gewählt zu werden und somit der von dem preußischen Landtage zum Ueberdruß durchgesprochenen Frage, ob Juden zum Richteramte zuzulassen seien, zu einer praktischen Lösung zu verhelfen.

In den Verfassungskampf seiner Vaterstadt hat er als Mitglied des Juristenvereins schon in den vierziger Jahren eingegriffen. Am 9. März 1848 war er Einer der vierundzwanzig Männer, die der Reformbewegung dadurch eine bestimmte Richtung und einen concreten Inhalt gaben, daß sie in elf Punkten diejenigen Forderungen formulirten, die bei der bevorstehenden Umwandlung der reichsstädtischen, auf dem Virilstimmrecht der erbgesessenen Bürger beruhenden Verfassung in ein Repräsentativsystem zu verwirklichen seien. Nach elfjährigen Verfassungswirren war endlich im Jahre 1859 der Augenblick gekommen, ein neues Verfassungsrecht festzustellen. Wenn durch den Einmarsch der von Holstein zurückkehrenden preußischen Truppen dem Senate Muth gemacht worden, die von der constituirenden Versammlung am 11. Juli 1849 beschlossene Verfassung abzulehnen und eine Revision derselben zu verlangen, so hat doch wieder preußischer Einfluß, der Geist des Fortschritts, der durch die Regentschaft über ganz Deutschland sich verbreitete, nach Ablauf eines Jahrzehnts die Hamburger Bürger ermuthigt, dem unfruchtbaren Hader ein Ziel zu setzen. Der Boden für die Verständigung der Parteien lag naturgemäß in der durch Raths- und Bürgerschluß am 23. Mai 1850 zum Staatsgrundgesetz erhobenen Verfassung, in welcher die Revision der von der Constituante aufgestellten vollzogen war. Auch dieser Verfassung war die Bundesausschuß-Note vom 27. April 1852 entgegengetreten und dadurch die ganze Arbeit in Stocken gerathen. Durch den denkwürdigen Raths- und Bürgerschluß vom 11. Mai 1860 löste die uralte Vertretung des Freistaates sich auf, indem sie der neu zu erwählenden Bürgerschaft die Aufgabe überwies, auf Grund der von ihr, der erbgesessenen Bürgerschaft, dem Senate gemachten Zugeständnisse und mit Berücksichtigung der von Seiten des deutschen Bundes aufgestellten Bedenken die Verfassung mit dem Senat zu vereinbaren. „Wir sind," sagt Riesser über diesen Beschluß, „ihrem Andenken bleibenden Dank und Ehrerbietung schuldig, daß sie die Unzulänglichkeit ihrer eigenen Zusammensetzung und Verhandlungsformen erkannt und daß sie mit rühmlichem Eifer und seltener Selbstverleugnung für den eigenen Untergang gekämpft hat, sobald sie eine Nachfolgerin vor sich sah, deren Organisation ihr Bürgschaften für das Wohl der Vaterstadt zu bieten schien."

Im November 1859 wurde Riesser, vom liberalen und conservativen Wahlcomité unterstützt, in diese neue Bürgerschaft abgeordnet, die ihn zu ihrem Vicepräsidenten wählte. Von vornherein bekannte er sich zu der Anfangs in der Minderheit befindlichen Ansicht, daß es nicht darauf ankomme, „sklavisch an den Worten der Verfassung von 1850 festzuhalten, sondern das Gute, das dem Rechte, der Freiheit und dem Fortschritt Förderliche, das in ihr sei, unverbrüchlich zu wahren, daß also weder ganz gleichgültige Aenderungen, noch vollends solche, für welche Vernunft und Billigkeit sprächen, im Fall des Einverständnisses zwischen Senat und Bürgerschaft, auszuschließen seien." Diese Ansicht mußte die Oberhand gewinnen, da das entgegenstehende von der Demokratie befürwortete Verfahren die eigene geistige Thätigkeit der Bürgerschaft, soweit sie die Feststellung der Verfassung betraf, auf das geringste Maaß beschränkt und sie zu einer bloßen Redactionsarbeit verurtheilt hätte. Als der Senat zur Besprechung der Verfassungs-Revision die Niedersetzung einer gemischten Commission beantragte, wurde Riesser mit noch fünf seiner Collegen am 16. April 1860 zum Mitgliede derselben gewählt. Die Annäherung zwischen Bürgerschaft und Senat, der in den wesentlichsten Punkten Zugeständnisse machte, war das Ergebniß der Commissions-Berathung. Eine neue Vorlage des Senats, die von der Bürgerschaft großentheils angenommen werden konnte, ist sodann die Grundlage für die endgültig festgestellte Verfassung von Hamburg geworden. Neben dieser der ersten Hamburger Bürgerschaft gestellten Hauptaufgabe lagen noch andere wichtige Fragen der Gesetzgebung vor: die Umgestaltung der Militärverfassung, die Aufhebung der Zünfte, die Einführung der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und des Geschwornengerichts in das Justizverfahren. Mehr oder weniger war Riesser an den hierauf bezüglichen Arbeiten betheiligt. Als Ausschuß-Mitglied des deutschen Nationalvereins, dem er bei der Begründung desselben beigetreten war, hielt er sich vorzugsweise zu dem Antrage berufen, daß die Bürgerschaft dem Senat die Erklärung abgeben wolle, das von ihm in der kurhessischen Sache am Bundestage abgegebene Votum stehe mit den rechtlichen Ueberzeugungen und Sympathien der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Hamburger Bürger im Widerspruch und daß der Senat gleichzeitig aufgefordert werde, bei künftigen Verhandlungen der von der preußischen Regierung aufgestellten Rechtsansicht beizutreten. Die Bürgerschaft nahm diesen Antrag fast einstimmig an.

Man sollte meinen, daß ein Abgeo[illegible]eter, der sich um den Abschluß eines mühseligen Verfassungswerkes e[illegible] [illegible]vorragendes Verdienst erworben, von [illegible] Mitbürgern al[illegible] [illegible]ehrliches Mitglied der Volksvertretu[illegible] [illegible]sehen werde [illegible] Hamburger Demo-



kratie dachte anders, denn gerade der Abschluß der Verfassung scheint ihr ungelegen gekommen zu sein. Dieselbe Partei, die im Jahre 1859 von dem Wortlaut der Verfassung von 1850 kein Jota opfern wollte, hat bei der Neuwahl zur Bürgerschaft im Spätherbst des vorigen Jahres plötzlich das Banner der 1849er Verfassung aufgezogen. Die sechzig Abgeordneten der Deputationen und Gerichte — für ein Staatswesen, bei dem die communalen mit den politischen Interessen im Gemenge liegen, ein gewiß nöthiges Element der Fachkenntniß und Geschäftserfahrung, eben deshalb aber als reactionair verrufen — verstoßen überdies gegen das Dogma vom allgemeinen gleichen Wahlrecht, und sollen deshalb auf die Gefahr hin entfernt werden, daß die Verfassung von Neuem in Frage gestellt, der weitere Ausbau derselben auf dem Wege der Gesetzgebung aber auf unbestimmte Zeit vertagt wird. „Wollen Sie," erklärte Riesser seinen Wählern, „auf den Grund unserer bestehenden Verfassung gemeinnützige und freisinnige Einrichtungen bauen, so werde ich mich durch Ihr von Neuem erwiesenes Vertrauen geehrt fühlen; wollen Sie denen, die diese Verfassung vernichten wollen, einen Zuwachs an Kraft gewähren, so muß ich auf Ihr Vertrauen und Ihre Wahl verzichten." Verdächtigungen und Verleumdungen, die ein Theil der Hamburger Localpresse mit großer Beflissenheit gegen Riesser verbreitete, die sie selbst dann noch festhielt, als der Ungrund derselben actenmäßig erwiesen war, waren die Antwort auf diese schlichte Ansprache des gewissenhaften Mannes und der achtzehnte Hamburger Wahlbezirk, der drei Jahre lang die Ehre gehabt hat, von ihm vertreten zu sein, erwarb sich den Ruhm, ihn der ferneren politischen Thätigkeit für seine Vaterstadt zu entziehen. Unstreitig würde Riesser sehr bald an das besser unterrichtete Hamburg haben appelliren dürfen; die Vorsehung aber, indem sie ihn der Erde entrückte, hat jenem Votum ein unverlöschliches Merkmal aufgeprägt und wie man noch heute von dem athenischen Bauer erzählt, der aus bloßem Verdruß über den Ruhm des Aristides den Namen des Gerechtesten seiner Mitbürger auf die verhängnißvolle Muscheltafel aufzeichnen ließ, so wird man jenes Votums gedenken, so lange der Name Gabriel Riesser's, eines der lautersten und unabhängigsten Charaktere aus den ersten Anfängen unseres politischen Lebens, mit Dank und Anerkennung in deutschen Landen wird genannt werden.

Und er wird fortleben, dieser Name! Das große Talent wird von dem größeren überholt. Mehr aber als Alles, was er gethan und geredet, was er erarbeitet und erstritten, hat der innerste Kern seiner Persönlichkeit auf die Zeitgenossen gewirkt. Unbeirrt von Allem, was so Viele lockt und blendet, hat er das verworrene Getriebe von Welt und Menschen

mit siegreicher Klarheit und Wahrheitsliebe durchschaut, weil er in dem eignen Innern zu Hause war. In den Mitteln mochte er irren und fehlgreifen, niemals in den Zwecken; denn diese Zwecke waren ein Stück von seinem Selbst und sich selber konnte er nicht untreu werden. Darin aber und nur darin liegt die Bürgschaft der Dauer.

Bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin, um Neujahr, sah er leidend und verfallen aus. In den ersten Tagen des April wurde er durch eine Geschwulst auf der Wange, die sich bald als ein Karbunkel auswies, das Zimmer zu hüten genöthigt. Er ließ sich von der Krankheit nicht abhalten, seine Zeit, wie immer, zwischen Arbeit und Verkehr mit Freunden zu theilen. Nur der liebevollen Sorgfalt einer edeln Jugendfreundin, die seine Pflege überwachte, gelang es, ihm einen bequemen Hausrock aufzudringen, den der scheinbar so behagliche Mann sich bisher nicht vergönnt hatte. In der dritten Woche nahmen das Fieber und die Ermattung überhand und er verschied sanft und leicht in der ersten Morgenstunde des 22. April. Die Trauer seiner Vaterstadt folgte dem Leichenzuge am 2. Mai. Außer dem Prediger des neuen israelitischen Tempels, Dr. Frankfurter, sprachen an seinem Grabe Dr. Wolffsohn, Präsident der Bürgerschaft, und Professor Aegidi.

Eine Sammlung von Riesser's Schriften ist die nächste Pflicht, welche die Ueberlebenden seinem Andenken schuldig sind. Im Drange des Augenblicks geboren, tragen sie gleichwohl nicht das Merkmal des Flüchtigen und Vergänglichen, weil er sie nicht in den Dienst des Augenblicks gestellt hat; den vorübereilenden Moment hat er vielmehr festzuhalten verstanden, indem er ihm das Gepräge seines auf das Ewige gerichteten Geistes- und Gemüthslebens aufgedrückt hat. Neben dem gediegenen Gehalt verdient die Originalität seiner Methode von Allen gekannt zu werden, die im gleichen Falle wie Er gegen Wahn und Vorurtheil nicht vergeblich, sondern mit gutem Erfolge anzukämpfen sich berufen fühlen. Und diese Methode ist es, die den sonst eintönigen Gegenstand in dem Schimmer eines unverwelklichen Reizes erscheinen läßt. Aber nicht blos seine selbständigen Schriften, auch seine in periodischen Blättern zerstreuten Arbeiten, seine Reden und vor Allem eine Auswahl aus seinen Briefen, gehören in jene Sammlung, die nur von seinen Hamburger Freunden wird veranstaltet werden können. Mögen sie uns nicht allzu lange darauf warten lassen!

M. Veit.

Ein Ostseefeldzug und die preußische Politik in der polnischen Frage.

Wohin sich Kaiser Napoleon bis jetzt mit dem Versuche gewendet hat, bereitwillige Hände für das Gewebe zu finden, das er aus der polnischen Frage zu weben denkt, überall, bei England, bei Oesterreich, selbst bei Italien und Spanien, hat sein Bestreben theils an der Natur der gegebenen politischen Verhältnisse, theils an der klugen und besonnenen Haltung der leitenden Staatsmänner einen unüberwindlichen Widerstand gefunden. Nur zwei Mächte ebnen seine Wege, ermuthigen seine Hoffnungen. In Schweden gehen die Wogen der Volksstimmung hoch, die kriegerischen und ehrgeizigen Neigungen des Königs sind mit ihnen, noch hält die vorsichtige Politik des Ministers Grafen Manderström die Zügel, doch wird sie nicht zu widerstehen vermögen, sobald von außen eine entschiedene Wendung zum Kriege eintritt. Das Land erinnert sich an die Größe und Herrschaft, die es einst behauptet hat und hofft einen Theil davon wieder zu erobern. Weit mehr aber thut Preußen, das heißt die Regierung Preußens gegen die Stimmung des gesammten Volkes, für Napoleon. Schon traut man in vielen Kreisen Herrn v. Bismarck zu, er führe den Staat absichtlich in den Krieg hinein, um, sei es selbst um den Preis einer Niederlage, der unleidlichen inneren Verhältnisse Herr zu werden: der Sieg, so sei sein Gedanke, würde sein System mit dem Glanze der vollendeten erprobten Thatsache umgeben; im schlimmsten Falle aber würde er in Krieg und Belagerungszustand die Mittel finden, den Willen des Königs auf jene formell gesetzmäßige Weise durchzuführen, welche das Gewissen desselben verlange. Wir sehen in dieser Schätzung mehr den Ausdruck der Parteistimmungen, mehr ein bedeutsames Zeichen vom Eindruck dieser Politik auf das Land, als das wirkliche Sachverhältniß, aber auch ohne solche Voraussetzungen müssen wir der jetzigen preußischen Politik zutrauen, daß sie dem französischen Kaiser den willkommensten Vorwand zum Kriege in die Hände liefern wird, sobald er will. Enthalten doch die letzten englischen Blaubücher eine hinreichende Probe von der Befähigung und den letzten Bestimmungsgründen dieser Politik. Es war hiernach nicht der Gedanke des Staatsmannes, nicht die Erwägung der gegebenen Lage, — es waren Stimmungen, Wünsche, Hoffnungen, im besten Falle ungeläuterte, halbwahre Ueberlieferungen, welche ganz besonders durch den Nachdruck, den sie an höchster Stelle fanden, in die übereilte Sendung

der Generale Rauch und Alvensleben und in die verhängnißvolle Convention vom 8. Februar hineintrieben. Einer solchen Politik braucht man noch nicht die frevelhafte Verwegenheit zuzutrauen, daß sie ihr Spiel mit Berechnung oder fanatischer Verblendung auf das offene Verderben gründet: schon die bloße Herrschaft der Stimmung, der sie unterworfen ist, kann sie jeden Augenblick dahin treiben, dem Meister an der Seine die Gelegenheit entgegenzubringen, daß er auf die günstigste Weise, die er sich wünschen mag, die Feder mit dem Schwert vertausche.

Von politischer Seite in der That liegt die Möglichkeit nahe genug, daß Preußen in erster Linie und in noch höherem Maaße als Rußland für die Garantien in Anspruch genommen werde, welche man in den Tuilerien für nothwendig hält, um Europa von der polnischen Frage zu befreien. Die Entscheidung darüber hängt aber von der militärischen Möglichkeit ab. Eine nähere Betrachtung dieser Möglichkeit daher scheint uns, wenigstens für den einen der Fälle, womit sich die öffentliche Meinung bisher beschäftigt hat, für den Fall eines französisch-schwedischen Angriffs an der Ostsee, an der Zeit zu sein. Sie mag dazu beitragen, die Sache von einer Seite aufzuklären, die noch viel zu wenig berücksichtigt ist. Vielleicht werden dadurch die Gemüther einigermaaßen von der Macht der bösen Ahnungen befreit, die sie bei jeder neuen Wendung der Frage befallen, vielleicht gewinnt die Ansicht festeren Boden, daß das Ende oder vielmehr der Anfang noch sehr ferne liegt und daß auch für Preußen bei einer besonnenen staatsmännischen Behandlung der Frage, trotz dieser Regierung und ihrer Politik, bis jetzt noch nicht allzuviel verloren ist. Wir reden also von einem Feldzug in den Ostseeländern und meinen damit einen Feldzug von großen Dimensionen und entscheidendem Charakter, in den Frankreich seine ganze verfügbare Kraft hineinwerfen würde. Der polnische Aufstand und ein schwedischer Einfall in Finnland kommen dabei natürlich mit in Rechnung, doch nur in zweiter Linie als Hülfsunternehmungen.

Ueberblicken wir nun zunächst die Gesammtsumme der Machtmittel, so hat auf der einen Seite Rußland 63½, Preußen 18¼ Millionen Einwohner. Rechnet man hiervon die Landestheile ab, welche in dem angenommenen Kriegsfall als unsicher betrachtet werden müssen, bei ersterem nämlich Westrußland, Congreßpolen und Finnland mit zusammen 14½ Millionen, bei letzterem den polnischen Theil von Posen mit ¾ Millionen Einwohnern, so bleiben dort 49, hier 17½, zusammen also 66½ Millionen Einwohner. Auf der anderen Seite zählen Frankreich 38, Schweden und Norwegen 5¼, beide zusammen 43¼ Millionen Einwohner; d. h. nur etwa ⅔ von der Volkszahl der beiden ersteren Mächte, und selbst wenn man etwas von den die-

sen abgezogenen Volkstheilen hier zurechnen wollte, immer nur $^3/_4$ bis $^4/_5$ derselben. Es ist damit freilich nur **ein** Factor der Staatskraft ausgedrückt, daneben kommen noch die Dichtigkeit der Bevölkerung, ihr Reichthum, ihre Culturentwickelung, die Masse ihrer geistigen und materiellen Mittel, die Finanzen, die Organisation und Stärke von Heer und Flotte, die inneren Zustände von Staat und Heer in Betracht. Der Versuch, diese Factoren in Zahlen auszudrücken, würde uns hier natürlich zu weit führen, überdies wäre er zum größten Theil in seinem Ergebniß höchst unsicher. Wir müssen uns daher auf eine Schätzung nach dem allgemeinen Eindruck beschränken. Wird sie das aus den Volkszahlen gewonnene Verhältniß wesentlich ändern?

Wir finden weder bei der Partei, auf deren haltlose Unterstützung die jetzige Regierung in Preußen allmählich hingetrieben ist, noch bei ihrem radicalen Gegenbild auf der Linken, in diesem Augenblick irgend welche Fähigkeit zu nüchterner Beurtheilung der Machtverhältnisse; aber wir setzen bei der unermeßlichen Mehrheit des preußischen Volkes soviel preußisches Gefühl voraus, daß wir uns noch bescheiden auszudrücken glauben, wenn wir behaupten, daß selbst unter dieser jetzigen Regierung, bei aller inneren Zerrüttung, dieses Preußen doch etwa der Hälfte der Machtentwickelung fähig ist, wie Frankreich. Man vergesse nicht, daß Preußen nicht etwa in einer Provinz angegriffen werden kann, die, wie Polen den Russen, den Herzen des Volkes gleichgültig ist: Ost- und Westpreußen sind mit deutscher Arbeit und deutschem Blute in jahrhundertelangen Kämpfen erworben worden, sie zu verlieren wäre doch etwas Anderes, als 1859 der Verlust der Lombardei für Oesterreich war. Dem Ministerium Bismarck steht die Masse des preußischen Volkes allerdings ungefähr mit demselben Gefühle gegenüber, wie damals die Masse des österreichischen dem Ministerium Bach. Das letztere aber vermochte den Staat in einen Krieg hineinzureißen, dessen Anlaß, dessen fernes Ziel und dessen nächster Gegenstand allesammt dem Volksgefühl nur unter dem Lichte einer ehrgeizigen, ja abenteuerlichen Politik sich darstellten; dem ersteren wäre wohl eine gleiche verwegene Selbstüberschätzung, ein gleicher künstlich gesteigerter Fanatismus zuzutrauen, es könnte auch, wie ja Herr v. Bismarck den überraschten Blick des Herrn Behrend hat schauen lassen, ein wo möglich noch abenteuerlicheres Ziel hinstellen; aber das nächste Kriegsobject hat unvermeidlich für das ganze Volk volle, greifbare, theure Wirklichkeit. Und das muß der Gegner, der angreifen will, in Anschlag bringen. So bis in alle Tiefen zerstört kann er das innere Leben Preußens trotz seiner schweren Krankheit nicht annehmen, daß er wähnen dürfte, er werde es unter allen Umständen und bis zum letzten Widerstande nur mit einer Macht zu thun

haben, die willenlos durch den Despotismus in Bewegung gesetzt ist. Auch entspricht es dem Charakter und der bisherigen Politik Napoleon's III. durchaus nicht, daß er in auswärtigen Dingen seine Rechnung auf äußerste Möglichkeiten setzt. Wir müssen daher, selbst im Sinne der französischen Politik, wiederholen, daß Preußen mindestens der halben Kraftentwickelung fähig ist wie Frankreich.

Wird hiernach Frankreich im Bunde mit Schweden ein entscheidendes Uebergewicht über das vereinigte Preußen und Rußland zu entwickeln im Stande sein? Darf Rußlands Macht nicht etwa der Hälfte der französischen mit Einschluß der schwedischen gleich geschätzt werden? Seit dem orientalischen Krieg ist der Nimbus verschwunden, womit das Glück und die Schwäche Europas dieses Rußland unter Kaiser Alexander I. und Nicolaus umgab; doch müssen wir uns hüten, jetzt im Stil der leicht erregten Phantasie der Masse in den Gegensatz des Fehlers zu verfallen, der einst die Cabinette beherrschte. Alexander II. hat allerdings eine schlimme Erbschaft angetreten; durch einen erschöpfenden Krieg sind die lange verdeckten Schäden des großen Reichs in ihrem ganzen Umfang und ihrer erschreckenden Tiefe hervorgebrochen und die heilende Hand hat bis jetzt, wie das nicht anders möglich war, die äußere Erscheinung des Uebels nur vergrößern können. Allein das Alles rechtfertigt auch entfernt noch nicht die lächerliche Uebertreibung von dem „Koloß auf thönernen Füßen." Wenn die beiden ersten Mächte der Welt beinahe zwei Jahre lang die vereinigten Anstrengungen daran setzten mußten, um die Widerstandskraft dieses Kolosses an einer Stelle zu brechen, die sehr weit vom Mittelpunkt seiner Kraft entfernt war, so kann heute, ein Jahrzehent später, unmöglich die Annahme erlaubt sein, er werde an einer Stelle, die eine weit unmittelbarere Verbindung mit der Quelle seiner Kräfte hat, nicht die halbe Macht mehr wie damals entwickeln können. In so kurzer Zeit sinkt eines Staates Gehalt und Macht nicht in diesem Grade herab, es sei denn, daß er einer vollständig auflösenden Revolution oder einer ganzen Reihe unglücklicher Kriege unterlegen wäre. Bis jetzt aber berechtigt uns nichts, der Umwandlung, die Rußland ergriffen hat, diesen auflösenden Charakter zuzuschreiben; und was im Kriege, bei Sebastopol zerstört wurde, das war die Ueberspannung der Uebermacht nach außen: der reale Kern der Macht wurde nicht getroffen, wenigstens lange nicht in dem Verhältniß, als es einst gegen Napoleon I. in den Kriegen geschah, die seine Weltmacht niederwarfen. Rußland hat namentlich das ungeheure Schwergewicht noch, das einst der erste Feldherr des Jahrhunderts mit den Kräften von halb Europa nicht über den Haufen zu werfen vermochte; und darüber hinaus haben das russische Volk und Heer auch heute noch

jenen einheitlichen Sinn für nationale Größe und Macht, jenen Geist der Zucht, des Gehorsams und der zähen Tapferkeit, dem ein Feind nur im schweren blutigen Kampf etwas zu entreißen vermag. Es wird wohl dieses Polen für Rußland lange nicht das Stück eigener Existenz sein, wie es Ostpreußen für Preußen ist: aber es ist immer der, wenn auch durch Treulosigkeit und Grausamkeit befleckte Erwerb ruhmvoller Zeiten und Thaten. Der Wunsch, die ewige Quelle der Unruhe, der Sorge, des Aufruhrs einmal los zu werden, mag wohl in hohen und höchsten Kreisen laut geworden, ja es mag selbst der Gedanke erwogen worden sein, wie man auf friedlichem Weg mit dem wenigsten Schaden zu einer Abtretung gelangen möge, — aber eine Provinz mit den Waffen in der Hand sich entreißen zu lassen, das ist doch für Regierung und Volk etwas ganz Anderes. Kurz, wenn selbst die äußerste Schätzung sich bewähren sollte, wenn der polnische Aufstand und die Stimmung in Finnland ein Fünftel der Kräfte Rußlands dem Feinde zuführen und ein anderes Fünftel zu ihrer Bekämpfung in Anspruch nehmen würde, so blieben Rußland gegen einen äußeren Feind immer noch drei Fünftel übrig, und diese zählen doch wohl noch so viel als die Hälfte der Machtmittel Frankreichs mit denjenigen Schwedens zusammen. Dazu sind beide, Rußland und Preußen, ihrem möglichen Hauptfeind, Frankreich, gegenüber bei einem Krieg an der Ostsee in der günstigen Lage, ihre Kräfte weit unmittelbarer, d. h. mit einem sehr viel geringeren Aufwand von Zeit, Kosten und Mitteln in Action setzen zu können. Wir schlagen dieses Verhältniß, im Zusammenhang mit unserer Schätzung der Machtmittel, so hoch an, daß wir für Frankreich-Schweden, selbst wenn noch ein dritter Bundesgenosse, etwa Italien, sich dazufände, eine sichere Aussicht auf Sieg noch nicht entdecken könnten. Denn vergegenwärtigen wir uns nun den möglichen Verlauf eines französisch-schwedischen Angriffs!

Wir wiederholen, daß wir einen Angriff von entscheidendem Charakter meinen, einen solchen, wie er durch eine kriegerische Action Frankreichs nothwendig bedingt ist. Ein solcher Angriff nun kann nur den Verlauf haben, daß die französische Flotte die Armee zunächst nach schwedischen Häfen hinüberbringt und daß von dort aus die vereinigten Heere an irgend einem Punkt der russischen oder preußischen Küste landen. Für die Wahl dieses Punktes bietet sich von der finnischen bis zur pommerschen Grenze auf den ersten Blick eine unendliche Reihe von Möglichkeiten; doch schwindet sie bedeutend zusammen, sobald man sich an die Natur eines solchen Angriffs erinnert. Er bedarf, im geraden Gegensatz zu den Unternehmungen der jetzigen polnischen Insurrection, eines großen Ziels und gesicherter Verbindungen zwischen diesem Ziel und seinen Ausgangspunkten.

Hiernach kann die Landung, bei aller Unbestimmtheit über ihre örtliche Stelle, kaum anders geschehen, als in der Nähe von **Riga** oder **Königsberg**, ihr nächstes Ziel muß einer dieser Plätze sein. Riga würde die Wahl der Küste von Kurland als Operationsbasis, und Lithauen mit Wilna als weiteres Ziel des Angriffs bedeuten; mit Königsberg wäre die ostpreußische Küste zur Basis gewählt, und Congreßpolen mit Warschau als das weitere Ziel des Angriffs hingestellt. Eine Landung in Esthland oder Finnland mit Petersburg als Hauptziel schließen wir als einen höchst unwahrscheinlichen Fall aus, weil dadurch die unmittelbare Unterstützung von Seiten des polnischen Aufstandes, die den Angriff überhaupt erst denkbar macht, verloren ginge und zugleich der Gegner an seiner stärksten Stelle gefaßt würde. Man mag die russische Politik noch so schwach annehmen, sie kann sich doch nicht die Hauptstadt des Reichs entreißen lassen; wir sind vollkommen gewiß, daß ein solcher Angriff, selbst wenn er vorübergehend zur Einnahme von Petersburg führen sollte, zuletzt mit einer furchtbaren Niederlage enden würde; Rußland bedürfte dafür nicht einmal einer Unterstützung von Seiten Preußens, es bedürfte nur des zähen, ausdauernden Widerstandes von 1812, und in diesem Falle würde es ihn leisten, mit demselben Erfolge. Wir schließen auch den Fall eines Angriffs auf Danzig aus, weil sich in der Nähe von Danzig einer Landung weit größere Schwierigkeiten entgegenstellen als bei Königsberg, weil hier mit Danzig zugleich die Festungen Graudenz und Thorn der Unternehmung im Wege liegen und hauptsächlich weil bei diesem Angriff nicht sogleich die unmittelbare Verbindung mit dem Aufstand zu erreichen ist, wie bei dem auf Königsberg. Wir schließen endlich auch den Fall aus, daß der Hauptangriff an Riga oder Königsberg vorbei auf Wilna oder Warschau vorgehen könnte: denn für eine Armee von 150 bis 200,000 Mann, die von der Küste her eindringt, ist die gesicherte Verbindung mit dem Meere eine Lebensbedingung, die ihr durch alle Sympathien und alle wirkliche Hülfe von Seiten des Aufstandes nicht ersetzt werden kann. Wilna sowohl wie Warschau liegen auf den für diesen Fall brauchbaren Wegen mindestens 40 Meilen oder 15 bis 20 Tagemärsche von der Küste, während Königsberg und Riga kaum ebensoweit von einander entfernt sind; es wäre also jeder mögliche Landungsplatz für die Invasionsarmee, sobald diese sogleich auf Warschau oder Wilna rücken wollte, den Anfällen der Russen oder Preußen ungefähr um die Hälfte näher, als dem Kern der eignen Armee; mit anderen Worten, die Angreifer würden sich um eines augenblicklichen scheinbaren Erfolges willen, die Unterlagen, auf denen die Dauer und die Möglichkeit einer siegreichen Durchführung des Unternehmens ruhte, selbst untergraben. Die Herstellung

einer Verbindung mit dem Aufstand durch ein Corps von 20 bis 30,000 Mann ist etwas Anderes und würde natürlich gleich nach der Landung geschehen; ebenso würde gleichzeitig, die günstige Stimmung des Volkes dort vorausgesetzt, eine Nebenunternehmung nach Finnland gehen, weil sie in diesem Fall unverhältnißmäßig mehr russische Kräfte dort in Anspruch nehmen würde. Der Hauptangriff aber würde, wir wiederholen es, unmittelbar nach der Landung entweder auf Riga oder auf Königsberg gerichtet werden. Dabei halten wir die letztere Richtung schon darum für wahrscheinlicher, weil sie, obwohl an sich die schwierigere, den Angriff in viel unmittelbarere Verbindung mit dem Kern und Heerd des Aufstandes bringen würde.

Was nun hätte der Angriff, seine erste Richtung soweit festgestellt, für Aussichten des Gelingens?

Wir wissen, daß das französisch-englische Heer in der Krimm niemals mehr als 120 bis 140,000 Mann unter den Waffen gezählt und daß Frankreich dafür eine Gesammtmasse von 270,000, England von 40 bis 50,000 Mann in Bewegung gesetzt hat: so schmelzen die Massen durch Anstrengungen, Krankheiten, Schlachtfelder, sowie durch die Zersplitterung, welche so viele besonderen Anforderungen, neben der Hauptunternehmung, verlangen, zusammen. In Italien, unter weit günstigeren Bedingungen, zählte die französische Hauptarmee zur Zeit der Schlacht von Solferino 110 bis 120,000 Mann, Prinz Napoleon mag 20 bis 30,000 gehabt haben, an verschiedenen Stellen im Rücken des Heeres waren auch wohl 20 bis 30,000 vorhanden, zusammen 150 bis 180,000; wofür im Ganzen etwa 250,000 Mann von Frankreich und Algier aus in Bewegung gesetzt waren. Nach diesen Beispielen bedarf es nicht erst einer überaus schwierigen und weitläufigen technischen Berechnung; wir dürfen vielmehr als das Aeußerste, was Frankreich, unter den günstigsten Verhältnissen, als actionsfähige Macht nach den schwedischen Häfen werfen könnte, die Zahl von 150 bis 160,000 Mann ansehen. Was Schweden dazu stoßen lassen kann, läßt sich aus der eigenthümlichen Organisation der Armee, über die keinerlei unmittelbare Erfahrungen und keinerlei zuverlässige Vergleiche vorliegen, nicht beurtheilen. Sie wird von 60 bis 140,000 Mann angegeben: wenn man aber berücksichtigt, daß Schweden und Norwegen nur wenig mehr Einwohner als Bayern auf einem neunfach so großen Flächenraum zählt, so wird man bald überzeugt sein, daß es für eine auswärtige Action, auch wenn die Bewegung des Volks dafür ist, im höchsten Falle 60 bis 70,000 Mann aufbringen kann. Dies wäre eine Gesammtmasse von 210 bis 230,000 Mann; 20 bis 30,000 für Finnland davon abgezogen, blieben 190 bis 200,000 für den Hauptangriff. Hiervon würden die Sicherung der Ver-

bindungen nach dem Landungsplatz, sowie das Corps, welches sofort zur Unterstützung des Aufstands zu entsenden ist, wiederum 40 bis 50,000 in Anspruch nehmen, so daß im höchsten Falle die Annahme bleibt, es würde die Angriffsarmee an der entscheidenden Stelle, vor einer der beiden Festungen, in runder Zahl mit 150,000 Mann erscheinen können.

Riga ist unseres Wissens keine starke Festung; seit der Blokade von 1812 hat sie keinen Angriff auszuhalten gehabt, und es lag auch niemals ein Grund vor, einen solchen zu vermuthen; es ist also in keinem Falle viel dafür geschehen. Doch ist die Oertlichkeit günstig; die Werke dehnen sich auf beiden Seiten der Düna aus und der Hafen kann mit in die Vertheidigungslinie hereingezogen werden; es wird bei einer Stadt von 70,000 Einwohnern reichlich Raum für eine Besatzung von 20 bis 30,000 Mann sein, und eine solche muß sich bei geschickter und muthiger Vertheidigung selbst bei mittelmäßigen Werken sechs bis acht Wochen behaupten können. Königsberg ist bekanntlich noch nicht vollendet; auch wird der Festung mancherlei vorgeworfen: unverhältnißmäßige Sorgfalt für die Hauptumfassung, zu geringe Entwickelung der Außenwerke. Indessen, man weiß, wie es mit dergleichen Behauptungen steht; und das dürfen wir, nach allen Proben, die sie neuerdings abgelegt haben, den preußischen Ingenieuren zutrauen, daß sie die Festung mit den darauf verwendeten Summen im großen Stil vertheidigungsfähig hergestellt haben; auch kann sie selbst von einem Feind, der das Meer beherrscht, nicht vollständig eingeschlossen werden, denn es bleibt ihr, so lange das feste Pillau steht, durch das Frische Haff die Verbindung mit dem Hinterland gesichert. Bei der Ausdehnung der Stadt von 81,000 Einwohnern ist sicherlich auf eine Besatzung von 20 bis 30,000 Mann gerechnet. Ob die Festung schon jetzt zugleich als Operationsplatz, d. h. als verschanztes Lager für eine ganze Armee gebraucht werden kann, das wird sehr von der Energie und Umsicht der Vorbereitungsmaaßregeln abhängen, auch wäre es bei einem Angriff, wie der angenommene, zweifelhaft, ob man die Hauptarmee ganz oder zum Theil in diesem Sinne verwenden dürfte. Wie dem sei, die Einnahme der Festung wäre jedenfalls eine noch weit schwerere Aufgabe, als die von Riga; die Feldarmeen würden reichlich Zeit finden, für den Entsatz alle Kräfte und alle Mittel in Bewegung zu bringen.

Welche Streitkräfte nun würden die Preußen und die Russen gegen den Angriff aufbringen können? Wir wissen aus dem Munde des Kriegsministers, daß das stehende Heer in Preußen etwa 320,000 Mann auf dem Kriegsfuß zählt; er hat nicht zu viel gesagt, der Reorganisationsplan weist 357,000 auf; dabei ist kein Zweifel, daß Officiere, Unterofficiere und Mannschaften vollzählig vorhanden sind, — wir schätzen also so niedrig

wie möglich, wenn wir rund 300,000 sagen. Die Landwehr lassen wir dabei außer Rechnung; wir nehmen an, diese Regierung wolle oder könne sie nicht einberufen. Ferner sollen zur Sicherung des Rheinlands gegen einen französischen Angriff das siebente und achte Armeecorps (60 bis 70,000 Mann) dort stehen bleiben; es soll in Posen gegen den Aufstand ein Operationscorps von 20 bis 30,000 Mann nöthig sein, und es sollen 50 bis 60,000 für die Festungen abgehen. Es wird also der preußische Obergeneral, wenn er mit strenger Oekonomie verfährt, für die Hauptarmee im Felde 140 bis 160,000 Mann behalten; d. h. er wird auch im ungünstigen Falle schon allein nicht viel schwächer sein, als die Angriffsarmee. Die Stärke der russischen Hauptarmee ist freilich viel zweifelhafter, sie wird größer sein, wenn Riga, geringer, wenn Königsberg angegriffen wird. In Ungarn rückte Rußland im Jahre 1849 mit 160,000 Mann ein; es waren beinahe vier Armeecorps, nicht ganz die Hälfte der regulären Armee; im orientalischen Krieg mag es im Ganzen an 350 bis 400,000 Mann nach dem Schwarzen Meer gesendet haben, — die viel geringere active Stärke von damals erklärt sich aus der Entfernung des Kriegsschauplatzes im Zusammenhang mit russischer Verwaltung. Heute besteht die Organisation des Kaisers Nicolaus in den Grundzügen noch, doch ist sie allerdings in Zahl und Stärke der Krieger zum Theil bis zu ⅔ herabgesetzt. In diesem Augenblick wird die gegen den Aufstand aufgebotene Armee sehr schwankend von 60 bis zu 100,000 Mann angegeben: allerdings nicht viel für eine Macht, die auf den Aufstand vorbereitet sein konnte; allein bei der Desorganisation der Verwaltung in Polen wissen wir durchaus nicht, ob die Vorbereitung wirklich statt hatte, und dann sind auch die ausgedehnten Beurlaubungen und der Nachlaß der Recrutirungen in Betracht zu ziehen, welche Kaiser Alexander nach dem Krimmkrieg eintreten ließ. Bei diesen Verhältnissen und den verworrenen inneren Zuständen in Rußland kann es natürlich nur langsam gelingen, das Heer auf den Kriegsfuß zu bringen; doch werden sich die Anstrengungen nothwendig verdoppeln, sowie sich die wirkliche Gefahr eines großen Angriffs entwickelt. Alles erwogen, dürfen wir doch mindestens annehmen, daß Rußland 200 bis 250,000 Mann auf diesen Kriegsschauplatz werfen kann. Mag es davon 100 bis 150,000 gegen den Aufstand verwenden, so wird es immer im Stande sein, dem Hauptangriff im eigenen Lande 100 bis 150,000 entgegenzuwerfen, oder, im anderen Falle, den Preußen 70 bis 100,000 zur Unterstützung zuzuführen.

Man sieht, die Aufgabe würde sich für den Angriff doch etwas schwieriger gestalten, als bei Sebastopol. Er traf dort nicht auf eine überlegene Macht: er hätte hier mit Wahrscheinlichkeit eine große Ueberlegenheit

der Zahl gegen sich; er fand dort den Vertheidiger in günstiger Stellung, doch nicht in einer Festung: hier hätte er es mit einer Festung in ganz anderem Sinne zu thun; er hatte dort die Ueberlegenheit der Verbindungen der Lebensadern der Heere für sich: hier hätte er diese Ueberlegenheit, wenigstens den Preußen gegenüber, ohne allen Zweifel gegen sich. Den verschiedenen Möglichkeiten des näheren Verlaufs können wir natürlich nicht nachgehen. Die Landung kann unseres Erachtens nicht verhindert werden, — ohne daß darum übrigens die wenigen preußischen Kriegsschiffe unthätig in den Häfen bleiben müßten; auch die Basirung und Entwickelung des Angriffs nicht: dagegen bleibt derselbe, wie wir gezeigt haben, an sehr einfache Linien, an bestimmte Ziele zum voraus gebunden, und dies ist ein großer Vortheil für die Vertheidiger. Es gilt für diese das Gesetz, daß sie die Entscheidung nicht in dies erste Zusammentreffen zu legen suchen, daß sie von Anfang nur den beobachtenden Widerstand leisten, der dazu gehört, daß der Angriff sein nächstes Ziel völlig entwickele; alsdann gilt es, die Kräfte und Mittel zum entscheidenden Schlag zu sammeln: die Zeit dazu wird nicht fehlen. Für die Preußen wird die Sache, abgesehen von der großen Stärke ihrer Weichsellinie, noch dadurch erleichtert, daß fünf bis sechs Märsche von Königsberg die Feste Boyen bei Lötzen liegt — nur eine Festung dritten Ranges, doch durch die Gunst der örtlichen Lage auch zum Stützpunkt für die Bewegungen einer großen Armee geeignet. Ob auch in der Nähe von Riga ein solcher Stützpunkt ist, wissen wir nicht; von Dünaburg war einmal die Rede, doch steht dahin, was daraus geworden ist. Wir nehmen die Ueberlegenheit der Führung, so ziemlich durch alle Stellen hindurch, nach den bisherigen Erfahrungen, auf Seite der Franzosen an: aber wir glauben nicht, daß diese Ueberlegenheit ausreicht, die offenbaren Nachtheile, denen ihr Angriff im Uebrigen ausgesetzt ist, auszugleichen. Man vergesse nicht, wie gänzlich verschieden die militär-politische Gesammtlage von derjenigen in der Krimm wäre. Dort war bei der Verbindung mit England, bei der Freundschaft Oesterreichs, von anderer Seite absolut nichts zu fürchten, man konnte Zeit und Kraft nach Muße gegen den Vertheidiger aufwenden. Hier wäre der Angriff schon in seiner Basirung in höchst zweifelhafter Lage: Frankreich in Abhängigkeit von Schweden, und nur gesichert, so lange England will. Dazu Oesterreich und der deutsche Bund in abwartender Haltung, und vor Allem, bei einer einzigen Wendung der preußischen Regierung, die Aussicht auf eine Erhebung des preußischen Volkes. In solcher Lage, meinen wir, könnte doch nur die Aussicht auf einen raschen, glänzenden und sicheren Sieg den französischen Kaiser zum Krieg bewegen, — und gerade diese drei Bedingungen sind es, welche ihm die ganze Natur dieses Unternehmens versagen würde.

Aber Napoleon könnte sich diese Bedingungen vielleicht durch Bundesgenossen verschaffen? — Wir halten den Gedanken an eine Combination der Art für wenig haltbar. Was ihm allein die Gewißheit des Sieges geben könnte, eine thätige Betheiligung einer der Großmächte an seiner Action, davon kann nach ihrer hinreichend deutlich ausgesprochenen Haltung keine Rede sein. Bei England bedarf es nach den bestimmten Worten Lord Russell's, daß es an einem Kriege sich nicht betheiligen werde, daß es eine Trennung Polens von Rußland bei dem Widerstand der drei Ostmächte für unausführbar halte, keiner Untersuchung mehr. Warum sollte auch England ein unabhängiges Polen errichten helfen? Der einzige Vortheil, der ihm daraus entspringen könnte, die Schwächung der russischen Macht, ist mindestens zweifelhaft; deuten doch Zeichen genug darauf hin, daß man in Rußland selbst den Besitz für eine Last, eine Ursache der Schwäche hält; dies Reich könnte sich ohne ihn im Inneren vielleicht rascher entwickeln und sammeln, es könnte gerade im Orient, wo England sein Nebenbuhler ist, seine Bahn mit mehr Einheit und Entschiedenheit verfolgen. Und dazu ist der Nachtheil gewiß, daß die Errichtung des Polenreichs eine wesentliche Stärkung der französischen Macht wäre. Frankreich hätte die Ehre davon, die Neugestaltung wäre durch seinen Willen bewirkt, und es hätte zugleich mit Schweden und Polen einen nordöstlichen Bund aufgerichtet, der schon durch die Natur der Dinge darauf hingewiesen wäre, die Wege der französischen Politik, der französischen Interessen zu gehen. Diese einfache Wirklichkeit macht sich auch bei'm Volk von England durch alle Sympathien hindurch geltend, und trotz der guten Gelegenheit für Polenmeetings, welche russische Barbareien und preußische Thorheiten darbieten, wird das Ministerium bei seiner zurückhaltenden Politik die volle Unterstützung der Nation haben. Und weit weniger noch wird Oesterreich an eine Betheiligung bei einer solchen Action denken; die Ziele derselben liegen so sehr außerhalb der natürlichen Interessen Oesterreichs, daß es weit mehr Anlaß hätte, an der Abwehr derselben Antheil zu nehmen. Die alte Eifersucht gegen Preußen, die Besorgniß vor dem russischen Koloß, der die österreichischen Wege im Orient feindselig zu kreuzen droht, mag die französischen Anerbietungen einen Augenblick lang lockend genug erscheinen lassen, — bei näherem Zusehen dagegen müssen sich die legitimen und conservativen Traditionen eines Rechberg wie die staatskluge Interessenpolitik eines Schmerling gleich sehr davon zurückgestoßen fühlen. Was in der That kann Oesterreich gewinnen, das nicht sogleich durch größeren Verlust aufgewogen würde? Galizien und Krakau ist ihm gegenwärtig ein vollkommen sicherer Besitz: einem selbständigen Polen gegenüber kann jede Garantie nur vorübergehenden Werth haben. Zusicherungen

von Gebietserweiterungen in Schlesien, in den Donaufürstenthümern, in Serbien oder Bosnien, — was wären sie weiter als rein äußerliche Ansätze, nur geeignet, die Macht eines Staates auf's Gefährlichste zu überspannen, der eben danach ringt, sich erst in's innere Gleichgewicht zurückzufinden? Mit Rußlands Nachbarschaft kann Oesterreich bestehen, seit es sich gezeigt hat, daß die Macht des Kolosses eine überspannte war und daß er noch eine Riesenarbeit vor sich hat, um durch so viele feindselige Elemente, vor allen durch dieses ewig widerstrebende Polen hindurch zu einem in sich geschlossenen Dasein zu gelangen; auch den russischen Plänen im Orient kann Oesterreich entgegensehen, seit es sich hier in das natürliche und nothwendige Einverständniß mit England zurückgefunden hat. Es bliebe also die Schwächung und die Demüthigung Preußens; aber — im Bunde mit Frankreich, und eben um dieses Bundes willen wäre das Ende eine Gefahr von weit größerem Gewicht, als der Vortheil. Denn wenn auch das Gefühl des deutschen Volkes bei alledem vollkommen gleichgültig bliebe: eine solche Schwächung Preußens, welche an Oesterreich die unbestrittene Vorherrschaft in Deutschland überlieferte, würde Frankreich nimmermehr zugeben: ist es doch sein offenbarer Vortheil, daß Oesterreich gerade in Deutschland einen Nebenbuhler behält, den es nimmer im Stande ist, sich unterzuordnen. Und mit solchen Vortheilen wäre die vorübergehende, schon um Italiens willen äußerst zweideutige Freundschaft Frankreichs im Westen erkauft, wäre im Osten ein unruhiger Nachbar gewonnen, der bis jetzt noch keine Befähigung zu einem geordneten Dasein im Staate, wohl aber die glänzendsten Anlagen gezeigt hat, die Revolution hervorzurufen, ihren Zündstoff auch über die eigenen Grenzen hinauszutragen und ihr in allen Ländern zu dienen! Kurz, der Gewinn im Ganzen wäre der Art, daß sich seine Natur auch durch die Darstellung einer französischen Meisterhand hindurch durchschauen lassen muß. Mit dem Worte des Kaisers Franz Joseph, daß ein großer Staat doch nicht in einen Krieg eintrete mit der Absicht, eine Provinz zu verlieren, ist die Lage noch nicht einmal genug bezeichnet. Der Kaiser hätte sagen können: in der Absicht, fast alle Bedingungen seiner Existenz zu verschlechtern.

Eine Großmacht also würde Napoleon zur Theilnahme an seinem Ostseekreuzzug nicht finden; er könnte eine weitere Verstärkung höchstens bei einer Macht zweiten Ranges suchen. Doch welche, unter denen, die Europa aufweist, würden sich als solche darbieten? Vielleicht Dänemark? Vielleicht Italien? Aber die dänische Presse hat sich bis jetzt begnügt, sehr warme Sympathien für Polen auszudrücken, die Regierung hat bis jetzt noch keinen Schritt gethan, und das Volk, dem es doch sonst an demokratischer Lust und Schule für Agitation nicht fehlt, hat sie noch nicht

im Geringsten dazu gedrängt. Man hat dort an dem offenen Schaden im eigenen Hause reichlich genug; man ist keineswegs sicher, ob nicht die Thaten vom 30. März ein Wetter heraufrufen, gegen das man auch die letzte Waffe nicht entbehren kann. Ja, wenn der Kaiser Napoleon mächtig genug wäre, um die bleibende Einverleibung Schleswigs zu garantiren, dann würde man ihm sogleich 30,000 Mann zur Verfügung stellen; aber wenn er auch Preußen und Rußland besiegt, so haben doch Preußen und Rußland noch nicht Schleswig zu vergeben; und wie groß auch der Sieg wäre, das ist doch nicht zu erwarten, daß er dem Kaiser Napoleon neben den übrigen Früchten, die er davon pflücken muß, nebenher noch die freie Verfügung über eine Provinz in die Hand spielen sollte, um die sich der Kampf gar nicht gedreht hat. Es kann daher ein Ersuchen um ein dänisches Hülfscorps kaum eine andere Antwort finden, als höfliche Ablehnung unter der Hinweisung, wie dringend man aller verfügbaren Macht zu Hause bedürfe. Und genau derselbe Fall ist's mit Italien. Die Regierung dort ist freilich in der diplomatischen Action mitgegangen, doch sehr zurückhaltend, sehr höflich gegen Rußland; außerdem hat sie für den Fall, daß italische Waffen in Anspruch genommen würden, sehr deutlich auf Rom, Venedig und Neapel hingewiesen oder doch hinweisen lassen. Daß ihr nun der Kaiser in den ersten beiden Punkten keine Versprechungen machen kann, wenn es einem Krieg für Polen gilt, liegt auf der Hand; die einzige Möglichkeit wäre, daß er zur Herstellung der Ruhe in Neapel die Hand bieten würde. Er könnte ohne Zweifel sehr viel dazu thun; er könnte Franz II. zwingen, Rom zu verlassen und seine Besatzung dort anweisen, alle geheimen Depots der Banden zu zerstören. Auch durch diesen Dienst indeß würde er schwerlich mehr als ein Hülfscorps von 20 bis 30,000 Mann für seinen Kriegszug erwerben, das, in der That, scheint uns das Alleräußerste, was Italien in seiner jetzigen Lage leisten könnte. So bleibt als das Günstigste, was Napoleon außer Schweden von Mächten zweiten Ranges für seinen Kriegszug gewinnen könnte, eine Verstärkung von 20, von 30, vielleicht von 40,000 Mann. Wir fragen: dürfte diese, selbst wenn sie ihm sicher wäre, seinen Entschluß für das Unternehmen entscheiden? Wir wiederholen, auf Grund aller Verhältnisse, die wir oben ausführlich entwickelt haben, daß sie nicht hinreichen würde, ihn des Sieges in dem Grade zu versichern, wie er es bei der Lage, in welche ihn dieser Kampf bringen muß, nothwendig bedürfte.

Noch bleibt indessen eine Combination anderer Art. Ein Ostseefeldzug gegen Preußen und Rußland zusammen verspricht für Kaiser Napoleon nur einen höchst unsicheren Erfolg; wie aber stände die Frage, wenn sich ihm Gelegenheit bieten würde, Rußland allein anzugreifen? Wir müssen

noch einen Augenblick auf diese Frage eingehen, da sie wesentlich von der preußischen Politik abhängt und wesentlich beiträgt, die falschen Wege zu beleuchten, welche diese Politik bis hierher eingeschlagen hat. Es ergiebt sich aus den oben entwickelten militärischen Betrachtungen von selbst, daß ein französisch-schwedischer Angriff mit dem polnischen Aufstand im Bunde und mit dem Ziel, ein unabhängiges Polen herzustellen, gegen Rußland allein Aussicht auf Erfolg haben würde. Die Vorstellung aber, als stiege diese Aussicht um das ganze Gewicht, welches im anderen Falle die Betheiligung Preußens in die Wagschale der Vertheidigung geworfen hätte, wäre ganz unrichtig. Denn nicht blos, daß, einem natürlichen Gesetz zufolge, die Anstrengungen Rußlands, wenn es allein angegriffen wäre, sich bedeutend steigern würden: es hätte auch der Angriff in diesem Falle einen schwierigeren Weg zum vollständigen Sieg. Wir müssen auf diesen letzteren Umstand besonders aufmerksam machen, weil damit die Form der Grenzen wesentlich zusammenhängt, welche Polen bei seiner Wiedererstehung in Anspruch nehmen müßte. Der Angriff muß nämlich, sobald er das preußische Gebiet nicht berühren darf, zunächst mit der Belagerung von Riga beginnen und nach der Einnahme dieser Festung gegen Dünaburg und Wilna vorschreiten. Nun käme es auf die Art und Dauer des russischen Widerstandes an. Daß dieser seine Kraft gleich bei der Vertheidigung von Riga erschöpfen sollte, wie einst bei Sebastopol, ist kaum denkbar; der Fall wäre von jenem des orientalischen Krieges völlig verschieden. Wenn damals nämlich in der Behauptung von Sebastopol, also auch für den Angreifer in dessen Eroberung, ein für den Krieg entscheidendes Ziel lag, so wäre das mit Riga ganz anders. Denn der Zweck des Krieges wäre ja für den Angreifer, von Finnland ganz abgesehen, die Erneuerung eines selbständigen, lebensfähigen Polens. Diese aber wäre mit der Eroberung des Landstrichs zwischen Riga, Dünaburg und Wilna durchaus noch nicht gewonnen. Man sehe nur die Karte an. Der Kern eines solchen Polen müßte doch Congreßpolen mit Warschau werden. Dieses würde allerdings, sobald die Franzosen in Wilna erschienen, der Aufstand den Russen wohl bis auf die Festungen vollständig entreißen; allein der dauernde Besitz des Landes hängt gerade von den Festungen ab, und zwar, wenn wir von den kleineren als Zamosk, Litthauisch Bresk u. s. w. ganz absehen, von dem berühmten Dreieck Warschau, Modlin (Nowo-Georgiewsk), Sierock, wovon wir die beiden ersten, besonders die zweite, als sehr stark annehmen müssen. Auch mitten im Aufstand werden die Russen, namentlich bei der unseres Wissens vollständigen Beherrschung von Warschau durch die Citadelle, diese Plätze zu behaupten wissen; — man denke an die deutschen Festungen, welche die Franzosen während des ganzen Jah-

res 1813 und zum großen Theil selbst bis zur Entscheidung von 1814 hielten. Mit diesem Festungsdreieck nun hätten die Russen, auch wenn Riga und Wilna verloren wären, immer noch eine vollkommen sichere und gleich kurze Verbindung wie die französische Hauptarmee, die Verbindung nämlich auf der südlicheren der großen Straßen von Moskau nach Warschau, derselben, auf welcher Diebitsch 1831 in Polen einrückte; außerdem noch eine weiter südliche von Kiew über Wladimir durch das Lublinische, die freilich an einem Theil, wo sie zu dicht an der österreichischen Grenze hinläuft, für große Operationen nicht zu brauchen ist. Es bliebe hiernach den Franzosen, einmal in Wilna angelangt, nichts übrig, als die Russen von jener großen Straße förmlich und bleibend zurückzuwerfen, um mit einiger Sicherheit die Belagerung, etwa von Warschau, unternehmen zu können: der Fall dieser Festung, oder auch, ohne ihn, einige siegreiche Schlachten in Litthauen würden dann den Krieg entscheiden. Mit anderen Worten: wenn man die Ausdehnung und Natur des Landes berücksichtigt und den Russen die Erbschaft der Ausdauer und Zähigkeit ihrer Väter nicht ganz absprechen will, so würde für die Franzosen auch nach der Eroberung von Riga noch ein langer glücklicher Feldzug dazu gehören, um ein Ziel zu erreichen, welches den Anstrengungen, dem Aufwand und den Gefahren eines solchen Krieges nur einigermaaßen entsprechend wäre. Das sind die Verhältnisse, das ist der wahrscheinliche wirkliche Verlauf, wenn Alles einmal wirklich auf die letzte große Entscheidung gestellt wird. Wir haben uns bemüht, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie die Nachrichten des Tages wiederspiegeln; wie sie die Erfahrungen von Jahrzehenten vermuthen lassen, nicht wie sie der Sinn sieht, der da glaubt, daß über Nacht umgestürzt werden könnte, was in Jahren gewachsen ist. Wir meinen, daß uns selbst die Partei der altrussischen und neupreußischen Tradition wird zugestehen müssen, daß wir Rußlands Kraft nicht zu niedrig geschätzt haben; weil sonst ihre Hinneigung zum Zusammenhalt mit Rußland, wenigstens aus preußischem Gefühl und Interesse heraus, gar nicht mehr zu begreifen wäre. Aber wir fragen dann mit um so größerem Rechte: sind das die Verhältnisse, welche diese übereilte Einmischung in die russische Verlegenheit, dieses aufdringliche Abnöthigen der Convention, dieses unkluge Herausfordern Europas, alle diese auffälligen Bezeugungen einer Gemeinschaft nöthig machten, als gälte es lieber heute wie morgen ein preußisch-russisches Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen?

Wer die englischen Blaubücher gelesen, wer die anderen glaubwürdigen Aeußerungen beachtet hat, die zuweilen aus den leitenden Kreisen zu der Masse der gewöhnlichen Menschen herabbringen, der muß erkennen, daß hinter allen schnellfertigen Thaten, hinter allen ererbten Stimmungen,

hinter allen abenteuerlichen Plänen des gegenwärtigen preußischen Cabinets im Hintergrund allerdings ein wirklich concretes preußisches Interesse steht: — die Besorgniß vor einem neuen Polen. Dieses Interesse wird um nichts unwahrer durch die maaßlose Uebertreibung, womit es auf der einen Seite jeder besonnenen Erwägung vorangestellt, von der anderen gänzlich in Abrede gestellt wird; es besteht, es wird durch unsere ganze Betrachtung, insbesondere durch ihren letzten Theil augenfällig bestätigt. Wir reden nicht von einem polnischen Reich, wie es eine sehr kühne Conjectur uns hingezeichnet hat, das vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee reichen würde. Aber wir müssen doch, wenn wir uns nicht ganz in leeren Phantasien bewegen wollen, von einem selbständigen lebensfähigen Polen reden; von einem solchen Polen, wie es die einzige Macht in Europa, die Kraft und Interesse genug für seine Herstellung in die Wagschale werfen kann, wie es Frankreich befriedigen könnte. Ein solches Polen nun würde etwa durch die Linien bezeichnet werden, die wir soeben dem Krieg um seine Herstellung vorgezeichnet haben, nicht durch engere Grenzen. Denn was Frankreich nach einem solchen Kriege, der ihm auf lange Zeit hinaus die Feindschaft Rußlands eintrüge, mindestens verlangen müßte, das wäre ein Staat mit Meeresküste, mit Festungen, mit erträglichen Grenzen und ausreichender Volksmasse, es wäre, wie ganz richtig gesagt wurde, ein „französisches Lager an der Weichsel." Also Congreßpolen, Litthauen und Kurland zwischen der Ostsee, der Düna, dem Dnjepr und dem Styr. Einem solchen Polen gegenüber nun betrachte man die Lage von Ost- und Westpreußen. Es ist doch auf den ersten Blick klar, daß es die allerstärkste Tendenz haben müßte, diese Provinzen zu verschlingen und seine Grenze damit auch auf dieser Seite bis an's Meer vorzuschieben; eine weit stärkere Tendenz jedenfalls, als sie Rußland, so lange es hier herrscht, bewiesen hat und wohl auch in der nächsten Zukunft beweisen wird. Die Macht zur Verwirklichung dieser Tendenz wäre allerdings sehr viel geringer, als die russische, allein die Macht würde bei jedem großen Conflict durch das sehr starke Interesse Frankreichs an der Sache namhaft verstärkt werden. Die Besorgniß vor der Wiederherstellung Polens ist also in dem gesunden Gefühl sehr wohl begründet, so weit es sich um preußischen Besitz und preußische Macht dreht.

Aber diese Besorgniß geht über ihre reale Begründung und über ihr berechtigtes Maaß weit hinaus, wenn sie nicht mehr an concrete Interessen anknüpft, sondern ihren ganzen Nachdruck und ihre einzige Färbung von der Furcht vor dem europäischen Revolutionsgeist und von der unauslöschlichen Sympathie mit der hingeschwundenen Politik des Kaisers Nicolaus empfängt. Es war in der That ein seltsamer Versuch, in der Sendung

der Generale v. Alvensleben und v. Rauch diese Politik von Berlin aus wieder erwecken zu wollen, nachdem sie in Petersburg längst aufgegeben war; und es war nur natürlich, daß der Versuch von Rußland schlechten Dank, von Europa wohlfeile Insolenzen und vom eigenen Volke steigende Verbitterung eintrug. Solchen unseligen Eingebungen gegenüber kann man nicht oft und scharf genug die nüchterne Wirklichkeit, die gegebene Natur der Verhältnisse herausstellen. Wir haben das von einer Seite zu thun versucht, die von der Politik der Cabinette, wie der öffentlichen Meinung wohl beachtet, doch selten eindringlich und bis zu den letzten Consequenzen erörtert zu werden pflegt. Wir sind dabei zu dem Ergebniß gekommen, wie außerordentlich weit es unter allen Umständen noch bis zur Verwirklichung der Vermuthungen und Combinationen ist, die heute von entgegengesetzten Seiten her an die politische Frage geknüpft werden; welche furchtbaren Kämpfe und Anstrengungen dazu gehören würden, um nur einen Theil von dem in's Leben zu führen, was nicht etwa in den Gedanken der Menge, nein, in den Phantasien gewisser Staatsmänner bereits als halbvollendete Thatsache dasteht. Wir möchten aber gerade für das gegenwärtige Cabinet in Berlin unser Ergebniß noch in diese drei Fragen zusammendrängen. Glaubt es Rußland stark genug, des polnischen Aufstandes Herr zu werden oder nicht? Traut es der Regierung in Petersburg so viel Gefühl für die Staatsehre, für den von den Vätern überkommenen Besitz zu, daß sie sich diesen Besitz nicht ohne Widerstand wird rauben lassen: oder meint es wirklich, sie werde den Besitz so leichten Kaufs von dem Aufruhr und der diplomatischen Intervention sich abtrotzen lassen? Schätzt es die Macht und die innere Gesundheit Rußlands hoch genug, daß es noch einen Feldzug lang auch einem französischen Angriff widerstehen könne oder nicht? Bejahen die Staatsmänner in Berlin den ersten Theil dieser Fragen: warum waren sie denn so überaus eilfertig zum Handeln, da in diesem Falle nicht blos für Preußen, sondern für Rußland selbst der Nutzen weit größer war, wenn Preußen in der Hinterhand blieb? Bekennen sie sich zur anderen Alternative: warum knüpfen sie Preußens Geschicke mit dem rettungslos dahinsinkenden Reiche zusammen? Einst als der Glaube an den Koloß noch feststand, wurde der Keil, den Rußland mit Polen in den preußischen Staat getrieben habe, in der Tendenz ausgebeutet, daß Preußen vor der unwiderstehlichen Uebermacht nur der bereitwillige Genosse, ja der Vasall Rußlands sein könne; heute beschwört die nämliche Auffassung das Gespenst eines selbständigen, revolutionären Polens herauf, nicht damit sich Preußen nunmehr selbständig rege, sondern damit es abenteuerlich auf die unmöglich gewordenen alten Bahnen hinaussteuere. Eine preußische Politik aber sollte die Gefahr erkennen, welche Polen in der

einen so gut wie in der anderen Gestalt darbietet, und sollte vor allen Dingen von dem Selbstgefühl sich bestimmen lassen, daß der einen wie der anderen Gefahr nur durch ein Preußen gewehrt werden kann, das sich auf eigenen Füßen zu stehen getraut.

Es ist bereits noch eine andere militärische Frage von diesen polnischen Händeln wieder erweckt worden: die Möglichkeit eines Krieges am Rhein. Wir wollen sie heute nicht näher erörtern, denn es ist klar, daß sie weit ferner liegt, als es eine Zeit lang aus den aufgeregten Pariser Kreisen in unserer Presse wiederhallt hat. Wir sagen nur: daß wir Preußen unter einer Regierung, mit welcher das Volk ist, für sich allein zwar nicht stark genug annehmen können, um „die Schwingen seiner Adler über Paris dahin rauschen zu lassen," doch stark genug, um einen ungerechten französischen Angriff abzuwehren. Unter der jetzigen Regierung, die höchstens über die Hälfte der Staatskraft zu verfügen vermag, wäre dies höchst unwahrscheinlich, allein die Situation Preußens ist durch die schmale Grenze und die Einrahmung durch Belgien und den deutschen Bund so außerordentlich günstig, daß es nur der allergewöhnlichsten Vorsicht bedarf, um den französischen Eroberungsgedanken entweder jeden Anlaß zum Krieg oder jede Aussicht auf große Erfolge abzuschneiden. An ein so frevelhaftes Spiel mit dem Geschick des Vaterlandes aber, wie wir es im Eingang andeuteten, an ein Spiel, das absichtlich den Krieg heraufbeschwören sollte, um im schlimmsten Falle nur die innere Verlegenheit los zu werden, können, wollen wir auch bei dieser Regierung nicht glauben. Wenn wirklich einmal leichtsinnige fanatische Selbstüberhebung und unerhörte Gewissenlosigkeit so mit den Geschicken des preußischen Staates schalten können, dann giebt es im geordneten Wege der Staatsentwickelung keine Rettung mehr für ihn.

Die polnische Frage ist für den Augenblick auf den diplomatischen Weg zum Congresse gelenkt; doch wird sie noch lange als ein Zeichen am Himmel stehen, aus dem ein schweres Wetter hervorbrechen kann. Unsere Erörterungen über die Möglichkeiten eines Krieges an der Ostsee, und die Situation am Rhein lehren gleichermaaßen, welche Politik in dieser Lage für Preußen geboten wäre. Es ist die Politik der „freien Hand," einer „freien Hand" freilich, die ihre Wege weiß und ihren Augenblick zu ergreifen versteht. Die nächsten Wege wären fast dieselben, die England eingeschlagen hat, nur daß Preußen freilich zur Action eher veranlaßt sein könnte. Doch was hilft alle Erwägung bei dieser Regierung, die so tief in verkehrte Maaßregeln verstrickt ist? Und wo liegt noch eine Hoffnung, wenn an entscheidender Stelle die Meinung sich befestigt hat, als gäbe es außer den Ministern und ihrer Partei nur noch Männer in

Preußen, die nach Innen die Volkssouveränetät aufrichten und nach Außen Polen herstellen wollten?

Politische Correspondenz.

Berlin, den 25. Mai 1863.

Im Begriff, an das bescheidene Werk unseres Monatsberichtes zu gehen, tragen wir in uns etwa dasselbe Gefühl, dem ein verehrter Abgeordneter Ausdruck gab, als in dem Hause die Frage einer Adresse discutirt wurde. Wir sehen keine Möglichkeit, irgend Einem, der sich überhaupt mit politischen Dingen ernstlich beschäftigt, etwas Neues zu sagen. Die Ursachen unserer Situation sind so gleichbleibender und dabei so trivialer Natur, die Resultate, die daraus hervorwachsen müssen, sind so leicht zu übersehen und so oft angedeutet, daß es Ueberdruß erregt, sie zu wiederholen. Das einzige Neue, das uns in der langweiligen Jämmerlichkeit unserer Zustände noch zu erfahren vergönnt wird, ist der Fortschritt, den wir von Zeit zu Zeit zu dem Punkt hin machen, wo es nach menschlichem Ermessen nicht mehr weiter gehen kann. Aber die Erfahrung dieses Fortschritts regt nicht die reagirende Thatkraft an, sondern lähmt und bedrückt Nerven und Geist. Denn von all' den Tausenden, denen der zweifelhafte Vorzug zu Theil geworden ist, nach den Lehren der Geschichte und den Combinationen des politischen Verstandes für unsere Zukunft Schlüsse zu ziehen, ist nicht Einer, der die Stellung und die Macht hätte, seiner Einsicht einen praktischen Nachdruck zu geben. Wir sehen das Verhängniß kommen, und die Hände sind gebunden, die es aufhalten könnten.

Was in solchen Zeiten die Gegenwart allein erträglich macht, ist der Glaube an den Staat, — ein blinder Glaube, wenn man will. Denn wer giebt uns die Versicherung, daß der Zeitpunkt zur Begründung eines haltbaren constitutionellen Zustandes noch einmal wiederkehre, nachdem wir mit unserer Arbeit zum zweiten Male schmählich gescheitert sind, daß nicht fortan der Wechsel von Cäsarismus und Revolution unseren heimischen Boden so lange aufwühlen werde, bis der Bau der Freiheit keine Unterlage mehr auf ihm findet? Wer giebt uns die Bürgschaft, daß die Rede von Preußens deutschem Beruf nicht künftig verstummen muß, daß die Politik der verpaßten Gelegenheiten nicht jetzt die letzte Gelegenheit und das Vertrauen der Völker ausgenutzt hat, daß wir in diesem Augenblick nicht territorialen Veränderungen entgegengehen, die die Macht und den Einfluß Preußens auf die Dauer herabdrücken? Diese Fragen und Zweifel zu beantworten, reicht der demonstrative Verstand nicht aus, man muß sie niederschlagen mit dem Glauben an die Bestimmung des Staats, der kraft historischer Nothwendigkeit sich bisher über halb Deutschland ausgebreitet hat. —

Am Schluß der vorjährigen Session hatte die Regierung noch die Verpflichtung übernommen, die damals hervorgetretenen Gegensätze zur Ausgleichung

zu bringen. Bei'm Beginn der diesjährigen Verhandlungen drückte sie den Wunsch aus, über die ungelöst gebliebenen Fragen eine dauernde Verständigung herbeizuführen. War diese Verständigung unmöglich, war das Abgeordnetenhaus so untüchtig, so ausschweifend in seinen Forderungen, daß die Session abermals mit einem noch klaffenderen Gegensatz der Staatsgewalten abschließen mußte?

Wir haben der Mehrheit des Abgeordnetenhauses auch zu der Zeit, wo sie noch von einer mächtigen Strömung der öffentlichen Meinung getragen wurde, niemals geschmeichelt. Wir haben ihrer Haltung erst dann unsere Anerkennung gezollt, als sie sich von den demokratischen Impulsen der äußersten Linken zu emancipiren begann. Dieses Haus, zur Hälfte aus neuen Elementen bestehend, gewählt zu einer Zeit, wo das Selbstgefühl des preußischen Volks durch den plötzlichen Abbruch mit dem liberalen Regierungssystem tief verletzt war, gewählt unter der Verheißung, daß es das Recht des Volks auf eine liberale Entwickelung nicht nur vertheidigen, sondern auch durchsetzen, und daß es die Macht dazu im engen Anschluß an seine Wähler finden werde, — dieses Haus hatte es besonders schwer, eine unabhängige, die öffentliche Meinung leitende Stellung zu gewinnen. Zum Theil durch die Schuld seiner populärsten Mitglieder waren an seine Action Erwartungen geknüpft, die bei dem engbemessenen Einfluß, welche der politische Gesammtzustand Preußens der Volksvertretung gewährt, unmöglich befriedigt, wenigstens ohne besondere Gunst der Verhältnisse nicht so rasch befriedigt werden konnten. Dieser Widerspruch zwischen seiner reellen Einwirkung auf den Gang der Staatsverhältnisse und zwischen den Ansprüchen, die an seine Thätigkeit erhoben wurden, drückte auf seiner Existenz und weckte in manchen Mitgliedern die Neigung, durch eine durchschlagende Rhetorik den Mangel an durchschlagenden Erfolgen zu decken. Gleichwohl bewies grade dieses Haus in seiner weiteren Entwickelung, daß in unserem Volke ein großer Fond von praktischem Sinn steckt. Nach den Tagen der Adreßdebatte, einer Leistung von großer moralischer Kraft, ging es an seine Geschäfte mit dem guten Willen, in geduldiger, resignirter Arbeit den Staat aus der Rechtszerrüttung herauszureißen. Der radicalen Schönrednerei, die dem Lande dadurch helfen wollte, daß durch Ablehnung der Budgetberathung der Zustand des Absolutismus sofort constatirt werde, bog es aus in dem richtigen Instinct, daß die Versäumniß der eigenen Pflichten die Stellung des Gegners verstärke. Es unterbrach die Arbeit an seinen nächsten Aufgaben erst dann, als im Februar jenes entscheidende Ereigniß unserer auswärtigen Politik eintrat, an dessen verhängnißvollen Folgen wir aller Wahrscheinlichkeit nach noch Jahre zu tragen haben werden. Wer hat — bis auf die wenigen Personen, die im Herrenhaus oder in der Verwaltung die Vortheile des herrschenden Systems genießen — heute noch die Stirn zu leugnen, daß Preußen in Europa besser stehen würde, wenn der Rath des Parlaments seine Position zu Rußland bestimmt hätte, statt des Raths des Herrn von Bismarck? Wer hat heute noch die Stirn zu leugnen, daß es für Preußen nicht schwieriger war, als für Oesterreich, eine neutrale, zuwartende Haltung einzunehmen, daß es mit diesem Staat und mit England einen gemeinsamen Boden suchen und finden konnte, und daß, wenn seine Interessen mit dieser Umsicht erwogen wären, Napoleon III. nie in die

Lage kam, die polnische Frage gegen uns zu präpariren? Gleichwohl wurde das Haus bei der Debatte über die Convention wie ein Haufe von Knaben behandelt, die sich mit unreifem Rath an Dinge herandrängen, von denen sie nichts kennen und verstehen. Die Engagements mit Rußland und die Conflicte, die daraus mit dem Westen hervorgingen, lockten dann innerhalb und außerhalb Deutschlands unsere Gegner heraus. Die Mittelstaaten, Bayern an der Spitze, machten neue Anstrengungen in der Zollfrage, die Eiderdänen publicirten die Ordonnanzen vom 30. März. Das Parlament gewährte der Regierung in der Handelspolitik jede Stütze, wozu — bei der Vorlage des belgischen Protokolls — die Gelegenheit sich bot, und es faßte in der schleswig-holsteinschen Sache eine Resolution, die im Princip auf den völlig richtigen Weg verwies. Wenn seine Redner dabei in den Widerspruch geriethen, daß sie einen entscheidenden, folgenschweren Schritt im Norden für eine Ehrensache Preußens und gleichwohl einen Krieg unter dem heutigen System für ein Unglück erklärten, so war dies ein Widerspruch, der uns alle bedrückt. Herr von Bismarck aber schleuderte der Landesvertretung das Wort in's Gesicht, daß er erforderlichen Falls mit oder ohne ihr Gutheißen Krieg führen werde, — das sittliche Verhältniß des Volks zu seiner Krieg führenden Regierung schien ihm für Preußen gleichgültig, während in Rußland zu derselben Zeit auf die Aeußerungen des Nationalgefühls, auf die Adressen der Communen und des Adels der höchste Werth gelegt wird. Es trat endlich die Kernfrage unseres inneren Conflicts an das Haus. Die Verhandlungen der Militärcommission über die Kriegsnovelle bildeten zwei Monate hindurch den Schwerpunkt der parlamentarischen Interessen. Von Seiten der Regierung war nichts zu einer Ausgleichung geschehen. Der Inhalt der Novelle, die Sprache der Motive, das Fernbleiben der Minister, die abweisende Position ihrer Commissäre, — alles dies arbeitete den Radicalen in die Hände. Noch im vorigen Jahr hatte der Commissär des Kriegsministers die Erklärung abgegeben: der angekündigte Gesetzentwurf werde jedenfalls Bestimmungen über die Stärke der Armee enthalten. Die Novelle enthielt in dieser Hinsicht keinerlei Schranke, und es hatte sich als unwirksam erwiesen, durch das Budgetrecht die Grenze zu ziehen. Indem so die Regierung auf der vollen Forderung ohne Abzug bestand, that sie das Ihrige, um die Abgeordneten auf den Standpunkt der reinen Negation zu treiben. Gleichwohl brach sich im Hause der Gedanke Bahn, daß die liberale Opposition, um einer besseren Zukunft den Weg zu ebenen, die schwebenden inneren Fragen positiv anfassen müsse. Jener Gedanke führte zur Einbringung organischer Gesetzentwürfe, — Entwürfe, die wie das Ministerverantwortlichkeitsgesetz aus der Manteuffel-Simons'schen Zeit, oder wie die Kreisordnung und das Gesetz über ländliche Polizei aus der Verwaltung des Grafen Schwerin stammten. Jener Gedanke führte endlich in der brennendsten Frage zu den Forkenbeck'schen Amendements. Dieser Entwurf bot nicht das militärisch beste, er bot auch nicht das, was vor drei, ja wahrscheinlich noch vor einem Jahr zu erreichen war, aber er bot, was eine Regierung von einem Volke beanspruchen kann, dem um der Militärreform willen die liberale Verwaltung, der legislative Fortschritt und endlich selbst die wirksame Bedeutung der Fundamentalartikel der Verfassung

genommen war. Er gewährte eine Aushebung, die der Kriegsminister für ziemlich auskömmlich erklärte, er zog vorläufig keine Schranke für die Zahl der Cadres, er ließ die Möglichkeit eines Provisoriums offen, innerhalb dessen das faktisch Bestehende Angesichts der drohenden europäischen Gefahren erhalten bleiben konnte; die Ansprüche, die er für die Zukunft erhob, in Betreff der Recrutirung, der Organisation der Armee, der Landwehrordnung waren Forderungen, die jedes Parlament wiederholen, und jeder constitutionelle Minister sich aneignen muß, wenn er den Wunsch hat, die Wehrverfassung des Landes in ihrem wesentlichen Bestande über die jährliche Budgetdiscussion hinaus zu heben.

Der Ausgangspunkt unserer inneren Wirren schien auch ein Ausgangspunkt für die Regeneration der Parteien zu werden. Die Wehrfrage ist für Preußen eine Angelegenheit, bei deren Entscheidung — abgesehen von allem militärischen Detail — geschichtliche Bildung, Einsicht in die Elemente, aus denen unser Staat emporgewachsen ist, unbefangene Würdigung seiner geographischen Lage, seiner Verhältnisse zu den continentalen Militärstaaten mit den Rücksichten auf die Verfassung und die Finanzen wie in einem Brennpunkte sich vereinigen müssen. So war gerade sie geeignet, den Gegensatz zwischen dem demokratischen Idealismus und dem constitutionellen Sinne zu schärfen, der den realen inneren und äußeren Bedingungen eines bestimmten Staatswesens gerecht wird. Jene unglückliche Parteibildung, die nur auf der Gemeinschaft in der Unzufriedenheit beruht hatte, schien einer Gruppirung weichen zu müssen, die auf die Gleichheit des Bildes vom Staat, auf Eintracht der Ansichten über seine einzelnen Institutionen sich stützte. Als die Plenardebatten begannen, stand der Sieg der Gemäßigten noch vollkommen fest. Das linke Centrum, ein Theil der Fortschrittspartei, die kleineren Fractionen waren darüber einig, daß die Erledigung der parlamentarischen Aufgaben nicht durch Acte der Demonstration unterbrochen werden dürfe. Der Contrast der Gesichtspunkte, die in der Plenardebatte auftauchten, war so groß, daß er die volle innere Scheidung der Geister anzeigte. Wir heben einige dieser Gegensätze heraus; der Inhalt dieser Verhandlungen ist überhaupt interessanter, als die spätere müde, nach allen Richtungen hin auseinanderfahrende Adreßdebatte. Wir dürfen, so hieß es auf der Linken, nicht gerade den wichtigsten Punkt des Conflicts in einem Frieden beseitigen, und damit diejenige Position aufgeben, die für unsere Partei den stärksten Halt bietet. Der Militärconflict ist für das Haus nur vortheilhaft; keine Frage wird von dem Lande, von jedem Einzelnen, der Kinder hat und Steuern bezahlen muß, so deutlich verstanden. Dieser Standpunkt ist klar, die wichtigste Frage des Staats soll ungelöst bleiben, damit die Parteiagitation nicht die Nahrung verliere. Wir müssen, hieß es dagegen bei den Vertheidigern der Commission, der Armee eine solche Gestalt geben, daß sie so wehrtüchtig, so schlagfertig ist als möglich. Die Armee ist ein Fideicommiß der preußischen Monarchie. Unser Ziel muß auf eine dauernde Befestigung der höchsten Güter des Staats, nicht auf bloße Parteikämpfe gegen die zeitige Verwaltung gerichtet sein. Proteste, selbst der stärkste Protest der Budgetverweigerung, haben sich als unzureichend erwiesen. Wir müssen als gesetzgebender Factor positiv aussprechen, was wir für die richtige, der Wehrkraft, den wirthschaftlichen und finanziellen Ver-

hältnissen angemessene Grenze halten. — Die Einigkeit der Fractionen war das Schlagwort, das von einer zweiten Gruppe der Linken der sachlichen Beschlußfassung entgegen gehalten wurde. Wir haben, wurde hier gesagt, über manche Organisationsfragen, die künftig zu erledigen sind, nicht dieselben Grundsätze, aber wir sind ja einig in der Abwehr — leider in der unwirksamen Abwehr — unheilvoller Regierungsmaaßregeln! Was schadet die Differenz über die künftige Staatsordnung, da für die Gegenwart die Negative genügt! Diesen Vertheidigern der hohlen und daher kraftlosen Einheit des Protestes wurde entgegengehalten: die Einigkeit in den Kreisen dieses Hauses darf doch nicht das Materielle der Sache gefährden! Es war eben die Differenz über dieses Materielle, welches die bisher zusammengehenden Parteien geschieden hatte, wenn auch nicht jeder von den Rednern so offen war dies zu gestehen. Wir müssen, so ließ sich die radicalste Richtung der Linken vernehmen, noch über das, was im Jahre 1859 bestanden hat, hinausstreben, indem wir im Geist der allgemeinen Civilisation eine steigende Entwickelung des Reservesystems und eine Ermäßigung der Berufsarmee zu erreichen suchen. Wir müssen die Vermehrung der Cadres und der Officiere bekämpfen, weil sie der Verfassung und der Freiheit Schaden bringt. Dieser Beurtheilung einer Angelegenheit, bei der es sich um das größte Gut, um die Selbständigkeit des Staats handelt, lediglich nach einem einzigen innern Gesichtspunkte, stellten die Redner der gemäßigten Partei die anderen Seiten der Frage entgegen: Der Zusammenhang zwischen dem Absolutismus und der Institution der stehenden Heere ist allerdings nicht zu verkennen, gleichwohl können wir uns nicht über die Verhältnisse und Bedingungen unserer Zeit und unserer europäischen Lage hinwegsetzen. Wir müssen unsere Heereskraft in einem Maaße entwickeln, die der Machtverstärkung unserer Nachbarstaaten entspricht, wir dürfen uns nicht scheuen, dem Lande einen größern Aufwand an Menschen und Geld aufzuerlegen, weil für die Stellung des preußischen Staats unter den Staaten Europas heute mehr nöthig ist, als bis zum Jahre 1859 geschehen war. Und mit diesem weiteren Blick verband sich der Schwung lebendiger patriotischer Gesinnung. Die Vorschläge der Commission, so sagte der glänzendste Redner der Mehrheit, erscheinen gegenüber einer Reihe von Anreizungen und Provocationen sehr gemäßigt, aber wir haben bei dieser Mäßigung auch vor Augen gehabt die Gefahr des Landes. Wer auch die Verwickelungen, die innere Zerklüftung, die Isolirung Preußens in Europa verschuldet hat, — diese Lage ist da, und den Plänen der unheilvollen Sphinx, die auf die Gauen unseres deutschen Vaterlandes gerichtet sind, haben wir die unzweideutige Gewißheit entgegenzustellen, daß wir gegenüber Gefahren dieser Art einig sind. Es giebt kein vollgültigeres Zeugniß dafür, daß das preußische Volk die beschworene Verfassung auch verdient, als wenn es die Fähigkeit besitzt, nach fast erschöpfenden Proben der Geduld nicht blos zu denken an das parlamentarische Streiten und Reden, sondern zu denken an das, was künftig die Größe Preußens und seine Stellung in Deutschland entscheiden wird, an die Wehrfähigkeit unseres Landes, an unsere Mitbürger in der Armee, die bestrebt sind dem Lande die Waffenfähigkeit und Tüchtigkeit zu geben gegen die Gelüste fremder Eroberer!

Dies waren die Gesinnungen, denen die Redner Ausdruck gaben, welche bei der Abstimmung die Entscheidung in der Hand hatten. Wir fragen nicht, wie eine constitutionelle, wir fragen nur, wie eine auf die Gefahren ringsum bedachte Regierung sich zu ihnen gestellt hätte. Das Ministerium Bismarck hat sie von der Hand gewiesen. In dem Augenblick, wo in dem Abgeordnetenhaus eine innere Sichtung und Klärung sich vorbereitete, die für die Zukunft unseres constitutionellen Lebens von großer Bedeutung war, hat es einen Incidenzpunkt dazwischen geworfen, durch welchen der wichtigste Zweck der Session vereitelt, durch welchen der Wunsch der äußersten Linken in Erfüllung gegangen ist — der Wunsch nach einem Abschluß so negativ, so unfruchtbar wie der vorjährige.

Ein allgemeiner Grundsatz hat dadurch leider eine neue Bestätigung gewonnen. Die Reaction treibt die Geschäfte des Radicalismus und während sie fortschreitet und herrscht, sinken die Bestrebungen, die auf Heranbildung mittlerer Richtungen abzielen, gewöhnlich wieder zusammen. Wenn für die Lösung unserer Conflicte schlechterdings kein fester Boden zu gewinnen ist, wenn der kaum gewonnene uns sofort wieder unter den Füßen verschwindet, wenn wir tiefer und tiefer in das Chaos hineinsinken, so ist bei der außerordentlichen Mehrzahl derer, welche innerhalb und außerhalb unseres Landes diesem Processe zuschauen, auch nicht der geringste Zweifel darüber, wem an erster Stelle die Schuld dafür beizumessen sei.

Gleichwohl stimmen wir mit einem Theil unserer Freunde darin überein, daß das Abgeordnetenhaus keinen ausreichenden Grund hatte, durch den Incidenzfall sich decontenanciren, aus dem Gang seiner Berathungen herauswerfen zu lassen. Wenigstens stand dieser Entschluß in Widerspruch mit den Gesichtspunkten, welche in der von uns flüchtig skizzirten Debatte ausgesprochen waren. Das Zusammenwirken, welches das Ministerium seit der Sitzung vom 11ten formell einstellte, hatte thatsächlich auch bis dahin nicht existirt. Nicht als eine Concession, als ein Angebot an diese Minister, nicht in der Aussicht, daß mit ihnen eine Vereinbarung zu Stande kommen werde — die letzte Forkenbeck'sche Resolution hatte dies bereits für unmöglich erklärt — sondern aus tieferem politischen Grunde und mit dem Blick auf die Zukunft, hatte man die Bahn einer positiven Arbeit eingeschlagen. Es war keine haltbare Vorstellung, daß es nun auf einmal der Ehre des Hauses nicht mehr entsprechen solle, diese um seiner selbst und um des Landes Willen unternommene Aufgabe zu vollenden. Die Reizungen des Gegners ignoriren, das ist keineswegs immer ein Beweis von schwachem Ehrgefühl, sondern sehr häufig ein Zeichen von Stolz und selbstbewußter Würde. Wenn das Haus nach rascher energischer Vollendung seiner Aufgaben in einer Adresse an die Krone auf den beschlossenen Gesetzentwurf, auf die vollendete Budgetberathung, auf die Bereitwilligkeit, den Militäretat nach den Normen jenes Entwurfs zu reguliren, hinweisen konnte, so mußte im ganzen Lande bis in die nüchternsten und loyalsten Kreise hinein die Ueberzeugung durchdringen, daß hier die conservative Macht sei, die unter den erschwerendsten Umständen einen festen Grund für den wankenden Rechtszustand des Staates wieder gesucht habe. Wir wissen Alle, warum diese überlegene politische Taktik nicht eingehalten ist. Das, was den momentanen Stimmungen das Beste scheint, ist darum

lange noch nicht das wirklich Beste. Aber eine politische Versammlung, die nicht aus festgefugten Parteien besteht und die sehr viele passive und lenksame Mitglieder zählt, widersteht nur selten dem beharrlichen Andrang solcher Stimmungen. Das Werk der Commission war durch die Agitation der Radicalen unpopulär gemacht; seitdem die Linke zum erstenmale einer Niederlage entgegensah, hatte die demokratische Presse plötzlich die Meinung bekommen, daß die Kammer der Situation nicht mehr gewachsen sei, daß ihr das Schicksal ihrer Vorgängerin bevorstehe, daß sie in Versumpfung und Fäulniß gerathe. Es wurden die unvernünftigsten Vorstellungen von irgend welchen mannhaften Thaten in Cours gesetzt, zu denen das Haus sich in der gefährlichen Lage emporschwingen müßte; und diese Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht, obwohl kein Mensch im Stande war sich von den Thaten ein Bild zu machen. Denn entweder überschritten sie das parlamentarische Recht und dann bildeten sie den Anfangspunkt einer Action, die auch die revolutionärsten Köpfe augenblicklich nicht für zweckmäßig und erfolgreich halten können, oder sie hielten sich innerhalb der parlamentarischen Befugnisse und dann blieb außer der Erledigung der vorliegenden Geschäfte dem Hause nur die eine zwecklose That übrig, durch eine Adresse seine Auflösung zu provociren. Aber die Besorgniß, daß zwischen dem Volk und seinen Vertretern eine weite Kluft entstehen werde, wirkte zusammen mit dem Unwillen, den der letzte Act der ministeriellen Politik erregte. Man gab die Position auf, welche Manche in der letzten Zeit nur noch mit halbem Herzen festgehalten hatten.

Zum Glück für die Sache der Verfassung hat das jetzige System die Fehler der Volksvertretung immer weit überboten. Nach den Septemberbeschlüssen des Abgeordnetenhauses gab es noch Viele, welche die Schuld für die eingetretene Krisis zwischen Regierung und Volksvertretung theilten. Die Zahl dieser Männer wird nach dem Incidenzfall abermals zusammenschwinden, die Theilung wird wenigstens nicht nach dem früheren Maaßstab erfolgen. Nach den Eröffnungen der königlichen Botschaft vom 20. Mai ist es kaum zu bezweifeln, daß die Regierung den Vorfall vom 11ten benutzen will, um durch ihre Initiative der Session ein Ende zu machen. Aus der Botschaft ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß das Abgeordnetenhaus geschlossen*), und weiter daß es vor dem Beginn der nächsten Session aufgelöst werden muß, da es jader Bedingung nicht entsprochen hat, ohne welche ein geschäftliches Zusammenwirken zwischen dieser Körperschaft in ihrem heutigen Bestand und zwischen den Räthen der Krone nicht mehr möglich sein soll.

Weil die Dinge bereits so lagen, als die Adreßfrage in ihrem dritten und letzten Stadium an das Haus trat, darum können wir auf den Gegensatz der beiden dabei hervorgetretenen Entwürfe in diesem Stadium kein großes Gewicht mehr legen. Sie stimmten in der Berichtigung der von dem Staatsministerium behaupteten Thatsachen, in der Ablehnung der daran geknüpften

*) Inzwischen ist, während diese Blätter unter der Presse waren, der Schluß des Landtags erfolgt. Wir brauchen über die äußerliche Einleitung und Begründung dieses Actes kein Wort zu verlieren, da die inneren Motive, die oben dargestellt werden, das einzig Wichtige und Entscheidende waren.

Forderungen überein, und welcher von ihnen auch zur Annahme gelangte, er konnte nur die Sistirung der parlamentarischen Verhandlungen zur Folge haben. Von einer gemessenen Form, von einem begrenzteren Inhalt einen günstigeren Effect zu erwarten, dies schien uns nach der Publication vom 20. Mai nicht mehr statthaft. Die Adresse war nach aller Wahrscheinlichkeit der letzte Act des gegenwärtigen Unterhauses, es war also indicirt, in ihr einen Rückblick auf die gesammte Lage zu werfen. Die Adresse fiel ferner in eine Situation, die an Gefahren für Preußens Ansehn und Macht hinter der nicht zurücksteht, welche einst einen berühmten Redner des Hauses zu der directen Forderung bewog: Fort mit diesem Ministerium! — es war also indicirt, die Ueberzeugung auszusprechen, daß nur ein Wechsel von System und Personen uns helfen könne. Aber freilich es gelang der Adresse der Mehrheit nicht, diese Situation ohne allgemeine Phraseologie, ohne Hereinziehen von inopportunen, für lange Zeit zurückgetretenen Fragen und in jenem großen Styl zu fixiren, welche Schriftstücken dieser Art eine fortreißende Macht und eine historische Bedeutung verleiht. Wäre dies gelungen, so würden bei der wesentlichen Gleichheit der sachlichen Auffassung wohl alle liberalen Bestandtheile des Hauses für Einen Entwurf gewonnen sein.

Welche inneren Motive dazu beigetragen haben, daß eine Geschäftsordnungsfrage zu einem Prinzipienstreit zwischen zwei Staatsfaktoren erhoben wurde, darüber herrscht allseitig die vollkommenste Klarheit. Daß Herr von Roon in dem Augenblick, wo er bei der Abwehr eines persönlichen Angriffs unterbrochen wurde, eine Rüge des Präsidenten zu empfangen fürchtete, daß er aus dieser Voraussetzung gegen die Unterbrechung protestirte und so selbst sein formelles Recht überschritt, das vermag man sich allerdings aus der Leidenschaft des Moments zu erklären. Aber die Staatsministerialschreiben sind nicht im Moment der Erregung entstanden. Sie sprechen nach vorausgegangener Erwägung des Thatbestandes die Behauptung aus, daß der Präsident den Anspruch erhoben habe, die Minister des Königs seiner Disciplinargewalt zu unterwerfen, obwohl dieser Anspruch laut dem stenographischen Bericht weder formell erhoben noch durch die Aufforderung zum Schweigen factisch bethätigt worden ist. Allgemein ist daher der Glaube, daß jene Deduction und der Abbruch der Beziehungen nur deshalb eintrat, weil man auf die weiteren Verhandlungen mit dem Haus keinen Werth mehr legte. Am Schluß seiner in Wahrheit mannhaften Rede hatte der Abgeordnete Twesten die Mahnung ausgesprochen: die königliche Staatsregierung mag es sich noch einmal sehr reiflich überlegen, ob sie sich dauernd über das Budgetrecht der Landesvertretung hinwegsetzen will, wenn ihr ein Gesetzentwurf angeboten wird, nach welchem sie die Reorganisation zu einem großen Theil aufrecht erhalten kann. Diese Ueberlegung hatte schon stattgefunden. In dem Vortrag des Kriegsministers war das Votum über den Commissionsentwurf dahin gefällt: Er tastet das eigentliche Wesen der Reorganisation an; er zwingt die Armee so beträchtlich zu reduciren, daß die Regierung dadurch in Widerspruch mit ihren Verpflichtungen für die Sicherheit des Landes geräth. Die Wahl war also getroffen. Die Armeereform bleibt ohne alle Modification erhalten. Aus diesem Vordersatz ergiebt sich der Nachsatz von

selbst. Im vorigen Jahr diente das Votum des Oberhauses als Nachsatz, in diesem Jahr das Votum des Ministeriums über das Verhalten des Vicepräsidenten des Hauses. Dieses letztere Verfahren hat den Vorzug der Kürze und der Abwechslung. Es schützt uns davor, die Stadien der vorjährigen Budgetberathung zum zweitenmal durch zu machen.

Aber die Nachsätze können geschickter oder ungeschickter formulirt sein und wir zweifeln, ob die diesmalige Formulirung besonders glücklich war. Im Publicum herrscht nun einmal das Vorurtheil, daß, wenn es zwischen den Ministern und dem Hause zu einem Ton kam, der den guten Gewohnheiten des Verkehres nicht mehr entspricht, die Schuld nicht vorzugsweise auf das letztere fällt. Die Witzblätter und die Volkstheater haben sich mancher frappanten Scenen bemächtigt, die in den Räumen unsers Parlamentes bisher nicht üblich waren, bei denen aber der Chef des Ministeriums eine sehr active Rolle spielte. Das Publicum hat diese Dinge als Aeußerungen eines Systems aufgefaßt darauf berechnet, die Landesvertretung zu discreditiren. Mit dem Incidenzfall wird man also keine Seele gewinnen, die nicht zuvor schon zu den Gläubigen gehörte.

Und doch tritt die Nothwendigkeit, dem herrschenden Regime neue Stützen zu verschaffen, jetzt dringender als früher heran. Die vorige Session schloß noch mit der Aussicht auf irgend einen Mittelweg, der durch gegenseitige Concessionen bis zum Winter hin gefunden werden könne. Der budgetlose Zustand wurde nur als ein Zwischenzustand, heute wird er als ein permanenter gefühlt. Dies Gefühl kann man nicht fortwuchern lassen, ohne Gegenwirkungen zu versuchen. Es genügt nicht, die Spitzen der Verwaltung mit soliden Anhängern des Systems zu besetzen, man muß sich doch auch der Formen des Constitutionalismus wieder zu bemächtigen suchen. Da ein Regiment ohne Abgeordnetenhaus für Preußen unmöglich geworden ist, so bleibt nur übrig auf Maßregeln zu sinnen, um ein gefügiges Haus zu bekommen. Einzelne kleine Mittel, wie sie im Herrenhaus angerathen sind, z. B. die Verpflichtung der zu Abgeordneten gewählten Beamten die Stellvertretungskosten zu bezahlen, langen hierzu nicht aus. Man würde die Organe der öffentlichen Stimmung, die Presse und das Vereinswesen in ihrer freien Bewegung vollständig lähmen müssen. Die Kreuzzeitung hat schon längst deducirt, daß der Art. 63 die Erlaubniß zu Allem giebt, was die Regierung nach ihrer subjectiven Ansicht von dem Nothstande des Staats für erforderlich erachtet. Aber da die Opposition nicht blos in Stimmungen, die der täglichen Anregung bedürfen, sondern in bestimmten fühlbaren Uebelständen und in der Einsicht, dem Selbstgefühl, dem socialen Fortschritt des preußischen Bürgerthums ihre Wurzel hat, so würden auch jene Schritte sich bald als ungenügend erweisen. Verfassung und Reorganisation, dies beides zusammen ist zur absoluten Unmöglichkeit geworden, wer nicht von der letzteren abbrechen will, muß sich entschließen die erstere stückweise niederzureißen.

Wir sind überzeugt, daß unsere Reaction gescheitert sein wird, ehe dieser Weg bis in seine äußersten Consequenzen verfolgt ist. Denn ein Staat, der den Stürmen so ausgesetzt ist wie der preußische, läßt sich nicht ohne Rücksicht auf die Strömungen Europas und auf die auswärtigen Verhältnisse regieren. Den Kampf um das innere Landesrecht in demselben Moment auf

die Spitze treiben, wo die äußere Gefahr ihrem Culminationspunkte sich nähert, dies ist ein Hazardspiel, welches unseres Wissens noch nie in einem Staate versucht worden ist, obwohl es in jedem anderen Staate leichter als bei uns versucht werden könnte. Wenn die Kreuzzeitungspartei dieses Spiel bei uns wagt, so müssen wir, da man doch Niemandem die Absicht zuschreiben kann, sich selbst in die Luft zu sprengen, von der Annahme ausgehen, daß diese Probe weniger auf ihrer Kühnheit als auf ihrer Beschränktheit beruht. In einem Augenblick, wo in Polen der Nationalaufstand sich befestigt, wo Frankreich denselben als Mittel zu territorialen Veränderungen ausersehen hat, wo in Deutschland im absichtlichen Contrast zu unserm System die Mittelstaaten einer liberalisirenden Richtung folgen, wo der Kaiserstaat in der Befestigung seiner Verfassung das Heilmittel gegen die inneren Uebel sucht, wo endlich in Preußen selbst jeder Bürger das Vorgefühl eines schweren Unwetters und das Bewußtsein hat, daß an seine Leistung und Hingebung bald der höchste Anspruch gemacht werden muß — in solch' einem Augenblick Verfassungen in Frage stellen, das ist nicht nur ein Fehler des Willens sondern des Verstandes. Man muß, um ihn zu begehen von den Gedanken des Volkes so abgeschnitten sein, wie die Debatten eines bekannten Hauses dies zeigen, man muß ernstlich die Meinung hegen, daß die Gesinnungen des Landes und die seiner gewählten Vertretung auch nicht zum geringsten Theile sich decken, und daß bei dem Eintreten ernster Kriegsgefahr das wahre Land und die wahre öffentliche Meinung ganz entgegengesetzt von der heutigen heraustreten werde. Es ist ein schweres Geschick, unter dem Bann solches Irrthums zu liegen. Er kann nur durch die Erfahrung berichtigt und zerstört werden. Die Berichtigung wird erfolgen, nur leider auf Kosten des Landes. —

Wäre es gerechtfertigt, in unserer Politik Zusammenhang zu vermuthen, so könnte man sich die jüngsten schroffen Entschlüsse im Innern aus einer momentan friedlicheren Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse erklären. In der diplomatischen Welt scheint die Ansicht zu überwiegen, daß ein kriegerischer Austrag der jetzigen Krise nicht vor dem nächsten Frühjahr eintreten wird. Ob der langsame Fortgang der mexicanischen Expedition zur Begründung dieser Ansicht ausreicht, wissen wir nicht; allerdings beschäftigt sie 50,000 Soldaten, und dem vorsichtigen Charakter des Kaisers Napoleon entspricht es, eine große europäische Action nur mit der vollen Concentration seiner Kräfte zu beginnen. Jedenfalls beweist die Bedächtigkeit, mit welcher auf die russischen Depeschen vom 14. April der diplomatische Gegenzug vorbereitet wird, daß Frankreich augenblicklich keine Eile hat. Es müßte in dieses zögernde Verfahren sehr bald ein Umschwung gebracht werden, wenn eine Expedition in das baltische Meer, eine Landung in Riga oder Libau in diesem Jahr noch möglich sein sollte. Und wozu die Eile, da das langsame Heranreifenlassen der Dinge die Chancen der französischen Politik erhöht? Es gewährt die Zeit, sich mit England und Oestreich zu stellen, diese Mächte durch Garantien für die Localisirung des Kampfes zu beruhigen; es giebt die Gelegenheit, die Insurrection auf die Probe zu stellen, die Energie, die ihr einwohnt, das Verhältniß ihrer Hülfsmittel zu den militärischen Kräften Rußlands mit einiger Sicherheit zu mes-

sen; — endlich ist ja keine Gefahr da, daß wir in Preußen während dieses Stadiums der Zögerung zu einer inneren Kräftigung und Einigung gelangten. Vielmehr werden wir moralisch schwächer, wie Rußland schwächer wird; Frankreich verliert nichts dabei, wenn es diesen Proceß der Selbstzerrüttung noch eine Weile fortwirken läßt.

Während die napoleonische Politik vorsichtig ihre Fäden zusammenschlingt, scheint man sich in unsern officiellen Kreisen in einem Wechsel sanguinischer Friedenshoffnungen und plötzlicher Besorgnisse zu bewegen. Eine Zeit lang herrschte hier der Gedanke, daß es Napoleon III. genügen werde, die polnische Frage in einen Congreß auslaufen zu lassen, auf welchem Frankreich die glänzende Rolle der leitenden Macht Europas zufallen würde. Die Anregung hierzu wurde von Rußland gegeben, es erbot sich in der Depesche vom 14. April zu einem Ideenaustausch über die Auslegung der Verträge, es erklärte später in London, die Grundlage von 1815 — vorbehaltlich seiner Interpretation — annehmen und in den Grenzen derselben auf Verhandlungen eingehen zu wollen. Indem England sämmtliche Unterzeichner der Wiener Verträge zur Unterstützung seiner Reclamation in Petersburg aufforderte, hatte es dem gleichen Gedanken vorgearbeitet. Das russische Cabinet wußte indessen sehr wohl, daß einem Napoleoniden nichts ferner liegt, als den Verträgen von 1815 durch Interpretation einzelner ihrer Bestimmungen eine Sanction zu geben, daß sein Ehrgeiz vielmehr dahin steht, das Werk des Wiener Congresses durch eine neue völkerrechtliche Acte zu beseitigen. Rußland konnte im Vertrauen auf seine natürliche Interessengemeinschaft mit Frankreich einem solchen, alle europäischen Fragen umfassenden Congreß seine Zustimmung geben und aus officiösen Aeußerungen müssen wir folgern, daß auch Preußen sich für eine solche Idee ausgesprochen hat. Wenn aber unsere gouvernementale Presse meinte, mit dieser Wendung sei der bisherige Gang der europäischen Verhältnisse unterbrochen und wir aus der Isolirung herausgerissen, so hat sie sich durch abenteuerliche Sprünge ihrer Phantasie täuschen lassen. Den Interessen Englands und Oestreichs widerstrebt ein Congreß, dessen Functionen sich unbeschränkt auch auf den Orient, die Revision des Pariser Friedens, die Verhältnisse Italiens erstrecken würden. Für die überlegte französische Politik aber ist es unmöglich, ohne jedes Motiv aus der einen Stellung sofort in die entgegengesetzte überzugehen, die Freunde plötzlich als Gegner, die Gegner als Freunde zu behandeln. Die Idee, daß die heutigen Wirren in einem partiellen Congreß endigen könnten, von welchem England und Oestreich sich ausschlössen, konnte nur in Köpfen entstehen, welche durch unser heutiges System inspirirt werden.

Die Idee ist denn auch wieder verflogen, und an deren Stelle ist die Nachricht getreten, daß die Beziehungen zu Frankreich sich mehr und mehr trüben. Die Färbung, welche die neuliche Debatte im Herrenhaus gewann, beruhte offenbar auf Mittheilungen solcher Art. Diese Herren, die alle Dinge zwischen Himmel und Erde nach der Elle der Legitimität messen, fanden es nur vortheilhaft für Preußen, daß es mit dem Geburtsland der Principien von 1789 schlecht stehe und daß es sich von England entfremde, das von jeher die Revolutionen begünstigt habe.



In dieser ihrer bisherigen Richtung wird sich denn die Krisis weiter entwickeln. Wir können keinen Anspruch darauf machen, mit Sicherheit zu bestimmen, welche diplomatische Form sie in diesem Augenblicke gewonnen hat. Aber es ist dies auch nicht der Punkt, worauf unser wesentliches Interesse sich richtet. Wenn in großen Zügen feststeht, welche Position England und Oestreich nach ihren bisherigen Acten und nach ihrer Lage einnehmen werden, so steht damit auch fest, was wir nach menschlicher Berechnung zu erwarten haben.

Die Veröffentlichungen des Blaubuchs haben auf die Gedanken des Wiener Cabinets manches interessante Licht geworfen. Es ist dadurch constatirt worden, daß Oestreich ein constitutionelles Polen fürchtet, weil es der Anfang einer Trennung sein werde, und daß es die Trennung fürchtet, weil sie den Besitz Galiziens gefährde. Die Wiener Staatsmänner wünschen die Erhaltung des jetzigen Territorialbestandes; der Gedanke, daß an ihrer östlichen Grenze sich ähnlich wie an der westlichen ein neuer Staat auf dem nationalen Princip erbaue, kann für sie keinen Reiz haben. Allein dieselben Motive, welche sie veranlaßten, trotz dieser, mit der preußischen Politik fast identischen Grundsätze die Hand dem Westen zu reichen und der Insurrection indirect beizustehen, werden auch stark genug sein, sie zu einem zweiten Widerspruch ähnlicher Art zu bewegen. Oestreich bedarf des Friedens, um das schwierige Werk seiner Neugestaltung zu vollenden, aber dieser Frieden ist auch bedroht, wenn es sich dem Osten zuwendet, und er ist dann in einer für seine eigene Sicherheit gefährlicheren Weise bedroht. Napoleon III. ist der gefürchtetste Gegner Oestreichs, weil er im Stande ist, den Kampf mit Hülfe der Revolution und der nationalen Idee zu führen, weil er zur Vergeltung für die Erschwerung seiner polnischen Pläne es in seiner Hand hat, sich hinter dem Rücken Oestreichs mit Rußland zu verständigen, die venetianische Frage auf die Tagesordnung zu bringen, und in Ungarn die Explosion zu bewirken. Gegen solche Eventualitäten findet das Wiener Cabinet weder in der Persönlichkeit des Fürsten Gortschakoff, noch in der des Herrn von Bismarck eine Garantie; es wird ihnen ausbiegen, indem es mit Frankreich seine Verbindung erhält, und im schlimmsten Falle die Action desselben auf ein ihm fremdes Gebiet zu lenken sucht. In diesem Sinne hat es jetzt ein neues Programm entworfen, dessen wesentliche Punkte ein Provinziallandtag für Congreßpolen, eine administrative Autonomie und ausgedehnte Cultusfreiheit zu sein scheinen; und Frankreich hat die dargebotene Hand ergriffen, um Oestreich auch in diesem zweiten Stadium der Frage an seiner Seite zu behalten. Mag nun das schließliche Resultat eine identische Note oder ein separates östreichisches Votum neben den stärkeren Forderungen der Westmächte sein, dieses neue Mitgehen erweitert die diplomatische Kluft zwischen dem Wiener Cabinet und den beiden andern Ostmächten, und erleichtert den letzten Zweck — die Neutralität Oestreichs, wofür ein bündiges Versprechen wegen Galiziens und Venedigs gern gewährt werden wird.

Der bisherige Gang der englischen Politik führt auf dasselbe für uns wenig tröstliche Ziel. Das Londoner Cabinet ist im Februar und März bemüht gewesen, heranziehende Stürme von uns abzulenken, und die neulichen Erklärungen Lord Palmerston's über die Vorfälle von Inowraclaw gingen aus

demselben Bestreben hervor, die Verwandlung der polnischen in eine preußische Frage möglichst zu verhindern. Aber diese Sorge Englands um die Sicherheit Norddeutschlands, Belgiens und des Rheins ist offenbar nicht so überwiegend, daß es deshalb die polnische Sache aufgeben möchte. Die Vorschläge, welche Lord John Russell vor kurzem gemacht hat, und deren wichtigsten Punkt, den Grundsatz des Waffenstillstandes, sich Frankreich in Verbindung mit den östreichischen Propositionen angeeignet haben soll, sind nicht danach angethan, um die Verwickelung in eine friedliche Phase umzulenken. Wollte die russische Regierung ihre Truppen in die Festungen zurückziehen, inzwischen die gesammte Verwaltung national reorganisiren und einen polnischen Reichstag berufen, so würde das der erste Schritt zu ihrer Abdicatlion in Polen sein. Dem englischen Minister ist es nicht unbekannt, daß dies die Consequenz seiner Vorschläge ist; nach dem Blaubuch hat er vor dem österreichischen Botschafter ausdrücklich anerkannt, die Trennung Polens werde aus den von ihm gewünschten Einrichtungen in einiger Zeit hervorgehen. Wir müssen demnach annehmen, daß das Interesse, die gegenwärtige Erschöpfung Rußlands zu einer dauernden Schwächung dieses Reichs zu benutzen, es für lange Zeit zu Unternehmungen im Orient und in Asien untauglich zu machen, bei dem Londoner Cabinet den Besorgnissen vor der Machtverstärkung Frankreichs die Wage hält. Der Glanz und das Uebergewicht dieses Staats ruht auf der Genialität einer einzelnen Person; der Bau, den dieselbe gegründet, wird durch innere Erschütterungen wieder zertrümmert werden, wenn zwei Augen sich schließen. Ob dieser Gedanke an das Ephemere, an das Unbeständige der französischen Größe mitbestimmend wirkt, — genug, die englische Politik thut das Ihre, um den Fortgang der Krisis zu fördern, und der Action Frankreichs den Weg zu bahnen. Ihre Vorschläge sind das stärkste, was dem russischen Cabinet bisher angesonnen ist. Natürlich kann ein solches Vorauslaufen nicht etwa die Wirkung haben, daß Frankreich nun um so langsamer gehe; vielmehr muß diese Macht, wenn sie so in ihren bisherigen officiellen Forderungen überboten wird, dadurch die Neigung gewinnen, auch ihrerseits mit ihren Hintergedanken ungescheuter herauszutreten. Wird der Wettlauf noch eine Weile fortgesetzt, so wird es bald als ein bescheidener Anspruch erscheinen, daß mindestens Congreßpolen zu einem souveränen Königreich erhoben werde. Jedenfalls erleichtert dieser Wetteifer der französischen Politik die Einfädelung des Krieges, und da diese Wirkung auf der Hand liegt, so muß sie von den englischen Staatsmännern auch wohl beabsichtigt sein. Wie sie sich dabei mit ihren Interessen für die Integrität der deutschen Westgrenze und des preußischen Staates abfinden, das allerdings geht über unser Verständniß. Das Pariser Cabinet hat schon einmal in London andeuten lassen, daß, wenn es zu einem Krieg mit Preußen komme, Frankreich gestützt auf seinen dänischen Bundesgenossen uns in unsern östlichen Gebieten angreifen werde. Dieses Avertissement hatte den Zweck, die Besorgnisse wegen Belgiens zu beruhigen, und es belehrt uns zugleich, daß — wenigstens nach französischer Ansicht — England uns preisgiebt, wenn nur bei dem beginnenden Krieg jenes Land und das preußische Gebiet, welches seinen Rücken deckt, von einer Occupation verschont bleibt. Wird die polnische Frage in der bisherigen Weise vorwärts getrieben — bis

zu dem Punkt hin, wo England, ohne sich mit den von ihm selbst aufgestellten Forderungen in Widerspruch zu setzen, dem französischen Krieg nicht mehr entgegentreten kann, so wird Frankreich seine Entschädigungsansprüche am Rhein auch in so billige Grenzen zu schließen wissen, daß jene einzige Sorge Englands beruhigt wird.

Preußen aber in den Conflict zu verflechten, dies ist die Bedingung, ohne welche Frankreich einen Krieg für Polen nicht führen wird, weil es ohne dieselbe keinen directen Gewinn haben würde. Unter allen Großthaten, welche Persigny in seinem Schreiben gegen die Candidatur von Thiers dem Regimente des Kaisers nachrühmte, war die erste: er hat Frankreich vergrößert! Es wird leicht genug sein, für die Erfüllung jener Bedingung zu sorgen. Die Geschichte der Convention vom 8. Februar ist voller Zweideutigkeiten, und die französische Politik ist offenbar bemüht, dieselben an's Licht zu ziehen und zu benutzen. Wenn das Blaubuch uns richtig informirt, so hat Herr von Bismarck Ende Februar und Anfang März gegen die Diplomatie der Westmächte die Stellung eingenommen, als sei die Convention mit Rußland überhaupt nicht zum rechtsgültigen Abschluß gekommen. Sie wurde von ihm eine blos „vorgeschlagene" genannt, es wurde erklärt, daß sie noch der Ratification bedürfe; insbesondere der eine Punkt, welcher die Verfolgung der Rebellen auf dem gegenseitigen Gebiet betraf, sei noch durch Instructionen an die militärischen Grenzbehörden zu ergänzen, und diese Instructionen sollten überhaupt nicht entworfen werden. Aber nicht nur von dieser Einen Stipulation, sondern von der gesammten Convention wurde versichert, daß sie fortan als „todter Buchstabe" angesehen werden könne. Sir A. Buchanan, als er seinem Minister diese Erklärungen berichtete, hatte gleichwohl die Meinung, daß ein Abkommen zwischen Preußen und Rußland existire. Einzelne Vorfälle, wie die Behandlung der auf preußisches Gebiet übergetretenen Truppen, haben diese Meinung bestärkt, und durch polnische Organe sind Actenstücke publicirt, welche die Existenz der Convention beweisen sollen. Das angebliche Schreiben des preußischen Generals Lewald entsprach ungefähr den Vorstellungen, welche man von der gegenseitigen Cooperation der preußischen und russischen Grenztruppen hatte, und der Erlaß des Oberpräsidenten Horn, nach welchem die übertretenden Russen im Besitz ihrer Waffen bleiben und nach preußischen Grundsätzen verpflegt und einquartirt werden sollten, stimmte mit dem thatsächlichen Verfahren überein. Durch den Pariser Moniteur ist uns weiter die staunenswerthe Mittheilung geworden, daß die französische Regierung unsern Botschafter wegen jener Actenstücke interpellirt, und daß dieser das eine Schreiben für erfunden, das andere für unwahrscheinlich erklärt hat. Wir wissen also, daß das Pariser Cabinet sich fortgesetzt das Recht anmaßt, uns wegen etwaiger Verabredungen mit Rußland zur Rede zu stellen, und wir sehen leider, daß man diesseits dieses Recht indirect anerkennt und die Position festhält, die Acte vom 8. Februar sei ohne praktische Folge geblieben. Diese Stellung ist eine so unklare und unhaltbare, daß die französische Schlauheit daraus in jedem günstig scheinenden Moment einen casus belli gewinnen kann. Die Verhandlungen in der Commission und dem Plenum des Herrenhauses, in denen von vertraulichen Mittheilungen des Ministerpräsidenten über

die Convention geredet wird, können von dem Ausland dabei zu Hülfe genommen werden.

Unsere Ansicht über den Schritt vom 8. Februar haben wir wiederholt entwickelt; er schien uns den Interessen des Landes diametral entgegengesetzt. Aber schlimmer noch als der Irrthum, der zu ihm geführt hat, ist eine Politik, welche sich von dem, was sie einmal gewollt hat oder noch will, weder offen loszusagen, noch es offen zu vertreten vermag. Die Widersprüche, die sich daraus ergeben, sind ein völlig ausreichender Angriffspunkt für den Gegner, und sie schwächen das Ansehen des Staates, weil sie als ein Zeichen von Furchtsamkeit gelten. Die Führer des Herrenhauses haben diese Staatskunst eine große, eine echt preußische genannt, und ihr die Anziehungskraft zugeschrieben, auch die dritte östliche Macht, Oestreich an sich heran zu ziehen. Sie haben offenbar kein Gefühl davon, wie ausgeschieden aus der Gemeinschaft der Ideen und Gesinnungen der europäischen Völker sie und ihre Gesinnungsgenossen stehen; sonst würden sie zugleich begreifen, aus welchen Gründen unser Staat isolirt ist und daß er es bleiben wird, bis er aufgehört hat, die Wurzeln seiner Kraft selbstmörderisch zu untergraben.

Notizen.

Die Jubelschriften dieses Jahres erinnern uns an ein Werk, das, nicht erst aus diesem Anlaß geschrieben und schon vor Ablauf des vorigen Jahres vollständig erschienen, ihnen doch in gewissem Sinne zugezählt werden kann. Wir meinen die „Preußische Kriegschronik, kurzgefaßte Darstellung der Feldzüge von 1640 bis 1850 von C. Helmuth, königl. preuß. Oberst z. D." (Leipzig G. Härneke 1862). Das Buch erfüllt, was der Titel verspricht; es enthält eine zusammenhängende Erzählung der preußischen Waffenthaten von den Anfängen der stehenden Armee unter dem großen Kurfürsten an bis auf unsere Tage; die Verknüpfung der Ereignisse ist überall hinreichend durchgeführt, um ein vollständiges geschichtliches Bild zu geben. Den streng wissenschaftlichen Maaßstab dürfen wir natürlich nicht anlegen, es war eine solche Leistung nicht beabsichtigt: und wenn wir hier und da erinnert werden, wie wenig doch eigentlich der unterscheidende Charakter der Kriegführung, der Taktik, der Heeresorganisation aus den verschiedenen Perioden unserer Kriege noch aufgeklärt ist, so weist das auf einen Mangel in der Wissenschaft, nicht auf eine Schuld des Verfassers hin. Wie gewissenhaft dieser gearbeitet hat, davon kann sich Jeder überzeugen, der solche Schilderungen, die ihm gerade näher bekannt sind, zur Prüfung ansehen will. Die wirklich schwere Aufgabe, in gedrängtem Ausdruck die ausführlicheren Darstellungen, die ihm vorlagen, treffend zusammenzufassen, hat er im Durchschnitt glücklich gelöst; uns sind nur wenige Stellen vorgekommen, wo ein zusammenfassender Ausdruck das Ereigniß selbst oder seine Bedeutung in ein schiefes Licht gerückt hätte. Auf so richtiger Unterlage erfüllt die Darstellung ihre eigentliche Absicht, zu dem Herzen, dem Gemüth des Lesers zu sprechen. Sie will ihm die Thaten der Väter erzählen, damit er sich daran zu

gleichen Thaten erhebe, sie will ihm auch ihre Fehler nicht verschweigen, damit er desto tiefer von der Arbeit, dem Ernst, den Opfern durchdrungen werde, unter denen Heer und Vaterland zu ihrer jetzigen Gestalt und Bedeutung herangewachsen sind. Das Buch ist eine Erinnerungsschrift, wie wir sie gerade jetzt gerne willkommen heißen.

Die Flugschriftenliteratur über die Militärfrage fließt neuerdings sparsam. Während wir noch im Octoberheft des vorigen Jahrgangs ein ganzes Dutzend solcher Schriften anzeigen konnten, wissen wir jetzt nur von zweien zu sagen, und auch von diesen nicht viel. Die eine, unter dem Titel: „Die preußische Landwehr, ihre Bedeutung und ihre Stellung im Heere" (Berlin, A. Jonas 1863), ist der bekannte, hier vollständig wiedergegebene Vortrag des Hauptmanns a. D. Pütter, der seiner Zeit die Polizei zum Einschreiten veranlaßt hat. Die Schrift wird in Folge davon natürlich etwa die doppelte oder dreifache Verbreitung finden, die sie sonst gefunden hätte; doch hat damit der Eifer der Polizei der von dem Verfasser vertretenen Sache wenigstens keinen Schaden gethan. Der Aufsatz ist, ohne viel Neues oder besonders Bedeutendes zu bringen, recht brav gearbeitet und ganz geeignet, zur Verbreitung vernünftiger und besonnener Ansichten über die Frage mitzuwirken. Herr v. Roon selbst könnte mit den Vorschlägen, die hier entwickelt werden, nach seinen neueren Erfahrungen ziemlich zufrieden sein; nur das halten wir für einen Fehler, daß der Verfasser das stehende Heer und die Landwehr wieder zu der einen Feldarmee verschmelzen will, die sie vor der Reorganisation bildeten. Die zweite Schrift ist von W. Rüstow: „Zur Warnung vor den Compensationen in der preußischen Militärfrage" (Hamburg, O. Meißner 1863), neuerdings auch noch einmal unter harmloserem Titel erschienen. Unsere Leser werden sie nicht so leicht zu sehen bekommen, denn sie ist jedenfalls mit Beschlag belegt und ist oder wird auch verurtheilt werden; und zwar Beides — wenn einmal Preßverfolgungen sein sollen — nach Verdienst, denn in Bezug auf Ton, Anstand, Sitte übertrifft sie noch die bisherigen Leistungen des Verfassers auf diesem Gebiet. Wem sie aber in die Hände fällt, dem möchten wir doch rathen, sie zu lesen, nicht blos zum „Amüsement," wie Herr Rüstow es dem Herrn Kriegsminister bereiten möchte, sondern auch um der Schärfe und Klarheit willen, womit manche Punkte dargestellt sind. Dabei ist es bemerkenswerth, daß Hr. Rüstow von dem Standpunkt der reinen Miliz, den er noch in seinem „preußischen Militärbudget" festgehalten hat, abgegangen ist und sich zu einer Reihe von Vermittelungsvorschlägen herbeigelassen hat, die freilich nicht alle von einer Bekehrung zu einer concreteren Auffassung der Frage zeugen.

Nicht früh genug glauben wir die Wiß- und Neugier unserer Leser auf den so eben erschienenen neuesten Band eines von Anbeginn an mit natürlicher Theilnahme von uns begleiteten Unternehmens spannen zu können. Nachdem Rochau's Geschichte Frankreichs von 1814—1852 die von S. Hirzel in Leipzig in Angriff genommene „Staatengeschichte der neuesten Zeit" glücklich eingeleitet

hatte, nachdem sodann im günstigsten Zusammentreffen mit dem Tagesinteresse Reuchlin die Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart mit unvergleichlicher Sachkunde dargestellt hatte, bekommen wir jetzt aus Anton Springer's Feder die neueste Geschichte eines Staats zu lesen, der uns näher, viel näher angeht als Frankreich und Italien, dessen Bewegungen hemmend und fördernd fast unmittelbar mit den Schicksalen des preußischen Staats zusammenhängen, dessen Politik aber vor Allem von dem Gesichtspunkt der nationaldeutschen Interessen eine zwischen den entgegengesetztesten Empfindungen, zwischen Bewunderung und Verwerfung, Neigung und Abscheu schwankende Aufmerksamkeit ununterbrochen herausfordert. Es ist ein ebenso dankenswerthes wie kühnes Unternehmen, die Geschichte Oesterreichs den Zeitgenossen vorzuführen. Wer unmittelbar in dem glänzenden Wirrsaal dieses Staates voll Schein und doch voll reellstem Leben mitteninne stünde, der würde uns schwerlich ein richtiges Bild von seiner Entwickelung während der letzten zwei Menschenalter geben können. Wer niemals selber darin gestanden, wer nicht in Oesterreich selbst Oesterreich kennen gelernt, der möchte vielleicht ohne Vorurtheil, aber schwerlich mit zulänglicher Kenntniß von den dortigen Dingen Rechenschaft zu geben im Stande sein. Unser Verfasser denkt über Oesterreichs Beruf und Fähigkeit in Beziehung auf Deutschland wie die deutsche Nationalpartei: er ist in den österreichischen Zuständen so zu Hause wie es selbst von den großdeutschen Träumern, von den Freunden des Herrn v. Schmerling nur wenige sein werden. An seinem Buche wird sich fortan orientiren müssen, wer irgend in Zukunft für oder gegen die Partie wird wetten wollen, die Oesterreich in seinen eigenen Ländern, die es in Deutschland und Europa spielt. Nicht etwa im Auftrage des Nationalvereins ist diese Geschichte geschrieben, aber doch hätte für die Förderung der Zwecke desselben in einer Zeit, da die Praxis der preußischen Regierung den Dienst versagt, nicht leicht ein wirksameres Mittel ersonnen werden können. Wir sehen mit Ungeduld dem Zeitpunkt entgegen, wo wir unseren Lesern einen selbständigen Ueberblick über den Inhalt dieses Bandes werden anbieten können, dem nur recht bald der abschließende zweite Band nachfolgen möge! Vom Jahre 1809 nimmt der Verfasser seinen Ausgang, denn im Kriege von diesem Jahre „standen zum letzten Male alle Deutschen bei Oesterreich, fühlte sich dieses Reich zum letzten Male in seinem deutschen Wesen und seiner rein-deutschen Bestimmung." Und nun beginnt, nachdem uns ein einleitendes erstes Buch durch die Schwankungen der österreichischen Regierung während des achtzehnten Jahrhunderts rasch hindurchgeführt hat, die eingehendere historische Ausführung des Themas, daß Oesterreichs Geschichte der fortwährende Kampf centripetaler und centrifugaler Tendenzen sei — ein Kampf, dessen Ausgang durch das Dogma der Unentbehrlichkeit und Unzerstörbarkeit der felix Austria doch eben nur für den patriotischen Glauben verbürgt ist. „Die Begründung der Politik des Stillstandes und des Gleichgewichts," „die Jubeljahre der Reaction," „Schwankungen und Rückschritte," „die Zersetzung der Regierungsgewalten" — so lauten, ominös genug, die Ueberschriften der vier nächsten Bücher, deren letztes uns bis zu der Einverleibung Krakaus, bis dicht vor den Zeitpunkt führt, wo die Revolution von 1848

den längst entschiedenen Verfall des alten Reiches nicht sowohl vollendete, als aussprach und registrirte. Und wir folgen der Erzählung mit immer steigendem Interesse, mit der Genugthuung, die wir allemal dann empfinden, wenn verwickelte Massen sich klar auseinandergeben, verworrene Fäden von geschickter Hand gelöst werden. Jede Sorge, in diesem bunten Wesen, dessen Verständniß den Zeitungsleser oft zu Mißmuth und Verzweiflung bringt, sich nicht zurechtfinden zu können, wird durch die Kunst und Kunde des Darstellers bald beseitigt. Er weiß so einsichtig zu gruppiren, so fesselnd zu erzählen, so anschaulich zu schildern, so lebendig zu charakterisiren! Die durchsichtige Klarlegung der österreichischen Finanznöthe und ihrer versuchten Abhülfen ist dem Verfasser bewunderungswürdig gelungen. Er ist hier so zu Hause und hat den Sinn für diese Dinge in nicht geringerem Maaße wie für die höheren politischen Potenzen und für die geistigen, die moralischen, die literarischen Wirkungen und Rückwirkungen des Staatslebens. Seine Charakteristik Franz' I. und Metternich's hebt sich glänzend gleich in der ersten Hälfte des Buches heraus, und soviel Verdienst der Darstellung steht endlich durchaus im Gleichgewicht mit dem Fleiß der Forschung, mit dem Reichthum der öffentlichen und der privaten Quellen, deren Herbeiziehung und gewandte Verwendung den Ausfall der österreichischen Archivschätze nur mäßig bedauern läßt. Wir schreiben in diesen Zeilen, wir wissen es, einen etwas panegyrischen Bericht über dies Buch, allein wir geben damit getreulich den Eindruck einer ersten raschen Lectüre wieder. Möchten wir recht viele unserer Leser veranlaßt haben, die Richtigkeit dieses Eindrucks an sich selbst zu erproben!

Dem Andenken Uhland's ist im letzten Hefte dieser Blätter ein eigener Aufsatz gewidmet worden. Dem Verfasser desselben lag der jetzt veröffentlichte Vortrag über den Dichter von Otto Jahn (Bonn, Cohen und Sohn) noch nicht vor; wir glauben daher nachträglich auf diese, durch die dankenswertheste philologische Gewissenhaftigkeit zu einem Buch angewachsene, ursprünglich bei der Uhlandfeier in Bonn gehaltene Rede des berühmten Gelehrten hinweisen zu müssen, um so mehr, da der Erlös des Buches für das Uhland-Denkmal bestimmt ist. — Man braucht bei einer Arbeit, die den Namen Jahn's an der Stirn trägt, die Genauigkeit der biographischen und literarischen Angaben nicht zu rühmen. Die Data der Uhland'schen Lebensgeschichte sind hier wie in keinem der bisher erschienenen Nachrufe und Vorträge zusammengestellt und durch Citate beglaubigt. Eine Nachlese zu den Gedichten und Schriften des Dichters, Briefe und politische Reden desselben, endlich ein von Bernays gefertigtes chronologisches Verzeichniß der Gedichte bilden einen Anhang, dessen Werth wenigstens der Literarhistoriker zu schätzen weiß. Der große Kreis der Leser wird sich am liebsten an den Text des Jahn'schen Vortrags halten und hier wieder am meisten durch die edle Einfachheit und Schlichtheit sich angesprochen fühlen, so sachlich, so treu, so echt — so ganz entsprechend dem Wesen des Gefeierten.

Verantwortlicher Redacteur: R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte.

X.

Louis Napoleon.*)

Sollten vielleicht patriotische Leser dieses Blattes und eifrige Literaturfreunde mit uns in's Gericht gehen wollen, weil wir es wagen, diese den Führern des zeitgenössischen französischen Geistes gewidmeten Betrachtungen mit einer Studie über den Schriftsteller Louis Napoleon zu beschließen? Wir haben uns nach reiflicher Erwägung entschlossen, über dies allerdings nicht so fern liegende Bedenken uns hinweg zu setzen, und zwar, wie man uns glauben wird, nicht aus Sympathie für die „Napoleonischen Ideen," noch aus einem vielleicht überschätzenden Wohlgefallen an des Autors immerhin sehr bedeutender schriftstellerischer Begabung: sondern weil wir der Ansicht sind, daß in keinem französischen Schriftsteller prägnanter und lehrreicher die Geistesströmung sich kund giebt, welcher die Gegenwart und wohl auch noch die nächste Zukunft unserer Nachbarn gehört, und mit welcher wir rechnen müssen, wir mögen es wollen oder nicht. Wir suchten am Beginn dieser Studien uns in der durchschnittlichen Lebensanschauung des durch die Revolution geschaffenen französischen Mittelstandes zurecht zu finden (Béranger und Scribe). Sodann gingen wir den intellectuellen Einflüssen nach, welche die neue französische Gesellschaft theils zurückzuführen suchten in die ausgebesserten und neu aufgestutzten Netze der feudal-hierarchischen Weltanschauung (de Maistre, Lamennais, zum Theil Chateaubriand), theils sie auszurüsten mit den

*) Vgl. Oeuvres de Napoléon III. T. I.—IV. Paris 1856. Der erste Band enthält: L'idée Napoléonienne 1840; 1688 et 1830, ein politisches Pamphlet, 1841; Lettre à M. Lamartine 1843; Rêveries politiques 1832; Mélanges (Gemischte Aufsätze über die verschiedenartigsten politischen Fragen). Im zweiten Bande folgen die Aufsätze über den Pauperismus 1842; die Zuckerfrage 1842; Considérations politiques et militaires sur la Suisse 1833; Projet de loi sur le récrutement de l'armée, quelques mots sur Joseph Napoléon Bonaparte; le Canal de Nicaragua. Im dritten Bande stellt der Kaiser seine politischen Reden und Manifeste zusammen, und der vierte enthält das Fragment seiner Geschichte über die Vergangenheit und die Zukunft des Geschützwesens.



politischen Gedanken, welche in einem Theile der germanischen Völker eine so glänzende Probe ihrer Lebenskraft bestanden haben (Frau von Staël, Guizot). Dann, in den Studien über Lamartine und George Sand, machten wir uns das Chaos hochfliegender Anregungen, leidenschaftlicher Gefühle und phantastischer Vorstellungen klar, welche die Gährung des romanischen Geistes vom dritten bis zum fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts aus eigener Kraft dem einen System wie dem anderen glaubte entgegensetzen zu dürfen. Die leidenschaftlichen Anklagen endlich, mit welchen einer der beredtesten Wortführer der besiegten Partei, V. Hugo, gegen das von der Geschichte über sie gefällte Verdict protestirte, haben uns in unserer letzten Betrachtung beschäftigt. So scheint es uns denn billig, am Schlusse auch den anderen Theil zu Worte kommen zu lassen und mit möglichster Objectivität in den Ideenkreis einzutreten, in welchem die bewußten, klar sehenden Vertheidiger der gegenwärtigen Ordnung der Dinge sich bewegen. Daß wir dabei Louis Napoleon vor einem Romieu, Granier de Cassagnac, Laguerronnière, Edmond About u. s. w. den Vorzug geben, bedarf wohl der Rechtfertigung nicht. Es ist, wenn vielleicht eine Gefahr, so doch gewiß ein wohlerworbener Ruhm des Kaisers, daß er unter den zahllosen Advocaten und Handlangern seines Systems als der auch geistig herrschende Meister ohne Nebenbuhler hervorragt. Napoleon III. ist zudem unserer Ansicht nach nichts weniger als ein b o r n i r t e r Bonapartist. Er spricht überall mit klarster Umschau und vollkommen unbefangener und sachkundiger Würdigung der seinem System entgegentretenden Gegensätze, und unterscheidet sich von nicht wenigen gefeierten französischen Historikern und Politikern sehr zu seinem Vortheile durch eine, zu Zeiten fast an deutsches Weltbürgerthum erinnernde Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils. Die Vertheidiger seiner Staatsactionen werden dereinst, namentlich wenn das Glück ihm bis zuletzt treu bleiben sollte, um Milderungsgründe für seine harten Zusammenstöße mit der bürgerlichen Moral nicht verlegen sein. Sie werden mit Recht die bodenlose Zerfahrenheit des Parteitreibens betonen dürfen, aus dessen Chaos der Staatsstreich wie ein klärender Donnerschlag hervorbrach. Es wird ihnen nicht an Belegen fehlen, um für den glücklichen Usurpator die seit des Pisistratus Zeiten zur echten Tyrannis gehörenden Züge persönlicher Liebenswürdigkeit geltend zu machen, und auch von reellen, nicht nur dem französischen Volke geleisteten Diensten wird dabei ohne Schädigung der Wahrheit die Rede sein können. Aber eines wird auch der dienstfertigste Apologet des Bonapartismus zu vermeiden haben: er wird nicht behaupten dürfen, daß der Wiederhersteller des Kaiserreichs die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit, der gesetzlich geregelten Selbstregie-

rung den Franzosen vorenthalten habe aus Mangel an eigenem Verständniß für deren Natur und Bedeutung. Es scheint uns diese Seite der Bildung Louis Napoleon's, mit welcher eine an seine deutsche und schweizerische Erziehung erinnernde Freiheit von nationalen Vorurtheilen Hand in Hand geht, für die Würdigung seiner Taktik und seiner culturhistorischen Bedeutung so wichtig, daß wir, statt über dieselbe in herkömmlicher Weise mit dem summarischen Vorwurfe politischer Mantelträgerei hinwegzugehen, es im Gegentheil für zweckmäßig halten, sie zum Ausgangspunkte der Betrachtung zu machen.

Vor Allem, wie gesagt, ist der Kaiser durchaus nicht jener Anbetung alles französischen Wesens unterworfen, welche uns in den Arbeiten selbst gründlicher und gelehrter französischer Forscher, u. a. selbst bei Männern wie Guizot und Thierry so seltsam berührt. Frankreich ist für ihn einfach das Land, auf welches die Natur der Verhältnisse seine Thätigkeit in erster Linie hinweist. Es wird ihm so zum Gegenstande eines beständigen Studiums, auf welchen er, mit Plan und Bewußtsein, jeden von irgend einer Seite ihm kommenden Lichtstrahl reflectiren läßt. Frankreichs Bedürfnisse und Leidenschaften sucht er zu erforschen, auf Frankreichs Meinung zu wirken ist bei Allem, was er schreibt, sein Gedanke. Aber er selbst ist keineswegs in dem Zauberkreise der französischen Ideen gefangen und zeigt sich, bei allem zur Schau getragenen Patriotismus, oft genug wenig geneigt, in den hergebrachten Ton französischer Selbstvergötterung einzustimmen. Seine einzige, bis jetzt erschienene, eigentliche historische Arbeit, die leider Fragment gebliebene „Geschichte der Vergangenheit und Zukunft des Geschützwesens" (1846) gewährt unter diesem Gesichtspunkte ein eigenthümliches Interesse, wie sie denn überhaupt keineswegs des prinzlichen oder kaiserlichen Nimbus bedarf, um für ihre klare, durch und durch pragmatische Auffassung der Thatsachen, so wie für ihre bündige, elegante und kräftige Sprache die Theilnahme des Lesers zu gewinnen. Das Werk leistet mehr, als der bescheidene Titel verspricht. Bei aller Sorgfalt, mit welcher der Verfasser der militär-technischen Seite seines Gegenstandes gerecht wird, hält er die Fäden in sicherer Hand, welche denselben mit den großen Mittelpunkten des historischen Interesses verbinden. Die Geschichte des Geschützwesens wird in seiner Hand eine an feinen Bemerkungen reiche Würdigung des Einflusses, welchen die Ausbildung des Heerwesens auf die Zersetzung und Vernichtung des Feudalsystems ausgeübt hat. Es fehlt dabei natürlich nicht an genauen Beschreibungen von Kriegsmaschinen und Schlachten, von den Zeiten Philipp's v. Valois bis auf die Gustav Adolf's hinab, bei welches letzteren Geschichte die Arbeit abbricht. Die Bogen und Armbrüste des vierzehnten Jahrhunderts, die Hakenbüchsen,



Bombarden, Feldschlangen, Falconets u. s. w. aus der Jugendzeit des Geschützwesens, die Lanzknechte, die „schwarzen Banden," die schweizerische, von Piken und Hellebarden starrende Phalanx, dann Gustav Adolf's, des eigentlichen Schöpfers der neuern Kriegskunst, bewegliche und kunstvoll gegliederte Waffen — alles das zieht in lebendiger Anschaulichkeit an uns vorüber. Weit hinaus aber über das Interesse dieses gut geordneten, geschichtlichen Stoffs fesselt den denkenden Leser die überall hervortretende Einsicht in die bestimmenden Ursachen militärisch-politischer Erfolge und die durch nationale Befangenheit nirgend getrübte Gerechtigkeit des Urtheils. Mit einschneidender Bestimmtheit wird unter Anderem bei Schilderung des vierzehnten Jahrhunderts die Ueberlegenheit der englischen Kriegführung über die französische auf ihre politischen Gründe zurückgeführt. „Die Furcht vor dem Volke und die Verachtung desselben, so wie der Mangel einer soliden Heeresverfassung, das waren die unaufhörlichen Ursachen unserer Niederlagen." Der französischen Ritterschaft wird der ihr gebührende Ruhm des fast unwiderstehlichen Ungestüms bei'm massenhaften Reiterangriffe nicht verkürzt. Aber um so schärfer tritt daneben hervor, wie alle diese Tapferkeit einer vom Volke feindselig getrennten Kaste vergeblich wurde, sobald ihr eine nationale, von bürgerlichem Rechtsbewußtsein und Vaterlandsliebe getragene Wehrkraft gegenübertrat. Der Verfasser läßt absichtlich die grellsten Schlaglichter auf diese Seite der französischen Kriegführung fallen. Er erzählt von jenem Infanterie-Hauptmann, der, wie Falstaff von Tewksbury, nach Verlust seiner ganzen Compagnie allein aus der Schlacht von Senlis (1418) zurückkam: „et faisait on grant risée (im französischen Ritterlager) pour ce que c'était tous gens de povre estat." Es wird betont, wie bei Courtray (1302) die Gemeinen sich so gut schlagen, daß Ritter Valepaylle zum Grafen von Artois (nach der Reimchronik) spricht:

Sire, cil vilain tant feront
Que l'honneur en emporteront,

worauf die Ritter ihren eigenen Armbrustschützen und Pikenieren in den Rücken fallen und über sie weg reiten. Ebenso ließ Philipp v. Valois bei Crécy seine Arbalétriers in einem Anfalle von Unmuth niederhauen, indem er rief: „Or tôt tuez toute cette ribaudaille qui nous empêche la voie sans raison." Auch vergißt der Prinz nicht zu berichten, wie man in Frankreich das um 1394 als Volksbelustigung kaum eingeführte Bogenschießen aus Kasten-Hochmuth und Mißtrauen gegen den gemeinen Mann alsbald wieder verbot — während die englischen Könige ihre streitbaren, bei Handhabung des Bogens aufgewachsenen Freisassen von Sieg zu Sieg führten. Später werden die Niederlagen Karl's des Kühnen,

der doch an seinen Heeren nichts sparte und jeden Fortschritt der Kriegskunst eifrigst benutzte, kurz und schlagend gekennzeichnet: „als die eines Mannes, welcher zu Grunde geht, weil er die reichen Mittel einer neuen Zeit im Dienst der alten Ideen verwendet,“ weil er glaubt, mit Geld, Pferden, Geschütz und Söldnern ein Reich ohne Volk und ohne natürlichen Mittelpunkt gründen zu können. Es wird späterhin sogar die Thatsache nicht verschwiegen, daß am Ende des funfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die kriegerische Kraft aller festländischen Heere, auch des französischen, wesentlich auf dem deutschen und schweizerischen Fußvolk beruhte, daß die französische Infanterie damals nicht in's Gefecht wollte, wenn sie nicht Lanzknechte oder Schweizer zur Seite hatte, welchen Fremden man ausschließlich die Bewachung des Geschützes anzuvertrauen pflegte. Der Prinz findet ein schönes, anerkennendes Wort für jenen deutschen Lanzknecht, welcher bei Ravenna für französischen Sold die That Winkelried's wiederholte, „denn es ist gut,“ fügt der Spender der Helena-Medaille hinzu, „daß man sich der tapferen Thaten der Männer erinnere, die für Frankreich gestorben sind.“ Nur zu einschneidend fügt er dann freilich hinzu: „Aber freilich, Winkelried's Name ist in der Geschichte geblieben, als der eines volksthümlichen Helden, während Niemand den des Lanzknechtes kennt!“ Und das Facit der Rechnung wird endlich in den Worten gezogen, an die zu erinnern am Vorabende eines französischen Krieges doppelt gerathen sein dürfte: „Das französische Volk war eben zu sehr unterdrückt, und nur das Gefühl der eigenen Ehre und Würde macht gute Soldaten,“ so wie in dem an die nämliche Adresse gerichteten Ausspruch: „Car le prestige ne dérive pas du privilége, mais des devoirs que le privilége impose.“

Hier wäre denn nun auch der Ort, gleich jener durch ihre Unbefangenheit und Unparteilichkeit bemerkenswerthen Aussprüche zu gedenken, in welchen der Nachfolger des Mannes von Jena und Leipzig wiederholt auf die preußische Heeresverfassung zurückkommt, d. h. auf das Heerwesen Scharnhorst's und Gneisenau's, welches damals noch in vollen Ehren bestand. Louis Napoleon verweilt mit Vorliebe auf dem Gegenstande, theils in seinem Gesammt-Glaubensbekenntnisse, der „Napoleonischen Idee,“ theils in besonderen, zum Theil im Progrès du Pas de Calais zuerst veröffentlichten Aufsätzen, sämmtlich aus den vierziger Jahren. Als leitender Gedanke zieht sich durch alle diese Arbeiten eine warme Anerkennung der volksthümlichen und bürgerfreundlichen Auffassung des Heerwesens, welche die damalige preußische Wehrverfassung, wenigstens im Geiste ihrer Begründer, durchdrang. Das preußische Heerwesen, meint Prinz Bonaparte (T. I. p. 95) biete unermeßliche Vortheile. Es lasse die Unterschiede schwinden,



welche den Bürger und den Soldaten trennen, es gebe allen bewaffneten Männern dasselbe Ziel: die Vertheidigung des vaterländischen Bodens. Es gewähre die Mittel, eine große Macht mit geringen Kosten aufzubringen. Es mache ein ganzes Volk befähigt, mit Erfolg einem feindlichen Einfalle zu widerstehen u. s. w. Aehnlich heißt es in einem Aufsatze über das französische Heerwesen (I. p. 423): „Ein preußischer General habe eines Tages das Wort gesprochen: in einem wohlgeordneten Lande müsse man nicht wissen, wo der Soldat aufhört und wo der Bürger anfängt.“ Darin liege die Philosophie eines Systems, welches unfehlbar von allen Mächten des Festlandes werde angenommen werden, da es den zeitgemäßen Forderungen der europäischen Völker entspreche. Der Prinz hat dabei natürlich den ursprünglichen Scharnhorst'schen Plan im Sinne, in welchem, Angesichts der bei den Krümpern und der Landwehr von 1813 gemachten Erfahrungen, die „Landwehrrecruten“ noch nicht als unpraktisch galten. Er rühmt an einer anderen Stelle (Ueber das Recrutirungsgesetz, 29. April 1843, II. p. 315), daß man in Preußen jenen Schacher nicht kenne, welcher den Namen eines weißen Sklavenhandels verdiene, und dessen Wesen sich durch die Worte ausdrücken lasse: „Einen Mann erkaufen (wenn man reich sei), um sich von dem Kriegsdienste zu befreien und dafür einen Mann aus dem Volke hinsenden, damit er an unserer Stelle sich todtschießen lasse.“ Sein Gesammturtheil über den Gegenstand aber faßt er (I. p. 423) deutlich und bündig in die Worte zusammen: „So löst das preußische System die Aufgabe materiell und moralisch, denn nicht nur vom militärischen Standpunkte ist diese Einrichtung vortheilhaft, sondern auch unter philosophischem Gesichtspunkte verdient sie bewundert zu werden, weil sie jede Scheidewand zwischen dem Soldaten und dem Bürger zerstört, und weil sie das Gefühl jedes Mannes erhebt, indem sie ihn lehrt, daß die Vertheidigung des Vaterlandes seine erste Pflicht ist.“

Und nicht nur in militärischen Dingen ist dem Prinzen diese Unbefangenheit des Urtheils eigen. Er bewährt sie nicht weniger in Fragen, welche die durch seine Familienüberlieferungen und die Natur der französischen Gesellschaft ihm bereitete Stellung im Grunde noch näher berühren. Nicht nur daß er das deutsche Unterrichtswesen, vielleicht in Erinnerung an seine eigenen Augsburger Studien, mehrfach rühmend hervorhebt, daß er mit richtigstem Tact in der Theilnahme der Geistlichen an einer gemeinsamen, freien, akademischen Bildung die beste Gewähr für die ihnen in der öffentlichen Achtung gebührende Stellung erblickt: auch den eigentlich brennenden Fragen, welche romanisches und germanisches Wesen bis heute noch trennen, geht er mehr als einmal mit voller Aufrichtigkeit und

Entschlossenheit zu Leibe. Wiederholt regt sich, trotz der planmäßigen Verherrlichung des ersten Kaiserreichs, die gesunde Einsicht des verbannten und verfolgten Prinzen, sobald er des Verhaltens seines großen Vorfahren (und sämmtlicher französischer Regierungen) zur persönlichen Freiheit der Franzosen gedenkt. Und er bleibt nicht einmal immer bei dem herkömmlichen lahmen Hinweise auf die liberalen Absichten stehen, welche der Kaiser gewiß ausgeführt haben würde, wenn ihn der Neid der Könige und die unverständige Ungeduld der Völker nicht daran gehindert hätten. Es werden gelegentlich die Grundbedingungen der englischen Freiheit, unbekümmert um ihren schneidenden Gegensatz gegen die französischen Zustände, mit Sachkenntniß und Anerkennung geschildert. Nicht nur daß in tendenziösen, zunächst gegen die Doctrinärs der Julirevolution gerichteten Darstellungen („1688 und 1830") Wilhelm's des Oraniers aufrichtiger Gehorsam gegen die Grundgesetze des Landes als die eigentliche Grundbedingung seiner Erfolge ausdrücklich gerühmt wird: der Aufsatz „Ueber die persönliche Freiheit in England" (in den Mélanges politiques, im zweiten Theile der Werke) geht noch tiefer auf den Gegenstand ein. Nach Mittheilung und Erklärung der Habeas-Corpus-Acte sagt der Napoleonide dem französischen Publicum: „In England ist die Regierung nie leidenschaftlich. Ihr Verfahren ist gemäßigt und immer gesetzlich. Auch kennt man dort nicht die Verletzungen des Hausrechts, denen man in Frankreich so ausgesetzt ist. Man achtet das Geheimniß der Familien, indem man die Briefe nicht anrührt. Man hindert die erste der Freiheiten nicht: die Freiheit, zu gehen, wohin man will, denn man verlangt keine Pässe, die nur eine Plage und ein Hinderniß für den friedlichen Bürger sind, ohne irgendwie diejenigen aufzuhalten, welche die Wachsamkeit der Obrigkeit täuschen wollen." Nicht einmal die Befugniß der englischen Gerichte, Verhaftung for contempt, wegen Beleidigung des Gerichtshofes, zu verfügen, findet Gnade vor den Augen des freisinnigen Prinzen. Er ruft die öffentliche Meinung zum Kampfe gegen diese Waffe der Willkür auf und liest dann den Franzosen über ihren Mangel an Verständniß für alle diese Dinge in goldenen Worten den Text: „Man störe in Frankreich die Ruhe der Bürger, man verletze ihre Wohnung, man lasse sie Monate lang in vorbeugender Haft verschmachten: so werden vielleicht einige edelmüthige Männer ihre Stimme erheben, aber die öffentliche Meinung wird ruhig und gleichgültig bleiben, so lange man nicht eine politische Leidenschaft weckt. Da liegt der große Grund gewaltthätiger Regierung. Sie kann eben gewaltthätig sein, weil sie keinen Zügel findet." — Auch die zweite, gleich wichtigste Grundlage staatsbürgerlicher Freiheit, das Vereins- und Versammlungsrecht, wird in einem anderen Artikel mit ähnlicher Sachkenntniß gewürdigt (II. p. 19).



„Dieses Recht," meint der Prinz, „sei die Grundlage jeder parlamentarischen Regierung. Die Stärke des englischen Parlaments bestehe darin, daß der politische Rohstoff stets in Hunderten von Versammlungen, Zweckessen, Clubs u. s. w. gereinigt werde, ehe er unter das parlamentarische Walzwerk komme" — und was wäre von unserem Standpunkte aus schließlich einzuwenden gegen die Vorschläge, mit welchen Louis Napoleon am Schlusse seines Aufsatzes über das Recrutirungsgesetz (29. April 1843) gegen die damaligen französischen Constitutionellen zu Felde zieht: „Statt sich zu bemühen, in Frankreich die aristokratische Verfassung Englands nachzuahmen, möge man von England lieber die Einrichtungen annehmen, welche die persönliche Freiheit beschützen, den Genossenschaftsgeist entwickeln und das Bewußtsein der auf Rechtssicherheit gegründeten bürgerlichen Gleichheit heranziehen. Von Deutschland endlich solle man das System des öffentlichen Unterrichts entlehnen, so wie die Gemeindeverfassung und die Heeres-Organisation."

So der aus dem Lande seiner Hoffnungen verbannte, so der selbst eingekerkerte Prinz und Kronprätendent. Daß es Angesichts seiner späteren kaiserlichen Praxis, namentlich zur Zeit der reactionären Hochfluth, in der freisinnigen Presse Sitte geworden ist, alle diese und ähnliche Aeußerungen eines klaren und vorurtheilsfreien Kopfes als nichtswürdige Heuchelei zu brandmarken, — darüber wird Niemand sich wundern dürfen, der in den schweren Rückschlägen des verflossenen Jahrzehntes die Gewalt der Thatsachen an sich und Anderen erfahren. Die öffentliche Meinung, namentlich in Deutschland, hatte vor 1848 den Prätendenten Louis Napoleon kaum gelegentlich eines Blickes gewürdigt. Die Größe so wie die Verschuldung des ersten Napoleon, vor dessen Schatten man noch zitterte, drückten mit gleicher Wucht die Gestalt des „Abenteurers," der es wagte, die furchtbare Erbschaft dieses Namens antreten zu wollen, in ihr Nichts zurück. Wer kümmerte sich um die Versprechungen und Aussprüche eines jungen, anrecht- und besitzlosen Mannes, der, aller Geschichtsphilosophie zum Trotze, den Bonapartismus nicht als eine ein- für allemal abgefertigte Ausnahmserscheinung wollte gelten lassen, der die Bedeutung eines fortwirkenden, zukunftsreichen politischen Princips für denselben in Anspruch nahm und der zumal in seinen Versuchen, diesen Ueberzeugungen Geltung zu schaffen, es zweimal so gröblich versehen hatte? — Und als dann derselbe Mann durch die von der Februarrevolution offen gelegte Bresche seinen Siegeslauf nahm, wer hätte es da den Enttäuschten, Geschlagenen, Zertretenen hüben und drüben verübeln mögen, wenn sie einfach nach dem Buchstaben seiner ihm ungünstigsten Erklärungen mit ihm in's Gericht gingen und Alles, was er früher gesagt und gethan, nur so weit in Erinnerung brach-

ten, als es dazu beitragen konnte, den „Verrath“ noch schwärzer, die „Heuchelei“ noch verächtlicher erscheinen zu lassen?

Man wird es uns zutrauen, daß wir auch heute, trotz des orientalischen und des italiänischen Krieges, trotz der Handelsverträge, der Verkehrserleichterungen und der bis jetzt in mancher nicht geringen Versuchung siegreich bestandenen freundnachbarlichen Haltung des Kaisers, diese Worte nicht etwa schreiben, um eine Apologie des Staatsstreichs einzuleiten. Aber freilich glauben wir daran erinnern zu müssen, daß wenigstens die Anklagen der Heuchelei und Falschheit um ein Bedeutendes an Schärfe würden verloren haben, wenn man öfter und gründlicher, als es geschehen, sich die Mühe gegeben hätte, in den Schriften des Kaisers dem Zusammenhange der ihn leitenden Gedanken nachzuforschen. Wir wollen es jetzt versuchen, dem Gegenstande von dieser Seite her einen ernstlichen Schritt näher zu treten. Unter den Documenten, auf welche die Untersuchung sich zu stützen hat, steht die Schrift Louis Napoleon's „Ueber die Napoleonische Idee“ (Oeuvres T. I.), sein ausdrückliches, politisches Glaubensbekenntniß, wie billig voran, aber auch die zahlreichen sonstigen, unter dem Titel „Mélanges politiques“ in den beiden ersten Theilen der Werke zusammengestellten Aufsätze gewähren ein willkommenes Material. Daß alles dieses mit der Vorsicht zu benutzen ist, mit welcher man wohl aus den Plaidoyers eines geschickten Advocaten seine Meinung entziffert, versteht sich von selbst. Doch darf hinzugefügt werden, daß die Verhüllungen und Widersprüche meist nur Zeit- und Detailfragen berühren, während die auf die Regierung Frankreichs berechneten Grundzüge des Systems sich keineswegs ängstlich dem Lichte entziehen.

Mit einer gewissen Genugthuung darf vom deutschen Standpunkte zunächst festgestellt werden, daß Louis Napoleon nicht der Ansicht ist, in seiner Idée Napoléonienne eine allen ihm erreichbaren Völkern mit Güte oder Gewalt zu applicirende, unfehlbare Heilslehre zu besitzen. Er stellt sich völlig auf den Boden der historisch-politischen Erkenntniß des Jahrhunderts und giebt von vorn herein zu, daß es die erste und wesentlichste Eigenschaft einer guten Verfassung sei, auf das specielle, ihr zu unterwerfende Volk zu passen: und zwar müsse sie ihre Form der Vergangenheit desselben entlehnen, ihren Inhalt der Gegenwart, ihren Geist aber der Zukunft. Was dann als Kern der Napoleonischen Politik und als das Heil und die Rettung Frankreichs empfohlen wird, ist eher alles Andere, als constitutionell oder republikanisch — weshalb Constitutionelle und Republikaner sich denn auch um so mehr bedenken sollten, den Verfasser des Betruges und der Sinnesänderung anzuklagen, weil er die von Millionen französischer Urwähler ihm entgegen getragene Macht bei erster Gelegen-

heit eben zur Durchführung seines, vor aller Welt längst offen daliegenden Programms benutzt.

Mit vollster Offenheit legt nämlich der Prinz überall, wo er speciell und systematisch französische Politik treibt, den ganzen Nachdruck auf die leichte und kräftige Arbeit einer die gesammte Nationalkraft planmäßig verwerthenden Verwaltungsmaschine und auf die dem Einzelnen, als Ersatz für seine Selbständigkeit, gebotene Möglichkeit, innerhalb dieses gleichmäßig und unwiderstehlich arbeitenden Mechanismus für sein persönliches Interesse zu sorgen, speciell, nach Maaßgabe von Neigung und Kräften, seinen Ehrgeiz oder seine Gewinnsucht zufrieden zu stellen. Dagegen werden die, wie wir gesehen haben, dem Verfasser sehr wohl verständlichen Grundlagen der staatsbürgerlichen Freiheit überall, wo die „Napoleonische Idee" in zusammenhängender Entwickelung auftritt, so absichtlich in einen blauen Zukunfts-Nebel gehüllt, daß nur sanguinische Voreingenommenheit oder Parteitendenz über die Tragweite der hin und wieder auftauchenden liberalen Wendungen sich täuschen kann. Mit besonderer Sorgfalt, als das eigentliche Fundament des Systems, wird überall die durch den Bonapartismus gesicherte Gleichberechtigung, die Beseitigung der Privilegienwirthschaft, die jedem Talente, jeder Kraft geöffnete freie Bahn, die jeder Leistung gesicherte Aufmunterung und Belohnung in Scene gesetzt. Kein „Säbelregiment" habe der Kaiser geführt, wie man fälschlich ihm vorgeworfen. Stets habe er in der Verwaltung den Civilbeamten den Vortritt gelassen, selbst in den eroberten Ländern; keine Civilstelle sei an Officiere vergeben worden; die Ehrenlegion habe keinen Unterschied des Standes, noch der Person gemacht, und wenn das Gesetz bisweilen streng war, so sei es doch für alle dasselbe gewesen. Um aber diese Masse gleichberechtigter, zusammenhangsloser Individuen einer mächtigen Action fähig zu machen, sei es nothwendig gewesen, sie zu disciplinieren, und das habe der Kaiser in genialer, der Natur des Volkes entsprechender Weise gethan, indem er an Stelle des zertrümmerten Feudalsystems eine großartige, fest gegliederte Hierarchie des persönlichen, vom Staate anerkannten Verdienstes setzte (T. I. p. 9 sqq.). Wie im politischen Leben sich über den Cantonversammlungen die Wahlcollegien, der gesetzgebende Körper, der Staatsrath, der Senat, die Großwürdenträger erhoben, wie in der Armee und der Verwaltung vom Unterofficier und Feldhüter bis zum Marschall und zum Minister die Träger der Gewalt in genau abgegrenzten Wirkungsgebieten aufstiegen, wie auf dem Gebiete der geistigen Arbeit ein streng vorgeschriebener, aber Allen zugänglicher Weg von der Elementarschule, durch das Collége und Lycée bis zum Institut de France emporführte — so habe die gesammte, durch den Kaiser neu geschaffene

französische Gesellschaft unter der Aegide der Napoleonischen Idee sich erheben, eine gewaltige Pyramide, auf breitester demokratischer Grundlage unerschütterlich ruhend und das Haupt über den Wolken von der Sonne des Genius umleuchtet.*)

Die nächste Frage ist nun: Wo die Kraft hernehmen, um die so gegliederten Massen derart zu lenken, daß neben der höchstmöglichen Kraft diejenige Sicherheit und Beständigkeit der Bewegung erreicht werde, welche andere Völker in der fest gegründeten Achtung vor dem Rechte und in der Uebung einer auf Gesetz und Herkommen ruhenden Selbstregierung zu finden meinen?

Der prinzliche Schriftsteller hat in Bezug auf diesen Hauptpunkt mit seiner Ansicht niemals zurückgehalten und es ist nicht seine Schuld, wenn man ihn hat mißverstehen wollen.

Mit anerkennenswerther Offenheit gründet nämlich Louis Napoleon, wo er sein System entwickelt, die principielle Berechtigung der Regierung nicht sowohl auf die öffentliche Vernunft, welche eines einheitlichen, ausführenden Organes bedarf, als vielmehr auf die selbstsüchtigen Leidenschaften der Einzelnen, denen ein kräftiger Zügel und eine Stütze und Führung Noth thue. „Vom Standpunkte unseres göttlichen Wesens aus brauchen wir nur Freiheit und Arbeit, um vorwärts zu kommen; unter dem Gesichtspunkte unserer sterblichen Natur bedürfen wir, um uns zu leiten, eines Führers und einer Stütze." Die innere Verwandtschaft mit dem Systeme des göttlichen Rechts liegt auf der Hand; ebenso freilich die logische Abirrung des Verfassers, wenn er hinzufügt: „Eine Regierung ist **also** nicht, wie ein trefflicher Volkswirth gesagt hat, ein nothwendiges Geschwür, **sondern vielmehr die wohlthätige Bewegungskraft des ganzen, socialen Organismus.**" Oder soll etwa, durch eine Art mystischer, politischer Transsubstantiation jene göttliche Urkraft des menschlichen Geschlechts, welche zum Fortschreiten nicht des Zügels, sondern nur der Arbeit und der Freiheit bedarf, durch den geheimnißvollen Act des Vote gé-

---

*) Artikel im Progrès du Pas de Calais, 4. October 1843: „Nehmen wir an, eine Regierung stütze sich freimüthig auf die Souveränetät des Volkes, das heißt auf die Wahl, so wird sie alle Gemüther für sich haben, denn wo ist der Einzelne, die Masse, die Partei, die es wagen dürfte, das aus dem Willen des Volkes hervorgegangene legale Recht anzugreifen? Nehmen wir ferner an, daß sie das Volk organisire, das heißt einem Jeden bestimmte Rechte und Pflichten zuweise, einen Platz in der Gemeinschaft, einen Grad in der socialen Stufenleiter ihm gebe: so wird sie das ganze Volk regimentirt (sic!) und die wahre Ordnung gesichert haben, die als Basis die Gleichheit der Rechte hat, und als Regel die Hierarchie des Verdienstes." — Wir glauben, das ist deutlich, und wenn darauf hin sechs Millionen Franzosen den Prinzen zum Präsidenten einer demokratischen Republik wählten, so ist es schon zu begreifen, daß er zwischen den Zeilen der Wahlprotokolle zu lesen versucht.

néral aus den Urwählern in ihren Erwählten hinüber strömen, so zwar, daß für die ersteren nichts übrig bleibt, als der gemeine Stoff der sterblichen, von Leidenschaften und Irrthümern beherrschten Natur? Fast kommen wir auf diesen Gedanken, wenn wir lesen (T. I. p. 37): „Für jedes Land giebt es zwei Arten sehr verschiedener und oft entgegengesetzter Interessen: die allgemeinen Interessen und die der Privaten, mit anderen Worten, die bleibenden und die vorübergehenden Interessen. Die ersteren wechseln nicht mit den Generationen: ihr Geist pflanzt sich fort, von Geschlecht zu Geschlecht, durch Ueberlieferung mehr, als durch Berechnung. Diese Interessen können nur durch eine Aristokratie, oder, wenn sie fehlt, durch eine erbliche Familie vertreten werden. Die vorübergehenden und besonderen Interessen im Gegentheil wechseln häufig nach den Umständen und können nur durch die Vertreter des Volkes wohl begriffen werden, welche, sich beständig erneuernd, der treue Ausdruck der Wünsche und Bedürfnisse der Masse sein sollen. Da nun Frankreich keine Aristokratie mehr hat noch haben kann, – so wäre dort die Republik jener erhaltenden Macht beraubt gewesen, die, eine getreue, wenn auch oft unterdrückende Wächterin der allgemeinen und bleibenden Interessen, Jahrhunderte hindurch in Rom, in Venedig, in London die Größe jener Länder hervorgebracht hat, durch das einfache Beharren in einem nationalen Systeme."

Wir dächten, das wäre ein unzweideutiges, von französischen Republikanern nicht mißzuverstehendes Manifest. Es stimmt damit ganz überein, was der Prinz drei Jahre später (7. November 1843) seinen zukünftigen Unterthanen über ihre parlamentarischen Gewohnheiten zu lesen gab (Oeuvres T. II). Schon damals sind ihm, dem Gefangenen in Ham, die constitutionellen Ministerwechsel ein Greuel. Höchstens einen absetzbaren Conseils-Präsidenten, einen Orateur Politique der Regierung, will er als Opferlamm auf die parlamentarische Schlachtbank senden. Im Uebrigen verlangt er unabsetzbare, nur dem Erwählten des Volkes, dem demokratischen Dictator verantwortliche Fachmänner: — wie er denn überhaupt auf die von seinem großen Oheim so meisterhaft organisirte Verwendung der Specialitäten aller Art, auf die in dem Staatsrathe gipfelnde Verwaltungsmaschine stets das entscheidende Gewicht legt, in Aufzählung und Anpreisung der Volksrechte über das Zugeständniß der Gleichheit und des allgemeinen Wahlrechts niemals hinausgeht. — Und nun vergleiche man mit diesen Bekenntnissen des verfolgten, nach Popularität strebenden Kronprätendenten das Manifest des glücklichen, auf den Trümmern der Republik sich erhebenden „Erwählten des französischen Volkes." Frankreich, so werden wir da belehrt (in der Einleitung der Ver-

fassungsurkunde), Frankreich sei durch Natur und Geschichte das Land der centralisirten Monarchie. Das französische Volk werde sich nie davon abbringen lassen, für Alles, Gutes wie Böses, sich an die Person seines Oberhauptes zu halten. Warum also schreiben: Der Kaiser ist unverantwortlich? Da doch die öffentliche Meinung es sich nicht wird nehmen lassen, ihm persönlich die etwaigen Fehlschläge seiner Politik zur Last zu legen. Daraus folge denn natürlich „die Freiheit der Regierung" (sonst auch wohl schlechtweg Despotismus genannt), die Unverantwortlichkeit der Minister, die Verdammung des Parlamentarismus mit seinen aufgeregten Versammlungen, seinen „die öffentliche Meinung irre führenden" Reden; ferner die Allgewalt der Beamten nach Unten hin und wiederum ihre unbedingte Abhängigkeit von der Centralgewalt, da ja eben kein anderes Prestige ihnen zur Seite stehe, als eben das des im Vertrauen des Volkes wurzelnden Staats-Oberhauptes.

Man mag in dem Allen den offenen Verzicht auf jede organische Fortentwickelung des öffentlichen Lebens erblicken und die Permanenzerklärung des Despotisme tempéré par l'assassinat et la révolte. Wir wären die Letzten zu widersprechen. Nur lasse man davon ab, auf Grund gelegentlicher theoretischer Ausführungen von anderer Farbe, den Vorwurf der Heuchelei oder den des Wankelmuthes gegen den Mann zu erheben, der durch diese Verfassung einer Republik ein Ende machte, welche ihn, nachdem er dieselben Grundsätze Jahre lang als die für Frankreich passendsten vertheidigt, mit Millionen von Stimmen zu ihrem Oberhaupte erwählte. Man lasse doch dem Erben der Februar-Revolution den von ihm selbst so oft betonten Grundsatz zu Gute kommen, daß man von keiner Regierung billiger Weise verlangen dürfe, gegen ihr eigenes Lebensprincip zu handeln und einen politischen Selbstmord damit zu begehen, und mache es ihm nicht zum Verbrechen, daß er einst in Stunden freier Betrachtung sich fähig gezeigt, mit klarer Objectivität dem Gegensatze desselben Systems gerecht zu werden, an dessen Durchführung er sich gleichwohl durch ein genügendes Verhängniß unwiderruflich gebunden weiß! — Viel schlimmer dagegen, als in jenen, von der „Napoleonischen Idee" freilich scharf genug abstechenden Kundgebungen allseitigen politischen Verständnisses, stellt sich vor dem sittlichen und sachlichen Urtheile des Lesers die Sache des prinzlichen Schriftstellers in nur zu zahlreichen, lediglich auf Rechnung einer rücksichtslosen Parteitaktik zu setzenden Stellen seiner pamphletartigen Abhandlungen.

Obenan steht hier die berüchtigte, seit den Tagen von St. Helena bis zur heutigen Stunde mit der Gedankenlosigkeit eines gewissen Publicums ihr Spiel treibende Bonapartistische „Freiheitsliebe." Sie macht in den



Werbeschriften des Prinzen Napoleon nicht weniger Parade als in dem Lügen-Testament seines Oheims. „Stets ein Ziel vor Augen," meint der Verfasser der „Napoleonischen Idee," „wandte der Kaiser die nach den Umständen wirksamsten Mittel an, um dahin zu gelangen. Und welches ist sein Ziel? Die Freiheit!" Folgt eine geläufige Aufzählung aller der Arbeiten, welche der Kaiser nothwendig vollbringen mußte, ehe er sein Werk durch die Freiheit krönen konnte, als da sind: Beseitigung der Parteien, Erneuerung des öffentlichen Geistes, Wiederherstellung der Religion, der politischen Ueberzeugung, oder wenigstens eines dieser beiden Dinge; sodann Herstellung der Achtung vor dem Gesetze, Erschaffung neuer Sitten sammt neuer Grundsätze, Begründung einer bürgerlichen und militärischen Hierarchie, endlich Besiegung der äußeren Feinde und Gewinnung zuverlässiger Bundesgenossen! Man sieht schon, es ist eben keine Gefahr vorhanden, daß dieser Wechsel zu frühzeitig fällig werde. Er wird den zweiten Napoleoniden so wenig in Verlegenheit bringen, als den ersten, und es ist kaum des Ausstellers Schuld, wenn sich immer noch Leute finden, die ihn in Zahlung nehmen. Aber es giebt noch drastischere Effectstellen in der neu-napoleonischen Literatur. Es wird der unverwüstlichen Naivetät des französischen Volksbewußtseins die Stelle geboten (in der Idée Napoléonienne): „Die Napoleonische Idee trete in die Hütten, nicht mit unfruchtbaren Erklärungen der Menschenrechte, sondern mit den Mitteln, den Durst des Armen zu löschen und seinen Hunger zu stillen." Die Napoleonische Idee sei wie die des Evangeliums: sie fliehe den Luxus, sie bedürfe weder der Pracht noch des Glanzes, um sich Eingang zu schaffen. Nur im äußersten Nothfall rufe sie den Gott der Heerschaaren an (z. B. in Mexico und Cochinchina); demüthig, aber ohne Niedrigkeit klopfe sie an alle Thüren, höre sie ohne Haß und Rachsucht Beleidigungen an, schreite sie beständig voran, ohne Stillstand, denn sie wisse, daß das Licht ihr voran gehe und daß die Völker ihr folgen. Die Napoleonische Idee, im Bewußtsein ihrer Kraft, weise die Bestechung, die Schmeichelei, die Lüge, diese gemeinen Hülfsmittel der Schwäche, weit von sich zurück." — Auf gleicher Linie stehen, speciell für unser deutsches Bewußtsein, die Versuche Louis Napoleon's, die auswärtige Politik seines Oheims mit der öffentlichen Meinung des neunzehnten Jahrhunderts zu versöhnen. Wir sind hier darauf gefaßt (und müssen es leider sein), uns die Rechnung über die feudalen, für unsere urgermanische Kraft zu schweren und festen Ketten machen zu lassen, von denen die Napoleonischen Siege uns direct oder indirect erlöst haben. (Wollte Gott, es wäre uns heute, nach funfzig Jahren, gestattet, ohne Erröthen die Vermuthung auszusprechen, daß wir auch ohne Jena des Junkerthums uns hätten entle-

digen können!) Weiter geht schon die Behauptung, daß der Kaiser auf seinen Zügen nach Austerlitz, Jena, Wagram und Moskau nichts weiter im Sinne gehabt, als den Plan, die Unabhängigkeit der Nationen zu begründen. (Daß die Satrapenkönigreiche in Deutschland und Italien Deutsche und Italiäner zum Nationalsinn erzogen haben, ist freilich nicht unwahr. Hoffen und wünschen wir, daß auch die innere Politik der „Napoleonischen Idee" einst Gelegenheit zu ähnlicher Rechtfertigung ihrer Urheber gebe!) Dagegen glauben wir es auf's Wort, aller Versuche boshafter Deutung uns enthaltend, daß auch der große Oheim des Mannes von Solferino und Villafranca einen allgemeinen Krieg stets zu vermeiden bemüht war, daß ein (wo möglich schwächerer) Gegner ihm immer genügte und daß er ohne diese Politik nie über seine Feinde triumphirt haben würde. Preußen, so wird uns bei der Gelegenheit versichert, Preußen habe dem Kaiser unter allen Staaten das größte Herzeleid zugefügt, nicht etwa durch Leipzig und Belle-Alliance, sondern weil es Ihn, seinen natürlichsten, besten Freund gezwungen, es anzugreifen und zu zerstören. Denn der Kaiser habe Preußens nothwendig bedurft, um Oesterreich und Rußland unbeweglich zu halten, und nur auf uns wäre es angekommen, aus diesem natürlichen Verhältnisse die größesten und dauerndsten Vortheile zu ziehen. In hergebrachter Weise wird dann den deutschen Patrioten und Philosophen der Text gelesen, weil sie, unvermögend, dem Aufschwunge des Kaisers zu folgen, für einen Strahl von Freiheit mitgeholfen hätten, den Heerd der Civilisation zu verlöschen; so wie überhaupt den fremden Nationen derb die Wahrheit gesagt wird, weil sie im Unmuth über ein vorübergehendes Uebel eine ganze Zukunft der Unabhängigkeit leichtsinnig zurückgewiesen hätten!

Neben diese seltsamen Versuche, die Politik des ersten Kaisers alles Einflusses menschlicher Leidenschaft zu entkleiden, treten nun die nur zu zahlreichen Stellen, in welchen Louis Napoleon ohne eine Spur von Pietät vor historischer Wahrheit sich der Geschichte, ganz im Stile des Pamphlets und der von ihm so bitter angefeindeten Tribüne, als eines zu beliebigem Gebrauche gefüllten Arsenals für die verwegensten Unternehmungen des Parteiinteresses bedient. Das Bedürfniß, der Julíregierung auf jede Weise in der öffentlichen Meinung zu schaden, beherrscht hier jede andere Rücksicht. Vor Allem ist der Prinz unerschöpflich in Declamationen über Corruption und heimtückische Mißachtung des Volksrechtes. 1832, in seiner Erstlingsarbeit, den Rêveries politiques, jammert er, wie freilich die gesammte Jugend jener Jahre, über die bevorzugte Minderzahl, welche, trotz der siegreichen Revolutionen, überall das Volk ihrem Vortheile und ihren Launen zum Opfer bringe. Noch mehr

aber, als die schroff auftretenden Despoten, ist ihm damals ein Erwählter des Volks zuwider, der dasselbe corrumpirt und eine, für einen Augenblick siegreiche Umwälzung für sich auszubeuten versteht. Später, als Prinz Louis, zum zweiten Male durch die großmüthige Schwäche Ludwig Philipp's dem keck herausgeforderten Verderben entrissen, in Ham seinen Studien nachgeht, nimmt er sich nicht übel, die Züge des Juli-Königs gelegentlich unter die Maske — Jacob's II. von England zu zwängen. „Jacob sei einfach von Sitten gewesen, habe in seiner Jugend tapfer für das Vaterland gekämpft, sei in der Schule des Unglücks erzogen, die so oft gerühmt werde und (wie auch heute noch freilich Jedermann sehen kann) dennoch oft so unfruchtbar sei! Bei alle dem sei er der schlechteste König gewesen, denn er habe nichts Englisches an sich gehabt, weder den Geist, noch das Herz, noch das Interesse, noch die Religion seines Volkes (Anspielung auf die protestantische Herzogin von Orleans?), nicht einmal seine Vorzüge seien die seines Volkes gewesen." Daß natürlich Ludwig Philipp's zaghafte Friedensliebe bei jeder Gelegenheit vor Gericht gerufen, getadelt und verhöhnt wird, versteht sich von selbst. Mit nicht unverdientem Spott blickt der Gefangene in Ham auf die pomphaft-theatralische Apotheose des todten Napoleon hin, während man den lebendigen Vertreter und Erben des großen Mannes unter Schloß und Riegel halte! Es fehlt nur noch, daß auch die Preßgesetzgebung verhöhnt wird, welche dem politischen Gefangenen, nachdem er zweimal sein Leben verwirkt, noch die Möglichkeit gewährt, mit solchen Waffen zu kämpfen. Schließlich muß selbst der Schatten des großen Oraniers sich gelegentlich dazu hergeben, dem Erben und Testamentsvollstrecker des „großen plebejischen Dictators" als durchscheinende Maske zu dienen. Die Quintessenz der Idée Napoléonienne, oder wenigstens ein gutes Theil der Stichwörter derselben, wird kühnlich in das Manifest des großen Begründers parlamentarischer Freiheit hinein interpretirt (T. I. p. 256 sqq.). „An der Spitze einiger Truppen," so spricht dort Wilhelm III., „werde ich über die Meerenge gehen und mich England als Befreier zeigen. Die Revolution, welche ich durch meine Armee zu bewirken gedenke, wird diesen Vortheil haben, daß ohne Gefahr für die Ruhe des Landes der Volkswille sich frei wird aussprechen können. Denn ich werde die Kraft haben, alle schlechten Leidenschaften im Zaume zu halten, welche bei politischen Erschütterungen sich immer erheben. Ich werde eine Regierung stürzen, indem ich dabei den Nimbus der Autorität unverletzt erhalte; ich werde die Freiheit ohne Unordnung begründen, und die Macht ohne Gewaltthätigkeit. Um mein Unternehmen und mein persönliches Eingreifen in einem so ernsten Kampfe zu rechtfertigen, werde ich für die Einen mein

Erbrecht geltend machen, für alle Andern meine Grundsätze — aber Alles werde ich nur von der freien Abstimmung annehmen, denn einem großen Volke zwingt man niemals weder seinen Willen noch seine Person auf."

Das Plaidoyer, wie man sieht, ist nicht übel und macht dem Witze des Verfassers alle Ehre. Es versteht sich, daß weder ein vertheidigendes noch ein widerlegendes Eingehen auf solche und ähnliche pamphletistische Kunststückchen, die dem Historiker freilich den Hals brechen müßten, hier auf unserem Wege liegt. Für uns haben diese an sich abgethanen Dinge nur noch ein psychologisches Interesse. Welch' eine Mannichfaltigkeit von Contrasten! Welche Mischung von Freimuth und Perfidie, von scharfem Verstande und schimmernder, confuser Sophistik! Auf der einen Seite die Effect haschende Phrase, wie wenn er, von Herrn Thayer in Arago's Auftrage um Nachricht über die mathematischen Studien Napoleon's I. gebeten, antwortet: „Der Feldherr — — löst die größten Aufgaben der transcendentalen Mathematik, denn am Ende seiner Rechnungen steht das Ergebniß: Ruhm, Nationalität, Civilisation!" Auf der anderen Seite oft der knappste, männlich gediegene Ausdruck; feiert unser Autor doch in dieser Richtung unter Anderm einen glänzenden Triumph über den ewig declamirenden Lamartine in einem Briefe, welcher des Letzteren Angriffe gegen Napoleon I. zurückweist (T. I. p. 351 ff.). Dicht neben unversöhnlicher Tücke Zeugnisse ritterlichsten Edelsinns. Wir erinnern z. B. an die Begnadigung des berüchtigten Verschwörers Barbès, weil er Wünsche für den Sieg der Krimm-Armee ausgesprochen. „Ein Gefangener," schreibt der Kaiser an den Vorsteher des Gefängnisses (3. Oct. 1854), „der ungeachtet langer Leiden so patriotische Gefühle bewahrt, kann unter meiner Regierung nicht im Gefängnisse bleiben. Lassen Sie ihn auf der Stelle und ohne Bedingungen in Freiheit setzen!" — Es ist leicht, über solche Züge, als über billige Schauspielerkünste, die Nase zu rümpfen. Aber wenn wir uns gewisser Perioden aus der Geschichte gewisser uns sehr am Herzen liegender Länder erinnern, so bedauern wir dennoch, daß sie zu solcher Kritik wenig Gelegenheit geben. Und Alles das also tritt uns entgegen als Ausfluß einer und derselben Persönlichkeit: — es gilt, einen Standpunkt für die Lösung dieses verwickelten Räthsels zu gewinnen. Denn daß der Kaiser nichts weniger ist, als ein vom Winde der Leidenschaften und der Verhältnisse bewegtes Rohr, daß die in der europäischen, namentlich aber der deutschen Presse vor anderthalb Jahrzehnten übliche Auffassung seiner allerdings seltsamen Erscheinung eines der wunderlichsten Quiproquo ist, welches der öffentlichen Meinung eines großen und aufgeklärten Volkes je gespielt worden ist, darüber dürfte Freund und Feind heute einig sein: hat man sich doch alle Tage dagegen zu wehren, daß die

einst auf seine Kosten so unerschöpflichen witzigen Kritiker ihn jetzt nicht unserm Volke als eine Art geheimnißvollen, unfehlbaren Zauberers aufschwatzen, der Alles wisse und Alles könne und gegen den jeglicher Widerstand vergeblich sei!

Was nun für uns den Kaiser, auch in seinen Schriften, aus dem Gebiete des Affects vollständig in das der Betrachtung entrückt, das ist einfach jenes Aufgehen seiner Persönlichkeit in der vom Schicksal ihm bereiteten historischen Situation, welches der Gesammtheit seiner Kundgebungen ganz unverkennbar einen geheimnißvollen Stempel der Naturnothwendigkeit aufdrückt. Die Zuversicht, mit welcher er, oft genug in aussichtslosester Lage, als Prätendent seinem Ziele nachging, ist bekanntlich fast beispiellos in der Geschichte. Man lese die nach dem Straßburger Attentat an seine Mutter geschriebenen Briefe (II. p. 65—96) oder die Aufsätze, mit welchen er in Ham seine Mußestunden füllt, oder seine Vertheidigung vor dem Pairshofe, oder seine Anreden und Proclamationen an das in Furcht vor der Republik zu ihm aufblickende Volk: nirgends auch nur die Spur eines Schwankens, eines Zweifels, eines Bedenkens. Ein einziges Mal klingt ein in dieser Umgebung doppelt seltsam anmuthender Ton tiefer gemüthlicher Bewegung zwischen diesen Kundgebungen bestimmtester Anschauungen und festen Willens hindurch. Der Prinz, nach der Katastrophe von Boulogne als wortbrüchiger Hochverräther verhaftet, erwartet in der Conciergerie seinen Proceß und füllt eine müßige Stunde mit der Uebersetzung von unseres Schiller's Gedicht „die Ideale." „O temps heureux de ma jeunesse, veux-tu donc me quitter sans retour? Veux-tu t'enfuir sans pitié, avec tes joies et tes douleurs, avec tes sublimes illusions? Rien ne peut-il donc t'arrêter dans ta fuite? Tes flots, vont-ils irrévocablement se perdre dans la nuit de l'éternité?" u. s. w. Die Uebersetzung ist, wie man sieht, ziemlich treu und nicht ohne Geschmack. Sie ist Fragment geblieben und schließt mit der Strophe: „Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze" u. s. w., wo sie charakteristisch genug mit den Worten abbricht: „le silence s'accrut et c'est à peine, si l'espoir jette encore une faible lueur sur mon obscure sentier." Es ist, als sträubte sich die Stimmung des Schreibers, so gedrückt sie ist, dennoch gegen den Ausdruck der vollständigen Entsagung — wie sie sich denn auch bald, in den ersten zu Ham geschriebenen Aufsätzen, wieder zur freudigsten Entschlossenheit hebt. Der vom 15. December 1840 datirte Artikel: „Aux Mânes de l'Empereur," zeigt Schmerz und Entmuthigung bereits vollkommen hinweggewischt. „Aus der Mitte des prachtvollen Leichenzuges, gewisse Huldigungen anderer Leute verschmähend, hast du einen Blick auf meine dunkle Zelle geworfen, und der Liebkosungen dich

erinnernd, die du an meine Kindheit verschwendet hast, sagtest du mir: Du duldest für mich, mein Freund, ich bin mit dir zufrieden!" Nicht einen Augenblick hat Louis Napoleon während seiner ganzen Prätendenten-Laufbahn durch die parlamentarische liberale Oberfläche des französischen Staatslebens über die innere Natur der von der Revolution und vom Kaiser zurück gelassenen Gesellschaft sich irre führen lassen. Der Lärm der Tribüne täuscht ihn nicht über den Mangel aller ersten Vorbedingungen für die Handhabung gesetzmäßiger, politischer Freiheit. Schadenfroh rückt er den doctrinären Staatsweisen Louis Philipp's es vor, wie die rechtlichen und socialen Zustände des Landes an Rußland und Oesterreich erinnern, während die Vertreter ihres Pays-légal sich in Nachahmung der britischen Aristokratie gefallen. Es erfüllt ihn mit Entzücken, zu sehen, wie diese Politiker (die Männer der Action nicht weniger als die des „Widerstandes") dem französischen Volke die ersten Lehrmittel der politischen Schule, die Zucht des Vereinslebens und der Selbstverwaltung, entziehen und gleichwohl nicht daran denken, für die starke centrale Kraftentwickelung zu sorgen, welche in Ermangelung eines lebendigen, politischen Organismus allein im Stande ist, die schrankenlose Selbstsucht der Einzelnen unter das Gesetz der Allgemeinheit zu zwingen. Die lahmen Reactionsversuche der Ultramontanen und Legitimisten, die verkümmerten Anfänge der liberalen Bewegung, und mehr als das Alles die unter dieser Oberfläche sich vorbereitenden Erstlingsversuche der socialistischen Democratie: alle diese sich verwirrenden und kreuzenden Erscheinungen der französischen Epigonenzeit sind ihm Bürgschaften des endlichen Erfolges: denn sie führen ihm den Beweis, daß diese Gesellschaft noch nicht die nothwendigen neuen Organe aus sich erzeugt hat, um nach der großen, zermalmenden Katastrophe sich auf die eigenen Füße zu stellen. Und damit gewinnt sein persönlicher Ehrgeiz die ideale Kraft des Bewußtseins einer geschichtlichen Sendung. Er fühlt sich berufen, eine Lücke in dem Leben seines Volkes zu füllen, die Aufgaben zu Ende zu führen, zu deren Lösung die mechanisch-centralisirende Staatsform des Cäsarismus noch Zeit und Raum haben dürfte, ehe ein neues, aus den Tiefen der Volkskraft aufquellendes Leben sie gründlich und für immer beseitigt. Und in diesem Bewußtsein gehen dieser eminent politischen Natur alle hemmenden und störenden Rücksichten, die der Leidenschaften und der Schwäche nicht weniger als die des formellen Rechts vollständig unter. „Je suis sorti de la légalité pour rentrer dans le droit." Diese Stelle aus seiner Antwort auf das Plebiscit (31. December 1851) ist in des Kaisers Munde sicherlich mehr als die herkömmliche Rechtfertigungsphrase der Revolutionen und Staatsstreiche. Der Mann hat wirklich die volle Ueberzeugung seiner Sen-

einst auf seine Kosten so unerschöpflichen witzigen Kritiker ihn jetzt nicht unserm Volke als eine Art geheimnißvollen, unfehlbaren Zauberers aufschwatzen, der Alles wisse und Alles könne und gegen den jeglicher Widerstand vergeblich sei!

Was nun für uns den Kaiser, auch in seinen Schriften, aus dem Gebiete des Affects vollständig in das der Betrachtung entrückt, das ist einfach jenes Aufgehen seiner Persönlichkeit in der vom Schicksal ihm bereiteten historischen Situation, welches der Gesammtheit seiner Kundgebungen ganz unverkennbar einen geheimnißvollen Stempel der Naturnothwendigkeit aufdrückt. Die Zuversicht, mit welcher er, oft genug in aussichtslosester Lage, als Prätendent seinem Ziele nachging, ist bekanntlich fast beispiellos in der Geschichte. Man lese die nach dem Straßburger Attentat an seine Mutter geschriebenen Briefe (II. p. 65 — 96) oder die Aufsätze, mit welchen er in Ham seine Mußestunden füllt, oder seine Vertheidigung vor dem Pairshofe, oder seine Anreden und Proclamationen an das in Furcht vor der Republik zu ihm aufblickende Volk: nirgends auch nur die Spur eines Schwankens, eines Zweifels, eines Bedenkens. Ein einziges Mal klingt ein in dieser Umgebung doppelt seltsam anmuthender Ton tiefer gemüthlicher Bewegung zwischen diesen Kundgebungen bestimmtester Anschauungen und festen Willens hindurch. Der Prinz, nach der Katastrophe von Boulogne als wortbrüchiger Hochverräther verhaftet, erwartet in der Conciergerie seinen Proceß und füllt eine müßige Stunde mit der Uebersetzung von unseres Schiller's Gedicht „die Ideale." „O temps heureux de ma jeunesse, veux-tu donc me quitter sans retour? Veux-tu t'enfuir sans pitié, avec tes joies et tes douleurs, avec tes sublimes illusions? Rien ne peut-il donc t'arrêter dans ta fuite? Tes flots, vont-ils irrévocablement se perdre dans la nuit de l'éternité?" u. s. w. Die Uebersetzung ist, wie man sieht, ziemlich treu und nicht ohne Geschmack. Sie ist Fragment geblieben und schließt mit der Strophe: „Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze" u. s. w., wo sie charakteristisch genug mit den Worten abbricht: „le silence s'accrut et c'est à peine, si l'espoir jette encore une faible lueur sur mon obscure sentier." Es ist, als sträubte sich die Stimmung des Schreibers, so gedrückt sie ist, dennoch gegen den Ausdruck der vollständigen Entsagung — wie sie sich denn auch bald, in den ersten zu Ham geschriebenen Aufsätzen, wieder zur freudigsten Entschlossenheit hebt. Der vom 15. December 1840 datirte Artikel: „Aux Mânes de l'Empereur," zeigt Schmerz und Entmuthigung bereits vollkommen hinweggewischt. „Aus der Mitte des prachtvollen Leichenzuges, gewisse Huldigungen anderer Leute verschmähend, hast du einen Blick auf meine dunkle Zelle geworfen, und der Liebkosungen dich

erinnernd, die du an meine Kindheit verschwendet hast, sagtest du mir: Du duldest für mich, mein Freund, ich bin mit dir zufrieden!" Nicht einen Augenblick hat Louis Napoleon während seiner ganzen Prätendenten-Laufbahn durch die parlamentarische liberale Oberfläche des französischen Staatslebens über die innere Natur der von der Revolution und vom Kaiser zurück gelassenen Gesellschaft sich irre führen lassen. Der Lärm der Tribüne täuscht ihn nicht über den Mangel aller ersten Vorbedingungen für die Handhabung gesetzmäßiger, politischer Freiheit. Schadenfroh rückt er den doctrinären Staatsweisen Louis Philipp's es vor, wie die rechtlichen und socialen Zustände des Landes an Rußland und Oesterreich erinnern, während die Vertreter ihres Pays-légal sich in Nachahmung der britischen Aristokratie gefallen. Es erfüllt ihn mit Entzücken, zu sehen, wie diese Politiker (die Männer der Action nicht weniger als die des „Widerstandes") dem französischen Volke die ersten Lehrmittel der politischen Schule, die Zucht des Vereinslebens und der Selbstverwaltung, entziehen und gleichwohl nicht daran denken, für die starke centrale Kraftentwickelung zu sorgen, welche in Ermangelung eines lebendigen, politischen Organismus allein im Stande ist, die schrankenlose Selbstsucht der Einzelnen unter das Gesetz der Allgemeinheit zu zwingen. Die lahmen Reactionsversuche der Ultramontanen und Legitimisten, die verkümmerten Anfänge der liberalen Bewegung, und mehr als das Alles die unter dieser Oberfläche sich vorbereitenden Erstlingsversuche der socialistischen Democratie: alle diese sich verwirrenden und kreuzenden Erscheinungen der französischen Epigonenzeit sind ihm Bürgschaften des endlichen Erfolges: denn sie führen ihm den Beweis, daß diese Gesellschaft noch nicht die nothwendigen neuen Organe aus sich erzeugt hat, um nach der großen, zermalmenden Katastrophe sich auf die eigenen Füße zu stellen. Und damit gewinnt sein persönlicher Ehrgeiz die ideale Kraft des Bewußtseins einer geschichtlichen Sendung. Er fühlt sich berufen, eine Lücke in dem Leben seines Volkes zu füllen, die Aufgaben zu Ende zu führen, zu deren Lösung die mechanisch-centralisirende Staatsform des Cäsarismus noch Zeit und Raum haben dürfte, ehe ein neues, aus den Tiefen der Volkskraft aufquellendes Leben sie gründlich und für immer beseitigt. Und in diesem Bewußtsein gehen dieser eminent politischen Natur alle hemmenden und störenden Rücksichten, die der Leidenschaften und der Schwäche nicht weniger als die des formellen Rechts vollständig unter. „Je suis sorti de la légalité pour rentrer dans le droit." Diese Stelle aus seiner Antwort auf das Plebiscit (31. December 1851) ist in des Kaisers Munde sicherlich mehr als die herkömmliche Rechtfertigungsphrase der Revolutionen und Staatsstreiche. Der Mann hat wirklich die volle Ueberzeugung seiner Sen-

einst auf seine Kosten so unerschöpflichen witzigen Kritiker ihn jetzt nicht unserm Volke als eine Art geheimnißvollen, unfehlbaren Zauberers aufschwatzen, der Alles wisse und Alles könne und gegen den jeglicher Widerstand vergeblich sei!

Was nun für uns den Kaiser, auch in seinen Schriften, aus dem Gebiete des Affects vollständig in das der Betrachtung entrückt, das ist einfach jenes Aufgehen seiner Persönlichkeit in der vom Schicksal ihm bereiteten historischen Situation, welches der Gesammtheit seiner Kundgebungen ganz unverkennbar einen geheimnißvollen Stempel der Naturnothwendigkeit aufdrückt. Die Zuversicht, mit welcher er, oft genug in aussichtslosester Lage, als Prätendent seinem Ziele nachging, ist bekanntlich fast beispiellos in der Geschichte. Man lese die nach dem Straßburger Attentat an seine Mutter geschriebenen Briefe (II. p. 65—96) oder die Aufsätze, mit welchen er in Ham seine Mußestunden füllt, oder seine Vertheidigung vor dem Pairshofe, oder seine Anreden und Proclamationen an das in Furcht vor der Republik zu ihm aufblickende Volk: nirgends auch nur die Spur eines Schwankens, eines Zweifels, eines Bedenkens. Ein einziges Mal klingt ein in dieser Umgebung doppelt seltsam anmuthender Ton tiefer gemüthlicher Bewegung zwischen diesen Kundgebungen bestimmtester Anschauungen und festen Willens hindurch. Der Prinz, nach der Katastrophe von Boulogne als wortbrüchiger Hochverräther verhaftet, erwartet in der Conciergerie seinen Proceß und füllt eine müßige Stunde mit der Uebersetzung von unseres Schiller's Gedicht „die Ideale.“ „O temps heureux de ma jeunesse, veux-tu donc me quitter sans retour? Veux-tu t'enfuir sans pitié, avec tes joies et tes douleurs, avec tes sublimes illusions? Rien ne peut-il donc t'arrêter dans ta fuite? Tes flots, vont-ils irrévocablement se perdre dans la nuit de l'éternité?“ u. s. w. Die Uebersetzung ist, wie man sieht, ziemlich treu und nicht ohne Geschmack. Sie ist Fragment geblieben und schließt mit der Strophe: „Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze“ u. s. w., wo sie charakteristisch genug mit den Worten abbricht: „le silence s'accrut et c'est à peine, si l'espoir jette encore une faible lueur sur mon obscure sentier.“ Es ist, als sträubte sich die Stimmung des Schreibers, so gedrückt sie ist, dennoch gegen den Ausdruck der vollständigen Entsagung — wie sie sich denn auch bald, in den ersten zu Ham geschriebenen Aufsätzen, wieder zur freudigsten Entschlossenheit hebt. Der vom 15. December 1840 datirte Artikel: „Aux Mânes de l'Empereur,“ zeigt Schmerz und Entmuthigung bereits vollkommen hinweggewischt. „Aus der Mitte des prachtvollen Leichenzuges, gewisse Huldigungen anderer Leute verschmähend, hast du einen Blick auf meine dunkle Zelle geworfen, und der Liebkosungen dich

erinnernd, die du an meine Kindheit verschwendet hast, sagtest du mir: Du duldest für mich, mein Freund, ich bin mit dir zufrieden!" Nicht einen Augenblick hat Louis Napoleon während seiner ganzen Prätendenten-Laufbahn durch die parlamentarische liberale Oberfläche des französischen Staatslebens über die innere Natur der von der Revolution und vom Kaiser zurück gelassenen Gesellschaft sich irre führen lassen. Der Lärm der Tribüne täuscht ihn nicht über den Mangel aller ersten Vorbedingungen für die Handhabung gesetzmäßiger, politischer Freiheit. Schadenfroh rückt er den doctrinären Staatsweisen Louis Philipp's es vor, wie die rechtlichen und socialen Zustände des Landes an Rußland und Oesterreich erinnern, während die Vertreter ihres Pays-légal sich in Nachahmung der britischen Aristokratie gefallen. Es erfüllt ihn mit Entzücken, zu sehen, wie diese Politiker (die Männer der Action nicht weniger als die des „Widerstandes") dem französischen Volke die ersten Lehrmittel der politischen Schule, die Zucht des Vereinslebens und der Selbstverwaltung, entziehen und gleichwohl nicht daran denken, für die starke centrale Kraftentwickelung zu sorgen, welche in Ermangelung eines lebendigen, politischen Organismus allein im Stande ist, die schrankenlose Selbstsucht der Einzelnen unter das Gesetz der Allgemeinheit zu zwingen. Die lahmen Reactionsversuche der Ultramontanen und Legitimisten, die verkümmerten Anfänge der liberalen Bewegung, und mehr als das Alles die unter dieser Oberfläche sich vorbereitenden Erstlingsversuche der socialistischen Demokratie: alle diese sich verwirrenden und kreuzenden Erscheinungen der französischen Epigonenzeit sind ihm Bürgschaften des endlichen Erfolges: denn sie führen ihm den Beweis, daß diese Gesellschaft noch nicht die nothwendigen neuen Organe aus sich erzeugt hat, um nach der großen, zermalmenden Katastrophe sich auf die eigenen Füße zu stellen. Und damit gewinnt sein persönlicher Ehrgeiz die ideale Kraft des Bewußtseins einer geschichtlichen Sendung. Er fühlt sich berufen, eine Lücke in dem Leben seines Volkes zu füllen, die Aufgaben zu Ende zu führen, zu deren Lösung die mechanisch-centralisirende Staatsform des Cäsarismus noch Zeit und Raum haben dürfte, ehe ein neues, aus den Tiefen der Volkskraft aufquellendes Leben sie gründlich und für immer beseitigt. Und in diesem Bewußtsein gehen dieser eminent politischen Natur alle hemmenden und störenden Rücksichten, die der Leidenschaften und der Schwäche nicht weniger als die des formellen Rechts vollständig unter. „Je suis sorti de la légalité pour rentrer dans le droit." Diese Stelle aus seiner Antwort auf das Plebiscit (31. December 1851) ist in des Kaisers Munde sicherlich mehr als die herkömmliche Rechtfertigungsphrase der Revolutionen und Staatsstreiche. Der Mann hat wirklich die volle Ueberzeugung seiner Sen-

tung. In diesem Sinne dürfen wir denn auch nicht verhehlen, daß die Vergleichung seiner zwischen 1848 und 1851 liegenden Taktik mit der seiner republikanischen sowohl wie seiner monarchischen Gegner in uns nicht die Gefühle erregt, welche in Victor Hugo's beredten Anklagen ihren klassischen Ausdruck fanden. Es wird nicht vergessen werden dürfen, daß die starke Mehrzahl der gesprengten Nationalversammlung in Bezug auf Mangel an aufrichtiger Verfassungstreue dem Präsidenten nichts vorzuwerfen hatte und daß die Republik den Franzosen in der That durch einen Handstreich verwegener Demagogen octroyirt worden war. Nicht daß wir darum das fröstelnde Gefühl verleugnen möchten, welches bei Durchmusterung der politischen Eide und Erklärungen von 1848 (freilich nicht nur der Bonaparte'schen und auch nicht nur der französischen) unsere deutsche Haut überläuft. Dasselbe wäre uns für keine staatsmännische Weisheit feil. Doch darf immerhin daran erinnert werden, daß der Prätendent von Straßburg und Boulogne, der Verfasser der „Napoleonischen Idee" gegen alle Bemühungen der provisorischen Regierung von vier Departements (Seine, Yonne, Charente-Inférieure, Corse) wiederholt in die Volksvertretung gewählt worden war, als er fast gleichzeitig mit den Herren Thiers, Montalembert u. s. w. der Republik Treue gelobte. Und als dann der erste, entscheidende Erfolg errungen, als 5½ Millionen französischer Urwähler nicht Lamartine, dem poetischen Redner der Februartage, nicht Cavaignac, dem siegreichen, aber des aufrichtigen Republikanismus verdächtigen Vertheidiger der Ordnung, sondern vielmehr dem Neffen des Kaisers die noch in ihrer Wiege liegende Republik übergeben haben — wer gewönne es von da ab über sich, ohne ein starkes Gefühl bewundernder Theilnahme dem ruhigen, sicheren Gange zu folgen, mit welchem dieser wahrhaft historische und staatsmännische Charakter unaufhaltsam seinem Ziele sich nähert! „Man würde einen schweren Irrthum begehen, wenn man glaubte, daß ein großer Mann allmächtig sei und daß er seine Kraft nur aus sich selbst schöpfe. Errathen, benutzen und leiten zu wissen, das sind die ersten Eigenschaften eines überlegenen Geistes." Diese Worte der Idée Napoléonienne (I. p. 32) scheinen uns die beste Charakteristik der Leistungen, durch welche Louis Napoleon seit 1848 die abwechselnd unwillige und zujubelnde Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich concentrirt hat, und billiger Weise sollten wir nicht ihm allein die Schuld beimessen, wenn eine geraume Zeit hindurch sein Volk und seine Epoche ihm nichts Besseres zu errathen und zu leiten gaben, als die Furcht vor den Opfern geschichtlicher Kämpfe, die Sehnsucht nach Ruhe und materiellem Genuß um jeden Preis und die Unfähigkeit zum Verständnisse eines auf freudiger, selbstthätiger Anerkennung und Handhabung des Rechts ge-

gründeten Gemeinwesens. Des Kaisers Reden und Proclamationen aus den Jahren 1848—1851 (sie sind im dritten Theile seiner Werke gesammelt) sind ein lehrreicher und nur zu getreuer Abdruck der damals in schneller Bewegung auf das Niveau des einfachen Selbsterhaltungstriebes herabsinkenden öffentlichen Stimmung. Das erste Wahlmanifest giebt den französischen Wählern noch gerade so viele republikanische Modephrasen zum Besten, als sie zur augenblicklichen Bemäntelung ihres innerlichen Bonapartismus bedürfen. Dann treten „Ordre,“ „Civilisation“ in den Vordergrund; das berühmte und äußerst geschickte, bei dem Besuche in Ham gesprochene Pater peccavi kennzeichnet den Uebergang des Prinzen aus den Reihen der unbefriedigt Strebenden in die der glücklich Besitzenden. Am 31. October 1849 ist „der Name Napoleon schon ein Programm“ und die „Imperfections de nos institutions“ werden zum erstenmale officiell, wenn auch noch in zarter Andeutung, erwähnt. Der 10. December 1849 bringt im Pariser Stadthause, vor der Auswahl des wohlgenährten Mittelstandes den ersten, offenen Angriff gegen das „gouvernement représentatif qui perd son prestige par l'acrimonie du langage et les lenteurs apportées à l'adoption des mesures les plus utiles.“ Am 15. August des nächsten Jahres tritt dann in Lyon das nur von der völligen Verblendung noch mißzuverstehende Programm des Staatsstreiches an's Licht. „Der Erwählte von sechs Millionen führt den Willen des Volkes aus, er verräth ihn nicht. Der Patriotismus kann in der Selbstverleugnung wie in der Ausdauer bestehen. (Vergleich mit der guten Mutter im Urtheile Salomonis, die ihr Kind lieber in fremde Hände giebt, als daß sie es tödten ließe.) Aber, wenn verwerfliche Anmaaßungen sich wieder belebten, so würde ich sie zur Ohnmacht zurückführen, indem ich noch einmal die Souveränetät des Volkes anriefe. Denn Niemandem steht das Recht zu, sich mehr den Vertreter des Volkes zu nennen, als ich es bin.“ (Die nur zu natürliche Antwort auf die politische Weisheit der Nationalversammlung, welche die Wahl des Präsidenten in die Hände der Massen legte.) — Noch einmal taucht dann vor den starrköpfigen Schwaben des Elsasses „der rechtschaffene Mann“ auf, „der nichts kennt, was über der Pflicht steht.“ (Straßburg, 22. August 1850.) Von da an aber gewinnt die Sprache ohne weiteren Rückfall an Deutlichkeit. Es wechseln in den zahlreichen Gelegenheitsreden der geschickt variirte Aufruf der materiellen Interessen und die unverhüllte Hinweisung auf des Prinzen Entschluß, dem Lande die von den Factionen vorbereitete Katastrophe des Jahres 1852 zu ersparen. Am 4. September 1850 ist der Präsident in Caën schon bereit, „größere Lasten zu tragen, wenn der Nationalwille sie ihm auflege.“ Am Tage darauf macht er in Cherbourg bemerklich, daß man

seine Macht stärken müsse, wenn man von ihm mehr Straßen, Eisenbahnen, Canäle verlange. Einen wahrhaft drastischen Eindruck macht der Bericht, welchen er am 12. November 1850 unter dem Beifalle der „republikanischen" Volksvertretung über die zur Erhaltung der Ordnung von ihm getroffenen Maaßregeln abstattet: 421 Maires, 183 Adjoints seien abgesetzt, nur die „Unvollkommenheit des Gesetzes" habe weiter gehende Schritte verhindert. Außerdem sei in 153 Communen die Nationalgarde aufgelöst und von energischen Maaßregeln seien die gefährlichen und verwerflichen Landschulmeister getroffen worden. Wenn dann nach einer Erinnerung an seinen Eid die Versicherung, daß 1852 das Volk feierlich seinen neuen Willen verkünden werde und die energische Forderung einer Revision der Verfassung den Schluß macht, so wird man zugeben, daß der Redner seine Meinung nicht mehr verhüllt, als es der nothdürftigste parlamentarische Anstand fordert. —

Was später gefolgt ist, liegt außerhalb der uns gesteckten Grenzen, da es nicht unsere Absicht sein kann, diese literarhistorische Studie zu einer Kritik der neueren Geschichte des europäischen Staatensystems zu erweitern. Nur ein Schlußbekenntniß glauben wir dem Leser noch schuldig zu sein. Wie alle Parteien gegenwärtig zugeben, hat der Mann des 2. Decembers, ohne im Innern den zwingenden Gesetzen seines Systems untreu zu werden, die Erwartungen von Freund und Feind durch seine Leistungen weit übertreffen. Seine erste große Action hat die Russenfurcht von den Völkern genommen, seine zweite hat eine hochbegabte Nation von langem politischem Scheintode erweckt. Weit entfernt, die phantastische Eroberungssucht seines Vorgängers nachzuahmen, hat er eine bewundernswerthe Mäßigung im Glücke gezeigt und den Vergrößerungsgelüsten der Franzosen schwerlich mehr nachgegeben, als er es mußte, um seine Popularität zu erhalten. Auch im Innern ist auf die ersten Gewaltmaaßregeln der kämpfenden Tyrannis eine milde, den Einzelnen schonende Praxis gefolgt. Mit einem mächtigen Schritte über seine eigenen Jugendideen und seine Ueberlieferungen hinaus, hat der Kaiser dem Freihandel in Frankreich die Bahn gebrochen, ist er dem Continent mit Anbahnung wichtiger Verkehrserleichterungen vorangegangen — und gegenwärtig sehen wir, mit unheimlicher Spannung, ihn beschäftigt, unter dem Beifalle der „öffentlichen Meinung" die verhängnißvollste Frage der neueren Politik in die Hand zu nehmen, in einem Augenblicke, da Ungeschick, Leidenschaften und Vorurtheile seiner natürlichen Gegner verschworen scheinen, ihm die Wege zu ebnen und ihn näher und gefahrlos einem entscheidenden, längst ersehnten Erfolge, auf unsere Kosten, entgegen zu führen. Da tritt denn die Frage an uns heran, ob dieses Heer von auf uns

einstürmenden Thatsachen einen zwingenden Grund für uns mit sich bringt, vor der „Napoleonischen Idee," und wäre es auch nur in ihrer Anwendung auf Frankreich, definitiv die Waffen zu strecken, sie als das letzte Wort der französischen Revolution anzuerkennen und uns darein zu ergeben, die idealen Gewalten des Lebens: die Kraft des die Wahrheit uneigennützig suchenden Gedankens und der, für die Verwirklichung des Rechts sich einsetzenden, sittlichen Persönlichkeit aus dem politischen Leben eines großen, einflußreichen Culturvolkes verschwinden zu sehen? Oder hätten wir gar Veranlassung, auf die Luftspiegelungen der, das Gebäude der Macht und Ordnung einst zu krönen bestimmten, Napoleonischen „Freiheit" uns einzulassen? Die nahe liegende Bemerkung, daß die demagogische militärische Dictatur eines ungewöhnlich begabten Trägers bedürfe, den die Natur der Dinge ihr gleichwohl nicht garantire, scheint uns für eine verneinende Beantwortung dieser Fragen kein hinreichender Grund. Haben doch Tiberius und Commodus so gehorsame Unterthanen gefunden, als August und Marc Aurel, eine Aussicht, vor der ja auch Herr Romieu und Consorten mit nichten erschrecken. Wir aber glauben, daß es hier auf menschliche Zufälligkeiten viel weniger ankommt, als darauf: wie lange noch jenes Wort des ersten Kaisers eine Wahrheit bleibt, auf welches der Verfasser der „Napoleonischen Idee" sich vornehmlich und mit gutem Grund beruft: „daß nämlich die Revolution das französische Volk in eine zusammenhangslose Masse von Sandkörnern aufgelöst habe, welche der Wind vor sich hertreibe, so lange nicht die Disciplin einer allmächtigen Regierung sie zu einem Felsen zusammenkitte." Daß die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts dem Kaiser Recht gegeben haben, wer dürfte es leugnen? Die französische constitutionelle Schule, mit ihrer äußeren Nachahmung englisch-aristokratischer Formen bei gänzlichem Mangel an Verständniß für den communalen Geist der englischen Freiheit — und fast mehr noch die socialistische Romantik, mit ihren Träumen von der beglückenden Allgewalt des auf dem allgemeinen, directen Stimmrecht ruhenden Staates: — alles das entschuldigt die französischen Urwähler vor der Hand nur zu sehr, wenn sie sich glücklich preisen, unter dem Schutze einer kräftigen, intelligenten Bevormundung zu leben, wenn sie sogar stolz auf ihre Nachbarn herabblicken, trotz einer Regierung, die jeder individuellen Kraft die Bahnen des Ehrgeizes und des Gewinnes ehrlich eröffnet und an die schwer zu erringenden, höheren politischen Tugenden keine Ansprüche macht. Eine andere Frage aber ist es, ob diese Erscheinungen der freien Presse des Auslandes das Recht geben, für Frankreich die Aera der Cäsaren einläuten zu helfen, und die „große Nation" für den Verlust ihres bürgerlichen Selbstbewußtseins, ihres idealen Forschertriebes, ihrer geistigen Führerschaft ein

für allemal durch Eisenbahnen, gut rentirende Actien und militärisch-diplomatischen Schimmer abgefunden zu glauben. — Wir unsererseits halten äußerst wenig von derjenigen Gattung von Vaterlandsliebe, die in vornehmem Stabbrechen über die Nachbarn sich äußert, wie uns denn, beiläufig bemerkt, kaum etwas geschmackloser und unleidlicher anmuthet, als das bekannte, bauernstolze Pochen so vieler Engländer und englischer Americaner auf ihre Race, ihr durch keine geistige Anstrengung zu ersetzendes „angelsächsisches Blut.“ Speciell haben wir in Deutschland gerade in diesem Augenblicke herzlich wenig Veranlassung, uns mit politischen Erfolgen zu brüsten. — Und doch, wer der Ansicht wäre, daß politische Tüchtigkeit, Befähigung zur Selbstregierung, wenn einmal zu Grunde gegangen, sich ebenso wenig im Charakter eines Volkes wieder herstellen läßt, als etwa ein durch menschliche Thorheit vernichteter Urwald auf hohem, kahlem Gebirge — müßte einen Solchen, trotz alledem und alledem, nicht gerade ein Blick auf preußische und deutsche Verhältnisse eines Besseren belehren? Wie lange ist es denn her, daß noch die ganze französische Bevormundung auf dem deutschen Bürger und Bauern lastete, nur ohne ihre glänzenden und erhebenden Seiten, nur ohne die Energie und die Unparteilichkeit der überrheinischen Centralisation? Was waren es denn für Bürger, die Stein mit der Städteordnung beschenkte? Oder, um näher Liegendes zu erwähnen, welch' eine Sorte von Urwählern bediente sich denn 1848 bei uns zuerst des politischen Wahlrechts und welcher Art waren die Leser und — die Journalisten, welche sich damals der jungen Preßfreiheit erfreuten? Ja, wie verhielten die politischen großen Versammlungen des denkwürdigen Jahres sich zu den deutschen Volksvertretungen, welche gegenwärtig, unbeirrt durch die Ungunst der Zeit, fest gegen die eigene Leidenschaft, wie gegen den Hohn der Gegner und die Ungeduld der Freunde, an der Begründung des deutschen Rechtsstaates arbeiten? Es scheint uns nicht schicklich, noch gerathen, Angesichts dieser Erfahrungen leichtfertige Zweifel an der politischen Bildungsfähigkeit eines geistreichen, thatkräftigen, von dem vollen Strome der europäischen Civilisation umflutheten Volkes zu erheben. So weit wir mit französischen Dingen bekannt sind, glauben wir sogar in greifbaren Erscheinungen schon jetzt eine Garantie zu sehen für eine von der „Aera der Cäsaren“ sehr verschiedene Gestaltung der Zukunft. Mit Theilnahme und Genugthuung haben wir von Anfang an die rühmlichen, auf eine intellectuelle und sittliche Vertiefung und Wiedergeburt gerichteten Arbeiten verfolgt, in welchen seit der Katastrophe von 1851 ein nicht geringer Theil der französischen Literaten Trost und Entschädigung sieht. Wir erinnern an des leider zu früh dahin gegangenen Tocqueville wahrhaft bahnbrechende Thätigkeit, an des Veteranen Odilon Barrot anticentralistisches Glau-

bensbekenntniß, an die consequente und ehrenwerthe Haltung der Revue des deux Mondes, an die soliden Leistungen von Jules Simon (la Liberté), von Duvergier d'Hauranne (histoire du gouvernement parlementaire), von Viel-Castel (histoire de la restauration), von Jules de Lasteyrie (histoire de la liberté en France), von de Rémusat (politique libérale), und mögen auch dem demokratisch-doctrinären Vacherot (la démocratie) ein Wort der Anerkennung nicht versagen. Sie Alle und eine nicht geringe Schaar von Gleichgesinnten wissen trotz der Napoleonischen Censur einen gesunden Samen politischer und historischer Erkenntniß auszustreuen, dessen Keimkraft sich eines Tages bewähren dürfte. — „Die Zeit der Entmuthigung ist für die Freiheit und ihre Freunde vorüber. Der edle Saft steigt wieder empor und die fruchtbaren Zweige, an denen unsere Jugend sich nährte, fangen wiederum an, schöne Früchte zu treiben." — Wir glauben, diese von Forcade vor drei Jahren geschriebenen Worte, wenn auch ohne sanguinische Hoffnungen, so doch mit ruhiger Zuversicht wiederholen zu dürfen, und vielleicht sagen wir nicht zuviel, wenn wir Napoleon III. selbst für zu verständig und unbefangen halten, als daß er in seinen „Napoleonischen Ideen" das letzte Wort der französischen Geschichte erblickte. Möchte nur ein günstiges Geschick, in Ermangelung menschlicher Weisheit, eine Wendung der Dinge vermitteln, welche die beiden großen Culturvölker des Continents das Werk ihrer geistigen und politischen Wiedergeburt bis zu einem einigermaaßen gesicherten Ergebniß fortführen läßt, ehe ein beklagenswerther Zusammenstoß wieder einmal die elementaren Gewalten entfesselt und die Arbeit von Geschlechtern in Frage stellt!

F. Kreyssig.

Die poetische und musikalische Lyrik des deutschen Volks.

Das deutsche Lied in seiner historischen Entwickelung dargestellt von August Reißmann. Cassel 1861.

Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwickelung von Dr. K. E. Schneider. Leipzig 1863. Erster Band.

I.

Der Versuch einer Geschichte des Liedes, oder auch nur des deutschen Liedes, führt den, der sich damit befassen will, auf viel größere Schwierigkeiten, als das scheinbar einfache Thema auf den ersten Blick erwarten läßt. Es sind die ersten dunkeln Anfänge der Kunst zu berühren, es ist von da aus ein nie unterbrochener Gang der Entwickelung bis auf die neuesten Zeiten herab zu verfolgen. Ueberall ergeben sich die nächsten Beziehungen zu den durchgebildeteren Kunstformen, die alle aus dem unscheinbaren Keime des Liedes hervorgegangen sind und wiederum auf dessen Gestaltung zurückgewirkt haben. Das Material ist ein unendlich weitschichtiges, kritisch noch wenig gesichtetes, von dem Einzelnen kaum zu bewältigendes.

Es könnte deshalb nicht Wunder nehmen, wenn die ersten Versuche dieser Art, die oben erwähnten Bücher von Reißmann und Schneider, noch unendlich viel zu wünschen übrig ließen, selbst wenn die Verfasser mit größerem Ernste und besser vorbereitet an ihr Werk gegangen wären. Der Erstere hat aber, wenn auch nicht ungeschickt, doch äußerst flüchtig, nur das wesentlich Bekannte lose zusammengestellt und die in der musikalischen Tageskritik gangbarsten Gesichtspunkte darauf bezogen. Der Zweite bekennt sich mit der größten Harmlosigkeit zu einer so unkritischen Methode und zerfließt so in leere Schönrednerei, daß an dieser Stelle die weiteren Kreise, die der Kunst Theilnahme zuwenden, nur davor gewarnt werden können, diesen Führern etwa allzu vertrauensvoll zu folgen. Doch geben jene Bücher einen vielleicht nicht unerwünschten Anlaß, hier die Grundzüge einer Geschichte des deutschen Liedes und die Gesichtspunkte in Kürze darzulegen, die für die Gliederung des Stoffes maaßgebend sein möchten.

Zunächst muß man sich über einen viel besprochenen Gegensatz vollständig klar werden, der noch wichtiger für die musikalische, als die literarhistorische Seite der Sache ist, über den Gegensatz von Volkslied und Kunstlied — er ist entscheidend, nach ihm allein sondert sich die ganze Masse des überlieferten Stoffs in einigermaaßen übersichtliche Theile.

Unter „Volksliedern“ wird man nur zu verstehen haben diejenigen Lieder, die erweislich vom Volke gesungen worden sind, im Munde der Massen leben oder gelebt haben. Die mystische Vorstellung, als hätte die Menge in entlegenen Zeiten Melodien selbständig producirt, diese Vorstellung, die zur Zeit der Romantiker herrschte und auf der z. B. das Schneider'sche Buch noch vollständig basirt, muß man einfach aufgeben, wie dies in Betreff der Texte Seitens der Literarhistoriker auch längst geschehen ist. Die besondere Weihe, die man aus einem so geheimnißvollen Ursprunge für die alten Weisen hergeleitet hat, geht durch die Annahme des Gegentheils nicht verloren. Sie bleiben schon dadurch ehrwürdig, daß sie die Herzen der Massen durch Jahrhunderte erhoben und angeregt, daß sie die Geschichte des Volkes in Freud und Leid mit ihren Klängen begleitet haben. Immerhin schaltete die Menge mit so überkommenen Melodien, wie mit den Texten, ganz wie mit ihrem Eigenthume, änderte, setzte zu, verkürzte; der einer solchen Behandlung fähige Kern mußte ihr aber gegeben, von ihr aufgenommen werden. Es liegt dies in der Natur aller künstlerischen Formgebung; schon eine unserer ältesten Quellen über den Volksgesang, die Limburger Chronik, kennt als Erfinder einer Reihe etwa um 1370 aufgekommener Lieder und Melodien einen aussätzigen Barfüßermönch, dessen Namen sie freilich, sehr charakteristisch, nicht überliefert hat.

Läßt man von jenem überaus verbreiteten Vorurtheile ab, so ergiebt sich daraus die wichtige Consequenz, daß die Volkslieder der alten Zeiten nicht als etwas Absonderliches, nur jenen Angehöriges, sondern nur als die Vorläufer der Lieder zu betrachten sind, die später, wie jetzt, in Aller Munde sind, daß also die ganze Masse der so gebräuchlich gewesenen Melodien wohl als ein Ganzes von eigenartigem Wesen betrachtet werden darf, ganz abgesehen von der Frage nach einem mehr oder weniger geheimnißvollen Herkommen. Man muß sich weiter von der ebenfalls, namentlich unter den Volksliedersammlern sehr verbreiteten Neigung frei machen, das Material nach den eigenen ästhetischen Maaßstäben zu sichten und das poetisch Reizvolle und Ansprechende, das Reine und Naive herauszusuchen, um eine solche Auswahl als den allein echten Schatz wahrer Volkslieder hinzustellen; der Historiker darf nicht ignoriren, daß die entgegengesetzten Elemente ebenso reichlich vertreten waren und sind, er darf nicht vergessen, daß in jener geheimnißvoll schöpferischen Masse der vorurtheilsfreie Sinn für Alles, was menschlich ist, stets äußerst lebendig war. Diese Thatsache konnte dadurch, daß fast alle Sammlungen von Volksliedern in usum Delphini redigirt worden sind, wohl verdunkelt, aber nicht beseitigt werden. Jedenfalls muß man die sinnig verzückte Miene aufgeben, die bei Vielen traditionell geworden ist, wenn sie nur das Wort „Volkslied“ in

den Mund nehmen; für die Texte, wie für die Melodien gilt gleichmäßig, daß der Gassenhauer so altehrwürdigen Ursprungs ist, wie der zarteste und sinnvollste Gesang, der aus weitester historischer Ferne zu uns herübergeklungen ist.

Es handelt sich also für uns um einen Kunstzweig, von dem die Masse nicht nur Eindrücke empfangen, den sie vielmehr selbst geübt, den sie nicht nur aus der Ferne bewundert, sondern sich für den täglichen Gebrauch ganz zu eigen gemacht hat. Die thatsächliche Verbreitung eines Liedes in weiteren Kreisen hat aber zu ihrer nothwendigen Voraussetzung, daß es den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Sänger im Volke in Inhalt und Form auch wirklich entspreche, daß es Schranken einhalte, über welche die entwickelte Kunst zu allen Zeiten und in allen Fächern hinausgegangen ist und hinauszugehen für ihren recht eigentlichen Beruf gehalten hat.

Es handelt sich hier nicht um eine vereinzelte Erscheinung, sondern um einen in allen Gebieten der Kunst aufweisbaren Gegensatz: der volksmäßigen und — bei dem Mangel eines anderen recipirten Ausdrucks sei eine akademische Bezeichnung gebraucht — freien Kunst. Die letztere entwickelt sich durch Einwirkung fremder Culturelemente aus der ersteren, erweitert ihr Gebiet unablässig und zieht durch ihre in sich geschlossenen, glänzenden Gebilde, durch blendende Erfolge den Blick der Aesthetiker und selbst der Kunsthistoriker fast ausschließlich auf sich. Man behandelt die schlichten Anfänge, aus denen sie hervorgegangen, als überwunden und abgethan, und übersieht, daß thatsächlich in aller Stille das unscheinbare Treiben entlegener Zeiten sich fortsetzt, daß das Volk an seinen Traditionen und seiner Art festhält, nur wenig beeinflußt von den Neuerungen der selbständig gewordenen, auf einer ausgebildeteren Technik, auf ausgedehnten Studien basirenden Kunst. Der Sinn für wohlgebildete Formen, der Trieb, die ganze äußere Umgebung danach in eigenthümlicher Weise zu gestalten, alle Aeußerlichkeiten mit der eigenen Stimmung in gewissen Einklang zu bringen, ist in den Massen durch alle Zeiten lebendig geblieben, hat sich nur immer ihren beschränkteren Bedürfnissen, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrer engeren Auffassung menschlicher Existenz mehr oder weniger fügen müssen. Dieses bescheidene Kunsttreiben, durch das Maaß der Fähigkeiten und der Mittel der Massen beschränkt, tritt zu Tage in der Art, wie das Volk seine Häuser baut und sie, wie seine Geräthschaften, verziert, seine Heiligenbilder malt und schnitzt, seine Gräber und Kirchen schmückt, und vor Allem in den Liedern, die zugleich seinem poetischen und musikalischen Drange, das innere Leben in ansprechenden Formen laut werden zu lassen, genug thun.

Es bilden sich mithin im Lauf der Zeiten zwei neben einander

hinlaufende Entwickelungsreihen, die, von demselben Anfangspunkte ausgehend, sich zu trennen beginnen, sobald sich die Kunsttechnik zum Herrn ihres Materials gemacht hat, zwei Entwicklungsreihen, die sich wohl hin und wieder einander nähern, aber nie ganz zusammenfallen können. Die Trennung ist eine durchgreifende, und häufig genug macht sich sogar ein fast feindseliges Wesen zwischen beiden Richtungen fühlbar. Diesem Antagonismus liegt zu Grund auf der einen Seite die Vertiefung in die nationale Eigenthümlichkeit mit der sich daraus ergebenden Abneigung gegen alle von außen her eingedrungenen Bildungselemente, die Neigung, sich abzuschließen und gemüthlich in engem Kreise zu verharren, auf der anderen Seite der kosmopolitische Zug aller durchgreifenden, tiefgehenden Bildung, welche den Sinn offen macht für das Große und Gute aller Nationen und Zeiten, welche fast um alle europäischen Völker ein unzerreißbares Band geschlungen und, namentlich in Kunst und Wissenschaft eine Solidarität der Interessen geschaffen hat, der an keinem Punkte eine abschließende Schranke gesetzt ist.

Die volksthümliche, volksmäßige Kunst beschränkt sich auf die einfachsten Mittel, nicht aus weiser Zurückhaltung, sondern aus Unkenntniß und Unfähigkeit, dieselben zu erweitern und künstlerisch durchzubilden. Ihre Lust, ihr Drang nach Neuem, der neben einer ebenso ausgesprochenen Vorliebe für das Herkömmliche ihr eigen ist, ist nur auf die Form gerichtet; sie will nicht das wahrhaft schöpferische Neue, sondern das Alte, Vertraute in neuer, wenig modificirter Form. Jene „freie" Kunst ist dagegen auf eine stete Erweiterung ihrer Mittel, immer weiter gehende Bewältigung des Kunstmaterials bis in die kleinsten Einzelheiten hingewiesen und, so ausgerüstet, strebt sie unablässig in die Ferne, über alle herkömmlichen Schranken hinaus nach neuen Welten, die sie entdecken möchte und wirklich schon hin und wieder entdeckt hat. Dort stützt sich der Einzelne auf die ihn umgebenden Massen, wird von ihnen getragen, — hier eilen die Talente ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte voraus und zwingen alle Nachkommenden, ihnen auf den eingeschlagenen Wegen zu folgen. In der ersten Form wendet sich die Kunst gleichmäßig an alle Mitglieder eines engeren oder weiteren Kreises, sicher, von Allen verstanden zu werden, weil sie ihre Muttersprache spricht — in der zweiten redet sie zur ganzen gebildeten Welt und will und kann nur von denen ganz verstanden werden, die mit Ernst und Hingebung ihren Intentionen zu folgen wissen und die nicht ohne alle Vorbereitung an der Weltsprache sich versuchen wollen, welche sie sich geschaffen hat.

Daß der alte Gegensatz noch jetzt in voller Schärfe besteht, tritt in volles Licht, wenn man sich nicht scheut, die in der Hauptsache un-

anfechtbare Thatsache zu constatiren, daß — wir kehren damit zu unserem eigentlichen Thema zurück — daß es keinem unserer großen Dichter und Musiker gelungen ist, in jenem umfassendsten Sinne populär zu werden, daß sich die Massen weder ihre Gedichte, noch ihre Melodien je in ähnlicher Weise so zu eigen gemacht haben, wie die — in ästhetischer Beziehung ihnen kaum vergleichbaren — Volkslieder. Die fortschreitende Bildung hat die Kenntniß klassischer Dichtung und Musik weit genug bis zu den unteren Schichten des Volkes hin verbreitet, die Namen unserer Kunstheroen sind dort so bekannt, wie wenige: wenn es sich aber darum handelt, die Kunst selbst zu üben — und hierauf legen wir bei jenem Gegensatze allen Nachdruck, — so wenden sich im Gebiete der Lyrik, die hier allein in Frage kommen kann, fast Alle, die nicht der zahlreichen Klasse der Dilettanten angehören, stets zu dem Schatze der Lieder zurück, die noch jetzt zumeist in mündlicher Tradition weiter verbreitet werden. Sie verlassen die ästhetische Höhe der Klassiker geflissentlich, weil sie sich dort nie ganz heimisch fühlen, weil sie den Druck einer überlegenen Bildung, einer übermächtigen Persönlichkeit spüren, weil die Kunst in jenen geläuterten und verfeinerten Formen eine Art Zucht ausübt, die in lyrisch angeregten Momenten nicht erwünscht ist. Man erfreut sich an schönen Liedern aller Art im Munde eines kunstgeübten Sängers; wenn man aber selbst singen will, so greift man — mit dem besten Rechte — zu dem, was mundgerecht ist, was der Fähigkeit und dem Bedürfnisse der Menge von vorne herein angepaßt ist. Man macht nicht den vergeblichen Versuch, Lieder, in denen Phantasie und Empfindung sich in die Herrschaft theilen, die künstlerisch gedacht sind und künstlerisch vorgetragen sein wollen, in den gemüthlichen Ton des Volksgesanges herunterzuziehen; man kennt und liebt die klassische Kunst, man übt sie aber nicht, weil man ihren Ansprüchen nicht gewachsen ist. Man hält sich dafür an eine überkommene, meist anonyme Literatur, welche von Talenten zweiten und dritten Ranges ausgegangen ist, deren Name gerade für die, die ihre Lieder am liebsten singen, meist verschollen ist. Zu den verbreitetsten Liedern der neueren Zeit gehören die von Silcher — nicht die Hälfte derer, die ihn mit Enthusiasmus singen, wird je von ihm gehört haben. Die undankbare, gedankenlose Art der Massen, die Alles, was ihnen gefällt, hinnimmt, ohne viel nach dem Woher zu fragen, ist noch immer dieselbe, wie von jeher — und auch hier springt jener Gegensatz grell in die Augen, wenn man sich dem gegenüber den Götzendienst vergegenwärtigt, welchen Kunstenthusiasten mit ihren Lieblingen zu treiben pflegen.

Für beide Gebiete erheischt eben deshalb die innere Verschiedenheit auch verschiedene Methoden der Darstellung: die Gesichtspunkte,

die für das eine die maaßgebenden sind, werden sich für das andere leicht ganz unfruchtbar erweisen. Die Kunstübung der Massen in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit anschaulich zu machen, fällt der allgemeinen Culturgeschichte zu, welche den Zusammenhang dieses Treibens mit der geistigen Bewegung nach allen anderen Seiten hin aufzuweisen hat. Die Geschichte der Kunst im engeren Sinne hat die Entwickelung der Technik und die stete Erweiterung des ästhetischen Horizontes darzustellen und dadurch verständlich zu machen, wie sich — immerhin auf historischem Boden und beeinflußt von allen auf diesem thätigen Mächten — eine doch zugleich in sich geschlossene Kunstwelt mit eigenthümlichen Ansprüchen und Zielen organisch bilden konnte. Demgemäß hat **Uhland** seine klassische Sammlung deutscher Volkslieder der Nation „nicht als eine moralische oder ästhetische Mustersammlung, sondern als einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkes" dargeboten.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns zu dem **thatsächlichen Verlaufe** und — mit Uebergehung entlegenerer Zeiten, über die nichts Zuverlässiges bekannt ist — sofort zu der Epoche, in der sich die beiden erwähnten Richtungen kenntlich zu sondern beginnen.

Als Begründer der Kunst im engeren Sinne gelten uns die Männer, die — im Anschlusse an vereinzelte Vorläufer — im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts die technischen Grundlagen der Kunst festzustellen begannen. Man suchte die wesentlichen Maaßverhältnisse der Töne immer sicherer zu fixiren, die Natur des musikalischen Rhythmus zu erkennen, der Möglichkeit nachzuspüren, mehrere Stimmen gleichzeitig neben einander hinlaufen zu lassen, und die Gesetze einer solchen Bewegung zu finden. Die mannichfache Verwandtschaft der musikalischen und architektonischen Structur begann in den Geistern aufzudämmern, man machte sich energisch an die seitdem nie wieder aufgegebene Arbeit, das luftige Reich der Töne seiner Herrschaft zu unterwerfen, und hielt Jahrhunderte lang dabei aus, ohne über formalistische Experimente hinauszukommen. Man bewegte sich hierbei in dem beschränkten Bereiche der von der Kirche auf Grund alter Traditionen recipirten Tonarten, der sogenannten Kirchentöne, und stützte sich mit Vorliebe auf ältere Theorien griechischen Ursprungs. Spuren dieses Strebens findet man in allen Culturländern — sie näher zu verfolgen, ist Sache der allgemeinen Geschichte der Musik.

Unbekümmert um diese isolirten Grübler übte die Menge, gedrängt durch ein reges, vielseitiges Empfindungsleben, die Kunst in geselliger Weise, unbefangen der natürlichen Begabung folgend, welche jene unterschätzten. Es ist daher kaum möglich, sich eine anschauliche Vorstellung von diesem Kunsttreiben zu machen, das die Elemente noch auseinander

fallen ließ, deren Vereinigung uns die Kunst ausmacht — wir begreifen weder seine Art, noch seine Erfolge, von denen berichtet wird. Wir wissen aus jener Limburger Chronik, daß die Kunstübung schon früh eine weit verbreitete war, daß schon damals unterscheidbare Manieren wechselten, daß plötzlich Lieder neuer Art aufkamen, — volle Klarheit über das Einzelne ist aber nicht zu gewinnen. Es sind die dunkeln Anfänge einer werdenden Kunst, die noch überall mit der eigenen Unbehülflichkeit zu kämpfen hat, die ersten Keime unserer später so reich entwickelten musikalischen Sprache, die der Forschung so unzugänglich bleiben werden, wie die einer jeden anderen.

Die technisch haltlose, unsichere Production dieser Zeit suchte ihre wesentlichste Stütze im engsten Anschlusse an die Poesie: man sonderte das poetische und musikalische Schaffen gar nicht von einander, die lyrische Kunst umfaßte beide Momente gleichmäßig, es kam Niemand in den Sinn, die Lieder von ihrer Melodie zu trennen. Hiervon konnte nur die Rede sein, wenn die poetischen Formen auch musikalischen Zwecken dienen konnten. In dieser Beziehung erweist sich ein symmetrischer Bau der Periodenglieder, regelmäßige Wiederkehr der einzelnen Wendungen, enge Beziehung derselben zu einander unerläßlich. Diesen Erfordernissen entspricht die etwa im zwölften Jahrhunderte aufkommende Strophenform im entschiedenen Gegensatze zu den antiken Metren, die freier aus gegensätzlichen Elementen, ohne strenge Symmetrie, mehr rhetorisch gebildet sind und die daher der musikalischen Behandlung immer fast unüberwindliche Schwierigkeiten dargeboten haben. Der Reim, der nun ebenfalls allgemein üblich wird, markirt durch den Gleichklang die Beziehung der entsprechenden Strophenglieder. Ein Bindemittel ähnlicher Art für eine Reihe sich folgender Strophen ist der in allen gleichmäßig wiederkehrende Refrain, ebenfalls ein Element von großer musikalischer Bedeutung, das schon in jenen frühesten Zeiten gefunden wurde und das sich die Kunst nicht wieder hat verloren gehen lassen. Wie weit diese Neuerungen kirchlichen oder volksthümlichen Ursprungs waren, kann hier dahingestellt bleiben — genug, daß mit ihnen nun für alle Zeiten eine musikalische Form der Poesie wenigstens in den Grundzügen gewonnen war. Der Sinn für eine feine Durchbildung der Metrik bis in alle Einzelnheiten war damit noch nicht gegeben; im Ganzen und Großen war hiervon noch Jahrhunderte lang keine Rede, Verstöße und Willkür aller Art blieb für die metrische Structur der einzelnen Versglieder vielmehr immer noch die Regel. Deshalb konnte die Poesie andererseits die Dienste, die sie der noch unsicheren, sich ängstlich auf die Worte, Sylbe vor Sylbe stützenden Musik leisten sollte, nur unvollständig thun: der Führer, der die Leitung übernehmen

sollte, hatte selbst noch keinen festen und elastisch gleichmäßigen Schritt gewonnen.

So giebt es in unserer heutigen Kunstübung keine Analogie für die jener ersten Zeiten, als die Art der auf alten Traditionen beruhenden liturgischen Gesänge unserer Kirchen, namentlich den sogenannten Collectengesang und den Choralgesang, dem ebenfalls alt überlieferte Elemente zu Grunde liegen. Die Weise folgt Schritt vor Schritt dem Worte, hin und wieder ein paar Töne auf einer Sylbe bindend, in gemessenem, gleichmäßigem Gange, ihre einzelnen Wendungen an den einander entsprechenden Zeilen des Textes wiederholend.

Die weltliche Musik jener frühesten Zeiten entnahm ihren melodischen Stoff zum guten Theile den Melodiefällen, auf die der Kirchengesang seit Alters her angewiesen war, wurzelte also, wie dieser, in den Kirchentönen, ohne sich jedoch systematisch daran zu binden, ihre Schranken mannichfach durchbrechend. Andere Wendungen werden der damaligen Instrumentalmusik entnommen gewesen sein. Diejenigen, die das Singen gewerbsmäßig betrieben, pflegten die Melodie auf Streich- oder Blasinstrumenten mit erklingen zu lassen, waren also mit dem Gesange an das gebunden, was auf jenen wiederzugeben war. Die ungeübte Kunst beherrscht das Instrument noch nicht, steht vielmehr unter seinem Banne; das Volk hat stets an einer eintönigen, bequemen Handhabung der Instrumente festgehalten, manche seiner Melodien sind nur aus der beschränkten Natur der dafür benutzten Instrumente zu begreifen, viele andere erinnern sofort an jene sonderbaren Instrumentalwendungen, die noch jetzt bei fahrenden Musikanten üblich sind. — Dies etwa mögen die eigentlich musikalischen Elemente gewesen sein, womit die junge Kunst zu wirthschaften hatte.

Die eigentlichen Träger derselben waren die fahrenden Leute, die von Ort zu Ort zogen, um ihre Künste hören zu lassen und sie zugleich für ihren Lebensunterhalt zu verwerthen — sie leisteten jener Zeit die Dienste, für die wir unserem Buch- und Musikalienhandel Dank wissen. Es betheiligten sich zeitweise alle Stände dabei, und selbst Geistliche und Adlige verschmähten, von dem Zauber der werdenden Kunst erfaßt, es nicht, dabei mitzuwirken. Die spärlichen Reste, die in alten Handschriften noch vorhanden sind, sind höchst wahrscheinlich von Leuten dieser Art aufgezeichnet worden.

Die unstete, im Einzelnen nie zu verfolgende Art dieser mündlichen Ueberlieferung, die das, was sie mitzutheilen hatte, zugleich immer modificirte, abschliff, mit neuen Elementen in Verbindung brachte, wird es wohl für immer unmöglich machen, über die Einzelheiten der damaligen Kunstübung und ihre Entwickelung zuverlässige Gewißheit zu erlangen. Jeden-

falls hat man zur Zeit darüber keine Klarheit. Die Kunst, eine Melodie deutlich und unzweideutig in Noten zu fixiren, ist erst später zu abschließenden Formen gelangt, hat auch selbst in ihren Anfängen den kunstliebenden Frauen und Gelehrten, welche die Texte zuerst niederschrieben, nicht zu Gebote gestanden. Die erhaltenen Notationen gehören meist einer späteren Zeit an, als die mündliche Tradition zu stocken begann, und sind sicher nicht frei von mancherlei Aenderungen, welche die kunstgeübteren Aufzeichner für geboten hielten.

Jene innige Verbindung von Text und Melodie erlaubt nur den Schluß, daß Alles, was zuverlässig für den poetischen Theil der alten Lieder ermittelt ist, auch für den musikalischen im Wesentlichen Geltung haben wird. Hiernach wird man die Anfänge einer einigermaaßen durchgebildeten Lyrik nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus verlegen können und wird annehmen müssen, daß auch die musikalische Entwickelung französische Elemente aus Flandern und der Provence aufgenommen hat und wesentlich vom Süden und Westen nach dem Norden und Osten unseres Vaterlandes vorgeschritten ist, daß sie zeitweise besondere Pflege an kunstliebenden Höfen, namentlich in Oesterreich und Thüringen gefunden hat. Weiter sind die formellen Verschiedenheiten des Liedes (Reihe gleichgebauter Strophen meist dreitheiliger Art, durch die beiden Stollen und den Abgesang gebildet), des Spruches (vereinzelte Strophe von umfangreicherem Baue) und des Leiches (meist zweitheilige Strophen ungleicher Art, nach volksthümlichen Tänzen und den kirchlichen Sequenzen gebildet) sicher nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Wurde doch der Einzelgesang (Lied und Spruch) der Regel nach nur mit der Geige, der Leich dagegen, der vielfach von der Menge gesungen wurde, meist mit Blasinstrumenten begleitet, und mußten schon diese Gegensätze auch auf die formelle Bildung gegensätzlich einwirken. Strenge Consequenzen zu ziehen, diese Gegensätze durchzubilden und bewußt zu fassen, lag aber noch nicht in der Zeit, und die musikalische Methode im Ganzen und Großen ist für alle Formen ohne Zweifel wesentlich dieselbe geblieben.

Deshalb ist der literarhistorisch vollständig berechtigte Unterschied zwischen Volks- und Kunstlied für diese Periode betreffs der musikalischen Form nicht von gleichem Belang. Die Minnesänger fußten so wenig auf einer durchgebildeten Technik, wie die Masse des Volkes, wenn es nach seinen Eingebungen sang. Sie folgten mündlich überlieferten, nirgends sicher fixirten Kunstregeln, in der Hauptsache also auch nur ihrem natürlichen Gehöre: immerhin bemüht, ihrer Kunst feinere, abgerundete Form zu geben, konnten sie bei der Beschränktheit der Mittel, über die sie zu verfügen hatten, doch unmöglich zu abschließenden Resultaten gelan-

gen. Das charakteristische Herkommen unter ihnen, daß eigentlich jedes neue Gedicht in einem neuen Tone gesungen werden sollte, dieses Streben nach Neuem, d. h. nach Bewältigung der Form, der Wetteifer der Dichter, der zu förmlichen Wettstreiten führte, in denen man die Vorläufer unserer Concerte hat sehen wollen, mußte zu viel größeren Erfolgen im sprachlichen Theile, den sie wirklich beherrschten, führen, als im musikalischen, dem eine auf festem Fundamente ruhende Technik ungleich unentbehrlicher ist. Nach unseren Maaßstäben war es nach der musikalischen Seite ein dilettantisches Treiben, das höchst wahrscheinlich genug oft durch glückliches Talent auf den rechten Weg geführt wurde und zu werthvollen Erfolgen gelangte, aber dadurch nicht vor ebenso entschiedenen Mißgriffen, Verirrungen und namentlich Unbehülflichkeiten aller Art bewahrt blieb. Die Ueberkünstelung im Strophen- und Versbau stellte der Musik Aufgaben, die selbst die heutige Kunst schwerlich immer zu voller Befriedigung lösen würde, die Vielgestaltigkeit der neu gefundenen Metren riß die Melodie in Bahnen fort, auf denen sie sich naturgemäß kaum bewegen konnte. Bezeichnend in dieser Beziehung ist, daß der Ruhm der Minnesänger auch wesentlich auf den poetischen Theil ihrer Leistungen gegründet worden ist, und daß sie die Tradition nie für große Musiker gegeben hat. Demgemäß hat die von Liliencron aufgestellte Vermuthung, daß erst in der letzten Zeit des Minnegesanges dem musikalischen Theile besondere, mehr kunstmäßige Pflege zugewendet worden sei, alle Wahrscheinlichkeit für sich. Die von ihm und Stade aus einer Jenaer Handschrift der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts herausgegebenen Lieder und Sprüche geben deutliche Belege dafür, wieviel man der jungen Kunst zumuthete, und daß sie vielfach den gesteigerten Ansprüchen wirklich in ihrer Art zu genügen wußte, was nur sehr ernsthaften Bemühungen gelingen konnte. Diese Proben ergeben auch, daß wenigstens in den letzten Zeiten des Minnegesanges sich ein eigenthümlicher, ziemlich stereotyper Ton für diese Salonmusik des Mittelalters gefunden hatte: es geht ein etwas mattherziger, zurückhaltungsvoller Zug durch alle Lieder. Sie vermeiden derbe, schlagende Wendungen und suchen einen sinnigen, oder auch erbaulichen Ton einzuhalten, der den Stoffen, dem „Frauen-, Herrn- und Gottesdienste" und der immer noch mehr epischen als lyrischen Haltung dieser Kunst in der That entspricht. Die ältere Meinung, daß diese alte Musik schlechthin ungenießbar für uns sei, ist durch jene geschickt bearbeitete Zusammenstellung widerlegt — man kann sich wohl in diese ganze Art und Weise hineinhören und so über die Verwunderung hinauskommen, wie eine so unvollkommene Kunst fesseln, Interesse und Liebe zur Sache erregen konnte. Die Anklänge an den späteren Choralgesang liegen darin deutlich zu Tage.

In welchem Verhältniß die allmählich gesteigerte Kunst der Minnesänger zu der gleichzeitigen volksmäßigen Kunst gestanden hat, läßt sich nicht näher sagen. Obwohl nur sehr wenige Texte aus dieser und früherer Zeit erhalten sind und über die bei'm Volke üblichen Melodien dieser Periode fast nichts Zuverlässiges bekannt ist, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß beide mannichfach auf einander eingewirkt haben. Die Minnesänger konnten mit ihren ersten Versuchen nirgends anknüpfen, als bei den Ueberlieferungen, die sie vorfanden, und haben sicher für Text und Melodie alles Landläufige in ihrer Weise ausgebeutet; noch sicherer ist, daß ihre Lieder theilweise in den Mund des Volkes übergegangen sind und daß namentlich einzelne der von ihnen aufgebrachten Manieren, z. B. die der Tagelieder, bei diesem Anklang gefunden haben. Da es sich aber — namentlich nach der musikalischen Seite hin, — nicht um wesentlich verschiedene Methoden, sondern nur um eine andere Richtung des Geschmackes handelte, so blieb im Ganzen und Großen gewiß die unbefangene, derbere Weise des Volkes, die Kunst zu üben, unverändert und überlebte, wie auch der Gang der Literaturgeschichte lehrt, die höfische Kunst, welche die Unbehülflichkeit der Massen gern verspottet hatte, um Jahrhunderte.

Wir wenden uns damit zu jener anonymen Literatur, welche die Literarhistoriker unter der Bezeichnung „Volkslied" zusammenfassen, die in spärlichen Resten bis in's zwölfte Jahrhundert zurück reicht und deren Blüthezeit in das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert fällt. Wir dürfen diese Bezeichnung gelten lassen, weil jene Lieder alle durch mündliche Tradition erhalten, in späterer Zeit zunächst nur durch fliegende Blätter, also auch für den allgemeinen Gebrauch, verbreitet sind, weil sie mithin alle im Munde des Volkes gelebt haben. Man muß diesen Schatz hinnehmen, wie er in den neueren Sammlungen, namentlich der Uhland'schen, zu Tage liegt, als ein naturwüchsiges Ganzes, das trotz aller Mängel und Formlosigkeiten im Einzelnen, trotz kindischer und höchst untergeordneter Elemente, dennoch von Lebenskraft strotzt und schon dadurch imponiren muß. Wir müssen uns bescheiden, daß demselben weder mit kritisch-ästhetischer Analyse, noch mit exacten Forschungen über Zeit und Ort der Entstehung und weitere Verbreitung beizukommen ist. Man mag die ältesten Drucke aufsuchen, auch auf handschriftliche Aufzeichnungen zurückgehen, Schlüsse auf sprachliche, dialektische Formen, auf locale Anspielungen bauen, — nie wird man sicher sein können, den Punkt gefunden zu haben, wo der erste Keim dieser Gebilde entsprossen ist. Lange Zeiträume können und werden in der Regel vergangen sein, bis ein solches Lied, nachdem es sich über weite Strecken verbreitet und die mannichfachsten Umformungen erlitten hatte, endlich irgendwo zu Papier gebracht wurde.

Welche der oft vielfach vorhandenen Traditionen der ursprünglichen Form am nächsten kommen möchte, läßt sich eben so wenig entscheiden. Ausgemacht ist nur, daß die große Mehrzahl dieser Lieder ebenfalls dem Süden und Westen unseres Vaterlandes entstammt.

Ueber die ganze Art derselben, wie und mit welchen Mitteln sie das deutsche Volksleben einer ganzen Periode wiederspiegeln, genügt es, auf die mustergültige Schilderung von Gervinus im zweiten Bande seiner Literaturgeschichte zu verweisen. Es ist dort veranschaulicht, wie damals zu jener lyrischen Form der Reimstrophe der mannichfachste Gehalt aus dem frischen Volksleben und damit sofort auch der wahre lyrische Grundton, die richtige Methode der lyrischen Darstellung ohne viel Suchen in aller Naivetät gefunden wurde, wie individuelle Wahrheit und ideelle Allgemeinheit des Ausdruckes sich darin merkwürdig verschmelzen, wie die angeregte Empfindung sich in kurzen, schlagenden, lose verbundenen Wendungen äußert, aber doch ebenso gleichmäßig durch die lücken- und sprunghafte Darstellung des Thatsächlichen hindurch klingt.

Der Drang der Formgebung ist in dieser jugendlichen Zeit ein übermächtiger, er wirft epische, lyrische, dramatische Elemente auf's Kühnste durcheinander und spielt mit Schwierigkeiten, welche die reife Kunst bedenklich machen würden. Wir citiren die bezeichnenden Worte Goethe's: „Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben, scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet: mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende Alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag."

Dies gilt ebenso von den alten Volksmelodien. Das Unfertige, gegen Widerstrebendes in die Höhe Ringende, das Ankämpfen gegen das noch ungefüge Material ist es, was den alten Kirchentönen und den auf sie gebauten Melodien denselben befremdlichen Reiz giebt, was sie uns aus weiter historischer Ferne doch zugleich unendlich nahe rückt. Sie klingen hin und wieder, wie ein Schrei geängsteter Creatur, abgepreßt durch die Uebermacht des an's Licht drängenden Gefühls — in aller Naivetät wird auch hier erreicht, was die durchgebildete Kunst mit allen ihren Mitteln nicht mehr herzustellen vermag. Daneben zeigen sich schon von Anfang an Spuren eines anderen Extrems: des Spielens mit der Form. Die Freude an wohlklingenden Melodiewendungen führt auf Tändeleien, welche die Texte und namentlich die Refrains oft zu sinnlosem Wortgeklingel aus-

arten, die Melodien in bloßes Jodeln auslaufen lassen. Noch jetzt zeigt sich diese Neigung in der Menge und es ist deshalb nicht nöthig, sie auf eine Nachahmung kirchlicher Formen zurückzuführen.

In solchen gegensätzlichen Elementen spiegelt sich nur die Unruhe einer aufstrebenden Zeit, welcher neue Erfindungen, veränderte Verkehrsverhältnisse die Welt in einem neuen Lichte zeigen. Der Minnegesang ist die reife Frucht einer neuen, durch die Kreuzzüge angeregten Bildung — die Volkslieder sind die reiche und verheißungsvolle Blüthe, welche die Reformation und eine abermals neue Weltanschauung verkündigen. Alle Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten des deutschen Gemüthslebens gewinnen in dieser schöpferischen Periode des Volksgesanges, die bis in's Zeitalter der Reformation hineinreicht, künstlerische Form. Der Strom der Bewegung schiebt sich langsam in seiner ganzen Breite vorwärts, ohne daß man einzelne Stufen und Grade des Vorrückens markiren, sie irgendwo zeitlich und örtlich fixiren könnte — es ist ein echt volksthümliches Treiben, nie auf einem einzelnen Punkte recht faßbar, ein Ueberall und Nirgends. Alle lebensfrischen Talente der Nation haben sich dabei betheiligt — ist es da zu verwundern, wenn späteren Zeiten kaum etwas übrig blieb, als diese Keime weiter zu pflegen, das für alle Zeiten vorbildlich Gegebene nur in Einklang mit einer vorgeschrittenen Bildung zu bringen?

In der ganzen Zeit der mündlichen Tradition galten Text und Melodie als untrennbar verbunden. Von den Notirungen dieser Volkslieder gilt das oben Gesagte in erhöhtem Maaße: sie sind meist erst in späterer Zeit durch Musiker aufgesetzt, deren Absicht mehr darauf ging, an den Melodien ihre Kunst zu üben, als sie treu zu bewahren. Das Eine aber kann man mit Sicherheit aus der Natur der beiden Schwester-Künste folgern, daß die abschleifende Art der Tradition für die musikalische Hälfte günstigere Folgen hatte, als für die poetische. Während man an den Texten ziemlich willkürlich modeln konnte, wird sich das natürliche Ohr, das viel empfindlicher ist, als das ästhetische Gefühl der Menge, gegen jede eigentliche Corruption einer wohlgebildeten Melodie unwillkürlich verwahrt und in der Regel nur Aenderungen angenommen haben, die wirklich Verbesserungen waren. Die Massen lernten durch die fortgesetzte Uebung der Kunst mehr und mehr musikalisch hören. Soweit man auf Grund unsicherer Unterlagen ein Urtheil fällen kann, verdankt man ihrem richtigen Gefühle vor Allem den allmählichen Fortschritt zu dem jetzt geltenden modernen Tonsystem. Schon bei den Minnesängern finden sich Weisen, die durchweg in unserem Dur oder Moll gehalten sind und in deren Melodiebildung die Bedeutung der Dominante fast ganz klar durchgefühlt ist. Nachdem dieser feste Boden erst einmal gewonnen war,

wurde er sicher nie wieder aufgegeben: die Menge hielt an der neuen, einfacheren Melodiebildung fest, ohne deshalb ganz von den gewohnten altkirchlichen Wendungen zunächst zu lassen. Dagegen blieb der choralartige Gang, die gleichmäßige Unterordnung der Melodie unter den Rhythmus des Textes noch geraume Zeit üblich, und nur in vereinzelten Tanzweisen mag der Menge die Natur des musikalischen Rhythmus in unbewußter Einhaltung gleichmäßigen Tactes hin und wieder schon früh aufgegangen sein.

Einen unerquicklichen Gegensatz zu jenem lebensvollen Treiben gewährt die Meistersängerei, die in ihren Schulen die Kunst zünftig zu hegen suchte, bei dieser Methode aber, soweit die Ermittelungen bis jetzt reichen, sie in keiner Weise gefördert hat. Sie bietet nur culturhistorisches Interesse: es genügt hier, daran zu erinnern, daß ihre lehrhafte Tendenz sie fern von jedem lyrischen Schwunge hielt, daß ihr Strophenbau überkünstelt, ihre Metrik im Einzelnen die dürftigste war, da sie sich wieder auf das Zählen der Sylben ohne Rücksicht auf die Accente beschränkte, daß der Gesang unbegleitet den holperigen Texten psalmodirend Schritt vor Schritt folgte, daß jene freiere und mannichfaltigere Form des Leichs keine Aufnahme fand, und daß diese eintönige, dürftige Kunst auf jedem ihrer Schritte von „Merkern" bewacht wurde, die, hinter einem Vorhange sitzend, jeden Fehler gegen das Herkommen notirten. Es leuchtet ein, daß unter solchen Umständen ein Fortschritt über die Erfolge der Minnesänger hinaus unmöglich war — die vereinzelten Stimmen, die sich für eine solche Annahme erhoben haben, sind jeden thatsächlichen Beweis dafür bisher schuldig geblieben.

Der protestantische Kirchengesang entlehnte demgemäß seine Formen nicht bei diesen Zünftlern, von denen ihm nur eine arg verwahrloste Metrik überkam, sondern ging ganz auf die Art der Volksweise ein.

Der uns geläufige, scharf pointirte Gegensatz von geistlicher und weltlicher Musik existirte überhaupt für die wenig entwickelte Kunst der Reformationszeit in unserem Sinne noch nicht. Sie wendete dieselbe Methode und dieselben Mittel mit geringen Modificationen auf für Gesänge aller Art, ähnlich, wie noch in viel späteren Zeiten derselbe Stil den Compositionen für die Kirche und die tragische Oper ziemlich gleichmäßig zu dienen hatte. Erst im achtzehnten Jahrhundert hat sich jener Gegensatz in durchgreifender Weise herausgebildet: noch im siebzehnten Jahrhunderte tauschte man die Melodien geistlicher und weltlicher Lieder unbefangen gegen einander aus.

Die katholische Kirche hatte für ihren Cultus am lateinischen Gesange festgehalten, in den die Gemeinde nur mit kurzen Refrains, namentlich dem

Kyrie eleison, einfiel. Seit dem zwölften Jahrhundert finden sich geistliche Lieder erwähnt, die das Volk außerhalb der Kirche bei Festen, auf Bittgängen, Wallfahrten u. dgl. in deutscher Sprache, oft mit lateinischen Floskeln gemischt, sang. Die Zahl dieser Gesänge mehrte sich mit der Zeit, und hin und wieder mögen sie auch, im Gefolge der aufkommenden deutschen Predigt, in die Kirche gedrungen sein — im Ganzen hielt aber die katholische Kirche an jenem Herkommen fest. In ihren Formen stehen diese geistlichen Lieder den weltlichen ganz gleich: der Eifer der Kirche richtete sich seit den ältesten Zeiten nur gegen den oft rohen Inhalt der letzteren.

Luther erkannte sofort, welche Bedeutung der deutsche Gemeindegesang mit seiner einigenden, erhebenden Gewalt für seine Zwecke gewinnen konnte. Er übersetzte altlateinische Hymnen, bearbeitete die schönsten jener alten deutschen geistlichen Gesänge, wie auch einzelne weltliche Lieder, bei deren Auswahl öfter die Schönheit der Melodie das entscheidende Moment für ihn war, und dichtete selbst im Anschlusse an Worte der Bibel, namentlich der Psalmen, neue Lieder. Sein erstes Gesangbuch von 1524, acht Lieder enthaltend, eröffnete eine rasch anwachsende, jetzt kaum mehr zu übersehende Literatur, die ihn in volksthümlichem Ausdrucke und dichterischer Kraft doch nie erreicht hat. Er setzte seine öfter in Vorreden ausgesprochene, aber wohl nicht so ernstlich gemeinte Absicht, die weltlichen „Buhllieder“ damit zu verdrängen, nicht durch, sicherte aber der neugegründeten Kirche einen Schatz, dessen größte und charakteristische Bedeutung in seinem volksthümlichen Ursprunge beruht. Alle Anstrengungen der katholischen und der reformirten Kirche, welche sich in die gleiche Bahn gedrängt sahen, haben diesen Vorzug nicht auszugleichen vermocht. Jener war das Beste durch Luther vorweggenommen, diese mußte, als die immer schroffer werdende confessionelle Spaltung keinerlei Gemeinschaft mehr duldete, ihre Zuflucht zu den französischen Psalmengesängen nehmen, die noch jetzt bei ihr in Uebung sind.

Luther wandte gleichzeitig der Musik sein besonderes Interesse zu und setzte sich mit Musikern von Fach in Verbindung. Im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts hatte sich von den Niederlanden aus die contrapunktische Kunst über Deutschland weit verbreitet und er fand schon tüchtig geschulte Kräfte vor. Mit Hülfe derselben, namentlich des kurfürstlich sächsischen Capellmeisters Johann Walther in Torgau, ordnete er die liturgischen Gesänge der neuen Kirche und sorgte dafür, daß die für den Kirchendienst vorhandenen Sängerchöre die Einführung des deutschen Gemeindegesanges vermitteln halfen, ohne darum die alten lateinischen Gesänge ganz aufzugeben. Die Gesangbücher erschienen daher mit einer mehrstimmigen Bearbeitung der Melodien im Stile der Zeit und im An-

schluß an das System der Kirchentöne. Die Luther zugeschriebenen Melodien sind wahrscheinlich nicht eigentlich von ihm frei erfunden, sondern unter Benutzung älterer bekannter Lieder von ihm nur zusammengestellt.

Hiermit war ein äußerst bedeutsamer Schritt geschehen. Die neue Kirche nahm die bis dahin in vollster Freiheit wild aufwachsende volksthümliche Kunst in ihre Zucht, brachte Zusammenhang in ihre zersplitterten Bestrebungen und gab ihr höhere Ziele. Die Musik wurde in umfassenderer Weise als bisher Gegenstand des Volksunterrichtes, der Gemeindegesang übte unablässig seine bildende Macht an der gesammten Masse des Volkes. Wie die Kirche, so begleitete nun der kirchliche Gesang jeden Einzelnen durch sein ganzes Leben, alle wichtigen und bedeutenden Momente desselben in feierlichen und eindringlichen Weisen hervorhebend.

Das Kirchenlied hat von nun an seine besondere Geschichte, die hier im Einzelnen natürlich nicht weiter zu verfolgen ist. Nur das ist hervorzuheben, daß die kirchliche Lyrik, etwa bis auf Gellert herunter, als die eigentliche Nachfolgerin des älteren Volksgesangs zu betrachten ist. Während die weltliche Poesie eine immer prätentiösere, abgeschlossenere Stellung einzunehmen trachtete, sich immer mehr nur einzelnen Kreisen des Volkes, den Gebildeten, zuwandte, galt das Kirchenlied nach wie vor als Gemeingut. Die Poeten stimmten ihren Ton herab, ließen von ihren Manieren, wenn sie Lieder für die Gemeinde dichteten: aus dieser selbst erhoben sich hin und wieder Stimmen sonst ganz unbekannter Leute, denen nur der Drang des Herzens den Mund öffnete und deren Absicht ganz und gar nicht dahin ging, durch solche Ergüsse in den Kreis der eigentlichen Literaten eindringen zu wollen. Die Kirche bot gewissermaaßen ein neutrales Feld, wo Alles zusammenströmte — in den Zeiten aber, wo das deutsche Reich zerfiel und eine neue höfische Kunst ganz in Ausländerei aufging, gewährte die Beziehung zu dem kirchlichen Leben des Volkes dem sonst haltlosen Kunsttreiben eine nationale Basis, auf der es Fuß fassen konnte. Im Kirchenliede spiegelt sich deshalb der Gang der Entwickelung in ganzer Treue. Nachdem die neue Kirche sich zunächst alte, bewährte Schätze zu eigen gemacht und ihr Streben Wiederhall in neuen kräftigen Liedern gefunden hatte, folgte seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts der confessionelle Hader, der bis in die Gesangbücher hinüberspielte. Später, namentlich in den Nothzeiten des dreißigjährigen Krieges, giebt das Bedürfniß innerer Erbauung und Erhebung einen neuen, volksthümlichen Ton, dann wieder dient das Kirchenlied den Zwecken der theologischen Parteien und separatistischen Tendenzen, bis es unter dem Drucke unserer großen Literaturepoche fast ganz verstummt. Dem gemäß

hat die alte Anschauung der Zusammengehörigkeit von Text und Melodie für das Kirchenlied bis auf die neueste Zeit ihre volle Geltung behalten, und ebenso ist der alte dreitheilige Strophenbau vorzugsweise in seinem Gebiete der vorherrschende geblieben. Man hat mit dem Kirchenliede ebenso frei geschaltet, wie mit dem alten Volksliede, verändert, verkürzt, erweitert, entstellt oder verbessert, man hat die Verfasser vergessen, kurz es zeigen sich an seiner Geschichte alle Eigenthümlichkeiten volksmäßigen Kunsttreibens, und es hat deshalb energischer Anstrengungen der modernen Wissenschaft bedurft, aus dem aufgehäuften Wuste das Bedeutende, Echte und Ursprüngliche in der wahren Form wieder herauszufinden.

Die weltlichen Melodien, welche die protestantische Kirche in ihren Cultus aufnahm, erlangten durch diesen eine höhere Weihe, die alte Unbefangenheit konnte nun nicht mehr lange Bestand haben, und früher oder später mußte sich die weltliche Kunst neue Wege suchen. Alles Lebenskräftige, was diese in den nächsten Zeiträumen im ältern Stile an's Licht förderte, zog demgemäß der protestantische Choralgesang an sich. Die alte Musik der Kirchentöne mit ihren befremdlichen, majestätischen Melodiefällen, welche ebenso eigenthümliche Harmoniewendungen bedingen, mit ihrem gleichgemessenen Gange, tönt wahrhaftig lebendig und mit voller, überzeugender Gewalt nur noch in unseren Choralweisen und einzelnen liturgischen Melodien, wie aus einer anderen Welt, zu uns herüber. Von der Kirche und ihren Traditionen war diese Kunst ausgegangen, in ihrem Dienste hatte sie die erste andauernde Pflege gefunden, mit den kirchlichen Anschauungen war sie verwachsen, in der Kirche fand sie daher auch für alle kommenden Zeiten eine Freistätte, konnte sich hier ihre alten Formen und ihre alte Bedeutung bewahren, während ihre weltlichen Weisen ganz verschollen und von den Gebilden einer freier entwickelten Kunst verdrängt sind. Der Sieg des modernen Tonsystems über das ältere ist erst mit dem achtzehnten Jahrhunderte eine ganz vollendete Thatsache: die ersten Anfänge desselben sind schon früh wahrnehmbar, sie entwickelten sich aber zu ihrer jetzigen Bedeutung mit voller Energie erst dann, als die weltliche Kunst sich immer entschiedener von der kirchlichen loszulösen trachtete. Im Einzelnen läßt sich der Fortschritt von Punkt zu Punkt auch hier nicht aufweisen. —

Schon im Zeitalter der Reformation begann inzwischen eine neue Gliederung der Volksmassen; der immer mächtiger werdende Bürgerstand namentlich zersplittert sich immer mehr in gesonderte Gruppen, die verschiedenen Schichten der Gesellschaft schließen sich nach und nach zu engeren Kreisen ab. Damit nimmt auch das weltliche Lied eine andere Physiognomie an: es verliert seinen universellen Charakter. Die Bettler,

Wanderer und Reiter des älteren Volksliedes sind wenig unterschiedene Typen — jetzt suchen Landsknechte, Studenten, Handwerksburschen, Jäger für das, was sie bewegt, einen besonderen Ton zu finden, innerhalb der einzelnen Berufsstände bilden sich besondere Traditionen, es zeigen sich die Anfänge einer auf bloße Lectüre der „Gebildeten" berechneten poetischen Literatur, in der fremdländische Elemente eine große Rolle spielen. Hoffmann von Fallersleben hat demgemäß einer Sammlung von Liedern des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts den bezeichnenden Namen „Gesellschaftslieder" geben können. Es waltet ein ziemlich buntes Leben darin, man kann deutlich schon verschiedene Manieren unterscheiden, im Ganzen spiegelt sich aber doch nur die Zeit des Verfalls darin ab. Die Production wird nicht mehr von der großen Gesammtheit getragen; selbst in den Liedern der Berufsstände, die hin und wieder noch den Ton des alten Volksliedes treffen, drängt sich demgemäß das producirende Talent mehr in den Vordergrund, als früher, und deutet ziemlich regelmäßig wenigstens Stand und Herkunft an. — Der Volksgesang im älteren Sinne zieht sich in entlegnere Gegenden, namentlich in die Gebirgsländer zurück, nimmt damit aber auch localen Charakter an und kommt auf die kleinsten und dürftigsten Formen zurück. Ihm sind die kleinen Lieder beizurechnen, die ihren besten Reiz ihrer fremden Mundart und ihren schlagenden, meist Volkstänzen entliehenen Melodien verdanken.

Alle diese Elemente nimmt die mündliche Tradition auf, die daneben auch eine große Anzahl der älteren Volkslieder von Geschlecht zu Geschlecht bis auf die neuere Zeit herab überliefert hat — unsere Sammler haben Lieder aus allen Zeiten im Munde des Volkes lebendig gefunden. Die bis in unser Jahrhundert reichende Literatur der fliegenden Blätter hat daneben für die Erhaltung dieser Schätze das Ihrige gethan. Die productive Kraft in diesem Treiben war aber bis zu unserer großen Literaturperiode in stetem Abnehmen, und nur in Zeiten, wo eine große Noth ihre einigende Macht übte, klingen hin und wieder Lieder aus der Masse heraus, die den alten Ton und deshalb auch die allgemeine Theilnahme finden.

Hinsichtlich der Melodien ist die Ueberlieferung eine viel unsichrere, unzuverlässigere; kaum eine der im Volk gangbaren trägt in sich selbst den Stempel hohen Alters. Die aus dem sechszehnten Jahrhundert vorhandenen Notationen sind meist zugleich entstellende Bearbeitungen; seitdem, bis auf die neuere Zeit herunter, ließ es der Mangel an jeglichem Interesse für die Sache nur zu wenig Aufzeichnungen kommen, die über das Schicksal der Melodien Aufklärung geben könnten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß viele in ihrem ersten Ursprunge weit zurückreichen, aber

ebenso wahrscheinlich, daß alle im Laufe der Zeit mehr und mehr abgeschliffen und ganz der Art des modernen Tonsystems angepaßt sind. Dieses ist in seiner künstlerischen Durchbildung eine Macht geworden, der sich Niemand mehr entziehen kann, unter deren Einfluß schon die Eindrücke der ersten Jugend stehen. Je mehr sich die Kunstmusik ausbildete, je mehr sie ein bedeutsames, das ganze Leben der Nation berührendes Culturelement wurde, je mehr unterwarf sie sich auch das Ohr der Massen. Der Volksgesang nimmt unter diesem Drucke dürftigere, monotonere Formen an, er geht hauptsächlich auf die Art der Tanz- und Marschweisen ein, und sucht die harmonische Armuth, auf die ihn die neue Art zurückdrängt, durch melodischen Reiz zu ersetzen. Von naturwüchsigen Versuchen der Melodiebildung, von kühnen Griffen in ein offenes Feld von tausend Möglichkeiten, worauf das ältere Volkslied sich angewiesen sah, kann jener Disciplin der Kunst gegenüber keine Rede mehr sein — die Volksmelodie nimmt nun ein zahmes, gesetztes, gemüthlich-beschränktes Wesen an, den reinsten und liebenswürdigsten Ausdruck findet sie in den Weisen, die ihre eigentliche Heimath in den Gebirgsländern des Südens haben. Dazu haben die Massen die populären Elemente der jeweiligen Kunst-, namentlich der Theatermusik mit in ihren Gebrauch genommen und ihr altes Recht fortwährender Umbildung, Verbesserung und Entstellung an dem Allen in reichem Maaße geübt, bald die treueste Ausdauer, bald ihr wetterwendisches Wesen auch daran bewährt.

Das Gesagte gilt betreffs der musikalischen Seite der Sache etwa für das ganze letzte Jahrhundert, wie für die Gegenwart; die intimere Beziehung, in welche die musikalische und poetische Literatur dieses Zeitraums treten, erheischt aber noch einige Worte über die letztere.

Schon in den Anfängen der großen literarischen Bewegung, die mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann, tritt eine Richtung auf das Volksmäßige hervor. Der Göttinger Hainbund, den zunächst die Begeisterung für Klopstock zusammengeführt hatte, wandte sich, mehr dem Sinne als dem Beispiele seines Meisters folgend, mit aller Entschiedenheit nach dieser Seite, und seitdem haben sich fast alle unsere namhaften Dichter zu ähnlichen Versuchen gedrängt gesehen. Wie man früher in Gedichtsammlungen geistliche und weltliche Lieder vereinigte, so findet man nun in bunter Reihe volksmäßige Lieder und Gedichte von exclusiverer Haltung neben einander. Die Kunst löste sich mehr und mehr von der Kirche los, übernahm nun aber auf eigene Hand eine ähnliche Mission, wie diese; sie suchte ihre freieren Anschauungen auch an die Massen zu bringen, sie trat wieder hinaus auf den Markt des Lebens, um, ihrem Wesen gemäß, universell zu wirken.

Natürlich schlugen nicht Alle denselben Weg zu dem gemeinsamen Ziele ein. Man hatte damals keine allzuhohe Vorstellung vom Volke, die Meisten sahen darin nur die bildungsbedürftige Menge der damaligen, sich aus langem Schlummer aufraffenden Zeit, und waren immer nahe daran, die Begriffe Volk und Pöbel zu verwechseln. Sie fühlten sich dem gegenüber als starke Geister und hielten es für nöthig, einen sehr herablassenden Ton anzunehmen; sie sprachen zum Volke wie zu Kindern oder zu Leuten von schwachem Verstande. Aus der Richtung auf das Gemeinnützige, aus der Neigung zu pädagogischen Experimenten erwuchs so eine ganze Literatur von Aufklärungspoesie für den gemeinen Mann, welche mit einer Auswahl populärer Lieder namhafter Dichter von R. Z. Becker im Mildheimischen Liederbuche, zuerst 1799, zusammengestellt wurde. Dies Liederbuch giebt „lustige und ernsthafte Gesänge über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann," in systematischer Ordnung und in überraschender Vollständigkeit, hat Lieder für alle Stände und Gewerbe — ein Genre, für das sich besonders Voß interessirt hatte — und bedenkt unter Anderem sogar die Sterbenden und die Juden mit besonderen Gaben. Diese Art ist nur allmählich verschollen, einzelne Reste davon, philiströse Loblieder auf Kaffee, Taback und Bier, haben sich noch in die neuesten Sammlungen hinübergeschleppt — erträglich ist sie uns nur da, wo sie das Behagen an den engsten Formen menschlicher Existenz anspruchslos und schlicht ausspricht, wo in ihr, nach einem Ausdrucke Lessing's, jene laeta paupertas wiederklingt, welche schon die Alten hoch stellten.

Diese Richtung ließ sich durch Herder's tiefere und freiere Auffassung, welche die Gesammtheit immer noch über den hervorragendsten Einzelnen stellte und deshalb dem Volksliede und Volkstone in ganz anderem Sinne gerecht zu werden suchte, nicht beirren, stellte jene Sammlungen vielmehr zum Theil gerade in polemischer Absicht zusammen, um einer vermeintlichen Ueberschätzung des alten Volksgesanges entgegenzutreten. Unsere großen Dichter näherten sich den Anschauungen Herder's, die Richtung ihrer eigenen Production war aber eine so grundverschiedene und theilweise exclusive, daß auch sie in eine mehr oder weniger ablehnende Stellung zum Volksliede gedrängt wurden. Goethe besprach das ihm von Brentano und Arnim gewidmete „Wunderhorn" in eingehendster Weise, er lobte die „Holzschnittsmanier" des Volksliedes, bewunderte die überall hervorbrechende poetische Kraft, er kritisirt die einzelnen Lieder aus dem Stegreife, wie sie aus dem Stegreife gedichtet sind, mit wenig schlagenden Worten, kurz, er bewährt seinen universalen Blick auch hier, er gönnt aber dem Buche — und mit dieser anschaulichen Wendung ist Alles ge-

wenn sie in ihrem Gange selbst auch die wesentlichsten harmonischen Intervalle berührt, dadurch jeden Schein harmonischer Zweideutigkeit ausschließt. So gebildet ist sie aber auch unabhängig, in sich selbständig, trägt sich selbst und bedarf keiner Begleitung, wenn diese auch, vielstimmig hinzutretend, ihre Macht zu steigern vermag. Fügt sich zu alledem melodischer Reiz, eine nicht näher definirbare Größe, so wird die Kunst ihre unwiderstehliche, einigende Gewalt über die Massen immer mit Sicherheit üben.

Das Resultat ist für die Musik dasselbe, wie für die Poesie. Jene Kriterien gelten für jede Vocalmelodie und die prätentiöseste Kunst hat kein anderes Maaß für ihre Gebilde, als die volksmäßige Kunst für die ihren. Die schlichte, in sich selbst ruhende Vocalmelodie ist der Ausgangspunkt der Gesammtkunst, der Keim, aus dem sie sich entwickelt hat und das unveränderliche Vorbild für alle ihre Gestaltungen. Die in diesem Sinne gebildete Melodie ist das Element, welches durch die weiten Reiche der Kunst Licht und Leben verbreitet, jeder Einzelnbildung allein bestimmte Physiognomie, individuelle Lebendigkeit zu geben vermag — die für sie geltenden Gesetze beherrschen die gesammte Kunst.

Das Verhältniß der freien Kunst zu der volksmäßigen darzustellen, die besondere Entwickelung unserer poetischen und musikalischen Kunstlyrik bis auf die Gegenwart zu schildern, wird die Aufgabe eines weiteren Artikels sein.

Fr. Hinrichs.

August Hermann Francke und seine Stiftungen in Halle.

Am 22. März 1663 wurde August Hermann Francke in der freien Reichsstadt Lübeck geboren. Bei der Wiederkehr dieses Geburtstages nach zwei Jahrhunderten hätte die evangelische Kirche wie die Schule gleich dringende Veranlassung gehabt, das Ehrengedächtniß des seltenen Mannes zu feiern, der unter den Trägern des Pietismus durch sein gesegnetes praktisches Wirken eine viel höhere Stelle einnimmt, als der sonst ihm weit überlegene Spener. Seine Verdienste um die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens, in dem vorigen Jahrhundert in allen Theilen Deutschlands und über dasselbe hinaus sichtbar, bestehen noch heute in den von ihm begründeten Anstalten, die für viele Muster und Vorbild geworden sind. Aber die äußeren Verhältnisse haben eine allgemeine Feier dieses

Gedenktages ebenso zurückgedrängt, als die des hundertjährigen Geburtstages Jean Paul's und sie auf die nächstbetheiligten Kreise beschränkt. Es liegt dieser Zeitschrift fern, den Verlauf der Halleschen Franckefeier, die herzliche Betheiligung dankbarer Schüler, das Interesse, welches Stadt und Universität dabei bethätigt haben, genauer darzulegen, wohl aber mögen wir nachträglich an diesem Orte der Festschriften gedenken, welche diese Feier veranlaßt hat und dabei die Geschichte und Entwickelung dieser großartigen und in ihrer Art einzig dastehenden Anstalten kurz überblicken.

Das Directorium dieser Anstalten hat in einer ausführlichen Festschrift: Die Stiftungen August Hermann Francke's in Halle (Buchh. des Waisenhauses, 296 S. 8.) eine neue, quellenmäßige Darstellung der Geschichte und der jetzigen Einrichtung gegeben, welche die 1799 erschienene Beschreibung des Waisenhauses an Gründlichkeit und Sorgfalt weit übertrifft und endlich eine Grundlage zu weiterer Verwendung des noch lange nicht genug durchforschten reichen Materials darbietet. In sechs Abschnitten haben verschiedene Verfasser die ihrer amtlichen Stellung in den Stiftungen entsprechenden Partien behandelt und überall viel Neues gegeben. Wer jetzt die kleine Schulstadt mit ihren regelmäßigen Häuserreihen und anschließenden Gärten betrachtet und von der organischen Gliederung der verschiedenen Schul- und Bildungs-Anstalten Einsicht nimmt, der wird einen festen Plan voraussetzen, nach dem das Ganze vom Anfange an entworfen und allmählich ausgeführt worden ist. Dem ist aber nicht so; selbst der Zufall hat oft seltsam und wunderbar gewaltet. Im Januar 1692 kommt Francke nach Halle; die beiden ersten Jahre seines hiesigen Aufenthalts scheinen ganz dem Pfarramte in Glaucha gewidmet gewesen zu sein, denn die Universität nahm ihn während derselben gewiß nur wenig in Anspruch. 1694 beginnt die Sorge für die Armen seiner Gemeinde; erst das Jahr 1695 ist das Entstehungsjahr aller seiner gemeinnützigen Anstalten: die Armen- und die Bürger-Schule wurde begonnen und das Lehrer-Seminar eingerichtet, ein Pädagogium für Kinder aus vornehmeren Ständen begründet, der Anfang mit der eigentlichen Waisenanstalt gemacht und die Speisung der unbemittelten Studenten angefangen; 1697 kam die lateinische Schule hinzu. In verschiedenen Häusern mußten die verschiedenen Institute untergebracht werden. Die damit verbundenen Uebelstände veranlaßten 1698 zu einem Neubau, der in der gesundesten Lage ausgeführt wurde. Seit der Vollendung des stattlichen Vordergebäudes (1700) verging fast kein Jahr ohne bauliche Erweiterungen, so daß bei Francke's Tode der Raum fast ebenso weit bebaut war, wie jetzt. Ueber die Mittel zu der Einrichtung und Erhaltung so umfangreicher Anstalten geben die Nachrichten des Stifters, die er unter dem

bezeichnenden Titel: „Segensvolle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden liebreichen und getreuen Gottes" von 1701 an veröffentlicht hat, die genaueste Auskunft. Nur die Theilnahme in allen Klassen des evangelischen Volkes, die reichen Gaben, die von allen Seiten zuflossen, machten die Ausführung möglich, und der Segen des Himmels ruhte augenscheinlich auf dem Werke, das als die erste große Schöpfung des allgemeinen Wohlthätigkeitssinnes zu betrachten ist. Francke verstand aber auch durch zahlreiche Schriften das Interesse zu erhalten und immer neu zu beleben, und für den Fall, daß die Wohlthätigkeit nachließe, war er auf die Eröffnung neuer, nicht leicht versiegender Hülfsquellen bedacht. Er eröffnete sie bereits 1698 durch die Anlegung einer Buchhandlung und Apotheke, zu denen die kurfürstlichen Privilegien die Berechtigung verliehen hatten, in den reichen Erträgen der sogenannten Halleschen Arzneien, deren Bereitung eine eigene Medicamenten-Expedition beschäftigte, endlich durch den Ankauf von Gärten, Weinbergen und Aeckern, deren Nutzung zunächst der eigenen ausgedehnten Wirthschaft zu gute kommen sollte.

Francke's Thätigkeit war neben der Kirche der Schule zugewendet und weil er außer dem Unterrichte auch die Erziehung der Jugend beachtet hat, bildet er eine wichtige Stufe zu der Fortbildung der Pädagogik, die seitdem auch glücklich jene Trennung überwunden und zu einer Erziehung durch den Unterricht, zu einem erziehenden Unterrichte fortgeschritten ist. Am meisten war die Volksschule vernachlässigt; auf eine bessere Gestaltung des elementaren Unterrichts war Francke daher schon 1697 bedacht, und die drei Schulordnungen der Jahre 1697, 1699 und 1702 zeigen, wie rasche Fortschritte er auf dem Gebiete der Didaktik gemacht hat. Lesen, Schreiben und Rechnen sind hier methodisch durchgearbeitet, für den Religionsunterricht wird das Hauptgewicht auf Katechisationen gelegt, die erst die preußischen Regulative so tief herabgesetzt haben; fleißig wird der Gesang geübt, auch der Gebrauch der Muttersprache in dem praktischen Leben nicht vernachlässigt. Fertigkeiten, wie das Stricken, werden sogar in den Bereich der Knabenschule gezogen. Bei der Erziehung der Kinder wird die äußere zu guten Sitten, zur Civilität (wie man es nennt) ebenso gut beachtet, wie die wahrhaft christliche, zu deren Unterstützung fleißiger Kirchenbesuch (es sind täglich Gottesdienste veranstaltet, in deren Besuche die verschiedenen Schulen abwechseln) und besondere Kindergottesdienste und außerordentliche Erweckungen angeordnet sind. Die in seiner Umgebung wahrgenommene sittliche Verwilderung der Jugend veranlaßte ihn auch zur Gründung eines Waisenhauses, das ursprünglich weniger für verwaiste als für verwahrloste Kinder bestimmt war. Mit klarem Blicke für die Bedürfnisse seiner Zeit ordnete er auch den Unter-

richt in den höheren Schulen und die Einrichtung der mit ihnen verbundenen Erziehungs-Anstalten. Er schied deren Zöglinge nach den Ständen in Reiche und Arme, Adeliche und Bürgerliche und stiftete für sie zwei Gymnasien, das Pädagogium und die lateinische Schule; in seiner Absicht lag auch die Einrichtung der modernen Realschule „für diejenigen Kinder, welche nur im Schreiben, Rechnen, Lateinischen, Französischen und in der Oeconomie angeführt werden und die Studia nicht continuiren, sondern zur Auffwartung fürnehmer Herren, zur Schreiberey, zur Kauffmannschafft, Verwaltung der Land-Güter und nützlicher Künsten gebrauchet werden sollen." Obschon es Francke nicht vergönnt gewesen ist diesen Plan auszuführen, so ist doch die demselben zu Grunde liegende Absicht in den Einrichtungen des Pädagogiums möglichst verwirklicht, auf welchem eine große Menge von Realgegenständen in sogenannten Recreationsstunden behandelt wurde.*) Auch für diese Schule wurde 1702 eine Schulordnung festgestellt, welche mit den den Standesverhältnissen der Schüler entsprechenden Modificationen für die lateinische Schule gleichfalls gültig war. Seine Alumnate hatten nichts von klösterlicher Zellen-Einrichtung, sondern waren Nachbildungen des christlichen Hauses mit seinem die Kinder unausgesetzt beaufsichtigenden Hofmeister.

Wie sehr Francke den Strömungen der Zeitmeinung gefolgt ist, erkennt man ferner an der Gründung des Gynäceums (1698), des sogenannten Frauenzimmer-Pädagogiums für Mädchen höherer Stände, dessen Leitung natürlich in die Hände einer Französin gelegt werden mußte, und noch mehr aus dem großartigen Plane für die Einrichtung eines adelichen Fräuleinstifts, mit dem jene Erziehungsanstalt in die engste Verbindung treten sollte. Daß hier der Unterricht den Anforderungen der Zeit entsprach, daß namentlich Französisch, Geographie und Geschichte, Musik und selbst Griechisch für das Verständniß der Schrift im Grundtexte gelehrt und daneben auf die praktischen Bedürfnisse des Haushalts, sogar auf Bereitung der Hausarzneien Rücksicht genommen wurde, ist nach den früheren Andeutungen erklärlich. Aber diese beiden Anstalten gelangten zu keinem rechten Gedeihen.

Desto rascher und sicherer entwickelten sich alle übrigen Schulen und wuchsen von Jahr zu Jahr. 1704 sind auf dem Pädagogium 70 Scholaren, in der lateinischen Schule 158 Schüler, in den deutschen Schulen 716 Kinder und unter diesen 128 Waisenkinder; 1714 beläuft sich die Gesammtzahl der Knaben auf 1114, die der Mädchen auf 726 und die

*) Dieses Verhältniß Francke's zu der Idee der Realschule klar dargelegt zu haben, ist das Verdienst des Oberlehrers Dr. Rajemann in der Schulschrift: „August Hermann Francke und der Unterricht in Realgegenständen." Halle 1863.

Zahl der Lehrer auf 112; 1727 endlich, in dem Todesjahre des Stifters auf 2200 (von denen 80 auf das Pädagogium, 400 auf die lateinische Schule, 1725 auf die deutschen Schulen kommen), und der Lehrer sind 167, der Lehrerinnen 8. Eine so große Zahl von Lehrern war nur dadurch zu erlangen, daß Halle eine Universität besaß, deren Studirende für sehr geringe Vortheile zum Unterrichten sich hergaben; ohne diese Hülfe der Universität wäre der Unterricht in so verschiedenen Schulen gar nicht zu besetzen gewesen. Da aber die meisten dieser Lehrer ihres Berufs noch ganz unkundig waren, so mußten besondere Seminarien für die praktische Ausbildung derselben eingerichtet und für unausgesetzte Beaufsichtigung während der Lehrstunden gesorgt werden. Dadurch sind die Stiftungen eine Bildungsschule für Tausende von Lehrern geworden, dadurch haben sie einen nachhaltigen Einfluß auf die Gestaltung des deutschen Schulwesens geübt. Aber allen jenen Arbeiten war selbst ein Mann von Francke's Arbeitskraft nicht gewachsen; er bedurfte der Helfer in allen Theilen der Verwaltung und des Unterrichts, zumal er seit der Uebernahme eines städtischen Pfarramts 1715 auch räumlich von seinen Stiftungen entfernt war. Deshalb ernannte er 1716 Herrnschmid zum Subdirector, der leider schon 1723 verstarb und in Francke's Schwiegersohn J. A. Freylinghausen einen Nachfolger fand. In der Heranziehung geeigneter Männer bewährte sich Francke's praktisches Talent: — er fand sie in Neubauer für alle baulichen und ökonomischen Angelegenheiten, in Elers für die Buchhandlung, in den Gebrüder Richter für die Arzneien, in den Inspectoren H. Freyer, Töllner und Hofmann für die Schüler.

Vor seinem Tode hatte Francke nach dem in den Privilegien gewährten Rechte Freylinghausen und seinen einzigen Sohn zu seinen Nachfolgern in der Direction ernannt. Ihnen ist es durch die glänzenden Einnahmen sämmtlicher erwerbenden Institute leicht geworden, nicht nur mancherlei Neubauten aufzuführen und ältere Gebäude völlig und fester zu erneuern, sondern auch durch den Ankauf von Rittergütern einen Grundbesitz für die Anstalt zu erwerben, der ihr bei zweckmäßigerer Nutzung späterhin reichen Ertrag sichern sollte. Daneben blieb es möglich, den Studirenden und der in der Anstalt erzogenen Jugend umfassendere Wohlthaten zufließen zu lassen und die Zahl der Waisenkinder ansehnlich zu vermehren. Während so nach Außen hin ein erfreuliches Wachsthum stattfand, machten sich, wie es in der Festschrift heißt, „Francke's Nachfolger zum ersten Gesetz, so genau als möglich auf seiner Spur fortzugehen und in seinem Geiste zu handeln. Neuerungen oder bedeutende Abweichungen fielen unter Freylinghausen's Direction nicht vor, so wenig als unter dem Sohne des Stifters, der mit unbedingter Ehrfurcht gegen die Entwürfe seines Vaters er-

füllt war.“ Oder S. 118: „Er wollte alles so erhalten und in dem Geist fortführen, wie es sein Vater angefangen und eingerichtet hatte; daher im Wesentlichen nichts verändert wurde.“ So achtungsvoll diese Pietät an sich erscheinen mußte, zumal bei einem dem großen Vater weit nachstehenden Sohne, so wenig ist sie für Schulen gerechtfertigt, die in den Bewegungen der Gegenwart ein neues Geschlecht für die Zukunft erziehen sollen. Welche Kämpfe hatten aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem geistigen Gebiete bereits begonnen! Der Rationalismus war in Halle durch die Wolffische Philosophie vorbereitet und hatte seine Quelle eben da, wo der Pietismus entstanden war, in dem Kampfe gegen die Starrheit und den Druck der orthodoxen Theologie. Gegen die Vorliebe für das Ausländische und für die Belebung des erstorbenen Sinnes für deutsche Bildung und deutsches Leben waren Klopstock und Lessing in die Schranken getreten; eine neue Zeit hatte begonnen. Da wurde in den Francke'schen Anstalten das unverbrüchliche Festhalten an der hergebrachten Ordnung zur Regel, gedankenlose, rein äußerliche Andachtsübungen bestanden neben innerer Rohheit und ein sonst dankbarer Schüler Reiske beklagt gewiß nicht mit Unrecht, daß man ihn zu einem „Betnarren“ erzogen habe. Leider war die Zeit, in welcher der wackere J. G. Knapp die Leitung hatte (September 1769 bis Juli 1771) zu kurz, als daß wichtige Aenderungen hätten vorgenommen werden können, und überdies der finanzielle Zustand durch Kriegscontributionen und schwere Theuerungsjahre bereits so verschlechtert, daß man allwärts auf Ersparungen und Einschränkungen Bedacht nehmen mußte. Noch schlimmer wurde es unter dem jüngeren Freylinghausen und Schulze, die vor Aenderungen fast Furcht gehabt zu haben scheinen.

Am ersten machte sich ein liberalerer Geist, eine Berücksichtigung der modernen Zeit auf dem Pädagogium geltend, seitdem 1784 August Hermann Niemeyer zu der Leitung dieser Anstalt berufen war. Es geschah dies nicht ohne die unmittelbare Einwirkung des preußischen Staatsmannes, dem die Entwickelung des Schulwesens und namentlich der sorgfältigen Ausbildung eines tüchtigen Lehrerstandes besonders am Herzen lag, des Staatsministers von Zedlitz. Dieser hatte schon 1771 genaue Kenntniß von dem Zustande der Anstalt genommen; seinem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß so umfangreiche und vielseitig gestaltete Schulen auch die beste Pflanzstätte guter Lehrer werden könnten, wenn ausgezeichnete Schulmänner an ihre Spitze träten und sich der Lehrerbildung eifriger annähmen. Daher hätte er gern Gottfried Benedict Funk von Magdeburg als Inspector an das Pädagogium gebracht, da aber dieser ablehnte, so empfahl Zedlitz Niemeyer, der sich schon damals als Schriftsteller her-

vorgethan hatte. Derselbe Minister hat auch 1785 sehr entschiedene königliche Cabinetsordres veranlaßt, um Niemeyer zugleich mit seinem Collegen G. Chr. Knapp in das Directorium der Stiftungen zu bringen und damit eine neue Epoche in der Entwickelung der Anstalt herbeigeführt, in der sie allmählich zu einer Staatsanstalt wurde und sich den Anforderungen der Zeit nicht mehr verschloß. Niemeyer's Richtung wird Seite 121 (vgl. S. 168) also charakterisirt, daß er, „obwohl gewiß ein frommer und aufrichtiger Verehrer des Evangeliums und seines göttlichen Urhebers, doch in seinen Ueberzeugungen entschieden der damals bereits immer allgemeiner und mächtiger gewordenen Richtung der sogenannten Aufklärung folgte und in der Erziehung der Jugend die aus derselben hervorgehenden, in vieler Hinsicht berechtigten, aber in ihrem innersten Kern von den Bestrebungen Francke's freilich sehr verschiedenen Ziele im Auge hatte." Waren diese Ziele berechtigt, so hat der verdiente Mann gewiß nicht Unrecht gethan, daß er sie verfolgt hat, wie sein Ahnherr Francke zu seiner Zeit, und als der Erfolg seines Strebens ist wenigstens an dem Pädagogium eine Blüthe herbeigeführt, wie sie vor ihm nie gewesen und auch nach ihm noch nicht wieder gekommen ist. Finden Niemeyer's Humanitätsbestrebungen in der vorliegenden Festschrift nur schwache Anerkennung, so werden wenigstens seine großen Verdienste um die finanzielle Sicherung der Stiftungen dankbar gewürdigt.

Der Wohlthätigkeitssinn, der in den ersten Jahrzehnten die Anstalt erhalten hatte, war schon unter Francke erstorben, die reichen Einnahmequellen, welche derselbe in den erwerbenden Instituten eröffnet hatte, flossen seit dem siebenten Jahrzehent spärlicher. Schulen mußten eingezogen, Freitische beschränkt, die Waisenkinder in ihrer Zahl verringert werden; dazu waren nicht unbeträchtliche Schulden gemacht und die Herstellung der verfallenen Gebäude erforderte ein großes Capital. Auch durfte man sich nicht länger der Erkenntniß der großen Nachtheile verschließen, welche aus der Beschäftigung von jungen, unerfahrenen Lehrern für die Schulen erwuchsen und mußte an die Errichtung fixirter Lehrerstellen und deren Dotirung denken. Hundert Jahre lang hatte man einer Beihülfe aus Staatsmitteln nicht bedurft, — jetzt blieb nichts übrig als dieselbe in Anspruch zu nehmen, wenn man dem gänzlichen Verfalle vorbeugen wollte. Schon König Friedrich Wilhelm II. gewährte 1797 eine jährliche Unterstützung von 600 Thalern, die seltsamer Weise dem Institute zugewendet wurde, das am ersten bestimmt ist sich selbst zu erhalten, dem königlichen Pädagogium. Das war eben Niemeyer's Verdienst, der in dem Minister von Struensee, einem ehemaligen Zöglinge der lateinischen Schule, einen einflußreichen Fürsprecher gefunden hatte. Einen eben solchen fand Nie-

meyer bei König Friedrich Wilhelm III. gleichfalls in einem alten Schüler des Waisenhauses, dem Cabinetsrath Beyme, obschon er desselben weniger bedurfte, seitdem der König 1799 (und später öfter) das Waisenhaus selbst besucht und Niemeyer mit seiner besondern Huld und Gnade beehrt hatte. Diese Gnade bethätigte sich auch an den Stiftungen in vielen einzelnen reichen Geschenken, ganz besonders aber durch die Zusagen, welche in der Ordre vom 26. April 1806 enthalten sind. „Anstalten, wie diese — so läßt der König, offenbar durch Beyme's Hand, an die Minister schreiben — die Ein ganzes Jahrhundert hindurch ohne alle Unterstützung von Seiten des Staats demselben Tausende der geschicktesten und besten Diener gebildet und noch mehrere hülflose Waisen ernähret und zu fleißigen und nützlichen Staatsbürgern erzogen haben, haben die gegründetsten Ansprüche an den Staat, die Sorge für die Erhaltung ihrer wohlthätigen Wirksamkeit zu übernehmen. — Daher halte Ich es für Pflicht, diese Anstalten nicht nur in ihrer gegenwärtigen Noth zu unterstützen, sondern auch für die Zukunft so zu fundiren, daß sie in ihrer bisherigen ganzen Wirksamkeit immerwährend fortdauern können." Dies königliche Wort hat die Anstalt gesichert. Denn obgleich der französische Krieg die Ausführung des hochherzigen Versprechens zunächst verhinderte, so wußte es doch Niemeyer auch bei dem fremden Herrscher, zu dessen Reiche Halle geschlagen war, geltend zu machen und durch den Minister Simeon die Herstellung der Universität und eine Dotirung der Stiftungen neben andern Begünstigungen zu erlangen. Als der Sieg bei Leipzig dem Königreich Westfalen ein Ende gemacht hatte, kam das Wort des Königs zur Erfüllung, und es wurde alsbald ein jährlicher Zuschuß von 12,000, später (seit 1817) von 18,000 Thalern angewiesen und die Anstalt als ein Landes-Institut anerkannt. Um dieser erfolgreichen Bemühungen willen hat man Niemeyer mit Recht als den zweiten Gründer der Anstalten geehrt, denen er, abgesehen von dem Pädagogium, bei seiner ausgebreiteten amtlichen und schriftstellerischen Thätigkeit sonst nur wenig Zeit widmen konnte. Durch diesen Staatszuschuß ward auch eine größere Einwirkung der Staatsbehörde auf die Verwaltung bedingt. So lange Knapp und Niemeyer am Leben waren, wagten sich die Behörden nicht recht an eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse; Jacobs war bereits von Körperschwäche gebeugt, als er 1827 Director wurde. Bei seinem Tode 1829 übernahm Hermann Agathon Niemeyer die Direction, welche er mit Thilo zu theilen beabsichtigte. Jetzt schien der Staatsregierung der Zeitpunkt gekommen, die sämmtlichen Verhältnisse neu zu ordnen. Eine Regierungscommission wurde mit einer allgemeinen Revision des Zustandes der Stiftungen beauftragt und mit ihr am 20. August 1831 ein Reglement für die Verwaltung derselben ver-

einbart, das am 29. August 1832 von dem vorgesetzten Ministerium bestätigt wurde. So hatte Niemeyer mit klarer Einsicht in die Bedürfnisse und umsichtiger Erwägung der Verhältnisse eine Verfassung geschaffen, von der es S. 143 heißt, daß sie sich während der ganzen Zeit als zweckentsprechend und segensreich bewährt habe. Aber das war nur der Anfang seines Wirkens, das in dem Laufe von mehr als zwanzig Jahren (er starb am 6. December 1851) eine Verbesserung aller Verhältnisse herbeigeführt oder wenigstens angebahnt hat und somit für die Stiftungen höchst bedeutungsvoll geworden ist. Man hat es vielfach beklagt, daß das Eichhorn'sche Ministerium seine akademische Thätigkeit gehemmt und ihn dadurch zu einer fast völligen Einstellung derselben veranlaßt hat: — für die Stiftungen ist es eine Wohlthat gewesen, daß ihr mitten in denselben wohnender, an dem Unterrichte sich wieder betheiligender Director dies Amt nicht mehr, wie alle seine Vorgänger gethan hatten, als ein Nebenamt, sondern als die Hauptsache betrachtete. Der durch ihn herbeizuführenden Reorganisation war es zunächst förderlich, daß mehrere bejahrte Lehrer und Beamte, die in den Traditionen der alten Zeit gelebt hatten und Neuerungen schwer zugänglich waren, theils vor seinem Amtsantritte verstorben waren, theils bald nachher verstarben und daß neue Männer, frische Kräfte eintraten, auf deren energische Mitwirkung bei den nöthigen Verbesserungen Niemeyer sicher rechnen konnte. Mit gleichem Interesse wendete sich seine Thätigkeit zu den Schulen und zu der Verwaltung. Auf Grund des Reglements wurden genaue Instructionen für die verschiedenen Beamten entworfen, durch Auflösung der Meiereiwirthschaft eine Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse herbeigeführt, auf den Gütern Neubauten unternommen und ebenso in den Stiftungsgebäuden theils ausgeführt, theils projectirt. Den Anforderungen der Zeit entsprechend wurde eine Realschule gegründet, eine höhere Töchterschule, eine Elementarschule für Knaben, welche später höhere Schulen besuchen wollen, eine Präparanden-Anstalt errichtet, und sicher wäre aus dieser ein Schullehrer-Seminar erwachsen, wenn nicht die Ressortverhältnisse derartiger Anstalten Collisionen hätten befürchten lassen. Die bestehenden höheren Schulen mußten den allgemeinen Anordnungen gemäß eingerichtet werden, und erst jetzt fielen Einrichtungen, die sich aus Francke's Zeit erhalten hatten, wie das Fachsystem und die massenhafte Verwendung der Hülfslehrer. Genaue Lehrpläne ordneten den Unterricht für die verschiedenen Disciplinen. Aber auch die Verdammung zahlreicher Lehrer zum Cölibate war nicht mehr durchführbar und schon damit eine wesentliche Aufbesserung der Gehalte geboten. Niemeyer bewährte sich hier, wie auf jedem andern Gebiete seiner weitverzweigten Thätigkeit als eine durchaus praktische Natur, und mit Recht

heißt es S. 148 von ihm: „Er hat reiche Früchte seines Wirkens geerntet." Wenn es aber weiter heißt: „Die Ernennung eines neuen Directors verzögerte sich über Jahresfrist," so bleibt der Grund dunkel. Niemeyer hatte einen Nachfolger ernannt, aber der Minister v. Raumer trug Bedenken die Bestätigung dieser Wahl zu beantragen, und so verging lange Zeit, ehe ein willkommener Mann ausgewählt und als ostensibler Grund für die Nichtbestätigung des Designirten endlich der gefunden war, daß er ein entschiedener Anhänger der kirchlichen Union sei.

Im Frühjahr 1853 trat Director Kramer von Berlin an die Spitze der Stiftungen, die ihm bis dahin unbekannt gewesen waren. In diesem Jahrzehent sind die begonnenen Bauten ausgeführt, ist die Realschule in die erste Ordnung versetzt, namentlich aber den Gehaltsverbesserungen der Lehrer die eifrigste Fürsorge zugewendet worden. „Jetzt ist, wie man hoffen darf, ein gewisser Abschluß sowohl in Bezug auf die äußere Gestaltung als auch auf die innere Einrichtung der Schulen in den Stiftungen erreicht — fernere Erweiterungen würden äußerlich kaum möglich, innerlich aber keinesfalls förderlich sein." Die Stiftungen sind eine Staatsanstalt geworden, deren Vorstehern nicht blos mit Rücksicht auf die historisch gegebenen Verhältnisse in vielen Dingen eine größere Freiheit und Selbständigkeit gewährt werden muß, als sie andere Anstalten ähnlicher Art besitzen. In der Organisation der Schulen werden sie sich nach den gesetzlichen Bestimmungen richten, die bei den höheren Schulen bereits befolgt werden, bei den elementaren Schulen in der Gestaltung der Lehrerverhältnisse mehr Beachtung verdienen. Die Gebäude sind äußerlich sauber hergestellt, demnächst wird auch ihre innere Einrichtung die nothwendige Erneuerung finden, um besonders die Erziehungsanstalten den Bedürfnissen entsprechender zu machen; kurz, es wird der Stillstand vermieden werden, der im vorigen Jahrhundert für die Stiftungen so verderblich geworden ist.

Was in jener Festschrift über die Geschichte der einzelnen Schulen und Institute mitgetheilt ist, wird nicht blos den Schulmann interessiren, sondern Jeden, der ein historisches Interesse hat. Ueberall wird man die Einsicht gewinnen, daß unter Gottes Segen aus kleinen Anfängen Großes gewachsen ist. Einzelnes hat seine Ergänzung in besonderen Schriften gefunden, wie der Inspector Oswald Bertram die Geschichte der Canstein'schen Bibelanstalt (88 S. 8.) behandelt, des Instituts, aus dem bereits 5,224,670 Bibeln hervorgegangen sind und das jetzt mit einer Revision des Lutherischen Textes beschäftigt ist, wie es sich durch die kritische Ausgabe Bindseil's schon früher ein großes Verdienst erworben hat.

Auffallend ist es, daß der Säculartag keine Biographie A. H. Francke's an das Licht gefördert hat, wie sie den Anforderungen der Wissenschaft

entspricht. H. E. F. Guericke hatte bei der Säcularfeier seines Todes 1827 eine Denkschrift herausgegeben, die allerdings für einen größeren Leserkreis bestimmt war, aber doch hauptsächlich die theologische Seite hervorhebt. Das Buch ist jetzt vergriffen. Ueberdies ist besonders zu der Biographie in den Beiträgen von Kramer (1861) und in den von demselben herausgegebenen vier Briefen (1863) viel Neues enthalten,*) und noch mehr wird sich in den Kirchen-Archiven so wie in dem Archive des Waisenhauses finden. Die an die Zöglinge der Stiftungen als Festgabe vertheilte kurze Lebensgeschichte (17 S.) schildert lebendig und warm das Leben und die Wirksamkeit des großen Mannes; diese Repristination einer Francke'schen Einrichtung, der bei den Schulprüfungen erbauliche Schriften an die Jugend zu vertheilen pflegte, verdient gewiß Anerkennung. Die von dem Unterzeichneten bearbeitete Jubel-Ausgabe der von der Verfasserin von „Stillleben und Weltleben" 1854 herausgegebenen Schrift: „August Hermann Francke, der Armen- und Waisen-Freund" (Breslau bei Ferd. Hirt, 140 S.) bewahrt den paränetischen Charakter und soll hauptsächlich der Jugend und denen, die sich für christliche Liebesthätigkeit interessiren, zur Anregung dienen. Auch die pädagogische Wirksamkeit Francke's hat noch keine erschöpfende Darstellung gefunden; vielleicht entschließt sich Professor Dr. Masius in Leipzig zu einer solchen Arbeit, zumal er bei dem Feste den Gegenstand in beredter Rede bereits behandelt hat.

F. A. Eckstein.

*) Auch das von dem Unterzeichneten verfaßte Festprogramm liefert einen Beitrag, indem darin zum erstenmale eine narratio de orphanotropheo Glauchensi gedruckt ist, welche Francke 1714 an den Pfarrer Mather in Boston gerichtet hat.

Die Verordnung vom 1. Juni und die Presse.

Unser letztes Heft wurde ausgegeben, als nur eben der Schlag gefallen war, der die politische Presse in unserem Lande betäubt und zu Boden gestreckt hat. Wir beklagen nicht, daß es uns unter diesen Umständen unmöglich war, auf frischer That über die auch uns so nahe berührende Angelegenheit unsere Meinung zu sagen; denn wollte Gott, daß hier etwas zu versäumen wäre! Der über die Presse verhängte Belagerungszustand besteht fort; er kann heute, nachdem die Verordnung vom 1. Juni in Uebung getreten und ihre Wirkung geäußert hat, besser beurtheilt werden als vier Wochen früher; wir selbst endlich genießen des Vortheils, den ersten auflodernden Unmuth zurückgehalten, uns gesammelt, und — wenn es denen gefällt, in deren Gewalt wir sind — an dem Beispiel Anderer gelernt zu haben, wie hinfort in diesem Staate über Recht und Gesetz, über die Obrigkeit und ihre Anordnungen geredet oder geschwiegen werden darf.

Dieses Beispiel freilich, gestehen wir es, und die Auslegung, welche jene Verordnung in zahlreichen Verwarnungen der Zeitungen gefunden hat, kann den vorsichtigsten wie den muthigsten Sinn zur Verzweiflung bringen. Wer in der glücklichen Lage ist, den Ansichten und Maaßregeln der derzeitigen Regierung unbedingt zuzustimmen, der allein mag sich sicher fühlen, und er mag überdies im Gefühl dieser Sicherheit in höhnenden Triumphliedern den gedemüthigten politischen Gegnern jeden Schimpf anthun. Kein so einfaches Mittel, der Verfolgung zu entgehen, steht uns zu Gebote. Ist es erlaubt, an der Weisheit des gegenwärtigen Regierungssystems zu zweifeln und diese Zweifel in ruhiger und sachlicher Weise vorzutragen? Zu zweifeln? — vielleicht. Aber ist es erlaubt, die sichere und tiefe Ueberzeugung kummervoll in der Seele zu tragen, daß die Wege, welche Sr. Majestät Regierung eingeschlagen, dem Lande nicht zum Heile gereichen, — ist es erlaubt, diese Ueberzeugung maaßvoll, aber offen, mit Bescheidenheit gegenüber den Personen, aber mit dem Nachdruck der Ueberzeugtheit und mit dem Stolz, den das Bewußtsein lauterer patriotischer Absicht verleiht, zu bekennen? Wir fühlen uns, nach unsträflichen Wendungen und Worten suchend, wie Ertrinkende, denen Scholle um Scholle, auf die sie sich stützen wollen, unter der Hand zerbricht und die doch, weil es um's Leben gilt, jede nächste versuchen müssen. Um's Leben gilt es auch uns und um das, was mehr ist als Leben. Wir erfüllen unsere

Pflicht. Als Bürger dieses großen Gemeinwesens, an dem unsere Liebe von Kindesgebein an haftet und auf das wir, seit der Begriff von Staat und Vaterland für uns einen Sinn bekommen hat, all' unsere stolzesten Hoffnungen gesetzt haben, als Diener der öffentlichen Meinung und die da reden, weil auch Reden ein Dienst am Staate ist, dürfen wir jetzt nicht, jetzt am wenigsten schweigen.

Und in diesem Zustand der Dinge also, wo die Presse jeden Boden der Freiheit verloren zu haben scheint, versuchen wir es dennoch, Fuß zu fassen. Wir halten uns an Zweierlei. So völlig aufgelöst sind die sittlichen Bande unseres Staatslebens trotz des klaffenden Zwiespalts zwischen Volksvertretung und Regierung noch nicht, daß wir nicht von dem aufrichtigen Glauben ausgehn dürften, es sei auch denen, gegen deren System wir bisher Opposition gemacht haben und die diese neueste Preßverordnung über uns verhängt haben, der bitterste und heiligste Ernst um des Landes, um seiner Dynastie und seines Volkes Wohl. In demselben Augenblick, wo dieser Glaube uns schwinden wollte, würden wir ihn gewaltsam festhalten, und noch als Fiction würde er uns für unverletzlich gelten. Preußens Ehre, Glück und Größe, die gleiche Hingabe an dies Ziel auf jener wie auf unserer Seite — das ist der Eine feste Punkt, an den wir die Aussicht, reden zu dürfen und gehört zu werden, anknüpfen. Und ebenso. So völlig verwirrt ist die Geltung der Worte in dem hitzigen Streit der Meinungen noch nicht, so deutungsfähig ist und darf das Wort von Sr. Majestät Rathgebern nicht sein, daß sie und ihre Beamten nicht in allewege zu dem stehen müßten, was gegen den Schluß des die Verordnung motivirenden Berichts ausgesprochen ist — zu dem Wort, daß durch die Einführung der Verordnung „der freien Meinungsäußerung, welche die Verfassung gewährleisten will, in Wahrheit kein Eintrag geschehe,“ und zu dem anderen Wort, daß die Absicht jener Verordnung einzig die sei, „die Preßfreiheit selbst auf den Boden der Sittlichkeit und der Selbstachtung zurückzuführen.“ Es ist unser gutes Recht, unser deutsches Recht, nach diesen Worten mit einer anderen Zuversicht zu greifen, als wenn sie etwa aus dem Munde Napoleonischer Präfecten gefallen wären. Und dies daher ist der zweite feste Punkt, von welchem wir ausgehn.

Keine Frage nun, auch die in Rede stehenden, über die Presse verhängten Maaßregeln sind nicht etwa aus despotischem Gelüst, sondern aus Wohlmeinung für den Thron und das Land hervorgegangen. Keine Frage, der höchste Gesichtspunkt, der sie dictirt hat, war der einer pflichtmäßigen Fürsorge, einer Zurückführung der aufgeregten und verirrten Gemüther auf das Maaß der Ordnung, der Gesetzlichkeit, der Mäßigung. Diese

Motive klingen in dem ministeriellen Memorial überall durch und sie entsprechen der Anschauung, die in den letzten Stadien des Conflictes zwischen der Regierung und der Majorität des Landes wiederholt aus den höchsten Regionen zu uns herübergeklungen ist.

Einem solchen Zurückgreifen zu den ethischen Grundlagen des öffentlichen Rechtslebens zu widerstreben, sind wir sicher die Letzten. Wir verlangen nur, damit Uebel nicht ärger werde, die zweifellose Sicherheit des sittlichen Grundes, auf den man sich beruft und die volle Legitimation desjenigen, der eine ganze Nation einer derartigen sittlichen Zucht zu unterwerfen die Kühnheit hat. In der einen wie in der andern Beziehung nehmen wir das Recht in Anspruch, eine von der Regierung abweichende Meinung haben und diese Meinung dahin aussprechen zu dürfen, daß Sr. Majestät Minister sich mit ihrer Weisheit und ihrem Gewissen in einem nicht leicht wiegenden Irrthum befunden haben.

Sie selbst zunächst haben wohl gefühlt, daß es einen anderen Ausgangspunkt für irgendwelche außergewöhnliche Maaßregel nicht gebe, als das auch von ihnen beschworene Grundgesetz des Landes. Die Verordnung vom 1. Juni beruft sich in der Eingangsformel auf den Paragraph 63 der Verfassung. Es scheint selbstverstanden, daß eine solche Berufung nur dann ihrer eignen Bedeutung entspricht, wenn auch nicht der leiseste Zweifel über die richtige Auslegung des betreffenden Paragraphen und über die Anwendbarkeit desselben auf den gegebenen Fall besteht. Wie verhält es sich damit?

Im Begriffe, ihrer höchsten, sittlichen Verpflichtung gegen das Land nachzukommen, haben, so scheint es, die unterzeichnenden Minister das Bewußtsein dieser Absicht im Voraus als eine Rechtfertigung betrachtet, die sie über die Mangelhaftigkeit der rechtlichen Deduction täuschte. Sie sahen, vermöge einer petitio principii – (eine vorausgegangene Aeußerung des officiösen Blattes macht diese Annahme mehr als wahrscheinlich) – sie sahen in dem angeführten Paragraphen schlechtweg das Mittel, durch die Verfassung selbst über die Verfassung hinauszugelangen, die einfache Handhabe für das Königthum, „in Zeiten der Gefahr und der Noth mit selbstständiger Kraft für die Sicherheit und Wohlfahrt des Staats einzutreten," ein stets bereites „Correctiv gegen die mannichfachen Gefahren der Verfassung."

So, vermuthen wir, sahen die Minister jenen Verfassungsartikel an: es ist keine entstellte und keine gehässig dargestellte Thatsache, wenn wir behaupten, daß die Geschichte, der Wortlaut und der Sinn dieses Artikels gegen sie ist.

„Nur in dem Falle," so lautet der Artikel, „wenn die Aufrechthal-

tung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordert, können, insofern die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesammten Staatsministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen werden. Dieselben sind aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Genehmigung sofort vorzulegen."

Der Paragraph spricht von vorhandener Gefährdung oder Störung der öffentlichen Sicherheit, von dem Eintreten eines ungewöhnlichen Nothstandes. Die Analogie anderer Verfassungsurkunden, die Debatten der die Verfassung revidirenden Kammern zeigen deutlich, daß man unter diesen Ausdrücken eine jener plötzlich eintretenden öffentlichen Calamitäten verstand, die eben deshalb eine plötzliche, eine schleunige Abhülfe erheischten. Die Meinung war, daß im Falle eines Aufstandes, eines an die Grenze rückenden feindlichen Heeres, einer ausgebrochenen Seuche, Hungersnoth oder Handelskrisis die Regierung zum Besten des Landes zum Erlaß provisorischer Verordnungen mit Gesetzeskraft ermächtigt werden solle. Keine derartige Störung der öffentlichen Sicherheit nun, kein derartiger Nothstand liegt in der Haltung einer Presse vor, die, wie heftig und leidenschaftlich ihre Sprache gewesen sei, im Ganzen und Großen nur der Widerhall des von der Majorität des Abgeordnetenhauses vertretenen Standpunktes war, einer Presse, die, soviel wir wissen, sich höchstens in einzelnen ganz ausnahmsweisen Fällen dahin verirrt hat, Aufruhr und Empörung zu predigen, da denn die öffentliche Sicherheit, Gott sei Dank, hinreichend durch das richterliche Einschreiten, mehr noch durch den loyalen und wahrlich nicht auf Empörung gestimmten Sinn des preußischen Volks geschützt war. So urtheilen wir über das Factum eines angeblichen Nothstandes, und daß innerhalb wie außerhalb Preußens die ungeheure Mehrheit der Stimmen ebenso urtheilt, — darüber täuschen sich vermuthlich auch diejenigen nicht, die sich auf dieses Factum berufen.

Nämlich darin gerade besteht nach ihrer Auffassung die schwere Krankheit des Staates, die zu heilen sie zu so drastischen Mitteln auf eigene Gefahr hin ihre Zuflucht nehmen, daß weithin das Urtheil der Menge verwirrt und irre geleitet ist. Gerade die „beklagenswerthe Verwirrung der Gemüther" ist in ihren Augen ein Nothstand, so staatsgefährlich wie nur irgend ein offener Aufstand, eine feindliche Invasion oder eine vom Himmel gesandte Landescalamität. Sie gaben, — sie glaubten sich in ihrem guten Regierungsrechte zu befinden, wenn sie den Worten Nothstand und gefährdete öffentliche Sicherheit eine moralische Interpretation gaben.

In ihrem guten Regierungsrechte — nur daß der Wortlaut, der Zu-

sammenhang des von ihnen angezogenen Verfassungsparagraphen eine solche Auslegung so gut wie unmöglich macht. Denn noch einmal, es ist in den Sätzen der Verfassung von einem unvorhergesehenen und plötzlich eingetretenen Uebel die Rede. „Insofern die Kammern nicht versammelt sind.“ Zugleich auf das Eintreten der die Abhülfe heischenden Krisis und zugleich auf die Gewährung der Abhülfe beziehen sich diese Worte. Wenn, das sagen sie so deutlich, wie es die knappe Sprache eines Gesetzes zu sagen im Stande ist, wenn während der Zeit, daß die Kammern nicht versammelt sind, dringende Nothfälle eintreten, so darf die ordentliche Gesetzgebung durch das einstweilige alleinige Eingreifen der Regierung anticipirt werden. „Insofern die Kammern nicht versammelt sind.“ Es war nicht die Meinung der Gesetzgeber, daß die Parlamentspause an sich selbst die Befugniß zu selbständigen provisorischen Regierungsverordnungen verleihe, sondern nur im Zusammenhang mit einer zu so ungelegener Zeit unversehens eintretenden Staatsnoth. Und gerade dies, soviel wir sehen, paßt auf die moralische Calamität, der die Preßverordnung vom 1. Juni zu steuern bestimmt ist, schlechterdings nicht. War wirklich jene „leidenschaftliche und unnatürliche Aufregung der Gemüther,“ jene „beklagenswerthe Verwirrung“ derselben erst nach dem Schlusse der Kammern eingetreten? Hatte sie erst nach diesem Schlusse einen Höhepunkt erreicht, der nun erst das äußerste Gegenmittel herauszufordern schien? Oder hatte sich nun erst die von den Ministern behauptete Unzulänglichkeit der Gegenwirkung der conservativen Organe, des Einschreitens der Justizbehörden herausgestellt? Ist nicht dieselbe Klage über das unzähmbare, nur zu oft der Strafe sich entziehende Unheil einer verirrten öffentlichen Meinung in mündlichen und schriftlichen Aeußerungen der Regierung schon längst, schon vor und während der Sitzung der Häuser laut geworden? Vielmehr aber, war das angegebene Uebel nicht größer gerade während der Landtag tagte, damals, als sich die oppositionelle Haltung des Abgeordnetenhauses an der Agitation der Presse, die Leidenschaft der Presse an den Reden, den Abstimmungen, den Adressen des Hauses nährte? War es wahrscheinlich, daß der Ton der liberalen Presse nach dem Schlußact des Landtags und dem königlichen Endurtheil über die Adresse sich steigern, oder nicht wahrscheinlicher, daß nach heftiger Aufregung eine Ermüdung, nach hochgespannten Erwartungen ein zurückhaltenderes, resignirteres Aussprechen der Ueberzeugungen und Wünsche eintreten werde? Und wahrscheinlich oder nicht, — wäre es nicht weiser gewesen, diese Erfahrung erst abzuwarten, diese Probe erst vorausgehen zu lassen?

Wir versetzen uns, — wir wiederholen es, — durchaus auf den Standpunkt des Ministeriums. Wir scheiden das Ministerium auf's Strengste von

den brutalen Stimmen einer zügellos reactionären Presse. Wir glauben nicht — denn dann würden wir die Feder aus der Hand werfen —, wir wollen schlechterdings nicht glauben, was freilich jene zügellose Presse zu meinen scheint, daß keine andere Weisheit bei dem Schritt vom 1. Juni maaßgebend gewesen sei, als die, daß rasche, rücksichtslose Handhabung der Gewalt, daß scrupellose Schnelligkeit das beste Mittel zur Rettung des Staats und die Bürgschaft des Sieges sei. Wie sehr sich das Ministerium ohne Zweifel sicher im Besitze der physischen Macht fühlt — seine eigentliche Stütze, sein letztes und höchstes Recht sucht es und kann es nur in dem **sittlichen** Recht seines Standpunktes suchen. Das alte militärische Preußen, so formuliren wir den Gegensatz, will es retten gegen ein neues Preußen, dessen Kern das Bürgerthum wäre, dessen Schwerpunkt im Parlamente läge. Jenes alte Preußen gilt ihm als ein waffenmächtiges, in welchem dem Königthum die Freiheit des selbständigen Entschlusses, der Nachdruck kräftigen Eingreifens und Durchgreifens unverloren sei. Allein so schlecht kennen diese Männer weder das alte Preußen, noch sind sie so fremd dem lebendigen Geiste der Gegenwart, daß sie jene Königs- und Staatsmacht auf andere Pfeiler gegründet glaubten als auf die des Rechts und der Sittlichkeit. Der siegende Wille der höchsten Macht, — wie sollten sie es nicht wissen? — ist unzertrennlich von Rechtschaffenheit und Geradheit, von strenger Gewissenhaftigkeit, von Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit.

Auf diesen Standpunkt also versetzen wir uns, und eben von diesem Standpunkt aus scheint uns die übergroße Eile, mit der dem Schlusse der Häuser die Preßverordnung gefolgt ist, **nicht weise** zu sein. Denn alle jene Fragen, die wir oben erhoben, sie liegen zu nahe, als daß sie nicht, wenn nicht von der öffentlichen Presse, so doch von der öffentlichen Meinung erhoben werden sollten. Und zu diesen alsdann noch eine andere. Offenbar, an der „Verwirrung der Geister" hat nach der Ansicht des Ministeriums die Presse einen großen, allein die Haltung des Abgeordnetenhauses einen mindestens gleich großen Theil der Schuld. Beides sind nur zwei verschiedene Symptome Einer und derselben Krankheit. Wie also — so wird man unfehlbar fragen —, zugestanden das Recht der moralischen Auslegung jenes „Nothstandes," von dem die Verfassung spricht, — ist auch der Satz „insofern die Kammern nicht versammelt sind" mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit ausgelegt, ist der Sinn desselben voll berücksichtigt worden? Wenn zufälliger Weise, meint die Verfassung, die Kammern nicht beisammen sind, so gelte das Nothrecht, daß die Minister zusehen, „ne quid detrimenti capiat respublica." Da und nachdem nun endlich, gestern oder vorgestern, die Kammern geschlossen sind — — doch es ist überflüssig, den Satz zu vollenden. Derselbe

ist ohne uns gedacht und ausgesprochen worden. Wir beklagen, daß keine Verwarnung diesen Gedanken todt machen wird. Er ist der Ausdruck des Zweifels, ob jene höchste Gewissenhaftigkeit und Offenheit, die dem alten, königlichen Preußen so schön zu Gesichte stand, auch dieser jüngsten Manifestation desselben an der Stirne geschrieben stehe. Ist er aber berechtigt, dann besteht hier ein bedauernswerthes Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck, dann hat die Berufung auf das Nothrecht sittlicher Zucht gerade da eine Lücke, wo sie sie am wenigsten haben dürfte.

Wir wollen nicht nach derselben Seite hin die Bedenken häufen, da in der That das Vertrauen, mit dem sich das Gewissen einer Nation der Regierung zuwendet, durch mehrere Unsicherheiten nicht mehr erschüttert wird als durch eine. Wir übergehen daher absichtlich die Frage, warum es dem Ministerium nicht gefallen hat, in speciellerer Ausführung zu entwickeln, wiefern die in Rede stehende Verordnung — so fordert es der Paragraph 63 — „der Verfassung nicht zuwiderlaufe," wiefern sie sich mit Paragraph 27 und 28 reime, wonach jede Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung eingeführt und Preßvergehen einzig nach den allgemeinen Strafgesetzen sollen bestraft werden dürfen. Wir verstehen nicht recht, wie dasselbe Ministerium in anerkennenswerther moralischer Peinlichkeit Interpretationen wie die, welche sich ehedem an den Begriff der „Unbescholtenheit" knüpften, zurückweist und doch die neue Verordnung mit den in Artikel 9 der Verfassung enthaltenen Bestimmungen über die Unverletzlichkeit des Eigenthums in keinem Widerspruch zu finden scheint. Ueber alle diese Punkte, wie schwer sie wiegen, enthalten wir uns weiterer Erörterungen. Wir räumen nicht ein, aber wir wollen setzen, diese Bedenken, diese Schwierigkeiten beständen nicht; die sittlich-rechtliche Seite der Verordnung sei unanfechtbar — wie steht es mit der inneren Zweckmäßigkeit, mit der politischen Weisheit und Stichhaltigkeit dieser Octroyirung?

Zwar auch hier ist es nicht etwa unsere Absicht, alles dasjenige zu wiederholen, was jemals zu Gunsten der Preßfreiheit gesagt worden ist, denn auf die gegenwärtige Form der Beschränkung derselben würde leider nur das Wenigste von dem passen, was gegen die präventive Maaßregel der Censur oder gegen zu harte Preßstrafgesetze gilt. Es ist das Auszeichnende dieser neuen Maaßregel, daß sie, das Demüthigende und das Harte beider Arten von Beschränkung verbindend, über beide weit hinausgeht. Die Censur war sicher eine barbarische Erfindung, voll Grausamkeit gegen den Geist und die Gedanken des Schriftstellers, allein in Beziehung auf die Person des Schriftstellers eine Maaßregel von ausgesuchter Milde und Schonung. Die Zügelung der Presse durch harte Straf-

gesetze und strenge richterliche Urtheile mochte unbequem sein, allein sie machte Jedermann zu seinem eigenen Censor und versah ihn mit objectiven, mit möglichst bestimmten und zuverlässigen Normen von Schuld und Unschuld. Keinen dieser Vortheile genießt der Publicist unverkümmert, über welchem die Preßverordnung vom 1. Juni schwebt. Er hat weder über die entwürdigende Milde der Censur noch über die klare Strenge des Gesetzes oder des richterlichen Verdicts zu klagen. Die politische Schriftstellerei ist zum verhängnißvollen Wagestück geworden. Wir dürfen frei unsere Meinung sagen — sofern die obersten Verwaltungsbehörden nicht befinden, daß wir eine die öffentliche Wohlfahrt gefährdende Haltung beobachten. Nicht das unparteiische Urtheil des Richters entscheidet, sondern das parteiische, das mit Recht parteiische Urtheil von Administrativ- und Polizeibeamten. Die Wohlthat der Appellation verwandelt sich in die Gefahr, dem Urtheil derer zu verfallen die — wie nicht minder in Ordnung — am ersten und am meisten Partei, Gesetzgeber und Richter in Einer Person sind. Die strafgesetzlichen Normen sind zwar nicht aufgehoben, aber all' ihre Bestimmtheit zerrinnt in dem vagen Begriffe der „dauernden Gesammthaltung" eines Blattes: d. h. nicht in dem unzweifelhaft begangenen, sondern in dem erschlossenen, dem gemeinten Verbrechen — nicht in dem Verbrechen, sondern in der Tendenz liegt der Anhalt zur Verurtheilung, zur Bestrafung und zur Vernichtung des Blattes! — Das ist nach unserer ehrlichen Absicht nichts als eine Analyse der Verordnung, nichts als eine einfache Beschreibung des neu installirten Zustands der Presse. Uns dünkt, ein Tropfen fremden, undeutschen Blutes ist damit in unser Staatsleben eingeflossen. Wenn der alte Arndt noch lebte, er würde sein mahnendes und klagendes Wort wiederholen von unserem „deutschen Napoleon." Wodurch haben wir es verdient, nach der Weise eines Volkes behandelt zu werden, das, von Factionen zerrissen, durch die Schule der Revolutionen, der gestürzten Throne und der gebrochenen Eide hindurchgegangen, müde in den Hafen des Cäsarismus eingelaufen ist? Haben wir aufgehört, so schnell aufgehört, jenes treue, loyale, biedere und besonnene Volk zu sein, als das der Freiherr von Stein seine Deutschen zu rühmen nicht müde wurde? Haben uns wenige Jahre politischer Erregtheit so sehr allen Ernst und alle Gründlichkeit des Denkens und Schreibens geraubt, daß es nöthig wäre, den politischen Gedanken einer derartigen, büreaukratischen Zucht zu unterwerfen? Die Völker rings um uns, die Deutschen, die das stattliche preußische Staatswesen so lange mit Neid oder mit Hoffnung oder mit Furcht betrachtet haben, sie alle geben unserer Presse ein anderes Zeugniß. So heruntergekommen, so unfähig, uns selbst zu mäßigen, erscheinen wir nur

unseren Regierern. Sie sind es, die uns verklagen, die diesen Leumund über uns bringen -- uneingedenk, daß die Ehre der Nation die Ehre des Staats und seiner Regierung ist!

In der That, wir unsererseits sind um sie so besorgt wie um uns. Wir mußten uns wohl, um nur überhaupt reden zu können, einstweilen auf die Versicherung verlassen, daß trotzdem und alledem die Freiheit der Meinungsäußerung unangefochten bleiben solle. Aber wie, so fragen wir, wird es die Regierung möglich machen, diese Freiheit wirklich zu gewähren? Eine Weisheit wird sie dazu bedürfen, eine Umsicht und Milde, eine Feinheit und Billigkeit, eine Hoheit und Reinheit der Gesinnung, die, wenn sie sie wirklich an den Tag legt, wenn es ihr gelingt, alle ihre Organe damit zu durchdringen, unsere ungeheuchelte Bewunderung erlangen wird. Die Praxis des ersten Monats soll nicht maaßgebend sein. Es liegt in der Natur der Sache, daß für's Erste die Strenge überwiegt, daß Eifer und Diensteifer über's Ziel schießt, daß man allererst die ernste Meinung des neuen Gesetzes zum Bewußtsein bringen will. Nur allmählich, hier wie überall, kann sich ein sicher treffendes Urtheil über das, was nicht „verwerflich," was keine „Ausschreitung" ist, kann sich der Tact ausbilden für das, was auf dem Boden „der Sittlichkeit und der Selbstachtung" gewachsen ist und was nicht. Kann sich ausbilden — denn freilich, die Gewohnheit, eine so weitgreifende Machtbefugniß zu üben, die Leichtigkeit des Verfahrens, die Bequemlichkeit, die es gewähren mag, ohne Widerspruch und Einrede zu regieren, das Alles kann eben so leicht zu wachsendem Mißbrauch verführen. Die Discretion des politischen Gewissens entscheidet. Ein Standpunkt, bei dem man, so zu sagen, die Vorsehung des Landes spielt, ist sicher der verantwortlichste und darum der schwierigste. Das Wohl des Landes in seinem Zusammenhang mit dem incommensurablen Geiste der politischen Sittlichkeit, der Gesinnung der Schriftsteller — selbst geniale Alleinherrscher haben es sich versagt, über diesen Punkt zu entscheiden, wenn sie nicht anders mehr noch Despoten als geniale Fürsten waren oder wenn sie nicht das Schicksal hatten, über ein verworfenes, zuchtloses, verwildertes und entartetes Geschlecht zu regieren. Wenn irgend etwas, so kann der Sinn, von dem aus hier das Urtheil gefällt werden soll, nur aus der Wechselwirkung mit dem lebendigen Geiste der Nation geschöpft, nur in dem Einverständniß mit diesem dauernd erhalten werden. Woran sonst will er sich orientiren als an der öffentlichen Meinung, wodurch sonst sich berichtigen als durch die Stimme einer unbevormundeten Presse? Wie? Und gerade diese Quelle des sittlichen Gemeingeistes und der Gesinnung, die in dem Staate weben und walten, verstopft man? Es ist das Princip aller unserer Institutionen, daß das Recht das Resul-

tat des Zusammenwirkens von Regierung und Volk ist — und den höheren, den sittlichen Geist, von dem aus dieser Staat geleitet und erhalten werden soll, diesen glaubt man, für jetzt zum mindesten, allein zu besitzen, glaubt man nicht empfangen, sondern lediglich machen und vorschreiben zu dürfen? Wer sind die, welche sich so Gewaltiges zutrauen? Die Reinheit ihrer Absicht, die Stärke ihrer politischen Ueberzeugung, die Größe ihres Selbstgefühls in Ehren: aber, gesetzt nur, sie verlangen nicht, daß wir sie über das Maaß des Menschlichen erhaben und von den Schwächen der sterblichen Natur frei halten sollen, so müssen sie, ohne zu ihrem Blitz zu greifen, anhören können: sie trauen sich zu viel zu.

Das inzwischen fühlen sie wohl selbst, daß sie nicht in völliger Isolirtheit eine Maaßregel wie diese Preßverordnung wagen, oder doch nicht sie aufrecht zu erhalten hoffen durften. Mehr als das. Wir nehmen für gewiß an, daß sie sich nicht etwa mit der Zustimmung derer begnügen wollen, die schon immer und von vornherein ihre Auffassung des Budgetrechts, ihren ganzen politischen Standpunkt getheilt haben. Daß sie Gehorsam nicht mit Zustimmung verwechseln und daß sie daher nicht durch diejenigen sich stark dünken, die jetzt als die Werkzeuge ihrer Anordnungen dienen, versteht sich ja wohl gleichfalls. Es ist klar, auch ihnen selbst klar: sie müssen zuletzt doch den Willen und die Meinung des Volkes für sich haben oder für sich gewinnen. Ohne diesen Idealismus wäre die Verordnung vom 1. Juni ein Widersinn; denn wer den Geist der Presse für so mächtig im Bösen hält, der muß den Geist auch für mächtig zum Guten halten. Und wie also steht ihre Rechnung in dieser Beziehung, welches sind ihre Aussichten?

Viel, auch Lästiges und Drückendes, selbst anomale Gewaltthaten läßt sich eine Nation von einer Genialität, die sich durch Erfolge bewährt, gefallen: — es ist weder eine Schmähung noch eine Verhöhnung, wenn wir eine solche bei unseren derzeitigen Regierern nicht gefunden zu haben bekennen. Auch ist eine Nation zu manchem Verzicht auf freie Bewegung im Innern bereit, wenn ihr als Preis dafür ein Zuwachs an Macht und Ansehn nach Außen gezeigt wird. Nicht zwar, als ob der deutsche Charakter hierin so ganz dem französischen gliche. Weder unser Charakter noch unsere Lage. Preußens Machterweiterung ist auf Deutschland angewiesen und Deutschland läßt sich, vielleicht nicht ohne Waffen, gewiß nur durch die Anziehungskraft erobern, die der Geist der Freiheit und der Segen freisinniger, ehrlich gehandhabter Institutionen ausübt. Wie dem jedoch sei: welche Erfolge nach Außen könnten uns trösten? Die patriotische Selbstachtung fordert, daß wir ohne übertreibende Verkleinerung reden, — aber eine Sprache der Bescheidenheit, der Ausdruck

des Verdrusses über mehr als eine versäumte Gelegenheit, über mehr als einen begangenen Fehler, mehr als eine verscherzte Sympathie wird uns unter allen Umständen am besten anstehn. Mit Einem Worte: die großen Thaten, die für ein schweres Verzichten entschädigen könnten, liegen jedenfalls nicht in der jüngsten Vergangenheit, sondern in der nächsten Zukunft. Die Legitimation zu der Repression, die wir heute Alle fühlen, ist nicht erworben, sondern sie ist im günstigsten Falle erst zu erwerben. Wohl möglich, daß die Festigkeit, mit der man in Sachen der Heeresfrage zuletzt selbst die billigsten und dringendsten Angebote der Volksvertretung zurückgewiesen hat, — wohl möglich, daß sie einer kommenden Generation einst in einem günstigeren Lichte erscheinen werde: uns wird man es einstweilen zu gute halten müssen, wenn sie uns nur den Eindruck einer unfruchtbaren Starrheit gemacht hat, eines Krafterweises, der seine eignen Zwecke vereitelt. Und wenn wir doch einzig nur über unnachgiebige Festigkeit uns zu beklagen hätten! Die Hand auf's Herz! Fühlen sich diejenigen, die jetzt auf die Sittlichkeit der Staatsangehörigen durch so scharfe Mittel zu wirken unternommen haben, so ganz frei von aller Mitschuld an der verwirrten und gereizten Stimmung des Volkes? Nicht zu reden davon, daß im Laufe der letzten Session der herausfordernden, der aufgeregten und leidenschaftlichen Worte von der Ministerbank kaum weniger fielen als von den Bänken der Abgeordneten: — hat es in den oberen Regionen vom November 1859 bis zum Juni 1863 keinen Wechsel und kein Schwanken gegeben? Ist die Politik der Festigkeit niemals durch eine Politik des Nachgebens gekreuzt worden? Und nur des weisen, des rechtzeitigen, des rein sachlichen Nachgebens? Ist es einzig die Schuld der Presse, wenn es die öffentliche Meinung verwirrt, daß derselbe Name heute unter der Verordnung vom 1. Juni steht, an welchen der Brief des Herrn v. d. Heydt gerichtet war? Wird es das Ende der Verwirrung sein, wenn sich nun auf einmal Sr. Majestät Minister zu inappellabeln Richtern über die Gesinnung der Nation und ihrer Schriftsteller aufwerfen?

Und woher und bei wem also hoffen sie auf jenen moralischen Beistand, der allein ihnen frommen kann? Bei den bisherigen Führern der öffentlichen Meinung schwerlich. Bei jenem Theil der Bevölkerung, der bisher lediglich verwirrt und verführt war? Fast scheint es, daß sie auf ganz etwas Anderes ihre Rechnung setzen. Sie verlangen und erwarten nichts als eine „ruhigere und unbefangenere Stimmung." Sie wollen endlich einmal zum Wohle des Landes handeln dürfen, ohne mitten im Handeln unterbrochen und interpellirt zu werden. Gleichsam im luftleeren Raum, wenn das physikalische Bild gestattet ist, wollen sie ihre Staatsexperimente zur Ausführung bringen. Mögen sie versuchen, ob es möglich ist! Sie werden, wenn wir nicht irren, damit anfangen müssen, zum

mindesten selbst sich der Kunst der Publicistik zu befleißigen — einer Kunst, an deren erfolgreicher Ausübung größere Meister im Schreiben und im Regieren gescheitert sind. Sie werden früher oder später nicht blos der Neutralität, sondern einer positiven Theilnahme der öffentlichen Meinung bedürfen. Die Geschichte vom Zauberlehrling könnte sich umkehren. Es ist schwer, ohne im Besitz der Zauberformel zu sein, die Geister, die man heraufbeschworen, wieder loszuwerden. Es ist nicht leichter, die Geister, die man in Bann gethan hat, wenn man ihrer bedarf, zurückzurufen. Und wird man ihrer nicht bedürfen? Wir haben unsere Meinung bereits gesagt, daß man ihrer immer bedarf, aber es könnte sein, daß die Zeiten nicht fern sind, da man der Stimmen, die gut preußisch klingen, nicht genug wird haben können. Die am mächtigsten und aufregendsten reden, die sich leidenschaftlicher heben, wenn es sich um Recht und Freiheit und Verfassung handelt, sind nicht die schlechtesten und nicht die, deren man wird entbehren mögen, wenn es sich um die Abwehr fremder, ausländischer Gewalt und Hinterlist handeln sollte. Fürchtet nichts: — aus dem tiefsten Verstummen werden sie sich laut um die Rettung des Vaterlandes drängen, — aber nicht Ihr werdet sie commandiren und nicht um Euretwillen werden sie ihre Pflicht thun! Es ist ein Unterschied zwischen Bismarck und Hohenzollern. Nicht alle sind antipreußisch, die nicht unbedingt zu der Fahne des derzeitigen Ministeriums schwören, und so überreich an Kräften ist selbst dieses mächtige Königreich nicht, daß einzig und allein das Aufgebot aller derer, die heute über die Niederlage des Liberalismus jubeln, den Staat aus allen, auch kriegerischen Gefahren retten könnte.

Aber im luftleeren Raum politische Experimente machen — wenn es nur überhaupt möglich wäre, ein solches Vacuum herzustellen! Es ist im sittlichen Gebiete unmöglicher als im natürlichen. Die reactionären Blätter zunächst werden fortfahren mit ihrem mißtönenden Geräusch die Luft zu erfüllen. Nicht Alle werden so billig sein, die Stimme derselben, wie wir gethan haben, von der Haltung der Regierung streng zu scheiden. Wir verwahren uns feierlich dagegen, als ob wir den Rath ertheilen wollten, auch diese Blätter zu verwarnen; wir wünschen ihnen wie uns die vollste Redefreiheit —, aber soviel ist gewiß: man lasse nur sie frei gewähren, und eine Saat von Unfrieden der Staatsangehörigen untereinander, von „Haß und Verachtung" gegen die Regierung wird ausgestreut werden, daß es Zeit kosten wird, das gewucherte Unkraut wieder auszureuten. Dies jedoch ganz bei Seite. Gesetzt, die auf die Presse gerichtete Absicht würde vollständig erreicht, gesetzt, es gelänge, den einen Theil zur allerfrömmsten Haltung zu zähmen, den anderen völlig zum Schweigen zu bringen: — wäre man denn mit der Presse der ganzen öffentlichen

Meinung Herr? Es ist fast ein Menschenalter her, seit Dahlmann die Worte drucken ließ: „Die Preßfreiheit gehört in einen wohlumhegten Garten von blühenden Freiheiten, isolirt gedeiht sie nicht;" und er rieth daher den Staatsregierungen, „sich bei Zeiten darauf einzurichten, daß sie eine freie Presse zu ertragen im Stande sind." Isolirt gedeiht sie nicht — nun, so wird sie sich auch isolirt nicht ausrotten oder bis auf den Stumpf verschneiden lassen. Man kann nicht die Preßfreiheit in Fesseln legen und Freiheit des Versammlungs-, des Vereinigungs-, des Petitionsrechtes, Ständeversammlungen und Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen gestatten. Die Freiheit der Presse, was ist sie anders als der Exponent des Geistes, der ein Staatswesen überhaupt durchdringt, und viel eher daher könnte man damit aufhören, sie eingehen zu sehen, als damit anfangen, sie zu verbieten. Von Zweien Eins. Entweder es wird nutzlos sein, der Presse Schweigen und äußerste Zurückhaltung aufgelegt zu haben. Nur den Platz wird der Geist der Opposition gewechselt haben; er wird fortfahren, sich in allen den Organen zu regen, — ungebehrdiger vielleicht und formloser zu regen —, die noch in ungebrochener Lebenskraft fortbestehn; das Abgeordnetenhaus vor Allem wird sich zu einem hundertfach verstärkten Echo der zum Flüstern wiedergewarnten Zeitungen machen, es wird im Momente seines Zusammentritts die bisherige Stille mit dem durchdringenden Schrei der Klage und der Forderung, mit der lautesten Verurtheilung, der schonungslosesten, erbittertsten Kritik einer Regierung unterbrechen, deren erste Handlung nach dem Schluß des Parlaments die Verordnung vom 1. Juni war. Unmöglich, daß sich die Unterzeichner dieser Verordnung darüber die mindeste Illusion machen. Wenn aber nicht, so drängt sie die Logik zu dem Zweiten. Sie sehen sich genöthigt, dem ersten Schritt andere folgen zu lassen. Das Bedürfniß, ohne Widerstand und Einrede nach dem eigenen Sinne zu regieren, führt sie zur Suspension des Versammlungsrechts, zur Auflösung des Abgeordnetenhauses, zur Octroyirung eines Wahlgesetzes, zum Umsturz der ganzen Verfassung. Dahin weist sie die Logik. Denn vor solchen äußersten Maaßregeln, deß' sind wir gewiß, wird Eid und Gewissen, wird ein höchster Wille, vor dem wir uns in Hoffnung beugen, die Minister wie das Land bewahren. Sie lieben ihr Land wie wir. Wer aus Pflichtgefühl irrte, mag aus Pflichtgefühl auch wieder einlenken. Es giebt noch ein Drittes und in diesem Dritten allein ist Rettung; — es ist die Umkehr von dem betretenen Wege, die Rückkehr zum Vertrauen auf den gesunden Sinn, auf die unzweideutigen Wünsche und Bedürfnisse der Nation.

Fürwahr, wir sagen das Alles nicht, um aufzureizen und zu verwirren, sondern um der Aufregung und Verwirrung zu steuern. Denn Verwirrung

in der That erblicken wir nicht blos in den Verlegenheiten, die sich im weiteren Verfolge aus der jüngsten Octroyirung ergeben müssen, sondern auch in der unmittelbaren Wirkung derselben. Die in solcher Weise uns auferlegte Diät des Schweigens und Leiseredens ist, meinen wir, eine auch direct gefährliche, eine positiv schädliche Cur. Denn gefährlicher als bei dem physischen ist es bei dem socialen Körper, ein Organ durch Mittel zu heilen, welche andere Organe allzu stark angreifen. Wir wollen nicht von der zu straffen Anspannung des Gehorsams der Beamten reden, sondern einzig von dem Einfluß, den der neue Modus der Zügelung der Presse, wenn er dauert, auf das Rechtsbewußtsein und auf die Stellung des Richterstandes üben muß. Es ist factisch eine furchtbare Zwickmühle, in der sich die Presse zwischen der juridischen Controlle durch die Gerichte und der politisch-moralischen durch die Administrativbehörden befindet. Wir entgehen vielleicht einer Verwarnung durch die Letzteren, aber ein einzelner unbewachter Ausdruck macht uns straffällig vor dem Richter. Der Staatsanwalt entdeckt in unseren Artikeln keinerlei Verstoß gegen das Strafgesetz, aber in ihnen allen, wenn man sie moralisch summirt, wenn man an ihre Wirkung im Zusammenhange denkt, wenn man vielleicht gar auf die Zeit vor der Verordnung zurückgreift, waltet eine Stimmung, ein Geist, der — wäre es nur möglich ihn in Einem Satze vor den Richter zu stellen — eine Verurtheilung zu verdienen scheinen könnte: — darauf hin werden wir verwarnt, zum zweiten Male verwarnt, suspendirt oder verboten. Das ist eine üble Situation; aber übler, viel übler doch die Verwirrung des öffentlichen Rechtsbewußtseins. Sollen wir uns in unserem Gewissen gegen das Urtheil des Gerichtshofes mit der Schonung von Seiten der Regierung, oder sollen wir uns gegen die von der Regierung gesprochene Sentenz mit der Straflosigkeit vor dem Richter decken? Denn daß beide Sentenzen immer übereinstimmten, ist so wenig wahrscheinlich, so wenig im Sinne der neuen Verordnung! Das administrative Verfahren ist ja gerade als eine Ergänzung, als eine Correctur des richterlichen Verfahrens gemeint. Verhängnißvolles Dilemma, entweder den Glauben an die Macht und Zulänglichkeit des Rechtsverfahrens oder an die Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit der Administrativentscheidung einzubüßen! Gestehen wir es, diese Erwägung der wahrscheinlichen Folgen der neuen Verordnung ist nicht geeignet, unsere Unsicherheit über ihre Verfassungsmäßigkeit zu zerstreuen. Es ist die praktische Kehrseite ihres mißlichen Ursprungs, die uns vor Augen tritt. Auch wenn sie erweislich gegen keinen Artikel der Verfassung verstieße: sie scheint, wenn es auch uns gestattet ist, diese Kategorie in Anwendung zu bringen, durch ihre Gesammthaltung gegen den Geist der Verfassung zu verstoßen.

Constatiren wir nach Allem, in wie tiefgreifender Differenz wir den Ansichten der Regierung gegenüberstehn.

Nicht daß wir den moralischen Nothstand des Staates, nicht daß wir die Aufregung der Gemüther leugneten, allein wir leugnen, daß das gewählte Mittel das zutreffende ist. Wir glauben, die Regierung irrt sich in dem Mittel, weil sie sich in der Diagnose irrt. Sie verwechselt die Symptome der Krankheit mit der Krankheit selbst. Sie glaubt, daß die Presse jene Aufregung hätte hervorbringen können, wenn der Keim dazu nicht in einem positiven Leiden schon vorhanden gewesen wäre. Sie behandelt die tiefe Verstimmung, die den Körper der Nation zu neun Zehntheilen ergriffen hat, nach der Analogie eines Straßentumults, den ein mißvergnügter Pöbelhaufen erregt hat. Sie beachtet nicht den Unterschied der Zeiten. Was 1848 im November möglich war, das, meint sie, werde ähnlich auch im Juni 1863 gelingen. Sie bedenkt nicht, daß die Aufregung von damals die Aufregung eines weit verbreiteten revolutionären Fiebers war, indeß die gegenwärtige aus tiefstem Frieden, auf dem Boden der beschworenen Verfassung in einem Volke hervorgewachsen ist, das keinen anderen Wunsch hegt, als in Frieden mit seinem Königshause, geschützt in seinen Rechten nach seiner Verfassung zu leben. Sie übersieht, wie die Nation seit dem Staatsstreich vom November 1848 durch eine vierzehnjährige Schule constitutionellen Lebens gegangen ist, und sie unterschätzt, so scheint es, den Umstand, daß die damaligen Lenker des Staats für ihr erstes Eingreifen einen großen Theil der liberalen Partei auf ihrer Seite, daß sie selber dagegen die geschlossene Masse aller Parteien — bis auf die Eine gegen sich hat, die sich in der Neuen Preußischen Zeitung und auf der Tribüne des Herrenhauses vernehmen läßt. Zu spät, am unrechten Orte und in der unrechten Weise ergreift sie die Initiative. Sie selber muß der Presse das Zeugniß ertheilen, daß die Haltung derselben im Herbst 1859 und während der nächstfolgenden Zeit zu keiner Klage Anlaß gegeben habe. Woher der Umschlag? Das Ministerium Schwerin wurde bald genug der Gegenstand lebhafter Angriffe. Deshalb — so meinen diejenigen, welche heute am Ruder sitzen, — weil es die Freiheit des Wortes und der Wahlen rücksichtslos walten ließ. Deshalb — so haben wir damals dem uns befreundeten Ministerium in unermüdlicher Wiederholung zugerufen, — weil es nicht gleichzeitig und gleich energisch die praktische Lösung der concreten Fragen der Freiheit in die Hand nahm. Daher die wachsende Unzufriedenheit und das Drängen, daher die Agitation im Lande, daher das Parteitreiben und der vordrängende Ungestüm der Presse. Die Bedürfnisse des Landes nun sind dieselben geblieben, zu den Versäumnissen und Fehlern der früheren Minister aber sind

schwerere der folgenden gekommen. Die Hartnäckigkeit, mit der man die Heeresreformfrage auf die Spitze trieb, bis sie zur Verfassungsfrage wurde, die ganze herausfordernde Weise, mit der das gegenwärtige Ministerium neben dem Interesse des Staates zugleich sein persönliches Selbstgefühl einsetzte — diese ganze Politik, der es endlich die höchste Weisheit schien, dem Abgeordnetenhause gegenüber eine lediglich abweisende, negative Haltung einzunehmen, — das war es, was der Leidenschaft und dem Parteitreiben auch auf der anderen Seite Nahrung gab, was die Gährung wachsen, den Conflict auf ein Maximum steigen ließ. Hic Rhodus, hic salta. Das ist der Nothstand des Landes, den die Presse nicht gemacht, sondern nur widergehallt hat. Diesem Nothstand gilt es Abhülfe zu schaffen — versucht, ob Euch das mit einer Verordnung wie diese über die Presse, ob es mit einer gefesselten öffentlichen Meinung leichter gelingt als mit Hülfe der ungefesselten!

Wir unserer Seits haben kein anderes Ziel als eben dieses: Verständigung auf dem Grunde der wahren Bedürfnisse des Landes und auf dem Grunde der unbeschädigten Verfassung. Und von diesem Gesichtspunkt aus formuliren wir schließlich unsere Forderungen für das Verhalten der liberalen Presse unter dem Druck der neuen Verordnung.

Wir können nicht bergen: die Haltung dieser Presse gegenüber dem Schlage, auf den sie doch nicht völlig unvorbereitet war, hat der Würde ihrer Aufgabe nur theilweise entsprochen. Nicht die Pflicht der Selbsterhaltung im schlechtesten Sinne des Wortes ist die höchste. Nicht ein feiges Verstummen, ein Zurückweichen noch hinter die Grenzen des Erlaubten steht denen an, die darauf pochen, daß sie der öffentlichen Meinung zum Ausdruck verhelfen. Diejenige Presse ist todt, die sich auf passiven Widerstand resignirt; das geringste Maaß activen Widerstandes, das irgend Gesetz und Umstände gestatten, ist in politischen Dingen werthvoller, ehrenvoller und wirksamer als ganze Massen jenes unsichtbaren, unfindbaren Widerstandes, der nicht widersteht. Nur Eins ist noch unwürdiger und wir beklagen tief, daß sich auch dafür innerhalb der liberalen preußischen Presse, wenn auch nur vereinzelte Stimmen gefunden haben, — wir meinen die Uebung der Kunst, das, was man nicht mehr offen heraussagen könne, verkappt und hinterlistig zu verstehen zu geben. Es ist gleich wichtig für den Sieg, den Kampf nicht aufgeben und den Kampf nicht entwürdigen. Nicht darum handelt es sich, unter allen Umständen das Schicksal der Verwarnungen und der Verbote zu vermeiden, sondern darum, es so wenig wie möglich zu verdienen. Es ist in unseren Augen keine Selbsterhaltung, wenn man zwar seine Firma, aber nicht seinen Charakter erhält; es hieße propter vitam

vivendi perdere caussas. Sagen wir es heraus: nur die Presse, welche redet, nach Pflicht und Gewissen redet, verdient es erhalten zu werden, nur an ihrem Bestehen ist irgend etwas gelegen. Gewiß doch, daß dieser ganze Kampf, in dem wir mitteninne stehen, zum Heile des Staates nur geendet werden kann, wenn Mann für Mann, jeder einzelne Bürger treu bei seiner Fahne bleibt und wenn er gleichzeitig durch strenge Gesetzlichkeit dem Gegner Achtung und den Glauben abnöthigt, daß es ihm einzig um die Sache, nicht um eigennützige Parteizwecke, einzig um die höchsten Güter, um Recht und Verfassung, um Gedeihen, Macht und Ehre des Vaterlandes zu thun ist. Hierzu soll und darf die Presse auffordern, für solches Verhalten hat sie aber vor Allem mit ihrem Beispiel voranzugehn — einem großen und wirksamen Beispiel, da es unter den schwierigsten Verhältnissen gegeben wird. Ja, gegen diese Verhältnisse selbst gehe sie an. Sie zeige, daß, wenn es sich wirklich darum handelt, „auf den Boden der Sittlichkeit und der Selbstachtung zurückgeführt zu werden," sie in der That auf diesem Boden sich fühlt. Sie umgebe sich mit allen guten Geistern deutscher Bildung und deutscher Vaterlandsliebe, sie entziehe der Regierung jeden gegründeten Anhalt zu der Beschuldigung der Unsittlichkeit, sie führe täglich und ununterbrochen den Beweis, daß die Voraussetzung nicht stichhaltig ist, von der die Regierung bei dem Erlaß ihrer Verordnung ausging und die allein die Aufrechthaltung derselben entschuldigen könnte. Die Tugend der Selbstachtung wird ihr an's Herz gelegt — eine große Tugend und eine schöne Mahnung, wie und woher die Mahnung auch komme! Sie befolge sie, indem sie vor Allem jenen echten Muth zeige, der nicht in einem einmaligen Anlauf sich erschöpft, sondern in zäher Ausdauer sich bewährt und steigert. Sie protestire gegen die Behandlung, der man sie unterworfen hat, durch ihre stete, tägliche Haltung. So schwer es ihr werde, sie lasse sich durch die bisherige Praxis der Verwarnungen so rasch nicht den Glauben rauben, daß das ehrliche und reine Wort eine gute Statt findet; denn auf diesen Glauben ist sie gegründet.

Ach, indem wir es schreiben, fühlen wir an uns selbst die ganze Schwierigkeit der Aufgabe, die uns obliegt! Denn auch Mäßigung, auch Leidenschaftslosigkeit, vielleicht bis zur äußersten Grenze menschlicher Geduld, werden wir uns anzuschaffen haben. Wer lehrt uns, jedes Wort der bewegten Seele zu bewachen? Es gilt nichts destoweniger der alte Satz, daß der Politiker unter allen Umständen an das Gegebene anzuknüpfen hat. Die Verordnung vom 1. Juni bildet bis auf Weiteres den gesetzlich bestehenden Zustand. Von diesem Zustand auszugehn ist unerläßlich. Wir unsererseits haben den festen Willen, es in diesen Blättern

zu thun und durch alle Stadien hindurch die Erfahrung zu bestehn, wie weit es möglich ist. Wir denken auch ferner, wie heut, die Politik der Regierung mit unserer Kritik zu begleiten. Wir leugnen nicht, daß wir manches Wort auf einen leiseren Ton gestimmt, manche Wendung vorsichtiger verwahrt haben, als wir im Elemente freierer Bewegung gethan haben würden, aber auch das Bewußtsein haben wir, daß wir unsere Meinung ehrlich und ganz, daß wir nichts als die Wahrheit nach bester Ueberzeugung gesagt haben. In dieser Haltung denken wir zu stehen oder zu fallen, denn Eins verstehen wir nicht und verschmähen es zu lernen — zu lernen, wie man seine Meinung verhehlt oder mit Larven umhängt. Gedient ist niemals Keinem mit der Lüge, und

„O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort
Die Brust."

Politische Correspondenz.

Berlin, den 29. Juni 1863.

Sie haben diesmal Ihrem Correspondenten das Feld ziemlich eng begrenzt, innerhalb dessen er seinen monatlichen Bericht zu halten habe. Denn nach den Andeutungen, die Sie mir über die Erklärung zugehen lassen, mit der Sie selbst die Verordnung vom 1. d. M. und das Verhältniß dieser Jahrbücher zu derselben begleitet haben, bleibt mir — zumal auch die große europäische Frage einstweilen noch völlig ungeklärt vor uns liegt — kaum etwas Andres als eine Ergänzung der von Ihnen beabsichtigten Ausführungen, vor Allem aber der Ausdruck meiner herzlichen Uebereinstimmung mit den allgemeinen Principien übrig, die für unsere politisch-literarische Haltung maaßgebend bleiben sollen.*)

In der That nämlich, wenn wir uns überlegen, in welcher Art wir dem veränderten Rechtszustand gemäß Ton und Haltung dieser unserer politischen Besprechungen verändern sollen, so müssen wir uns ja wohl in keiner geringen Verlegenheit befinden. Tendenziösen und egoistischen Motiven war auch bisher unsere Discussion fern. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, verderblichen Strömungen Widerstand zu leisten, mochten sie von Unten oder von Oben kommen. In unserm Bewußtsein und in unserer Absicht wenigstens waren wir

*) Wenn unser Correspondent trotzdem im Folgenden einen und den anderen Punkt zum zweiten Male berührt hat, den der unmittelbar vorangehende Aufsatz bereits hervorgehoben, so wird, auch abgesehen von der verschiedenen Methode der Besprechung, die Wichtigkeit des Gegenstandes diesen Umstand bei unsern Lesern entschuldigen. A. d. H.

durch keine Rücksicht geleitet außer durch die auf die Sache und auf das Wohl des Vaterlandes. Niemand, der nicht ein Lügner oder ein Thor ist, wird uns vorwerfen können, daß die Art, wie wir unsre Kritik geübt, danach angethan gewesen wäre, die Ehrfurcht gegen die Krone oder den öffentlichen Frieden zu untergraben, die Einrichtungen des Staates dem Haß und der Verachtung auszusetzen, oder zum Ungehorsam gegen die Gesetze anzureizen. Aber unsere Haltung gegen das heutige Regierungssystem war die einer klaren und bewußten Opposition. Unsere Ueberzeugung — unsere auf gewissenhafter Einsicht in die Bedürfnisse und Bedingungen des preußischen Staatswesens ruhende Ueberzeugung stand leider im Widerspruch mit fast allen Maaßregeln, die seit mehr als einem Jahr in Preußen getroffen worden sind. Wir haben diesen Widerspruch bisher mit Ernst, mit Maaß, mit Gründen, die in der Sache und in vernünftiger Ueberlegung fußten, geltend gemacht. Es bleibt uns also — so meine auch ich — keine Wahl als in der bisherigen Weise fortzufahren oder überhaupt in diesen Blättern den Raum leer zu lassen, welcher der politischen Erörterung gewidmet war, und auch ich entscheide mich für das Erstere.

Für das Erstere. Denn zu dieser freien, in den Grenzen der Sitte und der Vernunft sich haltenden Erörterung bedürfen wir, soweit in Preußen das Recht geachtet wird, nicht der Gunst und der Nachsicht irgend einer Verwaltung. In den eigenen Motiven der Verordnung ist dies ausgesprochen. Der Artikel 27 der Verfassung garantirt jedem Preußen das Recht, durch Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern. Er verbietet die Censur, er fordert, daß jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung stattfinde. Es mag an dieser Stelle unentschieden bleiben, ob mit Gesetzeskraft erlassene Verordnungen in diesen „Weg der Gesetzgebung" mit eingerechnet werden können, ob also die Befugniß, welche der Artikel 63 der Regierung ausnahmsweise verleiht, auf das Gebiet der Presse überhaupt anwendbar ist. Aber selbst wer diese Frage bejaht, wird doch zugestehen müssen, daß eine Preßordonnanz **rechtlicher** Weise das allgemeine Princip der freien Meinungsäußerung nicht aufheben darf. Denn dieses Princip ist ein integrirender Theil des Staatsgrundgesetzes, welchem nach Artikel 63 etwaige Verordnungen nicht zuwiderlaufen dürfen. Durch den Regierungserlaß vom 1. Juni unter die Controlle der Administration gestellt, appelliren wir also an jenes durch keine Administration umzustoßende Grundrecht. Man mag den Begriff der freien Meinungsäußerung so eng begrenzen wie man will, jedenfalls wird er nicht begrenzt, sondern in seiner Wurzel vernichtet, wenn es nicht mehr gestattet sein sollte, eine eigene, von der officiellen Politik abweichende Ansicht zu äußern, wenn es nicht mehr gestattet sein sollte, an diese Politik und ihre einzelnen Erscheinungen eine objective Kritik zu legen. Die Verordnung vom 1. Juni ist dem System des Napoleonismus nachgebildet. Indessen ist selbst in Frankreich den politischen Parteien die freie Bewegung, wenigstens dem Princip nach, insoweit gestattet, als sie nicht das Fundament des Staates, die Dynastie und die Acte, durch welche diese sich begründet hat, in das Bereich ihrer Discussion zieht. Man wird doch auf Preußen nicht die Schmach laden wollen, daß irgend eines seiner Ministerien, um sich in Autorität zu erhalten, der

Freiheit noch engere Schranken ziehen müsse, als die Regierung eines Parvenu dies zu thun gezwungen ist!

Die Juniverordnung ist auf Grund eines Artikels publicirt, welcher neben dem Artikel 109 zu den verhängnißvollsten Bestimmungen unsres Staatsgrundgesetzes gehört. Ohne Zweifel giebt er der Regierung die Befugniß zu einer provisorischen Legislation. Ohne Zweifel knüpft er aber auch diese Befugniß an bestimmte Schranken und Bedingungen, so daß sie weder für jeden Gegenstand noch in jeder Lage und Zeit in Thätigkeit gesetzt werden darf. Wenn also überhaupt noch eine freie Meinungsäußerung in Preußen existiren darf — und es wird dies, wie gesagt, ausdrücklich zugesichert —, so muß es auch gestattet sein, die Frage aufzuwerfen, ob das Ministerium jene Schranken und Bedingungen eingehalten hat, ob sein Erlaß, der in dem Artikel 63 allerdings einen äußeren Anhalt findet, auch mit dem Sinn und der Absicht dieses Artikels, mit dem Geist der Verfassung übereinstimmt.

Wir werden diese Frage nicht unbefangner beantworten können, als wenn wir in aller Kürze historisch auf die Verhandlungen der Revisionskammern zurückgehen, durch welche der genannte Paragraph seine heutige Gestalt gewonnen hat. Die Intention des Gesetzgebers wird uns über die Bedeutung des Gesetzes orientiren. Bei der Revision der octroyirten Verfassungsurkunde vom 5. Dec. 1848 nahm die Debatte über den Inhalt des heutigen Artikel 63 eine hervorragende Stelle ein. Seine Wichtigkeit war durch die Theorie wie durch die Praxis den Kammern gleich nahe gelegt. Durch die Theorie: denn es war evident, daß das Wesen des Constitutionalismus, die Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen der Krone und der Volksvertretung, in dem Artikel alterirt werde. Durch die Praxis: denn von allen Bestimmungen der Decemberurkunde war keine häufiger zur Anwendung gekommen; es waren auf ihrer Grundlage binnen Jahresfrist etwa ein Viertelhundert Gesetze publicirt worden. So fand sich denn auch in der Commission der zweiten Kammer keine Stimme, die den Artikel in dem Wortlaut, den er am 5. Dec. empfangen, dauernd beibehalten wollte. Die strengeren Constitutionellen, fast die Hälfte der Commission, verlangten seine Streichung. Es giebt, so ungefähr motivirten sie ihre Ansicht, gewisse Fundamentalsätze, durch welche die constitutionelle von der absoluten Monarchie abgegrenzt wird. Ein solcher Grenzstein ist der Artikel 100, der die Erhebung von Steuern und Abgaben davon abhängig macht, daß dieselben in das jährliche Etatgesetz aufgenommen oder durch besondere Nachtragsgesetze bewilligt worden sind. Ein solcher Grenzstein ist ferner der Artikel 62, der zu jedem Gesetz die Uebereinstimmung des Königs und der beiden Kammern erfordert. Die Bestimmungen, welche mit diesen Fundamentalsätzen in Widerspruch stehen, müssen hinweggeräumt werden. Wie dem Artikel 100 der Artikel 109 widerspricht, welcher der Regierung die Forterhebung der Steuern bedingungslos gestattet, so steht der Artikel 63 im unversöhnlichen Gegensatz zu dem allgemeinen Grundsatz, daß in einem constitutionellen Staat nichts als Gesetz gelten darf, was nicht die Zustimmung der Nation gefunden hat. Der Artikel etablirt eine wenigstens provisorisch gesetzgebende Gewalt, bei welcher zwei der zur Legislation berufenen Factoren ausgeschlossen sind. Er setzt eine Ausnahme von

der constitutionellen Regel, wie sie, außer in der alten französischen Charte von 1814, in keiner Verfassung zu finden ist. Nun aber besteht eben darin das Wesen und die Sicherheit der constitutionellen Freiheit, daß es überhaupt eine solche Ausnahme nicht geben kann, daß die Regel unverrückbar und unbedingt besteht, daß niemals durch irgend eine Zauberformel das, was nicht Gesetz, nicht gemeinsamer Wille der Staatsfactoren ist, als Gesetz ausgegeben und dem Volk äußerlich aufgezwungen werden kann. Auf diese Gleichmäßigkeit und Verläßlichkeit gründen sich die edelsten Güter eines freien Staatswesens, das Selbstgefühl der Bürger, ihr Vertrauen zu der Regierung, ihre Achtung vor den Autoritäten, die es zu vollziehen haben. Es mag Fälle geben, wo die vorübergehende Ausübung einer dictatorischen Gewalt für die Erhaltung des Staats nothwendig ist, aber für solche abnorme Fälle darf keine Norm innerhalb der Verfassung existiren. Dem Minister, welcher, um die Existenz der Gesellschaft zu retten, Paragraphen der Verfassung überschreitet, wird hinterher die Indemnitätsbill der Kammern nicht fehlen, aber er soll seine außerordentliche Handlung auf seinen Kopf nehmen. Wird dagegen das Octroyiren im voraus legitim gemacht, so werden alle Cautelen, welche man hinzufügt, vor den gefährlichsten Mißbräuchen nicht schützen. Das gerade ist wichtig, daß ein extremes Ministerium, welches gegen das Grundgesetz des Staates angehen will, sofort mit der nackten Gewalt hervortreten muß, daß es nicht irgend einen Artikel vorfindet, den es als formellen Grund für solche Verordnungen geltend machen kann, welche es gegen den Geist der Verfassung treffen will. — So sagten, so argumentirten die strengeren Constitutionellen.

Wir haben Ursache es zu beklagen, daß diese Motive in den beiden Kammern nicht durchschlugen. Wie bei der Verhandlung über das Finanzcapitel, über die Erhebung und Verwendung der Steuern, so fehlten auch bei dieser Frage die Erfahrungen, welche seitdem hinter uns liegen. Die rechte Revision der Verfassung eines Volkes kann eben nicht durch theoretische Erwägungen, sondern nur durch seine praktischen Geschicke und Leiden bewerkstelligt werden.

Die Mehrheit der Kammern erklärte sich gegen die Streichung. Sie ging von der Ansicht aus, daß dieser Schritt einer Zeit überlassen werden müsse, wo die constitutionellen Zustände sich weiter ausgebildet und befestigt hätten. In dem Uebergangsstadium, in welchem man sich damals — wenige Monate nach den tiefsten inneren Erschütterungen — befand, hielt sie sich verpflichtet, die Regierung für exceptionelle Zustände auch mit exceptioneller Befugniß auszurüsten. Sie ging dabei von der Illusion aus, daß es möglich sein werde, durch eine strengere Fassung des Paragraphen seinem Mißbrauch Schranken zu setzen. So wurde in Betreff des Gebietes, auf welches die Verordnungen sich erstrecken dürften, eine Grenze gezogen. Sie sollten der Verfassung nicht zuwider laufen, es sollte der Bestand unsres Grundgesetzes von ihnen nicht berührt werden können. Ferner wurden die Verhältnisse, durch welche eine Octroyirung allein zulässig werden sollte, genauer bestimmt. Statt des allgemeinen Ausdruckes „dringende Fälle", dessen sich die Urkunde vom 5. Dec. 1848 bedient hatte, wurden die beiden Bedingungen festgestellt: „Wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend

erfordert.« Aus den Berichten der Commissionen, aus den Reden im Plenum erkennt man klar, daß die Kammern hierbei lediglich an große und ernste Krisen, an Krieg oder Revolution, an außerordentliche Ereignisse wie Hungersnoth, Ueberschwemmung u. s. w. dachten. Für solche Momente ernster Gefahr oder einer wirklichen Störung der Staatsordnung sollte, sofern blos executive Maaßregeln nicht ausreichten, der Regierung die Möglichkeit gegeben sein, ihren Willen in der Form provisorischer Gesetze sofort zur Geltung zu bringen. Ein Fall, auf den man sich wiederholt berief, war z. B. der Aufstand in Elberfeld, der im Interesse der dortigen Kaufmannschaft zu einem Erlaß über die Prolongation der Wechselfrist Anlaß gegeben hatte. In solcher Beschränkung auf wirkliche partielle oder allgemeine Nothstände glaubte man eine Bürgschaft gegen Uebergriffe gefunden zu haben. Die Vertheidiger des Artikels, unter ihnen Herr v. Manteuffel, beriefen sich für seine Fortexistenz auf die Stürme, die auch nach der Besiegung der Revolution im eigenen Lande noch von Außen drohen, auf die Wogen, die von anderen Ländern über Preußen hereinstürzen könnten. »Glauben Sie,« fragte der Minister, »daß die Regierung von der Befugniß je einen leichtsinnigen Gebrauch machen werde? Halten Sie dafür, daß es ein angenehmes Geschäft sei, interimistisch erlassene Gesetze später vor den Kammern zu vertreten und sich der Gefahr auszusetzen, von dem Lande desavouirt zu werden? Unter allen Entschließungen war die zum Erlaß interimistischer Verordnungen für mich die peinvollste und qualvollste.«

Es war noch ein anderer in den damaligen Verhältnissen der Gesetzgebung liegender Umstand, welcher einen Theil der Liberalen bewog, für die Fortdauer des Artikel 63 zu stimmen. Der preußische Staat befand sich in der außerordentlichsten Umbildung, die er jemals erfahren hatte. Ein neues Grundgesetz, neue Organisationen der Justiz, neue Formen für Gemeinden und Kreise, für das Steuersystem u. s. w. waren im Werden. In dem theilweisen Chaos, welches durch diesen Zusammenstoß des Alten und Neuen auf dem Gebiet der Legislation entstanden war, schien es nothwendig, der Regierung das Recht zum raschen Eingriff zu gewähren, nicht um bedeutende politische Fragen zu lösen, sondern um im Kleinen und Einzelnen Uebereinstimmung und Ordnung herzustellen, um für die Lücken und Dissonanzen, die sich hier und da ergeben mochten, im Moment des Bedürfnisses Abhülfe zu schaffen.

Wie gesagt, mit den beiden Bestimmungen: Oeffentliche Sicherheit und ungewöhnlicher Nothstand glaubte man die Situation, in welcher der Artikel 63 allein in Wirksamkeit treten sollte, genau bezeichnet zu haben. Ja, jene Schranken schienen der ersten Kammer so fest und so eng, daß sie sich eine Zeit lang sträubte, den Beschluß des andern Hauses sich anzueignen. Indessen fanden sich auch Abgeordnete, welche besorgten, daß jene beiden Cautelen nach der subjectiven Ansicht des Regierungsfactors interpretirt und beliebig gedehnt werden möchten, und die daher, falls die Streichung des Artikels nicht durchzusetzen sei, nach schärferen Verclausulirungen suchten. Schon die Urkunde vom 5. Dec. hatte das Recht zur Octroyirung selbstverständlich auf die Zeit beschränkt, wo die Kammern nicht versammelt seien. Es wurden nun Amendements eingebracht, durch welche diese bloße Zeitbestimmung deutlich und bestimmt zu einer sachlichen Be-

dingung entwickelt werden sollte. Verordnungen ohne Mitwirkung der Kammern sollten hiernach nur zugelassen werden, wenn die Umstände, durch welche die Regierung sie motivire, erst nach dem Schluß der Session eingetreten seien. Der Grund dieser Vorsicht ist klar. Der Eine gesetzgebende Factor, der sich beständig in Function befindet, sollte die Zwischenzeit zwischen zweien Sessionen nicht wie eine gute Gelegenheit benutzen; die gleichsam stellvertretende Befugniß, die ihm für die anderen Factoren zeitweise eingeräumt wurde, sollte er nur für sie aber nicht wider sie anwenden können.

Die Amendements, welche diese weitere Beschränkung beantragten, wurden allerdings verworfen, indessen nicht, weil man ihre Absicht mißbilligte, sondern weil man dieselbe bereits in dem Wortlaut eingeschlossen und erfüllt fand, welchen der Artikel heute in unserer Verfassung hat. Man ging von der Voraussetzung aus, daß künftige Ministerien sich hüten würden, Ordonnanzen zu erlassen, für die sie der nachträglichen Einwilligung der Landesvertretung nicht moralisch gewiß wären. Man hielt es für einen seltsamen Einfall, daß ein Ministerium gleichsam seine Freude daran finden könnte, auf seinen eigenen Kopf statt in Gemeinschaft mit den Kammern Gesetze zu geben. Selbst der scharfsinnige Referent der zweiten Kammer, Camphausen, fand die Forderung jener Amendements allzu ängstlich. Dem Sinne nach sage ja der Vorschlag der Commission dasselbe. Es verstehe sich von selbst, daß die Regierung die Kammern nicht nach Hause gehen lassen könne, um demnächst für Fälle, die schon vorher vorgelegen, im Wege der Verordnung einseitig vorzugehen. Er könne die beantragte Fassung nicht empfehlen, hauptsächlich weil er sie für überflüssig halte.

Wir fassen das Ergebniß unseres Rückblickes zusammen. Es ist wahr, die Revisionskammern ließen eine Art provisorischer Dictatur als einen möglichen Ausnahmezustand bestehen. Aber sie hielten die Ausübung dieser dictatorischen Gewalt nur dann für berechtigt, wenn etwa der Feind an die Landesgrenze ziehe, wenn der Umsturz der Staatsordnung drohe, wenn große Calamitäten Freiheit und Eigenthum der Bürger in Gefahr brächten, oder wenn die Risse und Lücken des in der Umwandlung begriffenen Rechtszustandes die rasch nachbessernde Hand der Gesetzgebung erheischten. Wir suchen heute vergebens nach irgend einem Umstand, der sich unter diese Kategorien reihen ließe. Sie dachten sich ferner, daß der Act der Verordnung nur mit der genauesten Rücksicht auf die Ueberzeugungen der Landesvertretung und in der begründeten Hoffnung auf ihren nachträglichen Beitritt würde unternommen werden. Jedermann weiß, wie es mit dieser Hoffnung in unserem heutigen Falle steht. Sie setzten endlich als selbstverständlich voraus, daß die Umstände, welche die Regierung zu ihrer einseitigen Action veranlaßten, erst nach dem Ablauf der Session an's Licht getreten sein müßten. Die „leidenschaftliche und unnatürliche Aufregung" unserer Presse aber ist vor dem 27. Mai nicht geringer gewesen als in den Tagen nachher. Sie waren endlich fern davon, dem Regierungsfactor eine neue Waffe gegen die ihm ebenbürtigen Factoren in die Hand zu geben; sie wollten ihm das Recht gewähren, das Urtheil der letzteren im Nothfalle zu anticipiren, aber keineswegs das Recht, diesem Urtheil direct zu widersprechen.

Wenn also die stenographischen Berichte unserer Landesvertretung eine gute

Quelle für das Verständniß der Verfassung sind, so vermögen wir über die Rechtmäßigkeit der Preßordonnanz nicht so zu denken wie die, welche sie erließen. Sie steht im Widerspruch, wenn auch nicht mit jeder möglichen formalen Interpretation, so doch gewiß mit der bei seiner Entstehung an den Tag gekommenen Absicht, mit dem historisch von uns ermittelten Sinne des Artikel 63.

Unsere Gegner mögen der Ansicht sein, daß noch heute wie 1849 die Rechtszustände Preußens sich im Flusse befänden, daß Recht bei uns nicht durchaus nur das sei, was verbrieft und geschrieben steht, sondern was durch die Wucht der Ereignisse sich geltend zu machen weiß. In diesem Sinn vernahmen wir im vorigen Jahre den Ausspruch, daß in einem Conflict, wie der unsrige, jeder kämpfende Theil die hinter seiner Ueberzeugung stehenden Machtmittel gebrauche und daß der Macht alsdann die Entscheidung anheimfalle. In diesem Sinne denkt man vielleicht auch jetzt, es werde, was den jüngsten Schritten an evidenter, allgemein zugestandener rechtlicher Begründung fehlt, durch den Erfolg ersetzt werden. Es ist ja unleugbar, daß die neuliche Maaßregel den gewünschten nächsten Effect gehabt hat. Mit Ausnahme jener Einen Rechtsverwahrung, die von dem Organ der altliberalen Partei in Berlin ausging und der nur ein Theil der preußischen Zeitungen sich anschloß, hat sich die Presse den neuen Verhältnissen einstweilen gefügt, und das besorgteste Gemüth würde heute in ihren Spalten keine Spur von aufreizender Leidenschaft mehr entdecken können. Wir wissen sehr wohl, daß es zwecklos sein würde, der Macht gegenüber zu trotzen. Wären aber unsere Zeitungen der Ausdruck und die Unternehmung fester politischer Parteien, während sie bis heute großentheils eine private geschäftliche Basis haben, so würden sie vielleicht mehr Einmüthigkeit, mehr Entschlossenheit und mehr Haltung — in früherer Zeit gegen die Sinnlosigkeiten des Radicalismus und in neuester Zeit gegen die Maaßregeln der Reaction gezeigt haben. Nur die städtischen Corporationen sind durch die letzten Regierungsacte in eine lebhafte Bewegung gebracht. Es konnte indeß den Aufsichtsbehörden und in letzter Instanz dem Ministerium nicht schwerfallen, diese Regungen niederzuwerfen, den Zweck der Adressen und Deputationen zu vereiteln. Die Deputationen wurden nicht angenommen. Die Regierungen verwiesen die Magisträte und Stadtverordneten-Versammlungen auf den Paragraph 35 der Städteordnung, wonach die Letzteren nur dann über andere als Gemeinde-Angelegenheiten berathen dürfen, wenn solche durch besondere Gesetze oder in einzelnen Fällen durch Aufträge der Aufsichtsbehörden an sie gewiesen seien, und darauf hin untersagten sie den Magiströten die Ausführung jener Petitions- und Deputationsbeschlüsse. Die Stadtverordneten-Versammlungen wiesen dem gegenüber nach, daß zu den „Gemeinde-Angelegenheiten" auch allgemeine Maaßregeln der Regierung und allgemeine Grundsätze der Gesetzgebung gehörten, soweit der betreffenden Commune dadurch besondere Nachtheile erwüchsen. Sie beriefen sich auf das Beschwerderecht, welches jedem einzelnen Unterthan zustehe. Sie machten geltend, daß die Communal-Behörden, auch abgesehen von dem laufenden Geschäftsgang der Communal-Verwaltung, das berechtigte Organ seien zum Ausdruck von Ueberzeugungen der Gesammtbürgerschaft. Sie stützten sich, und namentlich die Berliner Commune konnte sich auf zahlreiche Antecedentien stützen und konnte endlich den Zu-

tritt zu der Allerhöchsten Person durch Adressen und Deputationen als ein altes, oft geübtes Ehrenrecht für die Hauptstadt in Anspruch nehmen. Auf Grund alles dessen mochten die Communal-Behörden protestiren und den Beschwerdeweg einschlagen — die Regierungen fingen an, die angedrohten Executiv-Maaßregeln und Ordnungsstrafen in Anwendung zu bringen, und so scheint in der That im Ganzen und Großen und für's Erste Schweigen der Rest zu sein und Ruhe als das Ergebniß der ministeriellen Energie hervorzugehen. Viele, die in unserem weiteren Vaterland dem Verlauf der preußischen Krise mit leidenschaftlicher Spannung folgten, sind über dieses jetzige Stadium verwundert und betroffen. Sie verglichen den Junierlaß mit jenen Ordonnanzen, welche einst das Ministerium Polignac mit ungefähr gleichem formalen Recht, auf Grund des Artikel 14 der französischen Charte erlassen habe. Sie erwarteten, daß der ähnliche Schlag ähnliche Wirkungen hervorbringen oder sie doch sichtbar vorbereiten werde. Weil das nicht geschah, weil die Aufregung nicht gestiegen, weil Organisationen zum Widerstand nirgends versucht sind, darum scheint der Ruf des preußischen Volkes grade bei denen, die es wegen der Entschiedenheit seiner äußersten Parteien bisher am lautesten rühmten, gegenwärtig in's Sinken zu gerathen. Unser Urtheil lautet anders. Weil wir vermöge unserer deutschen Natur auf die Repression anders reagiren, als es in Frankreich geschah, darum hoffen wir auch eine andere Freiheit zu erringen, als sie das Julikönigthum oder Napoleon III. der französischen Nation gebracht hat.

Im Uebrigen enthalten wir uns jeder Interpretation der Stimmungen, mit welchen das Land den Schluß der Session und das darauf Folgende entgegengenommen hat. Die Deutung fällt je nach den Wünschen der Parteien verschieden aus. Die Organe der Reaction jubeln über die Theilnahmslosigkeit des Volkes; wir Anderen kennen eine Stille und Ruhe, welche die gemachten Erfahrungen sammelt, um sie künftig um so sichrer und nachhaltiger, in gesetzlicher Weise zu verwerthen. Die Zukunft wird beweisen, welche Ansicht Recht hat; aber Eine Cardinalfrage läßt sich schon heute aufwerfen, und durch ihre Beantwortung entscheidet sich zugleich, mit welcher Aussicht auf schließlichen Erfolg unser Regierungssystem seine jetzigen Wege geht. Die Unterwerfung der Presse ist an sich noch ein geringer Gewinn, sie hat nur Werth, wenn sie als Mittel zu weiteren Zielen führt. Der Zeitpunkt kommt doch endlich heran, wo das Unterhaus wieder zusammentreten, wo auch die Preßverordnung seiner Genehmigung vorgelegt werden muß. Auch dann allerdings, wir gestehen es zu, giebt es noch eine mögliche Wendung. Wir sind bei der Staatshaushaltsfrage an eine so scharfsinnige Buchstäblichkeit der Auslegung gewöhnt, daß wir uns auch für den Artikel 63 darauf werden gefaßt machen müssen. Vielleicht findet man, daß nach dem Wortlaut dieses Artikels für die Fortexistenz einer Verordnung nicht die Genehmigung, sondern nur die Vorlage zur Genehmigung erforderlich ist. Vielleicht hilft man sich noch einmal mit einem raschen Schluß der Session, ehe die Versagung selbst erfolgt und ehe die Finanzgeschäfte des Landtages erledigt sind. Nur freilich ist eine solche Politik keine Lösung, sondern eine Verschiebung und Aufthürmung der Schwierigkeiten. Der entscheidende Punkt, um den es sich handelt, ist, kurz gefaßt, der: hat die Partei, welche heute die äußerliche Macht

bei uns besitzt, soviel Einfluß auf das Volk, um die constitutionellen Formen wieder in ihre Gewalt zu bekommen, um ein williges Unterhaus sich zu verschaffen? Kann diese Frage nicht bejaht werden, so sind die gewaltsamen Curen, die man jetzt anwendet, nur eine unheilvolle Verschlimmerung der Krankheit. Denn es ist weder möglich, Preußen zum Absolutismus zurückzuführen, noch seine jetzige Verfassung formell umzustoßen und an ihrer Stelle eine neue zu setzen. Kann die feudale Partei nicht noch einmal, wie ihr dies früher nach den Schrecken und der Abspannung der Revolution gelang, die Abgeordneten-Wahlen in ihre Hand bekommen, so sind alle sonstigen dictatorischen Schritte nur Ein großer Fehler. Man wird sie zurückthun müssen, und — die bisherigen Gerechtsame der Krone sind es, auf deren Unkosten der Rückzug geschehen wird.

Wir haben den inneren Grund angedeutet, weshalb das heutige System nach unserer Ueberzeugung ein vergebliches Ringen bleiben wird. Wir könnten diesem Gedanken noch andere Ausdrücke geben, ohne seinen Inhalt zu verändern. In jedem, auch dem unvollkommensten constitutionellen Staat, muß die oberste Gewalt auf irgend eine Partei sich stützen. Sie stützt sich de facto augenblicklich bei uns auf die Reste unserer antiliberalen Aristokratie. Aber diese Stütze reicht nur aus, so lange man den Mechanismus der Verfassung stillstehen läßt, und dieser Stillstand kann der Natur der Sache nach immer nur ein Interimisticum sein. Mit all' ihren Machtmitteln, mit Hunderttausend Bayonetten ist die oberste Gewalt doch nicht stark genug, um, auf die Dauer, jene Basis entbehren zu können, die ihr heute entgeht, — das Vertrauen des Bürgerthums. Traurige Conflicte, deren Schuld sich auf viele Seiten vertheilt, haben die Einsicht in diese Nothwendigkeit für eine Zeit lang getrübt. Schwache oder dienstwillige Rathgeber haben diese Trübung benutzt oder doch keine Energie angewandt, um sie zu zerstreuen. Aber die Stunde einer besseren Erkenntniß wird wieder anbrechen.

Es wird uns nicht verwehrt sein, Thatsachen zu wiederholen und aus ihnen die Folgerungen zu ziehen, die nach den Gesetzen der Logik daraus gezogen werden müssen. Ein bedeutungsvolles Ereigniß ist bald auf die Publication der Juni-Verordnung gefolgt. Der zukünftige Träger der Krone hat sich von den jüngsten Schritten des Ministeriums öffentlich losgesagt. Er hat erklärt, daß er keinen Theil an den Rathschlägen habe, die zu diesen Schritten führten. Die herrschende Partei hat zu dieser Erklärung geschwiegen. Wir glauben dieses Schweigen recht zu verstehen, wenn wir es dahin deuten, daß sie darin die Möglichkeit erblickt hat, von der Krone verlassen zu werden. Sie fühlte: ihre Macht sinkt zusammen, wenn ihr der Anhalt bei der Krone fehlt.

So sehen wir der Zukunft aus inneren und äußeren Gründen keineswegs in trüber Hoffnungslosigkeit entgegen. Die Raschheit, mit der man heute alle Karten ausspielt, die man in der Hand hat, ist uns ein Zeichen dafür, daß das Spiel keine lange Dauer haben kann. Allerdings, wir leugnen es nicht, es war eine große Aufregung der öffentlichen Meinung, eine lebhafte und zum Theil ziel- und zügellose Parteiagitation entstanden; es hatten sich krankhafte Zustände entwickelt, zu deren Heilung mehr Geschicklichkeit, Einsicht und Energie

nöthig war, als die Regierungen in gewöhnlichen Zeiten aufzubieten pflegen. Allerdings war es besonders schwierig geworden, den Hauptgegenstand der Agitation, die Wehrfrage in einer, unsere militärischen Bedürfnisse befriedigenden Weise zu lösen. Aber diese Schwierigkeiten entstanden und wuchsen, weil man glaubte, einen constitutionellen Staat ohne die Mittel und Wege, ohne die Rücksicht und Vorsicht einer constitutionellen Regierungsmethode leiten zu können. Die Schwierigkeiten entstanden und wuchsen, weil man den rechten Fortschritt, die rechtzeitigen Compromisse verschmähte, weil man die öffentlichen Stimmungen verwildern und sich überschlagen ließ, statt durch Befriedigung ihrer berechtigten Impulse ihre Leitung in der Hand zu behalten. Auch heute noch wären die Schwierigkeiten zu ebnen, wenn man den Fortschritt, den Compromiß, die gesunde Entwickelung wollte. Niemand hat diesen natürlichen Weg der Lösung unserer Probleme, der Conservirung und Befestigung unserer bestehenden Zustände mehr widerrathen, als die Partei, die sich bei uns die conservative nennt. Sie hat uns auf den unnatürlichen Weg des Conflicts, der Repression, der gewaltsamen Mittel getrieben; sie verschwendet heute für vergleichungsweise geringfügige Aufgaben den Schatz von Macht und von Recht, welcher der Regierung als eine Hülfe für die Noth aufbehalten ist. Der letzte Ausgang wird ihren Wünschen sehr entgegengesetzt sein. In den Kämpfen, die sie provocirte, hat sich Vieles von dem, was bisher als gesichertes Recht galt, als zweifelhaft und zweideutig, als eine leichte Beute möglicher Interpretation bewiesen. Zwei Fundamentalsätze unserer Verfassung sind in diesen Kämpfen gewogen und zu leicht befunden. Mithin wird die Krisis nicht eher abschließen, das sichere Gefühl des Rechtes und der Freiheit nicht eher wieder gewonnen werden können, als bis die Garantien eines wirklichen Constitutionalismus erreicht sind, die wir 1850 nicht mehr erreichen konnten. Der Artikel 63, der in das Princip constitutioneller Gesetzgebung die Gewohnheit des Absolutismus einfügt, wird das Ende unserer Krise, so glauben wir, nicht überleben.

Notizen.

In den nächsten beiden Jahren wird man zwei bemerkenswerthe Gedenktage feiern, — im Jahre 1864 den dreihundertjährigen Geburtstag Shakespeare's, im Jahre 1865 den sechshundertjährigen Dante's. Zwei Namen, die, wie wenige, der Weltliteratur angehören, während in ihnen zugleich zwei große Culturnationen den höchsten Ausdruck ihres eigensten dichterischen Vermögens verehren; beide inmitten gährender Zeitalter, in denen eine neue Cultur sich gegen die alte absetzte, und beide das unvergängliche Eigenthum aller Zeiten, weil sie das reinste Bild ihrer Zeiten sind. Aber wie verschieden ist doch die Art ihrer Größe, ihres Ruhmes, ihrer Einwirkung! Faßt man diesen Gesichtspunkt, so treten augenblicklich jene allgemeineren Berührungspunkte zurück, und eine unendliche Kluft trennt den Dichter des Hamlet und den der göttlichen Ko-

mödie. Dies soll hier nicht ausgeführt werden; — was uns auf jene vorläufige Erinnerung an die beiden Säculartage brachte, ist eine Schrift, welche in speciellem Hinblick auf das bevorstehende Jubiläum Dante's und gewissermaaßen als eine Vorbereitung für dasselbe auftritt.

Es liegt uns der erste Theil einer neuen Bearbeitung Dante's vor: Dante Allighieri, die göttliche Komödie. Für das deutsche Volk bearbeitet von Julius Braun. Erster Band. Die Hölle. Berlin 1863. Der Verfasser weist darauf hin, daß, als wir im Jahre 1859 die Jubelfeier Schiller's begingen, dies auch in Italien nicht unbemerkt, nicht ungefeiert vorüberging; — wenn Italien das Fest seines großen Dichters begeht, wird unsere Nation dann gleichfalls in freudiger und sympathischer Mitfeier des Dichters der jenseitigen Reiche gedenken? Unser Verfasser bedauert, daß der Anschein dafür nur sehr gering ist; die nothwendige Voraussetzung einer ausgebreiteteren Bekanntschaft mit dem Gedicht Dante's fehlt bei uns noch gänzlich; derer, die dasselbe wirklich lesen und kennen, ist eine sehr beschränkte Zahl; für die Mehrzahl derer, bis zu denen der Name überhaupt reicht, ist er eben nicht viel mehr als ein Name. Der Verfasser beklagt diesen Umstand, sein Werk hat den Zweck, zu der Theilnahme, die er wünscht, unserem Volke „Verständniß und Stimmung zu geben;" er ist der Ansicht, daß vorzugsweise die Form, in der bis jetzt die göttliche Komödie dem deutschen Publicum geboten worden ist, die Schuld des Mangels trägt; er hat versucht, der Aufgabe auf einem anderen als den bisherigen Wegen beizukommen.

Bevor wir uns zu dieser neuen Uebersetzung selbst wenden, mag ein Wort über eine allgemeinere Frage gestattet sein, deren Beantwortung auch das Urtheil über jene mitbestimmen muß. Als im November 1859 man in Italien mit theilnehmender Wärme Schiller's gedachte, hörte man wohl — und die Stimmung jener Zeit ließ einen solchen Protest erklärlich finden — Manchen sich verwahren, es sei nicht der deutsche Nationaldichter, den man feiere, sondern Schiller, den poeta della libertà. Das war faßlich; wenn gleich aber auf unserer Seite eine solche Verwahrung des Nationalgefühls gern bei Seite gelassen würde, — man wird, wenn man für den fremden Dichter eine regere Theilnahme von dem „deutschen Volke" verlangt, der Frage nicht ausweichen können: in welchem Sinne, mit welchem Recht, mit welcher Wahrscheinlichkeit des Erfolgs kann ein dahin zielender Versuch gemacht werden, was kann Dante uns sein oder werden?

Man müßte zuvor sich klar machen, was er den Italiänern selbst ist. Italien erkennt in ihm seinen eigentlichen großen Nationaldichter; aber er ist es doch in völlig anderer Weise, als es für ihre Nationen z. B. Schiller oder Shakespeare sind. Freilich ist Dante der Schöpfer der klassischen poetischen Sprache geworden; er war es, der die noch kaum ein Jahrhundert alte selbständige italiänische Literatur losriß von dem Gängelband der provençalischen Troubadourpoesie, in deren ganz abhängiger Nachahmung sie herangewachsen war; so schuf er auf der Schwelle zweier großer Zeitalter, zurückblickend und vorschauend, das Werk ohne Gleichen, an dem „Himmel und Erde mitgearbeitet haben." Allein ist das, was den eigentlichsten und letzten Kern von Dante's Wesen und Welt-

anschauung bildet, ein specifisch Italiänisches? Hat irgend eine Hauptrichtung dieses Volksgeistes in diesem Dichter seinen allgemein und immer gültigen Ausdruck erhalten? Es würde schwer sein, etwas dieser Art nachzuweisen. Auch Macchiavell ragt kopfhoch über Alles hinaus, was neben ihm den italiänischen Namen trägt; aber seine Erscheinung ist völlig erkennbar vermittelt in der voraufgehenden Geschichte des italiänischen Geistes, und ihre Spuren sind von da ab in allen Perioden nachweisbar. Von Dante kann man nicht das Gleiche sagen. Was am meisten in die Augen fällt, ist der geringe Einfluß, den die „göttliche Komödie" auf die Weiterentwicklung der italiänischen Literatur gehabt hat; funfzig Jahre nach Dante's Tod ward Boccaccio in Florenz zum öffentlichen Erklärer des Gedichts bestellt, und im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert entstand jene lange Reihe gelehrter Commentare, welche die noch andauernde Beschäftigung mit demselben bezeugen. Aber schon war es nur noch die Sache der gelehrten Arbeit; das Culturleben Italiens hatte mittlerweile ganz entgegengesetzte Bahnen eingeschlagen: für die Dichtung in italiänischer Sprache wurde Petrarca der maaßgebende Kanon, und in der antiquarisch-humanistischen Begeisterung, die nun fast zwei Jahrhunderte lang Italien erfüllte, schien es fast, als sollte die zu neuem Leben erweckte klassische Sprache von Latium das von Dante mit so hohem Stolz geschaffene und verkündigte „volgare illustre" wenigstens aus den höheren Gattungen der Literatur wieder verdrängen. In jeder Beziehung war der Geist dieses und noch mehr der folgenden Zeitalter weit von Dante entfernt: es gehört eben auch ein so einsam dastehender Mensch, wie Michelangelo, dazu, um in einigen Stücken wieder an ihn zu erinnern; aber in der Periode des romantischen Epos, oder gar weiterhin in der der Akademien und der Arcadier, wo möchte man auch nur den leisesten Anklang daran finden, daß der Ausgangspunkt dieser Literatur jenes erhabene Gedicht war, welches die höchsten und tiefsten Fragen der Menschheit in seinen Kreis gezogen?

Man würde kaum umhin können, eine völlige Umwandelung des italiänischen Volksgeistes, eine völlige Abkehr von seiner früheren Natur anzunehmen, wollte man die göttliche Komödie wirklich als ein eigentliches italiänisches Nationalepos, als ein Product dieser speciellen Volksindividualität betrachten. Sie steht gewissermaaßen nur mit Einem Fuße innerhalb der Nationalität, mit deren Sprache, deren historischer und poetischer Staffage sie bekleidet ist (und es ist allerdings nicht zufällig und bedeutungslos, daß es gerade diese Nation ist); als geistiges Ganze gehört sie dem Mittelalter, als culturhistorischer Einheit über den Nationalitäten, an; den gesammten Bildungsstoff des mittelalterlichen Geisteslebens faßt Dante zusammen, und er berührt sich in ihm mit den Regungen neuer Art, die jetzt, und in Italien zuerst, zu erwachen begannen: er selbst steht mitteninne zwischen zwei Weltaltern, weder völlig der Bürger des einen, noch des andern — noch viel weniger mit seinem ganzen Wesen der Mann einer bestimmten Nationalität in exclusivem Sinne. Ueber drei Jahrhunderte, kann man sagen, hat das italiänische Volk mit diesem größten Dichter seiner Zunge nicht zusammengelebt; man darf sich von dem trügerischen Schein der bibliographischen Statistik nicht täuschen lassen; wenn gleich das achtzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl von Ausgaben des Dante aufweist, —

Alfieri wird doch guten Grund gehabt haben, wenn er zu Anfang unseres Jahrhunderts behauptete, es gäbe in ganz Italien nicht dreißig Personen, die die göttliche Komödie gelesen hätten.

Und nun freilich, jene Wiedergeburt Italiens in diesem Jahrhundert, die mit Alfieri, Foscolo, Monti begann, hat vor Allem den Namen Dante's auf ihr Panier geschrieben; durch alle Parteien geht das gleiche Streben, an diesem Symbol nationaler Größe sich wieder aufzurichten, darin begegnen sich Balbo und Mazzini, Neapel und Piemont. Aber was ist es, was diese Wiedererweckung Dante's Italien eigentlich eingebracht hat? Wir lassen das formal Literarische bei Seite, so wenig die Wichtigkeit zu verkennen ist; auch die italiänische Sprache hat begonnen, von dem Studium Dante's her mit neuen Säften belebt zu werden. Aber man wird nimmer behaupten können, daß Italien dazu gekommen, oder auf dem Wege wäre, einen rechten Ausdruck seines eigenen Wesens in dem Gedankeninhalt der göttlichen Komödie zu fühlen; die drastischen Bilder der Hölle verfehlen ihre Wirkung nicht, aber ihr tieferer Hintergrund, und was darüber in Fegefeuer und Himmel sich erhebt, wird wohl schwerlich je wieder das Gemeingut der Nation werden, wie es dieses, im Grunde genommen, nie war. Jene Wiederaufnahme Dante's ging einer langen Zeit schweren politischen Ringens in Italien voran; es konnte nicht fehlen, daß man den Dichter als Bundesgenossen zu gewinnen suchte, und es ist in vollstem Maaße geschehen — mit vollem Recht, aber doch nur mit einem Schein der Wahrheit. Man muß beobachten, wie ein aufrichtiger Mann, wie Cesare Balbo, in seiner Biographie Dante's sich dreht und windet, um dem Mißbehagen der Bemerkung zu entgehen, daß der große Ghibelline doch eigentlich sich wenig zum Chorführer der modernen Bestrebungen Italiens eignet; während Andre mit genialer Spitzfindigkeit den Altvater der Geheimbündnerei aus ihm zu machen suchen.

Aber nichts desto weniger: Tausende haben seitdem immer und immer wieder das: Italia mia, di dolore ostello etc. ausgerufen und sich wenig darum gekümmert, daß dieser Schmerzensruf Dante's doch einem Ideal galt, das von dem ihrigen sehr verschieden war. Und darin liegt die Sache. Dante ist dem neuen Italien nicht ein nationales Gut, mit dem es sich bis in die innersten Tiefen seines Wesens hinein eins fühlte; er ist ihm ein großartiges Symbol, um das man sich schaart, wenn es auch nur halb verständlich ist. Und dazu kommt nun noch Eins, was die Wahl dieses Symbols begreiflich macht. Wir möchten sagen, es ist nicht sowohl der Dichter, als der Mensch Dante, woran das neuere Italien wieder gelernt hat sich erbauen; über eine weite Kluft von Jahrhunderten zurückblickend sieht der Italiäner an der Schwelle seiner neueren Geschichte das Bild dieses Mannes in seiner einsamen, alle anderen überragenden persönlichen Größe; manche anderen wird er bewundern, verehren, lieben, aber keiner gleicht diesem in der vollendeten Reinheit der Erscheinung, keiner ist so wie er das klassische Bild des ganz auf sich gestellten Mannes aus Einem Guß; und gerade jenes Einsame in seinem Wesen, jene sittliche Wucht, jene Herbe und Bitterkeit, je weniger sie in dem Charakter des italiänischen Volkes selbst liegen, um so mehr zogen sie dasselbe an, gleichsam durch den Reiz des Gegensatzes, oder durch den, das eigene Wesen durch ein so fremdartig Verehrungs-

würdiges, was doch zugleich ein Heimisches ist, ergänzt zu sehen. Es liegt in der Verehrung Italiens für Dante noch immer etwas von dem Grauen jener Veroneserinnen, die in den eisernen Zügen seines Gesichts noch die Spuren seiner Höllenwanderung zu erkennen meinten.

Wir kommen damit zu unserm Thema zurück. Wir meinen, Dante ist kein Dichter für das Volk; er ist es nur in sehr beschränktem Sinn für das italiänische, noch weniger aber kann er es je für das deutsche werden. Nicht darum ist er es (wie unser neuester Uebersetzer wohl meint) bis jetzt nicht geworden, weil ihm ein Schlegel als Uebersetzer gefehlt hat, sondern dieser hat ihm gefehlt, weil Dante nie in unserem Geistesleben eine Stellung, ähnlich der Shakespeare's einnehmen kann. Man wird eben zugestehen müssen, daß einer der größten Dichter aller Zeiten, vermöge der eigenthümlichen Natur seines Genius, und des Gegenstandes, zu dem ihn dieser führte, nur eine kleine Gemeinde haben kann, und wie dies, wenn man von wirklichem Lesen und Verstehen spricht, in dem Heimathsland Dante's selbst der Fall ist, so wird es auch bei uns nicht anders sein können.

Von dieser Seite her also würden wir den Versuch Braun's, die göttliche Komödie zu popularisiren, keinen glücklichen nennen können; wenn aber derselbe der Meinung gewesen ist, sich auch eines fortlaufenden Commentars entschlagen zu sollen und das Gedicht, ohne Erklärung des Einzelnen nur durch seine allgemeinen Schönheiten wirken zu lassen, so scheint uns auch dies auf einer nicht begründeten Annahme zu beruhen; der Vergleich mit dem, was wohl bei Shakespeare auch eines Commentars bedürfte, trifft für Dante doch nicht zu, während gewiß der einfache Leser hier durch die Menge der unverständlich bleibenden Einzelheiten weit mehr gestört wird, als wenn er sich die Erklärungen aus bündigen Noten zusammenlesen müßte. Die immerhin gut zusammengestellte Einleitung des Verfassers kann aber doch diesem Bedürfniß nicht genügen.

Es bliebe die Uebersetzung selbst. Wir befinden uns ihr gegenüber in getheilter Stimmung. Sowie die ganze Arbeit unseres Verfassers überall den warmen Hauch einer wahren Begeisterung für den Gegenstand und eines feinen poetischen Verständnisses empfinden läßt, so bietet auch seine Uebersetzung unstreitig große Schönheiten; der Vers fließt ihm leicht und klangvoll aus der Feder, der Reim fügt sich ihm mühelos und natürlich, die Sprache hält sich fast durchweg auf der Höhe des Originals. Trotzdem kommen wir nicht über das Hauptbedenken hinweg. Die bisherigen Uebersetzungen haben entweder sich ganz an das Original angeschlossen und die schwierige Form der Terzine mit ihrem dreifach verschlungenen Reim beibehalten, wie Kannegießer und Streckfuß, oder sie haben, wie Philalethes und Kopisch, um dem Original treuer bleiben zu können, den Reim ganz aufgegeben. Der neueste Uebersetzer nun hat einen mittleren Weg eingeschlagen; er empfindet, wie unentbehrlich hier der Reim ist, aber er giebt die Terzine auf und übersetzt einfach in fünffüßigen Jamben mit ganz freier und abwechselnder Anwendung männlicher und weiblicher Reime. Unzweifelhaft hat er damit den Erfolg erreicht, daß das Gedicht in dieser Form sich leicht und anmuthigen Klanges dahin liest — nur daß eben dies einen Eindruck erzeugt, der doch dem Original nicht ganz homogen ist. Der Vers Dante's

liest sich nicht, wie ein Sonett Petrarca's oder eine Stanze Ariosts; es gehört zu seinem wesentlichen Charakter eben jenes schwerere Einhergehen in dem strengen Gesetz eines nicht ganz leichten Vers- und Reimsystems, und die Schwere des Inhalts hat dadurch ihr entsprechendes Gegenbild in Klang und Gang des Verses. Die Terzine ist daher für eine wirklich treue Wiedergabe des vollen Eindrucks doch unentbehrlich, und trotz mancher Mängel würden wir den Uebersetzungen, die sie beibehalten haben, unbedingt den Vorzug geben. Findet man, daß die treue Wiedergabe des Sinnes im Deutschen durch die allerdings ja sehr beengende Form der Terzine zu sehr beeinträchtigt wird, so scheint uns das Aufgeben des Reims immer noch eher erträglich, als die Einführung eines ganz freien, willkürlich gewählten Reimsystems; es wird dem Gedichte damit eben jener Charakter strenger Gebundenheit in der Form genommen, der ihm so wesentlich ist, und Manches in dasselbe hineingebracht, was ihm durchaus fremd ist; namentlich das Nebeneinanderstellen reimender Zeilen wirkt für den, der den Klang des Originals im Ohre hat, befremdend und wird fast unerträglich, wo dies männliche Reime sind:

> Und wie der eine Schatten also sprach,
> Weinte der andere, daß das Herz mir brach.
> Entkräftend Mitleid lös'te mir die Glieder,
> Und leblos, wie ein Leichnam, fiel ich nieder.

Indeß, wie schon gesagt, der Verfasser richtet sich mit seiner Uebersetzung vorzugsweise an die Kreise, denen Dante bisher gar nicht, oder wenig zugänglich gewesen ist, und wir thun daher vielleicht Unrecht, diesen Maaßstab anzulegen. Den Zweck, Dante in Deutschland populär zu machen, wird das Buch nicht erreichen; aber immerhin mag es Manchem als erste Einführung gute Dienste thun, und in diesem Sinne wünschen wir ihm den besten Erfolg. —

Einigen unserer Leser ist vielleicht noch ein Aufsatz im 5. Bande dieser Zeitschrift in Erinnerung, der unter der Ueberschrift: „Alte und neue Rechtszustände in Preußen“ zunächst eine Darstellung der Justizreformen unter Friedrich II. gab. An diese Erinnerung möchten wir am liebsten anknüpfen, wenn wir heut — was diesem Ort sonst fern zu liegen scheinen könnte — auf eine in der Berliner Akademie der Wissenschaften am 29. Januar d. J. gelesene Abhandlung aufmerksam machen. Doch was bedarf es solcher Anknüpfung und Rechtfertigung? Sie liegt in dem Thema selbst. „Friedrich der Große und sein Großkanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts. Von Adolf Trendelenburg.“ So der Titel der in besonderem Abdruck aus den Schriften der Akademie uns vorliegenden Abhandlung. Patriotisches und wissenschaftliches, philosophisches und historisches Interesse durchdringen sich in derselben. Der Verfasser, indem er hier seine „Historischen Beiträge zur Philosophie“ um einen neuen vermehrt, indem er uns gleichsam eine Zugabe zu seinem schönen Werke über das Naturrecht schenkt, wirft zugleich ein neues Licht auf den Geist der Regierung des großen Königs,

gewährt uns zugleich einen neuen Einblick in den Ernst und Eifer desselben, seinen Staat auf das Recht, das Recht auf die Vernunft zu gründen. Immer von Neuem ist der Anblick eines solchen Strebens belehrend und erhebend: er ist es doppelt in einer Zeit, in welcher, wie Trendelenburg in der Vorrede zu seinem Naturrecht sagt, „die Welthändel so laufen, daß man an die Wahrheit der alten Fabeln vom Wolf und Lamm und von Reineke Fuchs leichter glauben lernt, als an ein Recht auf dem Grunde der Ethik." Wir brauchen die Gründlichkeit der Forschung, die schmucklose Anschaulichkeit und Reinlichkeit der Darstellung, welche diese wie alle Arbeiten des Verfassers auszeichnen, nicht besonders zu rühmen. Ihr Werth ist überdies durch die Hülfe verbürgt, welche er aus dem königlichen Geheimen Staatsarchiv schöpfen durfte, so daß wir die gewonnenen Resultate mit vollem Zutrauen hinnehmen dürfen. Dieselben spitzen sich in der Aufdeckung des Zusammenhangs des Naturrechts jener Zeit mit der ersten Justizreform Friedrich's des Großen zu. Trendelenburg entwickelt zunächst die Grundzüge der naturrechtlichen Ansichten Cocceji's in ihrem Zusammenhange mit denen seines Vaters Heinrich von Cocceji und weiter mit denen von Hugo Grotius und Pufendorf. Er führt uns demnächst durch alle Stadien der praktischen Wirksamkeit des Mannes. Ueberall sehen wir den König durch seinen Willen die Einsicht und den Eifer seines Dieners bald antreiben, bald unterstützen; wir sehen, wie „durch des Königs entsagende Weisheit der Rechtsgang von eingreifenden landesherrlichen Rescripten befreit wird, welche nicht selten in der deutschen Justiz einen Machtspruch an die Stelle der richterlichen Ueberzeugung gesetzt und die Rechtsordnung verkehrt hatten." Wir sehen, wie zum ersten Mal ein allgemeines deutsches Landrecht, das corpus juris Fridericiani, zu Stande kömmt. Ausführlich wird es von dem Verfasser charakterisirt. Er zeigt, wie dasselbe überall darauf ausging, an die Stelle des Verwickelten das Einfache zu setzen, wie überall darin die Anschauungen des römischen Rechtes vorherrschen, vor Allem aber — dies bildet die Summe seiner Ausführungen —, wie es das wissenschaftliche Naturrecht, das Naturrecht der beiden Cocceji war, welches durch dieses Gesetzbuch seinen Canal in das preußische Recht fand. Es sind Lichtpunkte in der Geschichte, wo immer die Macht der Theorie, die Macht des Gedankens und der wissenschaftlichen Ueberzeugungen zur Umgestaltung der praktischen Lebensbestände sichtbar wird. Oefter geschieht dies in revolutionärer, segensreicher doch, wie hier, in reformatorischer Weise. Cocceji, — um mit Worten des Verfassers zu schließen — stellt uns das erste Stadium des großen geschichtlichen Vorgangs dar, der in Preußen zum allgemeinen Landrecht führte und in unserer Zeit zu einer gemeinsamen deutschen Gesetzgebung treibt. Cocceji's Arbeit ist das erste Glied in einer Kette, an der noch die Gegenwart die letzten Ringe hämmert.

Berichtigung. Dem Verfasser des Artikels über die kleine Schrift von Nitzsch: Die evangelische Bewegung in Italien, im Aprilheft unserer Zeitschrift (Bd. XI. S. 434 ff.) ist ein Irrthum begegnet, den wir als solchen auf seinen Wunsch bezeichnen und berichtigen. Indem er nämlich daselbst, S. 437, Proben

von den etwas gröblichen Urtheilen des Verfassers über den Nationalcharakter der Italiäner beibringt, läßt er ihn sagen „Das gar leicht angenommene (sic) Morden hat bei aller Grausamkeit" u. s. w. Dieses Citat, trotz des markirenden „Sic" ist falsch. Die Stelle lautet bei Nitzsch in sprachlich völlig unverfänglicher Wendung: „das gar leicht genommene Morden." Ein dolus malus — so ungefähr schreibt uns unser Mitarbeiter nach der Entdeckung seines Irrthums — hat mir wahrhaftig fern gelegen, es bleibt nur eine hallucinatio mentis übrig, die mich dazu geführt haben muß, in eine Schrift, in der ich so viel Unbilliges fand, auch noch eine Geschmacklosigkeit hinein zu lesen. Möge mir das errare humanum zu gute kommen.

Verantwortlicher Redacteur. R. Haym in Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

